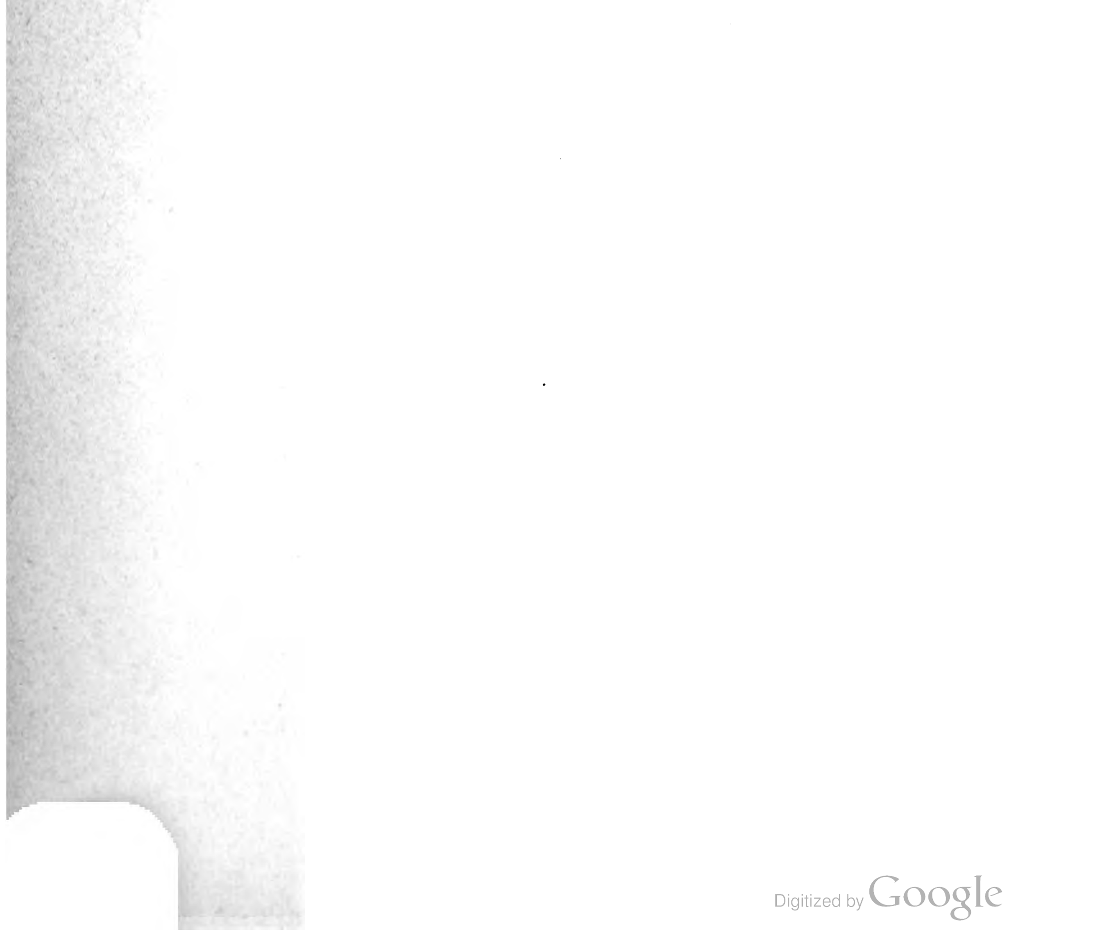


HYGIEIA.



HYGIEIA.

Gemeinverständliche Monatsschrift

für

Gesundheits- und Krankenpflege,

Menschen- und Kulturkunde

unter Mitwirkung von

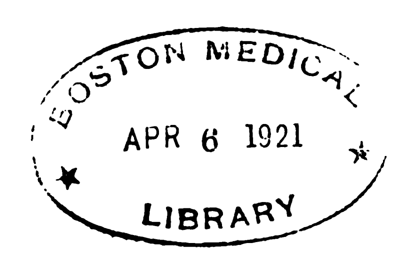
Aerzten und Hygieinikern

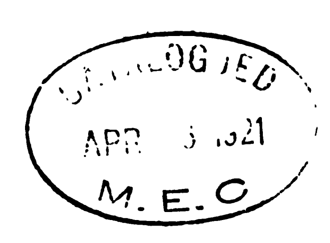
herausgegeben von

Sanitätsrath Dr. Paul Niemeyer
Arzt des hygieinischen Vereins zu Berlin.

1889.

A. Zimmer's Verlag (Mohrmann & Schreiber) Stuttgart.





Druck von Beisbarth & Woelffel (W. Fortagne) Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniss.

Heft I.

Heft II.

Heft III.

Heft IV.

Heft V.

Heft VI.

Heft VII.

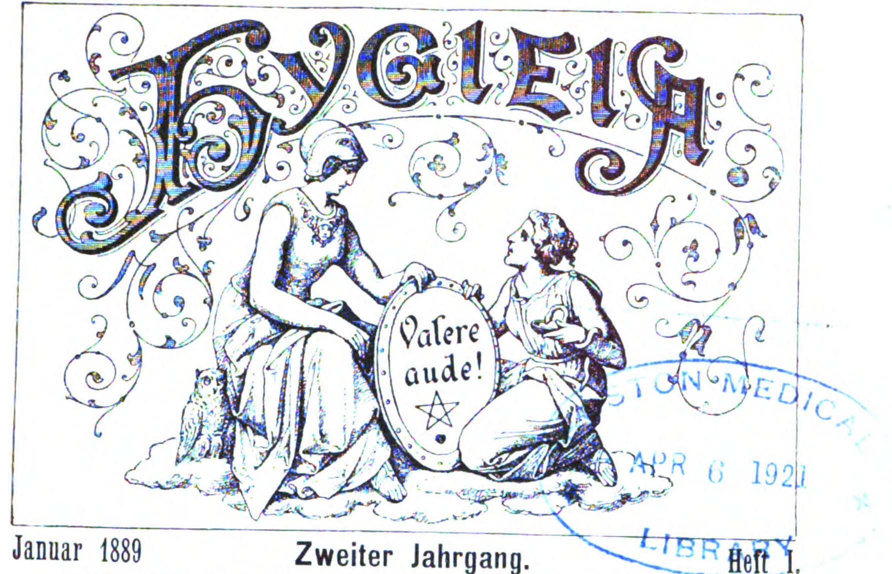
Heft VIII.

Heft IX.

Heft X.

Heft XI.

Heft XII.



Januar 1889 **Zweiter Jahrgang.** Heft 1.

Dritte Folge der ärztlichen Sprechstunden; der ganzen Reihe Nr. 113.

Sämmtliche Sendungen für die Redaction sind an den Herausgeber in Berlin W, 10, Inserataufträge und Bestellungen an die Verlagshandlung in Stuttgart zu richten. Die Herren Mitarbeiter und Inserenten, welche nicht über geeignete künstlerische Kräfte zur Illustrirung ihrer Beiträge und Inserate verfügen, werden gebeten, sich zu diesem Zwecke mit der Verlagshandlung in Verbindung zu setzen. Abdruck oder auch nur sofortige Lesung und Rücksendung unverlangter Manuscripte oder Recensionsexemplare kann nicht gewährleistet werden.

Bacillen.

95) Vorgefühl der Gesundheit.

Täuschet ihr mit eurem Wechseltanze,
Du, o Wunsch, und Du, o Hoffnung, mich?
Oder naht im Purpurnelkenkranze
Frohen Trittes die Gesundheit sich?
Will sie von dem Dämon mich erlösen,
Welcher meine Kraft gefangen nahm?
Soll ich wiederum zu Dem genesen,
Der ich der Natur vom Busen kam? —

. . . .

Herr des Lebens, willst Du mich erhalten,
O, so gib nur Eins — Gesundheit mir!
Dankend will ich Dir die Hände falten,
Aber bitten weiter Nichts von Dir.
Kühn durch Klippen, Strudel, Ungeheuer
Lenk' ich, allgenugsam mir alsdann
Auf des Lebens Ocean mein Steuer:
Selbst sein Gott ist ein gesunder Mann!

G. A. Bürger.

Aerztliche Grössen der Gegenwart oder Vergangenheit.

3. Dr. Max von Pettenkofer.

„Der Mann, der an einer Stelle, wo vorher nur ein Halm gewachsen, deren zwei dem Erdboden entrungen, hat mehr für das Wohl der Menschheit gethan, als ein Eroberer in zwanzig blutigen Schlachten.“

Jonathan Swift.

„Es ist schön, wenn die Jugend das Alter ehrt. Mögen Sie auch zu dem glücklichen Ziele gelangen wie ich. Ich gebe Ihnen meinen väterlichen Segen auf die verschiedenen Wege, die Sie zu durchwandern haben, und wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu. Bei dieser feierlichen Gelegenheit will ich nicht verschweigen, was mich früher auf meine Bahn geführt hat: Arbeitsamkeit, Unverdrossenheit und Begeisterung für ideale Ziele waren mein Leitstern. Blicken auch Sie in unserer materialistischen Zeit auf diese Gestirne, die Sie auf sichere Bahnen führen werden.“ —

Mit diesen schlichten, an die ihm am 4. Dezember mit einem Fackelzuge huldigenden Studirenden gerichteten Worten erwies sich der Münchener Altmeister erst recht nicht blos als „einen der hervorragendsten“, sondern als den hervorragendsten Koryphäen der — wie er's zuerst nannte — Gesundheitswirthschaftslehre, deren Vertretern, insofern sie darin als Kern eine Tugend und praktische Lebensweisheit pflegen, nicht nach dem Ruhme glänzender Kunstfertigkeit oder geheimnissvoller Erzpriesterlichkeit gelüstet, sondern denen „es genügt ein Mensch zu heissen.“ Mit klarem Verständniss spendete denn auch der Prinzregent nicht das landesübliche Sternchen oder sonstigen Tand in's Knopfloch, sondern einen duftigen Blumenstrauss und wenn auch der Gefeierte vorher, wie das nun einmal solch' amtliche Laufbahn mit sich bringt, die Rangstufen vom ausserordentlichen zum ordentlichen Professor, vom Doktor bis zum Geheimerathe, Ritter hoher Orden und selbst „Erhebung“ in den Adelstand in aller Gemüthsruhe erklommen, so wurde ihm doch jetzt erst die solche Aeusserlichkeiten überstrahlende Ehrenbezeugung einer Bürgerkrone zu theil.

So kann man nach altklassischem Vorbilde sehr wohl die reiche Stiftung nennen, mit welcher, wie schon (H. XII, 407) gemeldet, die Münchener Bürgerschaft am 3. Dezember dem Siebzigjährigen huldigte. Weniger an das weltliche „health is wealth“ als an das Christenwort „wenig aber mit Liebe“ dachte wohl

der Rath der guten Stadt Leipzig, als auch er aus der Fülle seines Stiftungsschazes volle — 5000 Mark spendete! — In gewaltiger Fluth liefen ferner aus In- und Ausland von Gelehrt und Ungelehrt, Hoch und Niedrig Glückwünsche ein, redende Zeugnisse dafür, dass dem Gesundheitswirthschaftslehrer das Herz des Volkes entgegenschlägt. Ebenso wurde schon durch sämmtliche deutschen Tagesblätter und -Blättchen der im Ganzen sehr einfache und schlichtbürgerliche Lebenslauf des Gefeierten aller Welt berichtet und gewiss nicht am Lezten vom hygieinischen Vereinskreise nachgelesen.

Der Gefeierte seinerseits hatte seiner wissenschaftlichen Gegnerschaft schon auf der Berliner Cholera-Conferenz (Mai 1885), ohne sich unter die Oberherrlichkeit der Koch'schen Bacillenlehre zu beugen, die versöhnende Manneshand mit den Worten geboten:

„Man kann auch da zusammenkommen, wo man gegeneinandergeht!"

Meinerseits fanden Herrn v. Pettenkofer's wissenschaftliche Leistungen bis in's Einzelne nacheinander Würdigung in „ärztliche Sprechstunden" (laut Gesammtregister an 25 Stellen), sowie in dieser „Hygieia" Heft VII. S. 265 (Dr. Gerster's Kritik des den localistisch-epidemiologischen im Gegensatz zum contagionistisch-bacillären Standpunkt von Neuem begründenden Werkes) und seiner academischen Schöpfung widmete ich eine eingehende Studie in „Magdeburgische Zeitung" d. d. 16. Dez. 1882 Nr. 589): „Das hygieinische Institut der Universität München." Doch schon 1878 durfte ich dem Altmeister meine Schrift über den Magdeburger Choleraausbruch (IX, 325) widmen. —

Auf den ersten Blick befremdlich muss es Einen anmuthen, wenn man, wie mir dies im Januar 1881 vergönnt, im Münchener Residenzschlosse zur Wohnung des hervorragendsten Hygieinikers emporsteigend, erst bei der Hofapotheke und dann beim „Kräuterboden (sic!)" der Königlichen Apotheke vorübergeht, wie ja denn Herr v. Pettenkofer in der That ursprünglich als berufener „Hofapotheker" von diesen über den Vorraths- und Bereitungsanstalten des medizinischen „Heilmittelschazes" thronenden Wohnräumen Besiz nahm. Im Geiste jedoch liest man auch hier schon das Dichterwort:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen"

und begrüsst nachher nicht den Titular-Hofapotheker, sondern den echten und rechten Volksgesundheitsapotheker, dem wir unsererseits, uns ihm mit dem schäumenden Becher in der Hand gegenüber denkend, nachträglich den Glückwunsch darbringen:

Die Zahl der Tropfen, die er hegt,
Sei Deinen Jahren zugelegt! —

Zur Reform der inneren Medizin.

Ein Wort zur Verständigung über Ziel und Zweck der hygieinischen Schule
von
Dr. Carl Gerster in München.

Die Kulturgeschichte der Menschheit pflegt nicht einen ruhigen, gleichmässigen Entwicklungsgang zu nehmen. Nach langem scheinbarem Stillstand erfolgt zuweilen ein heftiger Ruck und die Menschheit, lebhaft erregt und zum Theile verwirrt durch eine Fluth neuer Ideen, die nicht selten politische Veränderungen zum Vorspiel haben, braucht dann lange Zeit, bis die Weiterentwicklung wieder in ein ruhiges Geleise kommt. So ging es im Alterthum mit der Einführung des Christenthums, so im Mittelalter mit der Reformation und der Entdeckung neuer Erdtheile, so geht es in der Gegenwart mit der rapiden Entwicklung der Naturwissenschaften, welche ihr das Gepräge einer Reformationszeit auf fast allen Gebieten der Kultur aufdrückt.

Während in materieller Beziehung die Nutzbarmachung von Naturkräften, z. B. des Dampfes und der Electricität, in die Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse und damit in das gesammte sociale Leben fast umgestaltend eingriff, bahnten auf geistigem Gebiete die Entdeckungen in allen Disciplinen der Naturwissenschaften, besonders in Physik, Chemie und Biologie, eine durch grosse philosophische Geister allerdings schon vorbereitete Ära an. Der Ideenkreis des denkenden Menschen ward in verhältnissmässig kurzer Zeit so mächtig erweitert, dass sich in der heutigen Literatur bereits die Grundzüge einer neuen, von der bisherigen wesentlich abweichenden Weltanschauung erkennen lassen. Der ehrwürdige Bau der alten Philosophie ist durch die Naturwissenschaften ins Wanken gerathen und selbst seine Grundmauern, die Gesetze der Logik, bedürfen nun in Bezug auf ihre Formen der Revision. Nach Umgestaltung der Philosophie wird sich auch in der Jurisprudenz — besonders im Strafrecht, dessen Grundsätze auf fast durchweg veralteten psychologischen Anschauungen beruhen, — allmählig eine Reform vollziehen.

Die innere Medizin ihrerseits hat um die Mitte unseres Jahrhunderts einen mächtigen Anlauf zur Reform genommen, ist aber auf dem von einem Skoda betretenen Pfade nicht fortgeschritten. So trefflich sich eine Reihe ihrer Hülfswissenschaften, die Physik, Chemie, mikroskopische Anatomie und Physiologie, entwickelten, die Therapie schritt um kaum ein Haarbreit voran. Im Gegentheil, — ihre energische, rasch emporblühende Schwester

Chirurgie griff und greift noch täglich hinüber in die Domäne der alten „inneren Medizin" und sucht den gordischen Knoten Therapie mit dem Messer zu zerschneiden, was jene in ihrer Ohnmacht sich wohl oder übel muss gefallen lassen. Diesen Knoten, der geschürzt wurde, als die ärztlichen Theoretiker und Praktiker die Lehren des Hippokrates vergassen, kann und wird nur eine Wissenschaft entwirren, die wohl schon Jahrtausende alt ist, aber erst in der jüngsten Zeit zum vollen Bürgerrecht unter allen übrigen Wissenschaften gelangte: die Hygieine.

„Vergleichen wir" sagt Dr. Kühne (*Die Bedeutung des Anpassungsgesetzes für die Therapie,* 1886) „die therapeutischen Fortschritte zur Zeit des Hippokrates, wo doch noch kaum von einer Naturwissenschaft die Rede sein kann, mit denen der neuesten Zeit, welcher die reichsten Hülfsmittel zu Gebote stehen, so ist es noch sehr fraglich, welche von beiden Epochen der andern an fruchtbaren Resultaten überlegen sei, und man kann sich infolge dessen kaum des Zweifels erwehren, ob wir uns auch überall auf dem richtigen Wege befinden."

Leider, fügen wir hinzu, haben gerade diese „reichsten Hülfsmittel" die Therapie oder vielmehr ihre praktischen Ausüber, die Ärzte, auf Irrwege geführt. Statt auf der von Skoda inaugurirten Bahn einer rein physiologischen Therapie weiter zu gehen und sie wissenschaftlich auszubauen, verlor man den grossen Gedanken wieder und kehrte zur Scholastik und ihrem Medizinglauben, wenn auch mit moderner Maske und einem mit sogenannter Exaktheit verbrämten Mäntelchen, zurück. Im Reagenzglas, unter dem Mikroskop und mit den verschiedensten Spiegelchen lernte man eine Unzahl neuer Erscheinungen kennen und glaubte nun, Krankheiten zu sehen, wo nur Produkte vorlagen, die der Organismus unter veränderten physiologischen Bedingungen hervorgebracht hatte. Man vergass völlig, dass der Organismus ein lebendiges, mit einer gewissen Schaffenskraft (oder nennen wir sie Lebenskraft oder sonstwie) ausgestattetes Ganzes sei. „Alle Wissenschaften, Künste und Handwerke" heisst es in dem 1851 von einem Leipziger Arzte herausgegebenen „*Sündenregister der Medizinheilkunde*" „sind mit der Zeit fortgeschritten, keine Kunst ist so sehr in Unvollkommenheit zurückgeblieben, als die Arzneikunst, und nur darum, weil die Lehrer und Ausüber derselben das Vermögen der Lebenskraft übersahen."

Die Ärzte, die aus der immer einseitiger naturalistisch werdenden naturhistorischen Schule hervorgingen, spalteten und zersplitterten sich in Spezialitäten. Die alte, naturgemässe Eintheilung in Chirurgie, innere Medizin und Geburtshülfe ward verlassen, die internen Ärzte theilten den menschlichen Körper in kleine und kleinste

Regionen und bildeten das Untersuchen und Behandeln dieser Regionen mittels complicirter Instrumente und Arzneien zu einer neuen „Kunst“ aus, was ihnen das vom Reiz der Neuheit angezogene Publikum mit grösstem Zulauf lohnte. Weder Wissenschaft noch Praxis gewannen jedoch hiebei das Mindeste.

Ein Beispiel. Es leide Jemand an einer Geschwulst im Kehlkopf. Ist er mit irdischen Mitteln gesegnet, so kann er sich's erlauben, den gesammten Heilapparat der modernen Medizin aufzubieten. Derselbe wird herbeigeschleppt von einer Reihe von Spezialärzten. Ein Arzt, der zeitlebens nichts treibt, als mittels kleiner Spiegel das Kehlkopfinnere zu beleuchten und daselbst mit sinnreich erfundenen Instrumentchen zu hantieren, der also eine „Kehlkopfautorität“ genannt wird, besieht so und so oftmal aufs Genaueste den kranken Kehlkopf. Gelingt es ihm, aus dem kranken Kehlkopf ein Stückchen der von ihm dort entdeckten „Krankheit“ herauszuzwicken, so erscheint ein zweiter Arzt, der es im Gebrauch des Mikroskops zu höchster Vollkommenheit gebracht hat, und begutachtet das herausgezwickte Krankheitstheilchen. Je nachdem das Urtheil ausfällt, ist ein dritter Arzt nöthig, der in der Messerführung so geschickt ist, dass er einen nöthig werdenden Schnitt führt, während ein vierter Arzt, der im Beklopfen und Behorchen innerer Organe Autorität ist, die dem Kehlkopfe anliegenden Körpertheile zu untersuchen hat. Ist man im Zweifel, ob die vier Aerzte das „Richtige“ gefunden haben, wird man noch weitere vier herbeiziehen, die ebenfalls als Autoritäten auf allen diesen Wissensgebieten Ruf geniessen und welche die allenfallsigen Mängel der vier erstgerufenen ergänzen.

Wir fragen: wieviele Kranke sind in der glücklichen Lage, sich der Segnungen der jetzigen ärztlichen Heilkunst durch Berufung von 4—8 Aerzten theilhaftig zu machen?

Wir fragen aber ferner jeden vorurtheilslos denkenden Arzt: Ist ein derartiges Heilverfahren wirklich eine achtunggebietende Heilkunst und ernste Wissenschaft? Nicht den einzelnen Aerzten, die in einem solchen „Kehlkopffalle“ redlich und ehrlich ihr ganzes Wissen aufbieten, gilt diese Frage, sie gilt vielmehr der derzeitigen Richtung in der inneren Medizin. Es mag anmassend erscheinen, an die klinischen Autoritäten eine solche Frage zu richten, aber wir huldigen der Ansicht, die 1847 Dr. Gleich aussprach: „Die Wissenschaft ist eine Republik und jeder wissenschaftliche Mann ist stimmberechtigter Bürger derselben. In diesem Staate gibt es keine Diktatur, keine Subordination und keine andere Gewalt, als die geistige, die sich geltend macht und regiert durch Gründe der Wahrheit, der Vernunft und der Erfahrung.“

Wir vertreten die Ueberzeugung, dass der Therapie in der inneren

Medizin eine gewisse gesunde Reaction nöthig sei, ein Zurückkehren zur Einfachheit. „Nur durch Vereinfachung kann die Heilkunst vervollkommnet werden", sagt Schubert und wir pflichten ihm völlig bei. Wir sind stolz auf unsere Fortschritte in der Physiologie und auf die vorzüglichen technischen Hülfsmittel, mittels deren wir uns über die complicirte Mechanik des menschlichen Organismus belehren können. Wir gehen aber zu weit, wenn wir uns anmassen, mittels chemischer und physikalischer Apparate das Wesen der Lebensprozesse erkennen und der Natur Vorschriften machen zu wollen. Die moderne, zur Specialistik gewordene Therapie kennt nur Materie, keinen Geist, sie kennt keine Lebenskraft, weil sie dieselbe mit ihren Apparaten nicht auffinden kann, der rohe Materialismus, in der neuesten Philosophie schon wieder überwunden, treibt in der inneren Medizin noch ganz sein Unwesen. Ohne Auffassung des Organismus als ein Ganzes wird aber die Heilkunst zu einer Heilkünstelei, zu einem — sit venia verbo — blossen Handwerk.

Was ist es anders als Künstelei, wenn z. B. ein Kinderkliniker auf Grund bakteriologischer Studien den kindlichen Darm in Abschnitte theilt, in deren jedem er eine verschiedene Bacillenbrut hausen lässt, die jedesmal genau erkannt und durch je ein ganz bestimmtes Gift vernichtet werden soll? Geht das so fort, so wird es mit der Zeit noch für jeden Darmabschnitt einen besonderen Spezialisten geben! Auf welche Abwege das einseitige Betreiben der als hygieinische Hülfswissenschaft immerhin unentbehrlichen Bakteriologie den Arzt bringen kann, scheint schon Professor J. M. Leupoldt in Erlangen geahnt zu haben, als er in Bezug auf die Mikroskopie 1846 schrieb: „Es ist eine Uebertreibung der naturhistorischen Schule der Medizin, dass man auf Kosten anderer und bedeutsamer ätiologischer und pathogenetischer Momente selbst den bei weitem grössten Theil der Krankheiten des Menschen von grossentheils mikroskopischen Pflanzen und thierischen Parasiten überhaupt und ihren Samen, Eiern und Larven insbesondere, sowie von kleinen Pflanzen- und Thiertheilchen abzuleiten versuchte und infolge dessen zum Theil auch (Raspail) eine ziemlich abenteuerliche und sonst bedenkliche Diätetik und Therapie ersann."

Wir möchten hier einen Punkt hervorheben, auf welchen Männer der Wissenschaft, auch Lehrer der Medizin, die aus den Schwächen und Mängeln der modernen Heilkunst kein Hehl machten, schon oft hingewiesen haben. Es ist dies die höchst mangelhafte philosophische und naturwissenschaftliche Vorbildung, die unsere Studenten der Medizin zu ihren klinischen Studien mitbringen. Wenn diese einmal, in ihren ersten Universitätssemestern in Logik und naturwissenschaftlichem Denken gründlich geschult, an das Studium der Medizin herantreten, wird letztere in ihrer Einheit mit Logik und System aufgefasst werden und die innere Medizin wird nicht wie jetzt als ein langweiliger und

durchaus unbefriedigender, sondern als hochinteressanter Lehrgegenstand, als die Krone der medizinischen Wissenschaft, erscheinen.

Logik, Einheit und System, sagten wir, wird in die Medizin kommen. Erörtern wir dies ausführlicher in Bezug auf die Therapie innerer Krankheiten. Wir deuteten schon an, dass es nur einen Weg geben kann, auf welchem speziell die Therapie fortschreitend den Forderungen der Wissenschaft wie der Vernunft gerecht werden kann. Es ist dies die Hygieine, welcher zwei grosse Aufgaben zufallen: den Menschen vor Schädigungen seiner Gesundheit zu bewahren (Prophylaxe) und eingetretene Gesundheitsschädigungen mit den einfachsten Mitteln (physikalischen „Heilkräften“) wieder auszugleichen. Letztere Aufgabe fällt der hygieinischen Heilmethode zu.

Die Erkenntniss, dass eine derartige Reform nöthig sei, ist schon sehr alt. Wir verweisen hiefür sich Interessirende auf das von der jüngeren Aerztegeneration leider völlig vernachlässigte Studium der Geschichte der Medizin und erwähnen hier nur einige Stimmen aus der neueren Zeit.

1839 schrieb Dr. Richter („*Offene Empfehlung* etc.“): „Unter den heutigen Umständen sind die Aufgaben der Heilkunst ganz andere geworden und sehr bedeutend erweitert; sie soll jetzt nicht allein die verlorene Gesundheit wiederherstellen, sondern sie soll sie auch trotz der steten Gefährdung erhalten und das Leben vor frühzeitigem Untergang bewahren, d h. verlängern. Leider hat die Heilkunst diese neue Aufgabe kaum als zu ihrem Forum gehörig erkannt, mit der Lösung bis dahin aber nur spärliche Versuche gemacht. Die heutige Heilkunde muss, wenn sie die ihr von den Zeitumständen gestellte Aufgabe lösen will, sich anheischig machen, Diätetik zu sein, d. h. sie muss es versuchen, das Individuum und weiter das ganze Geschlecht von Krankheit und frühzeitigem Untergang zu bewahren, soweit dies den Gesetzen der Natur gemäss geschehen kann.“

Aehnlich äusserte sich in seiner Schrift „*Die Arznei* etc.“ (1848) Dr. Fränkel: „Die Aerzte haben durch Wort und Schrift dahin zu wirken, dass jeder Mensch auch im gesunden Zustand sein Verhalten so einrichte, dass dadurch nicht allein die so nothwendige Harmonie in den Lebensfunktionen erhalten werde, sondern dass auch in einer, bei dem so mannigfaltigen Conflicte des Individuums mit der Aussenwelt kaum zu vermeidenden, Störung des Wohlbefindens der Körper wohl gerüstet sei, die eingetretene Differenz womöglich durch eigene Kraft und Lebensthätigkeit auszugleichen und in ein harmonisches Zusammenwirken aufzulösen. In pace para bellum, — im Frieden bereite man sich auf den Krieg, — das lehrt eine auf Erfahrung und Klugheit basirte Regel; auch der Friedfertige

kann angegriffen werden und wehe ihm, wenn ihn der Angriff nicht gerüstet findet! Er wird rettungslos eine Beute des Siegers. Mit dem blossen Verbieten dieser und jener Schädlichkeit, worin sich so häufig alle von den Aerzten aufgestellten diätetischen Vorschriften zusammenfassen, ist es daher noch nicht gethan, und so wenig man einen wahrhaft sittlichen Menschen dadurch bilden wird, dass man ihn auffordert, doch ja jeder Verführung aus dem Wege zu gehen, ebensowenig wird man einen kräftigen Menschen dadurch erziehen, dass man ihn lehrt, sich ja hübsch vor dem und jenem in Acht zu nehmen."

An einer anderen Stelle schreibt derselbe Autor: „Der Heilkunde muss als schönstes, wenn auch vielleicht unerreichbares Ideal das Bestreben vorschweben, sich selbst entbehrlich zu machen, sie muss zu diesem Behufe das, was aus den Schachten und Bergwerken der Wissenschaft über Leben, Gesundheit, Krankheit und Heilung, diese Stufenreihe innigst zusammenhängender Begriffe, zu Tage gefördert wird, nicht in Barren einschmelzen, um es als eisernes, nicht einmal recht benutztes Kapital zu den Zwecken einer gewissen Corporation aufzubewahren, sondern sie soll es verflüssigen und mittels der weitverzweigten Adern einer wahrhaft populären Literatur durch alle Organe und Schichten der Gesellschaft circuliren lassen. Wenn bisher auf einem Gebiete, wo die theuersten Interessen des Menschen, Gesundheit und Leben, verhandelt werden, diesem jede Einsicht in die hier zu Grunde liegenden Principien und jeder andere Maassstab für die Beurtheilung der hier thätigen Personen mangelte, als höchstens der so überaus irreführende und sinnbethörende Erfolg in einzelnen namhaften Fällen, wie kann es da auffallen, dass der Patient dem ersten besten Schwindler sich vertrauensvoll überliefert, dass er von einem Arzte zum andern läuft, um am Ende, wie seine Wiege von Pathen umstanden gewesen, so sein Sterbebett von Pathen anderer Art umlagert zu sehen?"

Die in diesen Aussprüchen enthaltenen Grundsätze, welche auch heutzutage sicherlich Tausende von Aerzten hegen, wenn sie dieselben auch nicht alle mit Offenheit und Entschiedenheit vertreten können oder dürfen, haben in der Neuzeit zur Bildung einer förmlichen hygieinischen Schule geführt. Der Einführung derselben in den klinischen Unterricht haben sich jedoch bisher erhebliche Schwierigkeiten entgegengestellt, die in Vorstehendem beleuchtet wurden. Galt doch bis jetzt die Hygieine blos als Nebenfach, das im medizinischen Staatsexamen eine geringe Rolle spielte und erst in der Physikatsprüfung zur gebührenden Geltung gelangte. Es fehlten eben die Kliniker, welche auf den Grundvesten der Physiologie die Hygieine zur Therapie der Zukunft aufbauten, indem sie die wissen-

schaftlichen Wahrheiten und Erfahrungen der öffentlichen Gesundheitspflege auf die Gesundheitspflege des einzelnen Menschen übertrugen. Erst in jüngster Zeit wirft die aufgehende Sonne einer rein hygieinischen Therapie ihre ersten Strahlen auf diese und jene Lehrkanzel der inneren Medizin. Germain Sée, der Professor der klinischen Medizin in Paris, ist unseres Wissens der erste, der, wie sein kürzlich erschienenes Lehrbuch „*Die Lehre vom Stoffwechsel und von der Ernährung und die hygieinische Behandlung der Kranken*“ erweist, die Grundzüge einer hygieinischen Therapie im Gegensatz zur bisherigen medizinirenden in strengwissenschaftlicher Form feststellt.

In der Praxis freilich sind die „physikalisch-diätetischen Heilfaktoren“ schon lange in zahlreichen, von sehr tüchtigen Aerzten geleiteten Heilanstalten zur Anwendung und Anerkennung gelangt. Aber auch die von den meisten Aerzten als einzig massgebende Stätten der medizinischen Wissenschaft betrachteten Universitätskliniken finden es seit einiger Zeit nicht mehr unter ihrer Würde, sich mit den Heilfaktoren der hygieinischen Heilmethode näher zu beschäftigen. Hat doch die anfangs allenthalben als Pfuscherei verlachte Hydropathie durch medizinische Gelehrte, wie Winternitz und Brand, in letzter Zeit eine völlige Gleichberechtigung mit den übrigen Heilmethoden errungen und meldet die „Deutsche Medizinalzeitung“ (1888 Nr. 89) klinische Versuche mit derselben, welche auf der Klinik des Professors Kussmaul in Strassburg mit Priessnitz'schen Wicklungen und mit Dampfkastenbädern angestellt wurden und die sehr befriedigend ausfielen. Auch Gymnastik und Massage, bisher blos von der Chirurgie benützt, haben sich in die Kliniken der inneren Medizin eingedrängt. Der klinische Gynäkologe Dr. Schultze in Jena liess vor einiger Zeit über die vorzüglichen Erfolge der Thure-Brandt'schen Massage bei Frauenkrankheiten öffentlichen Bericht erstatten. Die Luftheilkunde (P. Niemeyers „Atmiatrie“) ist in Form von Terrain-Kuren und pneumatischen Kuren „wissenschaftlich“ geworden. Die Diätetik, die strenge Regelung der gesammten Lebensweise nach physiologischen Erwägungen, feierte einen in aller Welt bekannt gewordenen Triumph in der Wiederherstellung des Fürsten Bismarck durch Schweninger. Die sog. Oertel- oder Schweninger-Kuren, die in schablonenhafter Anwendung hierauf Mode wurden, haben natürlich mit der hygieinischen Gesammt-Therapie sehr wenig gemein, da diese aufs Strengste individualisirt, d. h. bei jedem einzelnen Menschen die sämmtlichen oder eine Combination der physikalisch-diätetischen Heilfaktoren je nach der individuellen Beschaffenheit des Organismus und je nach der Art und Intensität der in seinen Funktionen aufgetretenen Störungen in Anwendung bringt.

Die genannten Heilfaktoren, welche die hygieinische Therapie für die einzig nothwendigen und nützlichen hält, werden von anderer Seite als die der Naturheilmethode bezeichnet. Wenn die Majorität der Ärzte und medizinischen Gelehrten bei Nennung dieses Wortes verächtlich die Achseln zuckt, weil Schwindler und Pfuscher dasselbe in Misskredit gebracht haben, so sind wir im Gegenteile der Anschauung, dass gerade die Ausübung der Naturheilkunde, oder wie wir sie lieber nennen, der hygieinischen Therapie, die höchsten Ansprüche an den Arzt stellt, also am wenigsten von Nichtärzten ausgeübt werden kann. Nur wer nach gründlichen philosophischen und naturwissenschaftlichen Vorstudien eingehende medizinische Studien betrieben hat und sein ganzes Denken und Streben ausschliesslich dem ärztlichen Berufe weiht, wer sozusagen mit Leib und Seele Arzt ist, nur der ist in der Lage, den seitens der leidenden Menschheit an ihn gestellten Ansprüchen zu genügen.

Pfuscher, die es in allen Heilmethoden der inneren Medizin gibt, versuchen sich auch auf dem Gebiete der hygieinischen Therapie und tragen unter dem Namen „Naturärzte" dem in der Neuzeit immer mehr hervortretenden und an sich berechtigten Streben der Kranken nach Selbsthilfe und der Anwendung einfachster, natürlicher Behandlungsprinzipien Rechnung. Ein Theil des Publikums beginnt sich nämlich vom Glauben an die Receptmedizin zu emanzipiren und hält sich für berechtigt und für genug gebildet, bei Bewahrung oder Wiedergewinnung seiner Gesundheit mitdenken und mitwirken zu können. Der ärztliche Stand, statt diesem Bestreben sich zu widersetzen, sollte vielmehr die Zeichen der Zeit erkennen und den vorurtheilsfrei denkenden Laien entgegenkommen, statt sie diesen sog. Naturärzten zu überlassen. Man glaube nur ja nicht, dass man der Pfuscherei und dem Geheimmittelschwindel durch Gesetze beikommen könne. Diese beiden Übel werden desto grösser, je länger sich die Theoretiker und Praktiker der inneren Medizin sträuben, das Streben der Laien nach Aufklärung und die Nothwendigkeit einer therapeutischen Reform anzuerkennen. Auch der Glaube an Amulete und Reliquien, der wohl nie einem Gesetze gewichen wäre, musste dem Lichte der Bildung und Aufklärung weichen. Von der hygieinischen Schule, die in allgemein verständlicher Sprache ohne geheimnissvolles Beiwerk sich an jeden Gebildeten wendet, erwarten wir auch in Bezug auf Pfuscherthum und Geheimmittelunwesen allmählige Reform. Die hygieinischen Ärzte, nicht mehr durch verschiedene Methoden und Richtungen der Heilkunst in verschiedene, einander mehr oder weniger feindliche Lager gespalten, werden wahre ärztliche Kunst allenthalben wieder zu Ehren bringen. Keinem Gebildeten wird es dann mehr beifallen, Pfuscher zu consultiren oder Geheimmittel zu gebrauchen, sondern

es werden diese nur noch bei jenem Häuflein von Leuten in Ansehen bleiben, dessen Dummheit, wie man sprichwörtlich sagt, nie „alle“ wird.

Die Würde des ärztlichen Standes wird durch das Popularisiren der hygieinischen „Heilslehre“ vielfach als geschädigt erachtet. Wir glauben das Gegentheil. Die Art, in welcher der selige Dr. Bock das Publikum über medizinische Dinge aufzuklären versuchte und die von zahlreichen ärztlichen Schriftstellern nachgeahmt wurde, findet allerdings unseren Beifall nicht. Wir wollen nicht den Belehrung und Aufklärung suchenden Laien durch pathologische Pikanterien unterhalten oder ihn erst gruseln machen und dann an den Arzt verweisen, sondern wir wollen ihm ein Verständniss dafür beibringen, dass das Wohlbefinden seines Organismus von ganz bestimmten Naturgesetzen abhängig ist und dass Unkenntniss und mehr oder weniger bewusstes Übertreten derselben Gesundheitsschädigung — Krankheit — zur Folge haben muss, wir wollen ihm klar machen, dass der Arzt, der die Ursachen jener Schädigung erkennen und ihre Folgen ausgleichen helfen soll, der thätigen Mitwirkung des Kranken unbedingt bedarf. Während eine Aufklärung à la Bock blos halbe Ärzte und bei diesen Afterweisheit oder Hypochondrie ausbildet, will es der hygieinische Arzt mit denkenden Patienten zu thun haben.

Unverdächtige Zeugen bestätigen, dass das Ansehen des ärztlichen Standes vielfach nicht auf der gewünschten Höhe steht. So bemerkt der schon mehrfach genannte Dr. Fränkel: „Statt der ängstlich gefürchteten Schmälerung seines Ansehens beim Publikum zu entgehen, trifft den ganzen Stand jezt ein solches Misstrauen, dass heutzutage mehr Ärzte von den Patienten als sonst Patienten von den Ärzten aufgegeben werden.“ Der Münchener Kliniker v. Ziemssen beklagt in seinem 1887 erschienenen klinischen Vortrage „Der Arzt und die Aufgaben des ärztlichen Berufes“ die Wankelmüthigkeit und Leichtgläubigkeit der Laien und fährt dann fort: „Der segensreiche Einfluss langjähriger Hausärzte auf die Gesundheit und das Leben der Eltern, auf das Gedeihen der heranwachsenden Kinder, die Sorge für gesundheitsgemässes Leben, Wohnen und Schlafen der Familienangehörigen — das Alles kann wenigstens in den grösseren Städten als vergangenen Zeiten angehörig betrachtet werden. Heutzutage wird der Arzt gewechselt wie das Kleid, man wechselt in den gebildeten Kreisen sogar mit den sogenannten Richtungen der Heilkunst und unterwirft sich nach der Abschaffung des Hausarztes oder hinter seinem Rücken bald der Homöopathie, bald dem thierischen Magnetismus bald dem Naturheilverfahren.“

Wir bestätigen voll und ganz die Richtigkeit dieser Darstellung eines erfahrenen Klinikers, aber wir bescheiden uns nicht mit dem Troste, „dass die Welt heute nun einmal so und nicht anders

ist.“ Wir halten es vielmehr für wünschenswerth und für nicht allzuschwierig, den depossedirten Hausarzt, dessen Thätigkeit v. Ziemssen ganz im Sinne eines hygieinischen Rathgebers schildert, wieder in seine Rechten und Würden einzusetzen. Es liegt wohl die Schuld dieser Depossedirung nicht nur an der „bösen Welt“, sondern wohl auch an der modernen Richtung in der Medizin, deren jetzige meist blos spezialistisch gebildete und mit ständig wechselnden „Allheilmitteln“ hantirende Vertreter dem Publikum die Hülfe nicht mehr bieten, die sie bei ihrem alten Hausarzte gesucht und auch gefunden haben.

Sowohl die sociale Stellung der Ärzte als die Stellung der Ärzte unter sich wird gewinnen, wenn aus spezialistischer Künstelei wieder ärztliche Kunst wird. Der Hygieiniker, den der Staat und die Gemeinde als Gesundheitsrath bestellen, ist ein Mann von hohem Ansehen und grossem Einfluss, ebenso wird der Gesundheitsrath der Familie, der Hausarzt redivivus, bei dieser und bei allen seinen Clienten in solchem Ansehen stehen, wie man es einem aufrichtigen, edlen Freunde des Hauses, einem treuen Rathgeber und erfahrnen Helfer nicht vorenthalten kann. Die Ärzte, nicht mehr getrennt durch Spezialistik und Verschiedenheit der Heilmethoden, werden auch unter sich durch gegenseitige Achtung und ächte Kollegialität jene Freundschaft pflegen, welche Männer von gleichem Stande, gleicher Gesinnung und gleichem Streben beseelen und verbinden kann und soll.

Wenn wir die Forderungen, welche die hygieinische Schule in Bezug auf eine Reform der inneren Medizin erhebt, in einige kurze Sätze zusammenfassen wollen, so lauten dieselben:

Gründliche Vorbildung der Ärzte in naturwissenschaftlicher Logik und Methodik.

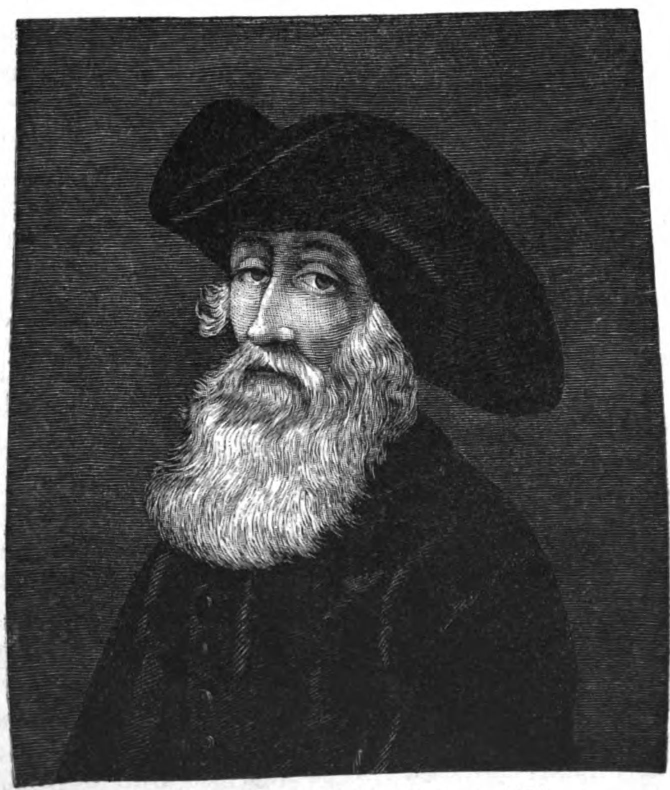
Wissenschaftliche Ausbildung einer einheitlichen, systematischen Therapie der inneren Medizin, auf den Grundlagen der Psychologie, Physiologie und Hygieine.

Individualisirende Krankenbehandlung.

Schliessen wir unsere Ausführungen mit dem Wunsche, dass das jetzt noch kleine hygieinische Reis zu einem mächtigen Baum erstarken möge. Furchtlos und beharrlich die von uns nicht ohne inneren Kampf und äussere Widerwärtigkeiten beschrittene Bahn verfolgend, hoffen wir sicher, dass vielleicht schon im kommenden Jahrhundert der Geschichtsschreiber der inneren Medizin die Ära der hygieinischen Heilslehre als zur vollen Herrschaft gelangend wird begrüssen können.

Wenn auch nicht mehr die heutige, so wird vielleicht doch die nächste, auf unsern Schultern stehende Aerztegeneration sich ernstlich mit einer Reform beschäftigen, die mit ihrem oder

gegen ihren Willen kommen wird und kommen muss. Das ohnmächtige, weil der Einheit entbehrende Staaten-Conglomerat, Deutschland genannt, musste zu einem machtvollen einigen Reiche werden, sobald ein König Wilhelm und ein Bismarck erstanden und die in Millionen deutscher Herzen glimmenden Funken nationalen Bewusstseins zur Flamme bliesen. So wird wohl auch der inneren Medizin bald ein Boerhaave erstehen müssen, der, mit dem reformatorischen Feuergeiste und der Beredsamkeit eines Paul Niemeyer ausgerüstet und gründliches modernes Wissen mit Humanismus vereinend, dem von Tausenden von Ärzten gefühlten Bedürfniss nach einem klaren einheitlichen Princip in der Therapie zum Durchbruch zu verhelfen und letzteres zur allseitigen Anerkennung und Annahme zu bringen, im Stande ist. Wir halten die Befreiung der inneren Medizin von mittelalterlichem Receptaberglauben und die Rückkehr der Therapie zu hippocratischer Einfachheit für keinen Rückschritt, sondern sagen mit Ernst v. Baer: Es ist vielmehr die Aufgabe der Wissenschaft, eingewurzelte Irrthümer auszurotten, als neue Wahrheiten zu entdecken.



H. Jenkins, 169 Jahre alt (gest. 1670),
der älteste Mensch der christlichen Zeitrechnung.
(Lebensgeschichte s. Hygieia I, S. 36.) —



Der Schwizstoss
als Angelpunkt aller hygieinischen Krankenpflege.

„Vor alles Gelingen sezten die Götter den Schweiss!"
Hesiodus.

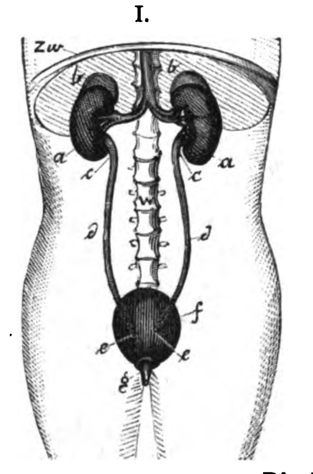
Diesen schlichten Ausdruck, für den ich aber auch vom strengwissenschaftlichen Standpunkte das griechische „Hydrotokinesis" schmiedete, glaub' ich jedem hygieinisch Geschulten von den Lippen zu nehmen. Dachte der griechiche Dichter mit obigem, uns schon auf der Schulbank eingeprägtem Worte an Höheres als an eine gelingende Schwizcur and unser Schiller mit seinem „Von der Stirne heiss — rinnen muss der Schweiss" mehr an's Sichausarbeiten des Gesunden, so fragen Naturvölker wie die Aegypter nicht blos allgemein „Wie befinden sie sich?" sondern Arak Tajeb d. h. „wie schwizen Sie?" und ebenso erbittet der Russe kein Trinkgeld, sondern „piat copek, gospodin, na bani" d. h. Eintrittsgeld zum Schwizbade. Schon mehr eine Kur mochte dem rothen Volksbeglücker Robespierre vorschweben, als er meinte: „Je mehr die Republik schwizt, desto gesunder wird sie" und vom Gegentheile, dem Nicht-in-Schweiss-kommen-können schrieb ein J. Scherr „es sei, wie wenn man Schwefelhölzer schwize" wogegen ein Dichtermund den endlich erfolgenden Ausbruch als einen „die Stirn küssenden" Schweiss verherrlicht.

Vom hygieinischen Standpunkte fängt das Kapitel mit dem Schnupfen an: unter mehrmaligem Niesausbruche fühlt man förmlich erst den Stoss zu den Nüstern hinausschiessen, um nachher durch diese sowie durch die Thränenwege weiterzufliessen, daher: Fluss oder häufiger griechisch, aber von den Meisten falsch ausgesprochen oder geschrieben: Katarrh (seltener Coryza, französich rhume und enrhumé). Liessen noch zur Zeit eines Vesalius

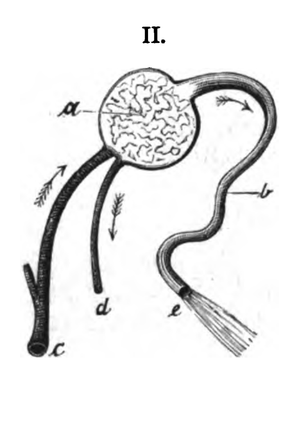
die Anatomen den Schnupfen durch den starken Keilbeinknochen hindurch vom Gehirn her hinabfliessen, so fühlt ihn auch der Ungelehrte, wenn unbefangen und von halbwegs kräftiger Körperbeschaffenheit, deutlich von unten her hinaufsteigen, kommt auch bei weiterer bewusster Selbstbeobachtung auf Grund des vorhergehenden Unbehaglichkeitgefühls an der Hautoberfläche leicht zu der Erkenntniss: zurückgetretener Schweissausbruch.

Das Ganze der hygieinischen Ofenlehre (H. VI, 210) hier nothgedrungen als bekannt voraussezend, erläutere ich den Vorgang so: Wie die „Kochung“ der Speisen im Magen und Darmcanal, so vollzieht sich die der Getränke und damit die Zubereitung des Blutwassers in den beiden, durch mächtige Pulsaderstämme aus nächster Nähe des Herzens gespeisten Nieren (s. Fig. I *a*): ein wahrer Kochkessel oder nach Dr. Baas' treffendem Ausdrucke ein

I.



II.



Die Harnwege
nach Dr. Baas' Hausbuch von den Nierenkrankheiten.
(Eingehende Studie für ein späteres Heft vorbehalten.)
Zw Zwerchfell *W* Wirbelsäule *b* Nebennieren.

Inbegriff von unzähligen mikroskopischen Destillirblasen (Fig. II bedeutend vergrössert): ein Pulsäderchen (*c*) führt vom Herzen her frische Masse hinein, ein Pulshaargefässchen (*d*) das Destillat wieder zurück, während die Schlacke auf der andern Seite der Blase durch ein Harncanälchen (*b*) erst in ein Sammelbecken und von diesem durch den Harnleiter (Fig. I *c*) zur Blase (*e*) und von dieser noch blutwarm nach aussen abgeführt wird.

Andererseits wird das von *d* (Fig. II) in die Blutbahn zurückgeführte Klärwasser erst zur Körperheizung und dann wieder zur Abkühlung des Blutes in der Weise verwerthet, dass sie nachher theils durch die Luftwege theils durch die Hautporen als unmerk-

licher Wasserdampf abdünstet (Perspiration), welchen Vorgang man aber bei kaltem Wetter, wie eben jezt, auch zu sehen bekommt: aus den Luftwegen als Hauch, an Bart oder Schleier sogar gefrierend, im Badezimmer auch aus den Hautporen als „aufsteigender Strom“ (XI, 136) ähnlich wie am Pferdeleibe, sogar durch die übergelegte Decke hindurch, allenthalben auf der Strasse. In der Kälte des Nordpols gefriert sogar der abgelegte Rock vom drinsizenden Hautporenhauche wie Blech (II, 87) und im warmen Concertsaal giesst der Blechmusikant als richtiges Wasser die Masse aus der Posaune, die ihm vielleicht, wenn er anderwärts nach Art des Comptoirmenschen in Stick- und Sperrluft schmorte, als Schwizstoss im Leibesofen herumrumorte.

Erfährt nämlich durch Stubenhocken mit Allem, was drum und dranhängt, das die Eigenwärme auf $37^1/_2$ ° C regelnde Zusammenwirken von Heizung einerseits und Abkühlung andererseits eine Störung zu Ungunsten der letzteren, so staut sich die Wärme drinnen und sucht, wenn's Maass voll, mittelst Hochdruckes einen Ausweg, wie man denn, auch ohne dass es weiter zum Schnupfen kommt, oft genug die überschüssige Wärme von der Nierengürtelgegend ordentlich heraufsteigen fühlt. Nunmehr auch verlangt sie gleich in tropfbarflüssiger Form Massenaustritt (Transpiration), der sehr wohl noch rechtzeitig durch flotte Gliederbewegung und Tiefathmen gelingen kann. Unterbleibt jedoch diese Nachhülfe und kommt dazu weiter Unterdrückung der Hautventilation durch überdichte Kleidung, so dringt der Stoss vielleicht noch bis zu den Achselhöhlen, nicht aber mehr zu den Stirnhautporen hinaus, sondern bahnt sich gewissermassen einen Nothausgang durch die Schnupfenpforte, welcher Beobachtungsgang zu jener mittelalterlichen Missdeutung als „Herabfliessen“ geführt haben mag.

Andererseits kann solcher Schnupfenanfall ebensogut durch Erkältung des Hautorganes, sei's durch Anbehalten von bereits schweissdurchtränkter Leibwäsche, sei's durch unzeitiges Ablegen einer nun einmal gewohnten Kleiderlage erzeugt werden, eine Feststellung, mit der hier überhaupt der von Halbhörigen in Umlauf gebrachten Nachrede, als ob die Hygieine jegliche Erkältungsmöglichkeit in Abrede stellte, begegnet sei. Selbst der missbräuchlichen Verallgemeinerung dieser Ursache sei hiermit durch einen Vermittelungsvorschlag die Hand geboten: mag man immerhin auch den viel häufigeren ersten Fall, also Unterdrückung des Schwizstosses durch gesundheitswidrigen Kleiderschuz „Erkältung“ nennen, so unterscheide man sie wenigstens als „innerliche“ von dieser zweiten als „äusserlichen“. Ohne mich sonst weiter in's Grundsäzliche zu verlieren, erinnere ich nur an die geschichtliche That-

sache, dass diese heutige Allerweltskrankheit erst mit dem neueren „Inachtnehmen gegen Erkältung“ in's Land kam, während man noch vor nicht ganz 200 Jahren weder Schnupfen noch überhaupt Schnupftücher kannte (XII, 133). Gleich auch im Anfange der Zeit, wo mit Einschlafen des Badewesens einerseits die Verweichlichung durch Warmhalten andererseits üblich wurde, zählte der erste deutsche Schriftsteller über Langlebigkeit, Pfarrer Schröter (1805. vgl. I, 85), unter die Verkürzungsursachen das „Schmoren“ in Federbetten: „Der durch ungesunde Speisen und Getränke schlaffgewordene Körper wird des Nachts in einen Klumpen von Federn eingepanset, um auf diese Art die Schlaffheit zu erhalten und zu vermehren“.

Heutzutage hätte dieser Beobachter noch hinzufügen dürfen: „Auch bei Tage sieht man schon jugendliche oder beleibte „Wohlsituirte“ blos weil sie's haben können, troz wahrer Frühlingswärme ihren Leichnam in einen Klumpen von Pelzwerk eingepanset dahinschleppen, dazu den blossen Leib, wo möglich, noch von oben bis unten in Wolle gesteckt — für den schon drinnen hin- und hergeängstigten Schwizstoss der reine Doppelthürenverschluss!“ —

Einigermassen begreiflich wird die unbedachte Erklärung jener innerlichen Erkältung als durch Abkühlung von aussen her entstanden durch den Umstand, dass der Schwizstoss Vielen nicht als Erhizung sondern als Frösteln fühlbar wird, wie ja denn überhaupt die lehrmässigen „Krankheitsbilder“ niemals als feste Schablonen behandelt werden dürfen. Im wasser- und luftscheuen Dahinleben drückt der Zärtling eben seine Körperheizung im Ganzen so tief herab, dass der Schwizstoss als solcher nicht mehr zu Stande kommt, sondern drinnen nur hin- und herzittert, eine Störung, die schon der alte Galen im Bilde einer Verrussung schilderte, und die in Hygieia (VI, 217) bereits am Beispiele des landesüblichen Kazenjammers erläutert wurde. Hier werde die weniger ausgeprägte, aber um so alltäglichere, als

Schnupfen und Husten

geläufige Störung, und zwar besonders mit Rücksicht auf die ebenfalls gern hervorgehobene Trockenheit des Hustens in's Auge gefasst, welche Widerspruchs-Diagnose selbst die Wissenschaft mit ihrem „trockenen Katarrh (trockener Fluss!)“ unbedenklich weiter führt. Die hygieinische Schule ihrerseits will diesen Husten gern als „Erkältung“ zugestehen, jedoch nicht ohne nach dem vorhin ausgesprochenen Vorbehalt zu erläutern: Der Hustenreiz kommt nicht etwa von Einathmung kalter Luft oder sonstiger äusserer Schädlichkeit, sondern gleichfalls von zurückgehaltenem Schwizstosse

und dadurch ausgetrockneten Luftwegen (also „innerlicher“ Erkältung), eine Störung, die in scharfem Bilde z. B. bei Masernhusten, neben dem auch trockenes Niesen gehört wird, hervortritt, während die Hautporen in trockener Fieberhize „Schwefelhölzer schwizen“. Im Augenblicke aber, wo's z. B. durch nasskalte Einpackung gelang, den Schwizstoss in Fluss zu bringen, fühlt man nicht nur die Hautfläche feucht, sondern auch wie mit einem Schlage die Lunge frei werden und den Hustenreiz, wie's treffend heisst, sich lösen. Kein Zweifel: auch durch die Luftwege fand der Schwizstoss wieder seinen Ausweg und der „trockene“ Katarrh die entbehrte Anfeuchtung.

Ein sechzigjähriger Asthmatiker mit lebensgefährlichen Anfällen berichtete: wenn von Hause abwesend, führe ich für den Nothfall in dieser Tasche Digitalistropfen, in jener Chloral oder ich lasse mir, wenn's geht, eine Tasse schwarzen Cafe's geben. Am sichersten aber hilft's jedesmal, wenn's mir auf die eine oder andere Weise gelingt, in Schweissausbruch zu gerathen. Auch aus anderen von trockenem Husten und Beklemmung heimgesuchten Leidenden spricht oft genug die Stimme der Natur: „könnt' ich nur in Schweiss kommen!“ — Kann's da noch überraschend klingen, wenn ich hinzufüge: auch der leidige Stickhusten der Kinderwelt, der früher (IV, 53) von uns einseitiger Weise aus bloser Staubeinathmung erklärt wurde, steigert sich dadurch zum Krampfanfalle, dass dem trockenen Hustenreize die Lösung durch prompte Ausdünstung versagt bleibt: wie die Staubeinwanderung von aussen her, so arbeitet der verhaltene Schwizstoss von innen her durch „die falsche Kehle“ und so wird der Stickhusten nur durch curmässige Regelung der Lungen- und Hautventilation geheilt. Wie wär's z. B., wenn man in Hinblick auf obiges Musikantenvorbild dem stickhustenden Kinde, das ja sonst nichts zu thun hat, eine kleine — Posaune zum fleissigen Blasen in die Hand gäbe? Würde sicherlich mehr helfen, als der sonst übliche Arzneiquark! —

Eine ganze Reihe von Störungen liesse sich noch nach diesem Leitgedanken abhandeln: vom Schnupfen und Husten bis zur Diphtheritis und Genickstarre, vom Kopf- und Zahnreissen bis zur Gesichtsrose, vom gelinden Rheumatismus bis zum „Hexenschuss“ (treffender Ausdruck!) u. s. w. Bei ihnen allen soll zwar der zurückgehaltene Schwizstoss nicht als alleinige Ursache, immer aber als Anlass zur Verschlimmerung in Form eines „Anfalls“ und als Angelpunkt hygieinischer Pflege beherzigt werden, eine Fährte, welche übrigens der alten Schule keineswegs entging. So spricht z. B. schon ein Boerhaave (H. XII, 408) einerseits vom „Einpansen“ in Decken als Ursache von Krampfzufällen (Frenesis) andererseits von der Cur der „Psychrolusis“ welch' griechisches

Wort nicht weniger und nicht mehr als Kaltwassercur bedeutet. Altväterisch zwar, aber doch wenigstens hygieinisch gefärbt klingt heute das früher landesübliche „Einnehmen zum Schwizen“: da man nemlich gewissermassen von hinten her mit warmen Theewasser, Milch, Punsch und dgl. nachhalf, so gelang's bei kräftigen Naturen immerhin, den Schwizstoss zur richtigen Pforte hinaus- und dadurch Lösung und Luft zu schaffen. Nicht zu reden aber vom Kampfe des Magens mit dem „eimerweise“ zu schluckenden eklen Geköche, so läuft auch der erzielte Erfolg mehr auf jene passive Lösung hinaus, an die man beim Worte Angstschweiss denkt. Die hygieinische Heilslehre dagegen rühmt sich des Fortschrittes, dass sie statt mit widrigen „Heilsäften“ mit einfachem, natürlichem Wasser den Schwizstoss als aktive „Heilkraft“ zu den Hautporen und dadurch mittelbar zu den Lungen herauslootst und zwar durch Kunstgriffe, deren am Kräftigsten wirkende Art nachher unter „Apotheke“ eine wasserfreundliche und geübte Feder vorzeichnen und erläutern wird, während ich mir eine zweite Studie zur stufenweisen Entwickelung der — wie man's ja schon überall nennt — Wassercur in ihren sonstigen, Anwendungsformen vorbehalte. Hier schliesse ich vorläufig mit Berichtigung der von unkundigen Grosssprechern und Federn der „wilden“ Naturheilkunde gefälschten Geschichtsüberlieferung.

Nicht nemlich ein der Neuzeit angehöriger schlesischer Bauer verdient den Namen eines „Vaters der deutschen Hydropathie“ sondern ein ebenfalls schlesischer, aber schon Mitte vorigen Jahrhunderts hervorgetretener, ebenso unterrichteter als scharfblickender Arzt, nemlich:

Dr. **Johann Sigismund Hahn** von Schweidnitz,
geboren 1696, gestorben 1773,

Verfasser der Schrift: „Unterricht von der Krafft und Würkung des frischen Wassers in den Leibern der Menschen, besonders der Kranken bei dessen innerlichem und äusserlichem Gebrauch“. Breslau und Leipzig 1743,

welche Schrift der Schweizer College Dr. Erisman durch Neudruck ihres wesentlichen Inhaltes Jedermann leicht zugänglich machte. In den die Vorrede schliessenden, an den vergessenen Dr. Hahn gerichteten Weckruf: „So brich denn aus deinem Sarge hervor!“ stimmt hiemit Hygieia an ihrem Theile ein, und findet damit hoffentlich auch bei ihrem Leserkreise lebhaften Widerhall! —

Hygieinische Apotheke und Ausstellung.

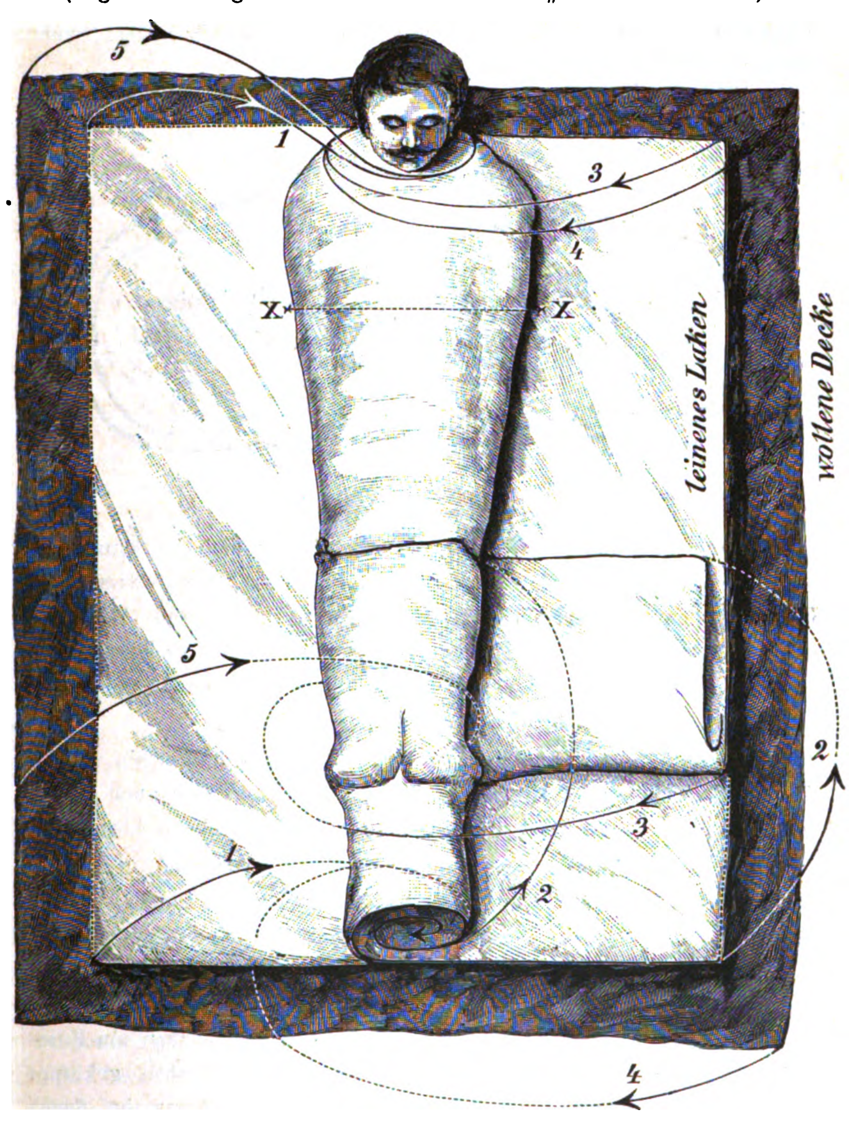
„Medicamentum est, quodcunque vides, quocunque moveris".

32. Die Praxis der nasskalten Einpackung

durch Zeichnungen erläutert

von A. Rausch, Mitglied des Berliner hygieinischen Vereins.

(Zugleich Anhang zu vorstehender Studie vom „Schwizstosse" S. 20.)



Die feinen Linien bedeuten das leinene, in Wasser getauchte und gut ausgewrungene Laken, die starken, dunkeln Linien die (trockene) wollene Decke, deren Rand das Laken überragen muss.

Die Zahlen und Pfeile zeigen an, in welcher Reihenfolge eingepackt wird.

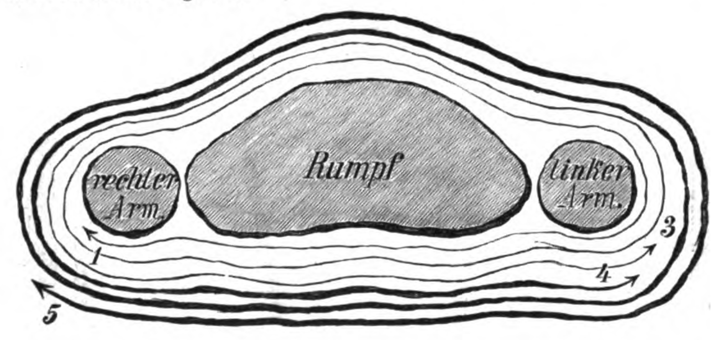
Pfeile **1, Figur A.** Das leinene Laken zur rechten Seite über den Rumpf und linken Arm, resp. Bein hinweg, um Rumpf und Beine herum, bis zu Pfeil **1** Figur **B.**

Pfeile **2, Figur A.** Der über das Fussende hinausreichende Theil des Lakens wird nach oben über die Beine heraufgelegt.

Pfeile **3, Figur A.** Ebenso wie bei den Pfeilen **1**; aber von links nach rechts bis zu Pfeil **3** der Figur **B.**

Pfeile **4, Figur A.** Die wollene Decke ebenfalls von links nach rechts (nicht rechts nach links, weil sich dann der leinene Umschlag lockern würde) bis zu Pfeil **4** der Figur **B.**

Pfeile **5, Figur A.** Die wollene Decke zuletzt von rechts nach links bis zu Pfeil **5** der Figur **B.**



Weitere Vorschriften.

Der Temperaturgrad des Wassers richtet sich im Einzelfalle nach persönlicher Gewöhnung, augenblicklicher Eigenwärme und jahreszeitlichem Thermometerstande. Im Winter kann der Ofen geheizt, nach erfolgter Einpackung aber muss durch Fensteröffnung gelüftet und kaltes, reines Trinkwasser mittelst einer gebogenen Glasröhre angeboten werden, bis Schlaf eintritt.

Ebenfalls von Persönlichkeit und Augenblick hängt ab, ob der Einpackung eine nasskalte Abreibung vorausgehen oder auch folgen soll. Im Verneinungsfalle genügt nachher rasche trockene Abreibung.

Die Einpackung selbst muss, berlinisch gesprochen, mit einer gewissen „Wupticität“ nicht aber mit der „Pomade“ geschehen, mit der man z. B. eine Wachsfigur postgerecht einwickeln würde. Besonders muss im Nacken, wo nach der hygieinischen Wärmelehre die „Ofenklappe“ sitzt, im wörtlichsten Sinne verpackt, nöthigenfalls noch ein dreieckiges Tuch darüber geschlagen und ebenso am Fussende die Decke packetmässig geschlossen und nach oben geklappt werden. Am Körper und an den Gliedmassen entlang ist durch Handstreichen das Aufbauschen des Lakens zu beseitigen. Beine brauchen nicht kerzengerade zu liegen, sondern können in den Kniekehlen mit unter die Wollendecken gestopften Kissen leicht gebeugt

erhalten werden. Ferner kann bei schwacher Wärmeregelung am Fussende eine oder zu beiden Seiten je eine Wärmekruke der Wollendecke angefügt und auf den ganzen Vorderkörper noch eine Federbettdecke, Pelzmantel oder dgl. gepackt werden. —

Dauer der Einpackung: ein bis zwei Stunden, auch wenn die ersten Male sichtbarer Schweissausbruch nicht erfolgt, der Eingepackte aber Harndrang und Unbehagen auf der Hautfläche empfindet.

Auspackung und Ankleidung erfolgen bei geschlossenem Fenster, doch kann gleich nachher in's Freie gegangen werden. —

Kritiken.

Kaiser Friedrich's Krankheit! Was lehrt sie? Ein ernstes Wort in ernster Zeit für das deutsche Volk. Leipzig, 1888, Oswald Mutze's Verlag. Pr. 5 Mark. —

Dies höchst „nobel" ausgestattete, mir aber nicht etwa freiwillig zugegangene Buch von einigen 20 Bogen Umfang beginnt in schwungvoller, wie's scheint, aus Theologenhand geflossener Rede, um jedoch im Leser bald die Frage aufsteigen zu lassen, ob er nicht etwa „die Kaze im Sack gekauft habe"? Fühlt man sich gleich auf einer der ersten Seiten durch den wie selbstverständlich herausplazenden Ausdruck „allopathisch" stuzig werden, so schweift nachher dies angeblich „ernste Wort in ernster Zeit" ziemlich ganz vom vorangestellten Krankheitsfalle ab, um sich in eine Oratio pro domo der Homöopathie, des Wollenapostels Jägers mit seiner Seelenduftlehre und anderer Particularitäten zu verlieren, zu denen sich aber in der nächsten Auflage der Vollständigkeit halber auch noch die famöse Elektrohomöopathie des Grafen Mattei gesellen müsste. Ich für meinen Theil kauf's nicht theuer, wenn mir — zum Glück wenigstens ohne Namensnennung — auf S. 300 folgendes Kusshändchen zugeworfen wird: „Ein altbekannter (muss wohl heissen „allbekannter"?) Arzt, der die Pforte der Schulmedizin schon lange verlassen hat, sezt folgendes Motto auf eine von ihm herausgegebene Zeitschrift: Jeder ist u. s. w. (s. Hygieia I, 1)". Will ich andererseits als hygieinischen Grundzug des sonst planlos zusammengestellten Ganzen die laufende Lobrede auf vegetarische Nährweise bei der Krankenbehandlung gelten lassen, so wurde dieser Gesichtspunkt jedoch schon vor Jahresfrist in der billigen, überzeugungsfest abgefassten und rasch zum zweiten Male aufgelegten Schrift des Berliner Rechtsanwaltes L. Volckmar „Ist die Krankheit des Kronprinzen heilbar?" (Leipzig, G. Wolf's

Verlag, Pr. 50 Pf.) erschöpfend durchgeführt, nur dass auch dieser Verfasser sich zum Schluss in die Lobrede auf eine Specialität als Universal- und Radicalcur verliert, welcher ich, nachdem ich sie an Ort und Stelle am eigenen Leibe erprobt, nicht einmal einen hygieinischen Kern zugestehen kann. —

Reymond, M. I. Der kleine Schweninger oder Kein Schmeerbauch mehr! Ein lustig Reimbrevier für Dicke und Solche, die es werden wollen. — II. Der kleine Jäger oder Wer weise, wählt Wolle. Ein lustig Reimbrevier für Rein- und Halbwollene. Beide mit Illustrationen von J. Schlattmann und Franz Jüttner; beide auch 2. Aufl. Verlag von R. Lutz, Stuttgart. Gemeinsamer Titel: „Humoristische Gesundheitsbibliothek für alle Welt".

Dieser, hygieinischen Sinn von vornherein anmuthende Sammeltitel zeigt sich durch den Inhalt so vollkommen erfüllt, dass die auch hübsch und handlich ausgestatteten Schriftchen als sicher wirkende „Mittel" jedem Lachcurbedürftigen empfohlen werden können. (Ausführliches über „Lachen gesund!" s. „Sprechstunden" III, 261, IV, 145, XVIII, 248, XIX, 152, XX, 83). —

Aus der hygieinischen Briefmappe.



Etwas für hygieinisch „züchtenden" Elternsinn.

Der wiederholte Anblick auf der Wanderung durch die im hiesigen Thiergarten errichteten und von einer Unzahl in besten Gebrauch genommenen Spielpläze sowie einiger nach Regenfall auf dem Bürgersteige aus dem Stegreife „panschender" Kinder veranlasste mich, an meinen Leipziger Freund in Hygieia und gleichzeitig gewiegten Kenner des kindlichen Seelenlebens, Professor und Ober-

lehrer Dr. Semmig in Leipzig (früher Lehrer an einer französischen Mädchenschule) um Mittheilung seiner Ansicht darüber zu ersuchen, wie man sich den der kleinen Welt durchgehends eigenthümlichen Trieb zum Spielen mit Sand und mit oder in stehendem Wasser zu erklären habe. Die Antwort lautete wie folgt:

„Ihre Karte zauberte mir ein freundliches Bild aus der ersten Kindheit meiner Bertha wieder vor: Ich holte meine Frau, die mit der Kleinen vorausgegangen war, auf der Promenade ein und fand dort Bertha vor der auf einer Bank sizenden Mutter im Sande spielend vor. Ich habe in diesem Spiele niemals etwas Anderes als den ersten Ausdruck des Bau- und Beschäftigungstriebes erkannt. Die Kleinen haben da das am leichtesten zu handhabende Material vor sich, das ihrer noch schwachen Kraft sich fügt. Der Zerstörungstrieb, den ich in meinem Buche „das Kind" betrachtet habe, geht diesem Spiel wohl voraus; ist dieser einigermassen gesättigt und fängt das Kind an, nach und nach zu denken, so sucht es sich etwas aus eigenen Kräften und nach eigenen Gedanken zu gründen und zu schaffen. Auch bei grösseren Kindern, von 6 bis 9 Jahren, die ich auf der Strasse in Sandhaufen Höhlen graben oder Etwas bauen sehe, kann ich keinen anderen Beweggrund entdecken: Das Kind will sich schaffend bethätigen.

In Frankreich ist ein Holzlöffel mit einem Holzbecher gewöhnlich das erste Geräth, das man einem Kinde kauft, wenn die Mutter sich mit ihm auf die Promenade begibt — auch zugleich ein Mittel, die Kleinen in der Nähe zu behalten und vor dem Herumlaufen zu hüten. Mit dem Löffel rühren sie den Sand auf, schütten ihn in den Becher, klopfen darauf, um ihn zu verdichten und stülpen dann den Becher auf die Erde. Sie machen es also, wie der Glockengiesser, der das flüssige Metall in die Form giesst. Der Sand hat nun die Form des hohlen Bechers angenommen und das nennen die Kleinen faire des pâtés, deren sie nun mehrere reihenweise nebeneinanderstellen. —

Das Waten im Wasser, bei dem nicht an „Unartigkeit" sondern an Lebensmuth und wohl auch überquellenden, freudigen Uebermuth zu denken ist, hat meinen Beobachtnngen zufolge keinen anderen Grund als die Freude an der Beweglichkeit des Elementes. Die Kleinen fühlen hier zuerst das in steter Bewegung befindliche Leben, um so mehr als die Frische des Wassers ihre Erfindungskraft selbst belebt. Alles Andere, Erde, Steine, Häuser, steht fest oder, wie Bäume, Pflanzen, wurzelt in der Erde fest. Das Wasser allein ist sichtbar beweglich. Die ja gleichfalls bewegliche Luft sehen die Kleinen nicht.

Aus meiner eigenen Kindheit entsinne ich mich, dass wir das Wasser in einem Graben durch Dämmen mit Schlamm ansammelten, aber nicht um den Anblick eines ruhenden Seespiegels zu haben, sondern um das Wasser durch eine Oeffnung des Dammes abfliessen zu lassen, und an der so erzeugten Strömung hatten wir unsere Lust; wir wollten Leben sehen.

Ich weiss nicht, warum ich dies Alles damals (1868) nicht aufgezeichnet habe, aber wenn ich Maler wäre, könnte ich noch heute das Bild zeichnen, wie meine Erstgeborene dort auf der Promenade vor ihrer schönen Mutter halb im Sande kauerte und ihre ersten Werke baute. Ich wiederhole: nicht die Kinder sind die Glücklichsten, denn „sie wissen's nicht" wie's irgendwo im Neuen Testamente heisst, sondern die Eltern, wenn sie überhaupt Kinderfreunde sind, die sich in ihrer Phantasie liebevoll am Spiele der Kinder be-

theiligen, die mit Bewusstsein das unbewusste Glück der Kinder schauen und geniessen." —

Bedürfte es noch eines Beweises für diese Auslegung, so fand ich ihn bei Beobachtung eines 3jährigen Blondköpfchens unter meinem Fenster: an einer Stelle des asphaltirten Bürgersteiges war nach Regenfall in Folge stattgefundener Senkung eine Pfüze verblieben. Das mit einem Reifen versehene Würmchen trat, wohl von der nahen Frau Mutter gewarnt, zwar nicht mit den Füssen hinein, wurde aber nicht müde, mit Hülfe des eingetauchten Reifes das Gewässer in Wellenbewegung zu erhalten.

Um diese lebensfrische Studie nicht durch Dociren anzukränkeln, gebe ich das, was ich noch hinzuzufügen hätte, mit Worten aus Jean Paul's „Levana", wonach man, wenn man die Kinder barfuss gehen lässt „sich selbst nur Leder, ihnen aber einen Leichenzug von Uebeln spart". Wohlgemuth also lasse man die Kleinen, wenn der Regen aufgehört, barfuss hinausstürzen und ihr „Fussbad mit Vergnügungsprämie" nehmen. Als ich mal auf der Eisenbahnfahrt eine Mutter frug, weshalb sie dem doch noch gar nicht gehfähigen Kinde schon Schuhwerk anquäle, erwiderte sie: „nur deshalb, weil's sonst die Strümpfe gleich wieder auszieht." — Sapienti sat d. h. hier: Kinder reden die Wahrheit, auch, und zwar erst recht, in hygieinischen Dingen! —

Anhangsweise verzeichne ich die von Herrn Semmig herausgegebenen, auf dem Tische denkender und fühlender Eltern nicht fehlen sollenden Schriften:

„Das Kind, Tagebuch eines Vaters" (2. Aufl. Rudolstadt, Hartung). — „Das Frauenherz. Lebensbilder und Dichtungen" (2. Aufl. Leipzig, Kempe). — „Eva's Töchter, sieben Capitel aus der Geschichte der Weiblichkeit." (Jena, Maucke.) —

Hygieinischer Lesetisch.

„Privatdozent" Dr. W. Preyer über das Protoplasma. — Der als gelehrter Physiologe wie auch als ausgezeichneter Vortragsredner bekannte Dr. Preyer (geb. 1841) gab, vermuthlich nach einem grösseren Wirkungskreise verlangend, seine ordentliche Professur im kleinen Jena auf, um — wie das unser „academisches" Feldwebel-Regiment verlangt — als blosser Privatdozent (nebenbei aber wenigstens „Hofrath") an der Berliner Hochschule wieder von vorn anzufangen und sich am 10. November in hiesiger Universitätsaula mit einer Antrittsrede „über die Aufgaben der vergleichenden Physiologie" einzuführen, ein Forschungszweig, in welchem er sich in aller Bescheidenheit und mehr durch die Blume als Bahnbrecher insofern zu erkennen gibt, als er sie zur selbstständigen Wissenschaft erhoben sehen will. Im Ganzen und Grossen gewinnt man, wie schon aus früheren Werken (z. B. dem für die Laienwelt bestimmten und durch mich im hygieinischen Kreise eingeführten: „Die Seele des Kindes, Beobachtungen über die geistige

Entwickelung des Menschen in den ersten Lebensjahren" 2. Aufl. Leipzig 1884), so auch aus dieser Antrittsrede den Eindruck, dass Herr Preyer, überhaupt eine lebensfrische und in bestem Sinne weltmännische Persönlichkeit, sich von jener Nüchternheit fernhält, welche dem „trockenen Schleicher" (Carlyle's „Dry-as-dust") der Experimentirkammer den Buckle'schen Vorwurf zuzog: „Man erfährt immer nur, was die Natur thut, nicht aber, was sich der Mensch dabei denkt". So sucht er eben durch Studium der vergleichenden Physiologie die in ähnlicher Weise wie die Krankenbehandlung in lauter Specialitäten zerklüftete Lehre von den Lebensäusserungen durch geistiges Band wieder zu verschwistern, als erste zu lösende Frage die voranstellend: „Was ist Leben?" — Als Leitfaden zur Beantwortung stellt er weiter auf: die Erforschung der biologischen Bedeutung des Protoplasma (zu Deutsch etwa: Urschleim), auf dessen Verhalten alle Lebensvorgänge ohne Ausnahme zurückzuführen.

Um meinerseits den Leser in die bis jezt geläufige Lehre von diesem Urschleime kurz einzuführen, so heisst er anderwärts auch Primordialschlauch, Cytoplasma, Sarkode u. s. w. ein weicher, feinkörniger, eiweissähnlicher Stoff, bei chemischer Prüfung in Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff und Schwefel zerfallend und als solcher sowohl die einfachsten Organismen als die höchsten Gewebe des Thier- und Menschenkörpers bildend. Bei mikroskopischer Prüfung zeigt sich die Urform der Zelle zusammengesezt aus Hyaloplasma als äusserer Wand und Körnerplasma als Inhalt, ans dem sich weiter Vacuolen mit Zellsaft u. s. w. bilden; als Lebensäusserungen: Turgescenz (Aufquellung) und Plasmolyse (Zerfall). —

In seiner Rede nennt Herr Preyer das Protoplasma den auf ein Miuimum reduzirten Inbegriff aller bei der Mannigfaltigkeit des Lebens zusammenwirkenden Faktoren, als solcher aber nicht wie die frühere „Lebenskraft" u. dgl. eine blosse Fiktion, noch Hypothese noch Dogma, sondern eine Thatsache, deren Erforschung Aufgabe einer Mikrophysiologie und demnächst einer Plasmatologie sein wird, deren Rudera er in folgendem schwungvollem Bilde entwirft:

„Man kann das Protoplasma berühren, fassen, sehen. Es bewegt sich, es theilt sich, es entwickelt sich, es lebt für sich allein. Man beobachtet es, man experimentirt mit ihm, man untersucht seine morphischen, chemischen, elastischen, elektrischen, physiologischen Eigenschaften. Es hat keine bestimmte Form wie die Pflanze und das Thier und doch entstehen alle organisirten Formen aus ihm. Es hat kein permanentes Organ und doch kommen alle Organe aus ihm. Es hat kein Herz und doch pulsirt es in ihm und strömt hin und her. Es hat keine Kiemen und athmet doch. Es hat keinen Magen und ernährt sich, keine Glieder und wandert doch von Ort zu Ort durch eigene Bewegung im Wasser und verwandelt sich unter unseren Augen, ehe wir es recht gewahr werden. Es empfindet das Licht ohne Auge. Säuren und Salze, Gase und giftige Flüssigkeiten unterscheidet es sicher, ohne eine Spur von Geschmacks- oder Geruchswerkzeugen zu haben. Gegen Wärme und Elektrizität, gegen die leiseste Berührung oder Erschütterung ist es empfindlich. Es hat keine Fortpflanzungsorgane und pflanzt sich doch fort, kein Gehirn und kann doch wählen, die brauchbare Nahrung von der unbrauchbaren scheiden, keine Nerven und Muskeln und ist doch contractil, so lange es lebt. Wenn man es austrocknet, gefrieren, hungern lässt oder

ihm die Luft entzieht, so erlischt sein Leben und es ist doch nicht todt, denn nach dem Anfeuchten, Erwärmen, Füttern, Lüften wird es wieder lebendig."

Von seinem selbstständigen Standpunkte bestreitet Herr Preyer weiter die blosse Schleim- und Eiweissnatur, lässt das Protoplasma vielmehr durch ein feines Fadengebälke im ganzen Körper organisirt sein, also z. B. die Aufnahme von Wasser in den Pflanzen von der Wurzel bis zum Wipfel vermitteln. Mit eigenen Augen stellte einer seiner Zuhörer an einem einfachsten Lebewesen, der Difflugia, Aeusserungen fest, welche zu der Folgerung berechtigen, dass das blosse Protoplasma schon messen und zählen, wägen und sogar — berechnen kann! — Indem er wegen der Einzelheiten auf ein demnächst von ihm herauszugebendes Werk verweist, schliesst er seine Rede mit folgendem Saze:

„Alles, was das volle Leben kennzeichnet, Gesundheit, Kraft und Thätigkeit, körperliche und geistige Arbeit, Genuss und Schmerz ist an die normale Beschaffenheit des lebenden Protoplasma solidarisch gebunden."

Darf ich meinerseits in der philosophischen Tonart fortfahren, so begrüsse ich in Herrn Preyer im Gegensaze zu den Analytikern, als welcher z. B. R. Virchow sich mit seiner Cellularpathologie (H. VII, 249) erweist, als Meister der synthetischen Forschung, dem ich für seine regelmässigen Vorlesungen eine zahlreichere Zuhöherschaft wünsche, als sie sich zu dieser seiner Antrittsrede zusammenfand. Leider aber „zieht" blosse Gedankenspende auch in der Metropole der Intelligenz nur Wenige an. Als Löwen des Tages geben sich jene hervorragendsten Koryphäen vom Schlage eines R. Koch zu erkennen, der z. B. eben jezt (21. Dezember) den hygieinischen Cursus für Schulbeamte mit einem perspektivischen Knalleffekte schloss, indem er seine (ganz und gar inhalts- und zumal protoplasmalosen) „Kokken" in 50,000facher Vergrösserung, also etwa von Saucischen-Grösse, an die weisse Fläche warf. Da ich den Bericht zufällig von hinten anfing, vermuthete ich erst eine Schaustellung im — Panopticum! — Durch Herrn Preyer dagegen fühlt man sich wie in's Athenäum versezt und an die vom Altmeister Pettenkofer neulich ausgesprochene Weisung (s. oben S. 2 dieses Heftes) über echte Gelehrtenlaufbahn erinnert. —

Der Ortsgesundheitsrath von Karlsruhe wendet sich in einer besonderen Schrift gleichfalls gegen die von zünftlerischer Seite und leider vor Allem hier in Berlin von Polizeiwegen infolge unheilvollen ärztlichen Beirathes betriebenen Unterdrückung des Geheimmittelunwesens, insbesondere gegen die soeben vom Aerztevereinsbunde beim Reichstage eingereichte Petition. „Es ist" so heisst's in dieser Schrift „in unserer Zeit Mode geworden, für alle zu Tage tretenden sozialen Schäden die Gesetzgebung verantwortlich zu machen und von deren Abänderung gründliche Abhilfe oder doch Besserung zu erwarten. Die Ueberschätzung dessen, was die Gesetzgebung überhaupt vermag, hat in weiten Kreisen der Bevölkerung den Blick verdunkelt, und durch glänzende Versprechungen geblendet, taumelt die Menge in dem Wahn, dass sogar Missverhältnisse, welche so alt sind wie die menschliche Gesellschaft und nothwendig in der Natur dieser begründet liegen, durch einfachen Spruch des Gesetzgebers aus der Welt geschafft werden könnten. Hieraus erklärt sich auch die grosse Neigung, welche heutzutage in fast allen, auch den untergeordnetsten Interessenkreisen zu Tage tritt: Gesetzesvorschläge zu machen und über bestehende Gesetze zu klagen, während doch in den meisten Fällen Hilfe entweder gar nicht möglich ist, oder nur durch eigene freie Thätigkeit der Betheiligten herbeigeführt werden kann. So hört man

denn auch dem immer mehr überhandnehmenden Geheimmittelunwesen gegenüber aus den Kreisen der Aerzte, der Apotheker und der Polizeibeamten häufig genug den Ruf: die Gesetzgebung trägt die Schuld, mit den bestehenden Gesetzen lässt sich gegen den Unfug nicht ankämpfen! Und weil nun allerdings nicht alles Wünschenswerthe erreicht werden kann, so geschieht gemeiniglich nichts, und das Uebel wächst unbeschnitten zu unheimlichen Dimensionen weiter.“ Weiterhin führt die Schrift aus, dass die gegenwärtigen Uebelstände nicht durch die Gesetze, sondern durch den in den betheiligten Kreisen herrschenden Indifferentismus herbeigeführt worden seien, welcher die Kraft und den Muth zur Selbsthilfe nicht aufkommen lasse. In diesem Sinne aber hat auch bereits die Petitions-Kommission des deutschen Reichstages im Juni 1887 auf ähnliche Petitionen hervorgehoben, wie unbestimmt der Begriff „Geheimmittel“ sei, wie den Geheimmitteln nicht einmal immer die Heilkraft abgesprochen werden könne, sondern der Schaden nur durch Anwendung an unrechter Stelle oder durch übermässige Preise angerichtet werde, wie der Betrüger immer Mittel und Wege finden dürfte, das Verbot zu umgehen um sein Unwesen in vielleicht noch schädlicherer Form weiter zu treiben und wie dem gewissenlosen Treiben approbirter Aerzte bei Ausstellung von Attesten zur Förderung des Geheimmittelwesens entgegengetreten werden sollte, während „das erste und wirksamste Mittel in der Verbreitung von Licht und Aufklärung zu finden sei.“

Laut „Vossischer“ (d. d. 18. Dez. Abends) „herrscht in der Presse aller Partheien nur eine Stimme darüber, dass die vom Berliner Polizei-Präsidium geübte Praxis in der Geheimmittelfrage für die Presse, das Publicum und die Gerichte gleich unhaltbar sei.“ Traurig-komisch nehmen sich auch die Versteckungen aus, unter denen die Krämer gleichwohl anzuzeigen verstehen; auch findet man an öffentlichen Orten schon Kalender- oder sonstige Büchlein mit lauter Anpreisungen, Danksagungen u. s. w. kostenfrei ausgetheilt. Dieser „Hydra“ die Köpfe abzuschlagen, gehört ein anderer Arm dazu, als der eines Medizinal-Knirpses vom Schlage eines Herrn p. p. P. (Vgl. H. IV, 172 oben und VII, 276 unten). —

Dr. Kazenberger's Badereise von Jean Paul, diese launige Frucht seines Freundschaftsverkehres mit Dr. v. Sömmering, dem Verfasser der berühmten Abhandlung über die Gesundheitswidrigkeit des Schnürleibes (XVIII, 227), wurde von Dr. H. Wette in Cöln zu einem fünfaktigen Lustspiele bearbeitet und dieses Mitte Dezember auf dortiger städtischer Bühne aufgeführt, aber vom Publicum rundweg abgelehnt. So gut mir der Gedanke des Collegen an sich gefällt, so hätt' ich ihm, selbst dann, wenn ihm die Feder dazu nicht fehlte, dies Missgeschick deshalb voraussagen können, weil diesem Stoffe zur Verwerthung auf der Bühne, noch dazu für volle 5 Akte, so gut wie Alles fehlt und selbst das Original (Reklam's Universalbibliothek Nr. 18-19) an bedenklichen Längen leidet, während der an sich beste, wenn auch unzarte Wiz (Hervorbringen von Missgeburt durch „Versehen“) nicht aufgeführt werden dürfte. Dagegen wundre ich mich von Neuem, dass der, wie schon (XX, 163) ausgeführt, zur Aufführung, aber nur als Einakter, wie zum Zugreifen geschaffene Schwank Jean Paul's „Die Testamentseröffnung“ noch keinen dramatischen Bearbeiter fand: während auf der Bühne aus dem Stegreife geweint werden soll und muss, würden die Zuschauer vor Lachen weinen! —

Der Eislauf als Erbstück des Alterthums — mit dieser Ueberschrift bringen „Münchener Neueste Nachrichten“ (d. d. 19. Dez.) eine schwungvolle

Studie von A. J. Fr. F., der ich folgende Anführung entnehme: Klopstock schrieb das in Heft XII (S. 419) schon von mir ausgezogene Loblied „Der Eislauf" im Jahre 1764, nur dass ich noch folgende 2 Zeilen hätte voraus-schicken sollen:

„Aber verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuss Flügel erfand!"

Als der Dichter im 78. Lebensjahre diese Lustübung einstellen musste, fügte er in seinen „Winterfreuden" folgende Klage hinzu:

„Also muss ich auf immer Krystall der Ströme dich meiden!
Darf nie wieder am Fuss schwingen die Flügel des Stahls!
Wasserkothurn, du warst der Heilenden einer; ich hätte
Unbeseelt von dir, weniger Sommer gesehn! —

Ganz ebenso begeistert sprach sich sowohl in gebundener als ungebundener Rede ein Göthe aus, den ja auch ein bekanntes Gemälde auf dem Maine Angesichts der „Frau Rath" wie einen jungen Gott dahinschwebend zeigt. Die Stellen lauten:

„Wie man Verletzungen und Krankheit in der Jugend rasch überwindet, weil ein gesundes System des organischen Lebens für ein krankes einsteht und ihm Zeit lassen kann, auch wieder zu gesunden, so traten körperliche Uebungen unter uns glücklicher Weise bei mancher günstigen Gelegenheit gar vortheilhaft hervor und ich war zu frischem Ermannen, zu neuen Lebensfreuden und Genüssen vielfältig aufgeregt. Besonders aber that sich bei eintretendem Winter eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittschuhfahren entschlossen habe, um eine frohe und belebte Eisbahn mitzugeniessen."

Wasser ist Körper, und Boden die Welle! Das neueste Theater
Thut in der Sonne Glanz, zwischen den Ufern sich auf.
Wahrlich, es scheint nur ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernst, über die Fläche dahin. —

„**Die beste Waffe im Daseinskampfe** — heisst Skrupellosigkeit." Diese in Bacille 90 (H. XI, 375) enthaltenen Zeilen zogen mir einen geharnischten Strafbrief Seitens eines hessischen Stammlesers zu, besonders gegen die Person des Herrn L. Fulda, dessen Bühnenstück „die wilde Jagd" eben in Berlin durchschlagenden Erfolg erzielte, als vermuthlichen Nichtchristen. Ich meinerseits, der ich am wenigsten bei einem mich ansprechenden Geiste nach dem Religionsglauben frage, weiss, dass der Name hier oben von einem evangelischen Geistlichen getragen wird, stehe aber mit dem nach Kürschner in München lebenden Schriftsteller in keiner Verbindung. Für den unbefangenen Leser versteht sich's auch, glaub' ich, von selbst, dass bei jener „Skrupellosigkeit" an nichts mehr als an „gerade durchgehende" Meinungsäusserung im Gegensaze zur „conventionellen" Rücksichtnahme und Leisetreterei gedacht wird, wie sie z. B. einen Dr. Johann Jacobi von Königsberg, Arzt und freilich auch Jude, ermuthigte, einem Friedrich Wilhelm IV in's Gesicht zu erklären: „Das ist das Unglück der Könige, dass sie die Wahrheit nicht hören wollen!" — Der böse Herr Fulda selbst gibt mit folgender anderer Strophe die harmloseste Erläuterung:

„Wer nicht gern anzustossen liebt,
Darf höchstens das schlechte Wetter bekritteln:
Es ist das einzige von allen Kapiteln,
Bei dem es keine Partheien gibt."

Herrn Marcus Jordan von Bielefeld, der jezt lebende älteste Mann und als solcher von Hygieia (Heft V, S. 196 ff.) abgebildet und geschildert, feierte auch seinen **109**. Geburtstag (19. Oktober) in voller Rüstigkeit und wurde — wie die Zeitungen Anfangs Januar meldeten, von Kaiser Wilhelm II durch Uebersendung einer goldenen Verdienst-Medaille ausgezeichnet.

Durch fahrlässige Selbstvergiftung endete Ende November der Apothekenbesizer von Hemmerde in Westphalen, ein „in den besten Vermögens- und Familienverhältnissen lebender" Mann, der sich aber an den Gebrauch künstlicher Schlafmittel (vermuthlich Morphium's) gewöhnte. Mit dem Schreckensruf „Ich bin vergiftet!" sank er plözlich zu Boden und verstarb! (B. T. 28. Nov. 88.) —

Ein Wettschwimmen in offener Elbe am zweiten Weihnachtstage nennen unsere Herren Zeitungsschreiber „noch nicht dagewesen", wogegen wer seinen Tacitus „de Germania" noch im Kopf hat, darin just eine „alte" germanische Geschichte erkennt (II, 221)! Immerhin alle Achtung vor dem, um in der Muhmensprache zu reden, „Wagnisse" der sechs jugendlichen Hamburger, welche am 26. Dezember bei — 2° R am Steinwärder im freien Strome „starteten" um 40 Meter lang um die Wette im Wasser zu turnen (wie ein Gutsmuths das Schwimmen nannte), ohne sich im Mindesten dabei Schaden zu thun. Preisvertheilung und Festessen fanden in einer Volkscafehalle statt (H. XII, 432). —

Ein Brausebad auf der Bühne kommt in dem jetzt im hiesigen Belle-Alliance-Theater chronisch gegebenen französischen Stücke „le bain des dames" vor, dessen Titel aber auf polizeilichen Befehl in „die Raupe" umgewandelt werden musste. Will ich auch meinerseits solchem Pariser Haut- und Ragout-Zauber sonst nicht viel Gutes nachsagen, so möcht' ich doch wenigstens dies in einem Zeitungsberichte geschilderte „Schwimmbassinfest" wo sich gerade zwei Gegner vor den Augen des Publicums unter der Brause treffen, wohl mal sehen. —

Erwachsene Drillinge: die Gebrüder Adolph, Oscar und Wilhelm S. hier, gaben Ende Dezember den Tagesblättern Stoff zu weitläufigem Bericht über eine ergözliche Gerichtsverhandlung, in der sie, einander zum Verwechseln ähnlich, sich wegen nächtlichen „Radausingens" auf der Strasse zu verantworten hatten, aber mit gelinder Strafe davon kamen (voller Zuname nicht angegeben). — Anderes Beispiel von 53jährigen Drillingen s. H. VII, 266 — von Vierlingen und Fünflingen in „Sprechstunden" Bd. XVII, 22 ff. Aus America wurde nun gar auch von der „Frankfurter Zeitung" die Geburt von

Sechslingen gemeldet, nemlich aus Navarro County in Texas Eltern: Mr. Georg Hirsh (Hirsch?), 37 Jahre alt, Besizer eines ansehnlichen Grundstückes, aber mit blossem (dafür um so luftigerem!) log-house; Frau Hirsh, erst 27 Jahre, als Kind aus Bayern eingewandert, bereits Mutter von 3 noch sehr kleinen, im Ganzen nun also von 9 Kindern, stand schon 48 Stunden nach der Sechsling-Geburt auf, welche, da selbst der Mann sich auf dem Felde befand, nur unter Beistand einer alten Mutter vor sich ging: vier Knaben und zwei Mädchen, im Zeitraume von einer Stunde zur Welt gekommen, alle ausgetragen und wohlgestaltet, nur dass dem einen Mädchen ein Ohrläppchen fehlt und einem Knaben das rechte Bein schief steht. Vier nahmen schon nach 5 Stunden die Flasche, zwei werden von der Mutter selbst gestillt. Zur Vermeidung von Verwechseln beim Herumreichen an die zahl-

reich herbeiströmenden Besucher trägt jedes Wurm seinen auf einem angehefteten Zettel geschriebenen Namen am Läzchen! —

Fräulein Marie von Redwitz, Tochter des Dichters vom „Amaranth“ und, wie ich durch eine Tyroler Säule erfahre, Ehrendame in der Familie des bayrischen Herzogs und Arztes Dr. C. Theodor von Bayern, gibt sich durch einen zweitheiligen Aufsaz in „Ueber Land und Meer“ (dessen Nummern ich aus dem Ausschnitte nicht ersehe) als eine hygieinische Säule erster Ordnung zu erkennen: „Die Krankenpflege in Frauenhand“ das Ganze, in die Form eines vor Frauen von einem medizinischen „Hofrathe“ gehaltenen Vortrages gefasst, muss auch ganz gelesen werden und nur um an einer Probe zu zeigen, wie muthig sich Verfasserin jenen in den Lazarethen von 1866 und 1871 wimmelnden Sport-Pflegerinen gegenüberstellt, so geisselt sie deren Treiben mit folgenden Zeilen: „das typische Idealbild ist ein todtkranker Jüngling, dem die kühlende Eisblase von der Hand der Pflegerin aufgelegt wird. Er erwacht dann für einen Augenblick aus dem Fiebertraume, in dem er nachher wieder die Erscheinung des wohlthätigen Engels weiter spinnen lässt. Da ist dann die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass ein auch nach der Genesung bleibendes Interesse einen späteren Heirathsantrag zur Folge hat“. Alle Achtung! Doch erlaube ich mir, hoffentlich ohne das Zartgefühl der geehrten Schreiberin, falls ihr diese Blätter überhaupt zu Gesicht kommen, zu verlezen, den Einwand: so spricht kein „Hofrath“ sondern nur eine zweite Florence Nightingale! —

Herr Paul Lindau, welcher einmal wegen Pressvergehens einige Wochen Plötzensee (Gefängnissanstalt bei Berlin) unter Ausschluss der Selbstbeköstigung abzusizen hatte, schildert in seinem neuesten Roman „Spizen“, einem Berliner Strassenroman, die Vorgeschmacksstimmung eines von der Polizei von Neuem erwischten Zuchthäuslers mit folgenden kurzen, aber scharfen Zügen: „vor seiner geistigen Nase stieg sofort der Geruch der ewigen Graupen, Linsen und Bohnen in der süsslichen Massenbereitung auf.“ —

„Turba medicorum perii“ — so lautete (nach C. J. Weber „das Pabstthum und die Päbste“ Bd. II, S. 204) wortgetreu der in Bacille Nr. 78 (H. IV, 181) nach unsicherer Erinnerung verzeichnete Spruch, den der römische Kaiser Hadrian auf seinem Grabe, den Moles Hadriani, jeziger Engelsburg geschrieben haben wünschte. (Mittheilung von Stammleser W. H. in Rastenberg). Ob die Worte noch heute dort zu lesen? — Wie ich einer anderen Quelle entnehme, huldigte dieser, von Einen für einen Gott, von Anderen für einen Tyrannen erklärte Staatslenker vordem der gesunden Gewohnheit, seine landesväterlichen Besuchsreisen durch's Reich zu Fuss zurückzulegen, aber über die „schwere, seinen Geist in der lezten Zeit umdüsternde Krankheit“ vermochte ich Näheres nicht auszustöbern. —

Neue Bücher und Druckschriften.

Reich, E., Dr., Kritik der Vertheidigung Dr. M. Mackenzie's. Berlin und Leipzig, Heuser's Verlag (Pr. 1 M.). —

Woas, Frau Anna, das Normalkind. Praktische Anleitung für Mütter, um Kinder gesund, schön und gut gross zu ziehen. Mit 7 Abbildungen. Berlin, 1889. Verlag der „Werkstatt“ (Pr. 80 Pf.). —



Februar 1889 **Zweiter Jahrgang.** **Heft II.**

Dritte Folge der ärztlichen Sprechstunden; der ganzen Reihe Nr. 114.

Sämmtliche Sendungen für die Redaction sind an den Herausgeber in Berlin W, 10, Inserataufträge und Bestellungen an die Verlagshandlung in Stuttgart zu richten. Die Herren Mitarbeiter und Inserenten, welche nicht über geeignete künstlerische Kräfte zur Illustrirung ihrer Beiträge und Inserate verfügen, werden gebeten, sich zu diesem Zwecke mit der Verlagshandlung in Verbindung zu setzen. Abdruck oder auch nur sofortige Lesung und Rücksendung unverlangter Manuscripte oder Recensionsexemplare kann nicht gewährleistet werden.

Hygieia's Klage

um

Kronprinz Rudolf,

als **Gesundheitsheld** ebenbürtiger Abkomme einer **Maria Theresia**,

als Fürstensohn unserem **Friedrich** dem Edlen geistesverwandt,

seinem Volke der von Anmuth, Geist und Ritterlichkeit strahlende Thronerbe,

in der Gelehrtenwelt Ehrendoktor der Philosophie und Ehrenpräses des hygieinischen Congresses von 1887,

im Schriftsteller- und Künstlerkreise einfacher Ihresgleichen,

schon mit 31 Jahren eines noch jäheren und noch unglücklicheren Todes als Kaiser **Friedrich**, aber wenigstens ohne die Zubusse eines medizinischen **Canossa's** und eines **„Aerzte-Streites“** verstorben:

„O, welch' ein edler Geist ward hier zerstört!“

(Shakespeare's Hamlet). —

Das Schreckensereigniss
im stillen Mayerling am 30. Januar

wirkte, wie schon der oberflächlichste Blick auf die Gesellschaft allerorten verrieth, auf Gemüth und Sinne aller Kreise so ergreifend und niederschlagend, dass sogar rede- und schreibgeübte Geister bekannten, sie fänden im Augenblicke keine Worte darüber. Ich für meinen Theil finde von dem hier einzuhaltenden Gesichtspunkte zunächst ein Wort, und zwar eines der Befriedigung und Achtung für die Art, wie sich der durch seine Stellung als Leibarzt in die Handlung verflochtene Vertreter des ärztlichen Standes,

Dr. Widerhofer

als Arzt wie als ganzer Mann auf's Ehrenvollste bewährte. Noch ein Veteran aus der guten, alten Wiener Schule, wenn auch meines Wissens als Koryphäe nicht hervorgetreten, also vermuthlich auch schon hochbetagt, mochte er nicht geahnt haben, dass sein Name noch auf seine alten Tage durch solchen Anlass auf aller Lippen dringen werde. Um so sicherer aber gründete er sich in der Geschichte des ärztlichen Standes ein „Denkmal, dauernder als Erz" durch die sich zwar einfach genug lesende, aber sicherlich nur unter Aufgebot unbeugsamen Ehr- und Wahrheitsbewustseins ausgeübte Heldenthat, dass er auf Veröffentlichung des vollen unter seiner Leitung und Verantwortung enthüllten Leichenbefundes bestand! —

Werfen wir nun den trauernden Blick auf den hohen Dahingeschiedenen selbst, so bekundete sich Kronprinz Rudolf als Hort der Hygieia in grossem Style durch sein auf dem Wiener hygieinischen Congresse gesprochenes Wort: „das kostbarste Kapital im Staate ist der Mensch." Schon von Kindesbeinen an beschäftigte ihn dies „Kapital" mit umfassenden Studien über Menschen- und Völkerkunde (Ethnologie), als deren schriftstellerische Früchte er die Werke „15 Tage auf der Donau", dann „eine Orientreise" und in grösster Anlage, aber nun leider unvollendet „die österreichische Monarchie in Wort und Bild" herausgab. Andererseits bewährte er sich als künftiger Landesvater durch persönliches Auftreten in jedem Winkel des Reiches nach dem klassischen Vorbilde eines Kaisers Hadrian (H. 2. Jhg. I, 32). Als „Gesundheitsheld" stählte er sich im Style eines „gewaltigen Jägers vor dem Herrn" und verschmähte auch bei fühlbarer Gesundheitsstörung, wohl auch eingedenk jener Hadrian'schen Klage (s. a. a. O.) „die Aerzte" anzugehen, selbst nicht im November v. J.,

wo er beim Reiten im Laxenburger Parke einen Sturz mit nachbleibendem Kopfweh erlitt. Andererseits ergab er sich leider auf eigene Faust dem Gebrauche des Morphiums zur Bekämpfung (richtiger: Steigerung) seiner habituellen Nervenreizbarkeit, die er im Uebrigen recht sachlich dadurch erklärte, dass er als Kind „viel zu viel gelernt, aber zu wenig gespielt habe. Nun rächt sich's!“ — Die Schulweisheit aber, die zur Erklärung des, sofort von keinem hygieinisch Geschulten für glaubhaft genommenen „Herzschlages“ früher auf Jagdausflügen angeblich geholte Erkältungen, versäumte Schonung, Tabakrauchen u. s. w. bis zum 2. Februar auskramte, musste als „Blech“ schon Dem erscheinen, der sich z. B. erinnerte, dass gerade der Wiener klinische Altmeister Skoda sich mit einem richtigen organischen Herzfehler bis zum 76. Jahre durch blosse Luftfreundlichkeit aufrecht erhielt (VIII, 131), und dass ein Richard Wagner als 70 Jähriger an einer vorher kaum geahnten Klappenverengerung, unter diesen Umständen allerdings plözlich verschied (XII, 241). — Seiner Freisinnigkeit in naturwissenschaftlichen Fragen überhaupt gab der Kronprinz gelegentlich packendsten Ausdruck, z. B. als es ihm gelang, die Vorstellungen eines Hypnotiseurs dadurch zu entlarven, dass er den von Jenem vorbereiteten „übernatürlichen“ Schlichen rechtzeitig ein natürliches Beinchen zu stellen verstand. Doch auch Hochgelehrten liess er seine Ueberlegenheit fühlen: der in Laienkreisen als unfehlbar vergötterte, aber von Männern der Wissenschaft wie Virchow und His ob seiner „Genialitäten“ bekämpfte Koryphäe des Darwinismus, Dr. Haeckel aus Jena, den ich auch einmal im Kaufmännischen Verein zu Leipzig hörte, hatte in einem Vortrage in der Concordia die sogenannte Descendenzlehre wie am Schnürchen, ohne dass auch nur ein Perlchen fehlte, herauf und herunter entwickelt und wurde nun Seiner Hoheit vorgestellt, um jedoch mit der Frage beschieden zu werden: „Sagen Sie mal, lieber Professor, können Sie denn all' das heute Vorgetragene auch beweisen?!“ — Nach der Schilderung eines ihm nahegestandenen Schriftstellers lässt sich jedoch das Bild des Verblichenenen nicht in einzelnen starken Farben und wenigen grossen Zügen malen, sondern auch darin erschien er als ein ächtes Kind unserer Zeit und ganz und gar „moderner Mensch“, dass er in seiner Geistesart wie in seinem Gemüthsleben starke Gegensäze vereinigte.

Als Probe seiner ethnographischen Feder verzeichne ich in diesen, ja auch der Menschen- und Völkerkunde gewidmeten Blättern das ebenso kurze als inhaltreiche Vorwort zu seiner Orientreise:

„Jahrtausende hindurch legen die Sagen und der fromme Glaube die Wiege des Menschengeschlechts in den fernen Osten;

und in der That fanden in Asien die grossen Völkerbewegungen ihren Ursprung und die mächtigsten Religionen entstammen, im Wesen ihres Enstehens sich ähnlich, dem Lande des Sonnenaufgangs, wo die herrlichste Natur zu überirdischen Gedanken drängt. Die älteste Geschichte des Menschengeschlechts, Ruinen einer uralten Cultur, die Heimath der Wesen, der Sagen und Märchen unserer Sprachen und unseres Glaubens treten uns entgegen im farbenprächtigen, sonnenverklärten Orient."

Im Uebrigen beschränkt Hygieia ihre Betrachtungen über den als solcher in der Weltgeschichte einzig dastehenden Selbstmord auf Wiederholung des anderen Dichterwortes: „Der Rest ist Schweigen!" —

Bacillen.

---

96) Der nicht „sensationelle" Schriftsteller.

Zur rechten Sammlung gönn' Dir Zeit und Rast,
Schlecht taugt mein Wort für blosser Neugier Hast.
Wie's drum dem Ohr der lauten Welt behagt,
Nicht weiss ich es, doch hoff' ich unverzagt:
Im stillen deutschen Haus, kehrt dort es ein,
Da wird's verstanden und willkommen sein.

O. v. Redwitz (Hermann Stark).

---

97) Neuzeitliches Schriftstellerheldenthum.

Talent hiess einst in alter Zeit
Von Gott geborene Fähigkeit,
Drauf ward Talent
Ein Kompliment.
Und das verlangt heut' Jedermann,
Der schmieren oder klimpern kann.

L. Roberts

(nach „d. Gesellschaft" 1888, H. XII, S. 1147).

Zur Ueberbürdungsfrage im Schulwesen.

Von Professor E. Witte in Pless.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat wiederholentlich auf die Zweckmässigkeit einer Anti-Kinderquälerei-Vereinsbildung hingewiesen, deren Aufgabe es wäre, die armen, hülflosen Wesen vor den Misshandlungen zu schützen, welche ihnen besonders während ihres ersten Lebensjahres von muhmerlicher Seite durch übermässiges Inachtnehmen, Einpferchen in dicke, heisse Betten und Gewänder, schlechte Luft u. s. w. zugefügt werden. Gegen diese Misshandlungen lernt das Kind mit wachsender Selbständigkeit immer besser sich zu schützen, hauptsächlich durch den Gebrauch der Sprache, durch welche es sein Missbehagen und seine verständigen wie unverständigen Wünsche unzweideutig äussern kann. Ist doch die Art, in welcher die jungen Weltbürger ihr Denken und Wollen kundgeben, so herzgewinnend, dass die Eltern gern ihren Bitten nachgeben, so weit dies irgend thunlich ist! Der Ausdruck „glückliche Kindheit“ bezieht sich mit dem grössten Rechte etwa auf das Alter vom zweiten bis sechsten Lebensjahre.

Mit dieser Altersstufe aber beginnt eine neue Qual, die Schule, und diese dauert je nach dem Stande der Eltern bis zum fünfzehnten oder zwanzigsten Lebensjahre.

„Aber die Kinder müssen etwas lernen. Sie müssen an Ordnung, Pünktlichkeit, Sauberkeit gewöhnt werden. Dass ihnen hierbei gelegentlich einige Unannehmlichkeiten bereitet werden, lässt sich einmal nicht vermeiden.“

Ich habe selbstverständlich nichts dagegen einzuwenden, dass das Kind sich gewisse Tugenden sowie nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten aneigne. Wenn es aber hierbei in seiner körperlichen Entwickelung beeinträchtigt wird — und die Statistik über die militärische Brauchbarkeit der zum einjährigen Dienst Berechtigten beweist, dass eine solche Beeinträchtigung stattfindet, ganz abgesehen davon, dass sorgsam beobachtende Eltern und Lehrer oft genug derartige Störungen wahrnehmen — wenn also unter der Ausbildung des Geistes der Körper leidet, dann hat die Hygieine das Recht und die Pflicht, in die Erziehung einzugreifen. Denn nur in einem gesunden Leibe kann ein gesunder Geist wohnen.

In welchem Punkte also wird gegen die leibliche und damit schliesslich auch gegen die geistige Gesundheit unserer Jugend gesündigt? Wo liegt der Grund ihrer Ueberbürdung?

Die Folgen der Ueberbürdung treten hauptsächlich zu Tage in den oberen Klassen der höheren Lehranstalten, so dass man

natürlich den Grund derselben zuerst in diesen Klassen sucht. Und in der That enthält der Lehrplan und das Lehrziel insbesondere des Gymnasiums, an welches man ja bei der Ueberbürdungsfrage am meisten denkt, Manches, was ich nicht billige. Wenn ich aber auf der einen Seite eine Ermässigung der Anforderungen für durchführbar halte, so würde ich dafür auf der andern Seite ein höheres Maass von Können wünschen. Eine Herabsetzung der Gesammtansprüche, welche die Schlussprüfung zu stellen hat, ein Herunterdrücken des Bildungsniveaus der angehenden Studenten würde ich durchaus nicht befürworten. Denn dieses Niveau ist, und in diesem Punkte stimmen die Vertheidiger des heutigen Gymnasiums mit fast allen ihren Gegnern überein, an sich nicht zu hoch bemessen. Eine Reform, welche sich damit begnügte, diese oder jene Anforderung der Schlussprüfung fallen zu lassen, würde zwar die Schüler entlasten. Aber würden die Schüler der oberen Klassen, so wie sie nun einmal gegenwärtig sind, es auch verstehen, die gewonnene Musse in der rechten Weise, zu körperlicher Erholung und geistiger Erfrischung zu benutzen? Gerade für dieses Alter ist die Schwierigkeit einer angemessenen Beschäftigung ausserordentlich gross, und ein Missbrauch der freien Zeit könnte der Entwickelung mehr schaden, als ihr durch die Entlastung genützt wird. Die Ermässigung der Anforderungen würde ferner sehr bald zur Folge haben, dass das Examen in einem früheren Alter als gegenwärtig gemacht würde, dass also die Studenten durchschnittlich noch jünger, also körperlich und geistig noch weniger reif als gegenwärtig auf die Universität zögen. Sie würde endlich auch noch den Andrang zu den sog. höheren Berufsarten verstärken und auf diese Weise zu einer Vermehrung des geistigen Proletariates beitragen. Kurz, auf diese Weise, durch Erleichterung des Abiturientenexamens, lässt sich die Ueberbürdung nicht bekämpfen; dieselbe ist auf eine viel frühere Entwickelungsstufe zurückzuführen.

Denn wenn auch die Ueberbürdung erst in den oberen Klassen als Schädigung der körperlichen Entwickelung zu Tage tritt, so ist sie doch nicht in den hohen Anforderungen dieser Klassen begründet. Ein körperlich normal entwickelter Junge, welcher völlig reif etwa in die Obertertia eines Gymnasiums eintritt, braucht seine Gesundheit durch Ueberarbeiten nicht zu schädigen. Er wird den Anforderungen, welche die Schule an ihn stellt, in jeder Hinsicht gewachsen sein. Dass so Viele diesen Anstrengungen unterliegen, kommt daher, weil sie schon mit geschwächter Gesundheit, oder gelinde ausgedrückt, weil sie körperlich nicht so entwickelt, wie sie es ihrem Alter nach sein sollten, in die oberen Klassen eintreten. Der Grund der Ueberbürdung liegt viel weniger in den hohen An-

forderungen der oberen Klassen, als in der widernatürlichen Behandlung des Menschenkindes, während es die Elementarschule und die unteren Gymnasialklassen besucht.

Denn dass das Kind vom sechsten Lebensjahre ab täglich vier Stunden, ja sehr bald fünf und sechs Stunden die Schule besuchen muss, ist allein schon eine mindestens sehr hohe Anforderung. Mag die Schulbank noch so zweckmässig eingerichtet sein, mag der Lehrer noch so gewissenhaft auf Bewegung der Kinder während der Pausen halten, mag er noch so eifrig seine Luftfreundschaft bethätigen, vier Schulstunden bleiben für ein sechsjähriges Kind immer eine hohe, vielleicht schon eine zu hohe Leistung. Ein solches Kind ist schlechterdings noch nicht im Stande, seine Aufmerksamkeit eine Stunde lang, oder sagen wir bei reichlich bemessenen Zwischenstunden auch nur drei Viertelstunden einem und demselben Gegenstande zuzuwenden.

„Aber das Kind lernt wenigstens Stillsitzen." Wer einigermassen hygieinisch denken gelernt hat, braucht diesen regelmässig wiederkehrenden Einwand nur zu hören, um ein Schaudern zu empfinden. So weit das Stillsitzen um eines höheren Zweckes willen nothwendig ist, kann man sich dasselbe allenfalls gefallen lassen. Ein sechsjähriges Kind aber auch nur eine Stunde täglich stillsitzen zu lassen, damit es lerne, still zu sitzen, ist vom gesundheitlichen wie vom erzieherischen Standpunkte aus gleich verwerflich. Durch dieses erzwungene Stillsitzen gewöhnen sich die Kinder an jenes gedankenlose Träumen und Hindämmern, welches später eines der grössten Hindernisse ihres Fortschreitens bildet.

Mit den vier Schulstunden ist jedoch die Tagesarbeit des Kindes nicht etwa erledigt! In der Schule werden häusliche Arbeiten aufgegeben, welche vielleicht an sich nicht zu schwierig und zeitraubend sind. Hat sich das Kind aber erst an gedankenloses Stillsitzen gewöhnt, oder vielmehr, ist es daran gewöhnt worden, so nehmen auch schon leichte Arbeiten unverhältnissmässig viel Zeit in Anspruch.

Nun aber sind diese Arbeiten keineswegs immer leicht. Besonders macht — jede Mutter, welche die Schularbeiten ihrer Kinder beaufsichtigt, wird mir hierin beistimmen — das Auswendiglernen mancher Theile des Katechismus ausserordentliche Schwierigkeiten. Ein so gutes Gedächtniss das Kind auch hat, so will es sich doch bei allem, was es lernt, etwas denken — wenigstens so lange ihm dieser Trieb noch nicht abgewöhnt ist. Unverstandene Stücke der Religionslehre, Kirchenlieder, welche schon in ihrer Ausdrucksweise dem Kinde fremd sind, lernt es ausserordentlich schwer. Ich erinnere mich noch heute der Thränen, welche mir Luthers „Nun bitten wir den heiligen Geist" gekostet hat.

Wenn unter solchen Umständen die Fortschritte der Kinder nicht immer den Erwartungen entsprechen, so ist dies nur natürlich. Das Zurückbleiben der geistigen, für den aufmerksamen Beobachter auch der körperlichen Entwickelung sollte den Eltern und Lehrern ein Wink sein, das Kind schon jetzt zu entlasten, es z. B. noch ein Jahr in derselben Klasse sitzen zu lassen, damit es sich erholen kann, oder andere entsprechende Maassregeln zu ergreifen. Stattdessen glaubt der gewissenhafte Vater leider oft genug, er müsse durch Privatstunden nachhelfen, er müsse durch besondere Strenge einen Druck ausüben, damit das Kind vorwärts komme. Ich habe es erlebt, dass ein neunjähriges Kind auf diese Weise bis zu 8 Stunden täglich unterrichtet wurde, und dann noch seine Schularbeiten machen musste!

Leider ist der Beweggrund, welcher zu einer solchen Misshandlung des Kindes führt, oft auch unedler Natur. Die Eitelkeit der Eltern kann es nicht ertragen, dass fremde Kinder einen höheren Platz in der Schule einnehmen oder schneller vorwärts kommen als die ihrigen. Sie empfinden es als eine persönliche Kränkung, wenn ihr Karl sitzen bleibt, während des Nachbars Fritz versetzt wird. Dass die Anlagen verschieden sind, dass gerade diejenigen Kinder, welche sich anfänglich langsamer entwickeln, häufig die begabteren sind, dass sie, wenn man ihre Entwickelung ruhig abwartet, oft genug ihre frühreifen Altersgenossen wieder einholen, das alles hindert solche Eltern nicht, ihr Kind durch Privat- und Nachhülfestunden, durch Belohnungen und Strafen vorwärts zu treiben. Ja, es muss auch noch täglich eine Stunde am Klaviere sitzen, sich und andern zur Qual, ohne Rücksicht darauf, ob es musikalisches Talent hat, nur damit es sich gelegentlich in der Gesellschaft hören lassen kann.

Doch mögen nun die Fehler der Erziehung entspringen aus der Eitelkeit oder aus dem Unverstande der Eltern, immer rächen sie sich an den Kindern. Zwar setzt glücklicherweise die Natur dem Uebereifer der Eltern und Lehrer einen nicht unbedeutenden Widerstand entgegen in Gestalt einer immer grösser werdenden Trägheit und Gleichgültigkeit des Zöglings. Aber doch kann sie nicht verhindern, dass das Kind sich weniger freudig und weniger kräftig entwickele, als es unter gesunden Verhältnissen geschehen wäre. Die Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit der Schüler der oberen Klassen, die Blasirtheit unserer Jugend, die Kränklichkeit und Nervosität auch der Frauen sind nach meiner Ueberzeugung in den meisten Fällen zurückzuführen auf die Ueberanstrengung während der ersten Schuljahre.

Die Kinder der sog. unteren Volksklassen haben unter dem

Unverstande der Eltern in dieser Hinsicht weniger zu leiden. Ausserdem verlassen sie die Schule früh genug, um etwaige Gesundheitsschädigungen, die sie in derselben erfahren haben, noch verwinden zu können — wenn anders ihre sonstigen Verhältnisse einer weiteren gesunden Entwickelung zuträglich sind. Bei den höheren Gesellschaftsklassen aber tritt die Ueberbürdung klar hervor, und am schlimmsten sind ihre Folgen bei denen, welche sich dem Studium widmen.

Die Erziehung dieser unserer Jugend ist also kurz zusammengefasst folgende: Vom sechsten Lebensjahre ab wird dem Kinde im günstigsten Falle stets so viel Wissens- und Lernenswerthes dargeboten, wie es irgend aufzunehmen vermag. Der Unterricht erfolgt in ganz ähnlicher Weise wie das Nudeln oder Stopfen der Gänse. Die Portionen werden sorgfältigst abgemessen, nicht nach dem Appetite, sondern darnach, wieviel erfahrungsmässig ein Kind ohne augenblicklichen Schaden aufzunehmen vermag. Wer es versteht, dieser Grenze am nächsten zu kommen, bei dem lernen die Schüler am meisten, und der gilt als der beste Lehrer. Auf diese Weise verliert das Kind zwar die Lust und Freudigkeit am Lernen und Schaffen. Aber indem es immer wieder mit Stoff angefüllt wird, den es, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, verdauen muss, schreitet es regelmässig vorwärts. In den oberen Klassen muss, weil der Trieb, selbständig zu arbeiten, nicht geweckt, ja unterdrückt ist, die einmal eingeführte Methode fortgesetzt werden. Verlässt schliesslich der junge Mann mit dem „Zeugniss der Reife“ die Schule, so ist er dermassen von den schönen Wissenschaften übersättigt, dass man es ihm kaum verdenken kann, wenn er sich auf diesem Gebiete zunächst ein gründliches, lang dauerndes Fasten auferlegt und seinen Thätigkeitstrieb auf einem ganz andern, den Professoren und den Eltern freilich wenig zusagenden Felde zum Ausdruck kommen lässt.

Dass es von dieser Regel Ausnahmen nach der besseren Seite hin giebt, verkenne ich nicht. Unverhältnissmässig grösser aber ist die Zahl Derer, welche aus der geschilderten Erziehung einen bleibenden Schaden in das spätere Leben mit hinübernehmen.

Ist diese Darstellung richtig — und lange, sorgfältige Beobachtung an eigenen und an fremden Kindern, sowie häufig wiederkehrende Berathung mit tüchtigen und gewissenhaften Kollegen bestärkt mich immer mehr in der Ueberzeugung, dass sie richtig ist — dann ergeben sich sehr einfach die naturgemässen Massregeln gegen die Ueberbürdung.

Zunächst ist klar, dass schon unter den gegenwärtigen Verhältnissen das Elternhaus sehr vieles thun kann, um der Ueber-

bürdung vorzubeugen. Was in dieser Hinsicht zu thun und zu lassen ist, ergiebt sich für den hygieinisch Denkenden eigentlich von selbst. Die wichtigsten Gesichtspunkte sind in der vorhergehenden Darstellung angedeutet. Nur möchte ich noch einmal betonen, dass der Kampf gegen die Ueberbürdung nicht dann zu beginnen hat, wenn ihre Folgen sich sichtbar machen, sondern dass es darauf ankommt, das Kind durch seine ganze Erziehung und Lebensweise von der ersten Jugend an zu kräftigen und zu stählen, damit es den unvermeidlichen Schädigungen, vor welchen es nie ganz bewahrt werden kann, gewachsen ist. Vor allen Dingen ist ein zu früher Beginn des Unterrichtes, ein Uebermass von Unterrichtstunden und ein Vorwärtstreiben der Kinder in die höhere Klasse, bevor sie das Pensum der vorhergehenden vollständig beherrschen, auf's sorgfältigste zu vermeiden.

Sodann ist allerdings auch dahin zu streben, dass die öffentliche Schule eine Entlastung der Kinder während der ersten Schuljahre durchführe, und zwar für einzelne Gegenstände auch durch Vereinfachung des Lernstoffes, besonders aber durch Abkürzung der Unterrichtszeit. Der Unterricht sollte nicht mit vier, sondern etwa mit 2 Stunden täglich beginnen und zwar so, dass in einem Unterrichtsgegenstande immer nur eine halbe Stunde, oder nach Abzug reichlich zu bemessender Pausen nur 20 Minuten unterrichtet würde. Dass eine solche Reform durchführbar ist, davon habe ich mich durch die Erfahrung an einer ziemlich stark besuchten Privatschule überzeugt. Der Unterrichtsstoff braucht bei dieser Methode durchaus nicht beschränkt zu werden; es ist erstaunlich, was in der kurzen Zeit gelernt werden kann. Und dabei ist es eine Freude, zu sehen, mit welcher Lust die Kinder zur Schule gehen, ja mit welcher Lust sie sogar ihre wenigen häuslichen Arbeiten anfertigen.

Von welchem Alter ab dann ein ganzstündiger Unterricht einzuführen wäre, das müsste die Erfahrung entscheiden. Ich möchte glauben, dass bis in die unteren Gymnasialklassen hinein halbstündiger Unterricht für einzelne Gegenstände angebracht wäre. Wenn nur die Behörde einen solchen Unterricht zunächst überhaupt zulassen wollte, so würden seine Ergebnisse über die weitere Ausdehnung zu entscheiden haben. Eben so wenig lässt sich von vornherein sagen, von welchem Alter ab die tägliche Unterrichtszeit auf drei, vier oder fünf Stunden auszudehnen ist.

Immer aber muss die Schule ihr Augenmerk hauptsächlich darauf richten, dass der Schüler nicht mit Lernstoff übersättigt werde, dass ihm nie neuer Stoff zugeführt werde, bevor er den früheren vollständig verdaut hat und dringend nach neuem verlangt. Diese hygieinische Geistesdiätetik ist der Schwerpunkt der Methode.

Mit einer Beschränkung der Unterrichtszeit würden freilich viele Eltern durchaus nicht einverstanden sein. Sie sind froh, wenn ihnen die Schule die Aufsicht über die Kinder möglichst lange abnimmt, und haben für die Schäden, welche ihren Lieblingen aus dem langen „Stillesitzen“ erwachsen, zunächst kein Verständniss. In einzelnen Fällen, besonders in grossen Städten, könnten sich in der That Schwierigkeiten hinsichtlich einer, hauptsächlich die körperliche Ausbildung der Kinder berücksichtigenden Beschäftigung während ihrer freien Stunden einstellen. Aber wer sich und die Seinigen gesund erhalten will, fühlt stets eine grössere Verantwortung, als wer gedankenlos den Dingen ihren Lauf lässt und genug gethan zu haben meint, wenn er im Falle einer Erkrankung zum Arzte schickt. Und sich gesund zu erhalten ist in einer grossen Stadt in jeder Hinsicht schwieriger als in mehr ländlicher Umgebung; wie sollte es hinsichtlich der geistigen und leiblichen Gesundheit der Kinder anders sein? Bei gutem Willen werden sich diese Schwierigkeiten überwinden lassen. Vorbedingung ist freilich, dass das Verständniss der Eltern für die Gesundheitspflege ihrer Kinder geweckt und gefördert werde. Nur bei verständnissvollem Zusammenwirken von Schule und Haus kann die Jugend von vornherein hinlänglich erstarken, um den hohen Ansprüchen gewachsen zu sein, welche das spätere Leben an die geistige Ausbildung der leitenden Klassen stellen muss. —

Zwei fürstliche Mediziner aus dem Hause Wittelsbach.

Prinz Dr. Ludwig Ferdinand von Bayern, (geb. zu Madrid am 22. Oktober 1859) erhielt auf Grund der Bekanntmachung vom 9. Dezember 1869 vom Bayerischen Staatsministerium und laut Verkündigung des Reichskanzleramtes vom 20. Juli d. J. unter Entbindung von der in § 29 der Gewerbeordnung vorgeschriebenen ärztlichen Prüfung die Approbation als Arzt zuertheilt. Die Doktorwürde erwarb Seine Königliche Hoheit schon 1383 durch eine vergleichend-anatomische Studie über den Bau der Zunge mit 50 und einigen werthvollen Steindruckbildern und 1885 wurde er von der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie zum Mitglied ernannt. Bekanntlich schon das zweite Beispiel dieser Art aus dem jezt lebenden Geschlechte der Wittelsbacher. Als Erster gelangte der hohe Vetter, Herzog Dr. Karl Theodor in Bayern (geb. 9. August 1839, Bruder der Kaiserin von Oesterreich) auch schon als Praktiker zu grossem Rufe, und zwar als Augenarzt und Operateur, nachdem er 1878 den Doktortitel uud 1879 die Approbation erworben. Sein Freund, der russische Augenarzt Dr. Iwanow, auch Bewahrer des dem französischen Diktator Gambetta ausgeschnittenen Augapfels, berieth mich

im Januar 1881, als ich mit ihm zugleich in Meran weilte, wegen seines leider bereits unheilbaren Lungensiechthum's, dessen Fortschreiten er selbst durch Morphium- und Chinincur förderte. Am Stammsize seines Familienzweiges, dem lieblichen Tegernsee, erbeingesessen, leitet er eine auf eigene Kosten errichtete und unterhaltene Krankenanstalt. Als er sich aber im vorigen Jahre auch in Tyrol durch die Landeszeitung zur Gratisberathung erbot, erhoben die daselbst ansässigen Aerzte Widerspruch gegen diese Beeinträchtigung ihres Broderwerbes. In der Geschichte jedoch steht dies Vorgehen durchaus nicht vereinzelt da. Im 17. Jahrhundert nemlich schrieb der französische und englische Volksglaube den gekrönten Häuptern als solchen die Fähigkeit zu, mit blosser Berührung durch eine ihnen innewohnende Heilkraft das Leiden des Kropfes — les écrouelles — zu heilen und die Könige ihrerseits verfehlten nicht, theils solche Heilbedürftige an ihrem Herschersize vorzulassen, theils zu diesem ausgesprochenen Zwecke Reisen durch's Land zu unternehmen, wie dies folgendes „Inserat" aus dem Londoner Blatte Mercurius politicus d. d. Whitehall, 14. Mai 1664 beweist: „Seine geheiligte Majestät (Karl II. von England) hat Ihren Königlichen Willen kundgegeben, auch noch ferner im Mai sein Volk von der Kropfkrankheit zu heilen und Michaelis damit aufzuhören. Demzufolge habe ich Befehl erhalten, dies öffentlich bekannt zu machen, damit in der Zwischenzeit Niemand zur Stadt komme und Zeit und Mühe vergeblich aufwende."

Ueber Schlaflosigkeit, ihre Ursachen und Vermeidung.

Von Dr. O. Wolff zu Frankenstein in Schlesien.

Eine Klage, die man als Arzt sehr häufig zu hören bekommt, ist die über schlechten, unruhigen, nicht erquickenden Schlaf oder auch vollständige Schlaflosigkeit und zwar nicht blos von Patienten, die an fieberhaften Krankheiten leiden, wo diese Erscheinung sich durch das Fieber erklärt, sondern auch von Personen, die eigentlich sonst nicht sonderlich krank sind, sondern nur über verschiedene kleine Unannehmlichkeiten zu klagen haben.

Fragen wir uns zunächst, warum die Thiere doch fast durchweg einen ruhigen und gesunden Schlaf geniessen, so lautet die Antwort: weil die Thiere, ihrem Instinkt folgend, naturgemässer und hygieinisch richtiger leben, als die Menschen. Zunächst ist fast jedes Thier dadurch, dass es seinen Hunger befriedigen will und sich seine Nahrung selbst verschaffen muss, auf viel Bewegung in der frischen Luft angewiesen. Dieses Moment aber ist als ein für jeden Organismus hygieinisch sehr günstiges zu betrachten. Denn durch die Bewegung in frischer Luft, durch die dabei stattfindende Muskelthätigkeit, werden die Lungen gekräftigt, die Nerven gestärkt,

Blutstockungen gehoben und die Verdauung befördert. Als Resultat ergibt sich durch die körperliche Ermüdung und das allgemeine Wohlbefinden für die Nacht ein ruhiger und erquickender Schlaf.

Entsprechend diesem Beispiel sehen wir auch bei den Menschen, dass diejenigen, welche ein gesundheitsmässiges Leben führen, d. h. viel Bewegung in frischer Luft machen und dabei in Bezug auf die Diät alle Excesse vermeiden, nicht bloss dem Arzt und Apotheker wenig zu verdienen geben, sondern auch sich eines recht gesunden Schlafes erfreuen. Treten ausnahmsweise bei den Thieren Verhältnisse ein, die manchen menschlichen ähneln, so werden auch in diesem Falle bei Ersteren dieselben Leiden, wie bei den Menschen entstehen. Hat z. B. ein Mops das Glück oder vielmehr Unglück, von einer reichen Dame zum Liebling erkoren zu werden, so wird derselbe, wenn er längere Zeit keine Bewegung in frischer Luft gehabt hat und den ganzen Tag mit Delikatessen gefüttert worden ist, an denselben Leiden erkranken, wie ein reicher Schlemmer, der nur von Genuss zu Genuss eilt. Beide werden zu Hypochondern, leiden an krankhaften Fettansammlungen, Unterleibsstockungen, Verdauungsbeschwerden und unruhigen, durch ängstliche Träume gestörten Schlaf.

Daraus geht schon hervor, dass ein gesunder Schlaf nur die Folge einer gesunden Lebensweise ist.

Durch die sogenannten Schlafmittel, Morphium und Chloralhydrat, werden die Nerven nur künstlich betäubt und leider sind diese und alle anderen medizinischen Beruhigungsmittel Gifte, die bei fortwährender Anwendung und hoher Dosis mehr Schaden als Nutzen stiften. Das einzige Mittel aus der Apotheke, welches auch bei längeren alltäglichen oder vielmehr allnächtlichem Gebrauch dem Körper nicht schadet und wenigstens bei einer gewissen Art von Schlafstörung sich meistens hilfreich erweist, ist — das Insektenpulver!

Will man nun die Schlaflosigkeit bekämpfen, so muss man, da gewöhnlich eine hygieinische Sünde diesem Leiden zu Grunde liegt, sein hygieinisches Gewissen erforschen, den Fehler, welcher die Ursache bildet, genau kennen lernen und denselben dann zu vermeiden trachten. Dieser Gewissensbeichte etwas zu Hilfe zu kommen, soll der Zweck dieser Zeilen sein.

Zunächst finden wir sehr häufig Klagen über schlechten Schlaf bei Gelehrten, die sich einseitig geistig beschäftigen und die Uebung der Körperkräfte vernachlässigen. Durch das fortwährende, angestrengte Denken, besonders durch das Studiren bis in die Nacht hinein, wird das Gehirn in einen aufgeregten Zustand versetzt; es entstehen Congestionen nach dem Kopfe, Kopfschmerzen, Schwindel

und endlich unruhiger, oft unterbrochener, wenig erquickender Schlaf, zuweilen sogar vollständige Schlaflosigkeit. Gewöhnlich werden diese Leiden dadurch vermehrt, dass der Patient viel im Zimmer sitzt, wenig Bewegung macht und nur selten an die frische Luft kommt. Durch das viele Sitzen im Zimmer entstehen, da dabei fast alle Blutgefässe in den Gelenken geknickt werden, starke Blutstockungen, die sich als Congestionen nach dem Kopf und der Brust, Hämorrhoidalbeschwerden und Unterleibsstockungen zu erkennen geben. Der Kopf ist gewöhnlich heiss anzufühlen, während die Füsse kühl sind.

Diese Art Schlaflosigkeit finden wir aber nicht bloss bei den Gelehrten, sondern auch schon bei der studirenden Jugend, bei Gymnasiasten und Studenten, welche den Tag über stundenlang auf der Schulbank sitzend zubringen, dann zu Hause wieder stundenlang sitzen und oft noch bis in die Nacht hinein studiren. Wenn nun allerdings dagegen behauptet wird, dass ja die Schuljugend auch alle Wochen 2 Stunden Turnen habe, wodurch den körperlichen Uebungen Rechnung getragen werde, so möchte ich behaupten, dass, wenn diese letzteren hinreichend sein sollten, um die Schädlichkeit der fortwährenden geistigen Anstrengung aufzuheben, dieselben dann nicht alle Wochen, sondern alle Tage 2 Stunden eingehalten werden müssten. Wenn wir daher so häufig Gelehrte sehen, die mit matten Augen und hohlen Wangen langsam herumschleichen, wenn wir nicht selten auch Jünglinge, die ihren äusseren, günstigen Verhältnissen nach einen lustigen, heiteren und gesunden Eindruck machen sollten, mit verschlafenen Mienen und bleichen Teint in die Schule wanken sehen, so ist zum grossen Theil der ungenügende, wenig erquickende und keine Kräfte gebende Schlaf Schuld.

Das Heilmittel gegen diese Art von Schlaflosigkeit wird, wie aus dem Angeführten sich von selbst ergibt, sein: Vermeidung von Congestionen nach dem Gehirn, Vermeidung aller Blutstockungen, daher so wenig wie möglich Sitzen im Zimmer, so viel wie möglich Bewegung in frischer Luft, nicht übermässige, geistige Anstrengung, besonders nicht in den späten Abendstunden. Da besonders heisse Luft im Zimmer das Blut im Gehirn aufregt, so halte man stets darauf, dass die Zimmertemperatur 15° R. nicht überschreite. Besonders ist dies für die Nacht zu beachten und bildet eine wesentliche Bedingung für ruhigen Schlaf eine kühle und reine Zimmerluft, weshalb Schlaf bei offenem Fenster, wie ihn allerdings nur eine richtige hygieinische Erziehung als gute Gewohnheit bei jeder Jahreszeit und Witterung gestattet, oft das sicherste und gesündeste Schlafmittel ist. Muss im Winter geheizt werden, so sehe man darauf, dass das Bett nicht in der Nähe des warmen Ofens stehe. Ueberhaupt halte man darauf, dass das Schlafzimmer den Tag über durch Oeffnen

der Fenster und Thüren gelüftet werde, weil eine schlechte, verdorbene, dumpfige Zimmerluft nicht bloss zum Athmen untauglich ist, sondern auch den Schlaf unruhig und wenig erquickend macht. Da Federkissen als Kopfunterlage zu viel Hitze im Gehirn verursachen, so empfehlen sich besser Kissen von Rosshaaren, Seegras oder Steiner'sche Reformsteppkissen (H. 1. Jhg. VI, 237).

Was nun die Bewegung in frischer Luft anlangt, so ist grade diese nicht bloss für den Stand der Gelehrten, sondern auch für Alle, welche durch ihre Beschäftigung auf Aufenthalt im Zimmer für den grössten Theil des Tages angewiesen sind, das Hauptmittel, sich vor Erkrankung zu bewahren, den Körper kräftig und gesund zu erhalten und sich durch einen gesunden Schlaf zu stärken. Alle, die früh Morgens nach dem Orte ihrer Thätigkeit wandern, der Beamte, welcher in das Bureau geht, der Lehrer und die Schüler, welche in die Schule oder das Gymnasium eilen, können sich vor den traurigen Folgen einer sitzenden Lebensweise dadurch schützen, dass sie eine halbe Stunde früher als sonst aufbrechen und diese Zeit dazu benutzen, erst einen Gang in Gottes frische und freie Natur zu thun, also einen Umweg nach dem Orte ihrer Bestimmung zu machen, der sie jedoch nicht durch die staubigen Strassen der Stadt, sondern durch grünende Auen oder mit Bäumen und Sträuchern bepflanzten Promenaden führt. Wenn derselbe Umweg dann zu Mittag beim Nachhause gehen wiederholt wird und ebenso Nachmittags stattfindet, so sind zwei Stunden Bewegung in frischer Luft gewonnen, die gewiss ihre wohlthätige Wirkung auf den ganzen Organismus durch grösseres Wohlbefinden und bessern Schlaf äussern werden. Wenn ausserdem jeder freie Nachmittag und Sonntag zu grösseren Ausflügen, womöglich in die Wälder und Berge benützt wird, so wird auch der Schlaf nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Natürlich empfiehlt es sich auch für jeden Stubenhocker, seine Ferien oder Urlaub im Sommer zu einer grösseren Reise zu benutzen, wobei aber zu beachten ist, dass die Reise zu Fuss und in's Gebirge in gesundheitlicher Beziehung den Partieen, welche mit Eisenbahn und Droschke gemacht werden, weitaus vorzuziehen sind. Am Vorzüglichsten wirkt auf gesunden Schlaf das Bergeklettern und ist Allen, welche eine Reise unternehmen, nur anzurathen, dabei nicht zu denen zu gehören, welche sich stets nur die Berge von unten, die Kirchen von aussen und die Wirthshäuser von innen ansehen.

Leider hält die leidige Erkältungsfurcht Viele ab, bei rauhem oder gar Regenwetter das Zimmer zu verlassen. Wenn man jedoch durch kalte Abreibungen und im Sommer durch kalte Bäder und Brausen sich nur einigermaassen abgehärtet hat, wird auch ein Spaziergang bei rauher Witterung, ja sogar im Regen nichts schaden.

Wenn ich aus meiner eigenen Erfahrung sprechen darf, so möchte ich erwähnen, dass ich als Junge viel Vergnügen daran fand, stundenlang bei Regenwetter draussen herumzulaufen (natürlich ohne Regenschirm) und dass ich in Folge dessen nie an Erkältungskrankheiten gelitten und überhaupt seit 30 Jahren (wo ich an Masern erkrankte) nie einen ganzen Tag bettlägrig krank oder arbeitsunfähig gewesen bin. Daraus erklärt sich mir auch die Thatsache, dass ich im Feldzug gegen Frankreich 1870, als wir Tage lang hintereinander im Regen marschiren und ganze Nächte auf freiem Felde auf nassem Acker zubringen mussten, nicht nur unbekümmert um den Regen die ganze Nacht unter freiem Himmel auf blanker Erde liegend ausgezeichnet geschlafen habe, sondern auch dabei kerngesund geblieben bin.

Wenn nun aber ein Stubenmensch aus Mangel an Zeit oder andern Ursachen wirklich verhindert wäre, die nöthige Bewegung in frischer Luft zu machen, dann ist die sogenannte Zimmergymnastik noch ein Aushülfemittel, welches wenigstens einigermaassen jene ersetzen kann. Da die vielen in den betreffenden Werken empfohlenen Uebungen meist nur die Kräftigung einzelner Muskeln anstreben, so möchte ich eine von mir selbst erprobte, recht leichte und einfache Uebung empfehlen, welche den ganzen Körper in Bewegung setzt, die Lungen stärkt und die ganze Muskulatur kräftigt. Dieselbe besteht darin, dass man im Zimmer sich laufend bewegt, aber in der Weise, dass nur die Fussspitzen den Boden berühren (wie beim Tanzen) und man dabei seinen Standpunkt nicht oder nur sehr wenig ändert. Wenn man dabei mit den Armen und den geballten Fäusten grosse Kreise in der Luft beschreibt, so hat man den Vortheil, dass nicht bloss die Muskulatur des ganzen Körpers, sowie alle innern Organe in Bewegung gesetzt, sondern auch durch die Ausweitung des Brustkorbes in Folge der Armbewegung die Lungen gekräftigt werden. Wenn also Jemand, der verhindert ist, die frische Luft zu geniessen, oder welchem der Spaziergang im Freien noch nicht genügend ist, um gesunden Schlaf zu erzeugen, dreimal täglich 5 Minuten lang (am besten vor den Mahlzeiten) diese Uebung vornimmt, so kann er dadurch in einer Viertelstunde eine Muskelarbeit leisten, die ungefähr einem Spaziergang von einer Stunde gleichkommt. Gut ist es, wenn der Zimmerturner dabei die Fenster offen hält, keine beengenden Kleidungsstücke trägt und während der Uebung tief Athem holt.

Die zweite Klasse von Menschen, welche häufig über Schlaflosigkeit klagen, sind die Schlemmer und Prasser, welche keine regelmässige Beschäftigung haben und als Rentiers die Zeit todtschlagen. Da diese mit Unrecht von Andern Beneideten in Folge

ihrer schwelgerischen Lebensweise gewöhnlich zum Laufen im Freien zu faul werden und deshalb meist im Zimmer und besonders im Wirthshaus sich aufhalten, so erklärt sich ihre Klage über schlechten Schlaf zunächst schon aus dem Mangel an Körperbewegung. Hier kommt aber als erschwerender Umstand noch die Unmässigkeit im Essen und Trinken hinzu. Bekannt ist ja die Erfahrung, dass, wenn man Abends eine zu reichliche Mahlzeit nimmt oder schwer Verdauliches geniesst, dann der Schlaf gewöhnlich sehr unruhig und durch ängstliche Träume gestört wird. Es erklärt sich dies daraus, dass, wenn im Magen zu viele oder schwer verdauliche Speisen angehäuft sind, dieses Organ den grössten Theil der Nacht, um die Verdauung zu bewerkstelligen, arbeiten muss und deshalb, da das Gehirn in Mitleidenschaft gezogen wird, auch dieses unruhig bleibt. Nicht bloss für Schlemmer, sondern überhaupt für Jedermann, der sich eines gesunden Schlafes erfreuen will, gilt daher die Regel, dass man das Abendbrot nicht zu spät einnehme, dass dasselbe nicht zu reichlich ausfalle und dass nicht schwer verdauliche Speisen dazu gewählt werden. Zu Letzteren gehören beispielsweise: Schweinefleisch, Gänse- und Entenbraten, fette Wurst, fetter Schinken, geräuchertes Fleisch, Aal, Lachs, Flundern, Sardinen, Salat, Käse, Kartoffeln, Kuchen.

Ein eigenthümliches Leiden ist das sogenannte Alpdrücken, welches sich in der Weise äussert, dass der Patient träumt, er ersticke. Die vermeintliche Ursache des Erstickens ist bald ein Gespenst, bald ein Kobold, oder irgend ein hässliches Thier, welches sich auf die Herzgrube setzt und das Gefühl von höchster Angst und Beklemmung verursacht. Wie die Erfahrung lehrt, waren in vielen Fällen Diätfehler beim Abendbrot oder intensives geistiges Arbeiten in den späten Abendstunden Schuld an dem Leiden, und verschwand dasselbe, wenn diese Ursachen vermieden wurden, während innere Medikamente Nichts fruchteten. In einem Falle genügte der Genuss von Kartoffeln oder Käse, um den Anfall herbeizuführen.

Wenn nun aber trotz aller dieser Massregeln zuweilen der Schlaf sich nicht auf die müden Augenlider senken will, wenn vielleicht eine fortwährende geistige Aufregung (Aerger, Zorn, Kummer, Sorge) das Gehirn nicht zu Ruhe kommen lässt, dann ist als letztes Mittel noch eine kleine Bewegungskur im Bett zu empfehlen, die ich öfters an mir selbst mit Erfolg anwandte. Ich rieb in diesem Falle die Hände so lange aufeinander (wie man dies gegen das Frieren derselben zu thun pflegt), bis vollständige Ermüdung eintrat (etwa 400—500 mal), durch welche Bewegung zunächst das Blut vom Gehirn nach den Armen abgeleitet und dann aber auch vollständige körperliche Ermüdung herbeigeführt wird. Will man dabei

auch seine Gedanken ableiten, so braucht man nur die einzelnen Handbewegungen zu zählen, was ebenfalls einschläfernd wirkt. Mit demselben Erfolg kann man, besonders wenn die Füsse sich kalt anfühlen, die Fusssohlen an den Waden auf- und abstreichen (also die rechte Fusssohle an der linken Wade und dann umgekehrt) und dies ebenfalls bis zur Ermüdung fortsetzen.

Um zum Schluss noch die Schlaflosigkeit zu erwähnen, welche auch der in hygieinischer Beziehung tadellos dastehende Mensch ohne sein Verschulden erleiden muss und die zur Ursache entweder fernes Geräusch (Klavierspielen z. B., bei der in den letzten Jahren herrschenden Klavierseuche häufig vorkommend) oder nahen Lärm (Schnarchen, von den sogenannten Matrazenmusikanten oder Bettakustikern ausgehend) hat, so gibt es dagegen nur ein Mittel, welches darin besteht, seine Ohren künstlich zu verschliessen, entweder mit Watte oder noch besser mit dem von Herrn **Plessner** erfundenen **Antiphon** (Näheres s. XV, 316 ff.).

Zusaz. Als weitere Ursache von Schlafstörung erlaube ich mir noch unrichtige **Körperlagerung** hinzuzufügen, über welche Ausführliches in „Sprechstunden" V, 65: „Wie soll man im Bette schlafend liegen? Winke für Asthmatiker, Schnarcher und Solche, die's nicht werden wollen" P. N. —

Gesunde und kranke Zähne, ihre Pflege und Behandlung

von Dr. **Gerster.**

Vorwort. Zur Würdigung dieses Beitrags aus der Feder meines Münchener Herrn Mitarbeiters, aber nicht etwa „Zahnarztes", bitte ich zu bemerken: Dr. **Gerster** besuchte auf Grund eines ihm vom hochseligen König **Ludwig II.** gewährten Stipendiums auf längere Zeit die zahnärztlichen Lehranstalten von Paris und London und wurde nach seiner Rückkehr von dem von schadhaften Zähnen von jeher geplagten Monarchen auf dessen Landsiz behufs praktischer Curbehandlung berufen. Danach schrieb er auch die anonym erschienene Schrift: Der Charakter Ludwig's II. von Bayern; eine psychologisch-psychiatrische Studie auf Grund authentischer Mittheilungen und eigener Beobachtung. Leipzig 1886. (Vgl. auch H. VI, 228.) P. N.

Zu einer echten und rechten Gesundheitsfreudigkeit gehört auch die Freude an schönem und gesundem „Zahnwerk". Nicht nur zur Schönheit, auch zur Gesundheit des menschlichen Körpers gehören wohlgebildete und leistungsfähige Zähne und wohl dem, der schon „von Klein auf" zur Pflege dieser wichtigen Gebilde angehalten wurde. Vertritt auf dem Lande, wo man verhältniss-

mässig die meisten „Perlenzähne“ zu bewundern Gelegenheit hat, die „grobe“ Kost die Stelle von Zahnpulver, Zahnbürste und Zahnwasser, so sind wir Städter gezwungen, die unsern Zähnen aus der verfeinerten Kultur erwachsenden Schäden durch eine ganz besondere Pflege wieder gutzumachen und es sollen in Nachfolgendem die Grundzüge der Behandlung gesunder und kranker Zähne besprochen werden.

Die Nachtheile schlechter Zähne sind wohl nicht Jedermann bekannt, sonst würde man es nicht so weit kommen lassen, dass dem in letzter Stunde befragten Zahnarzte so häufig nur das — Ausziehen übrig bleibt. „Es gibt“ sagt der englische Zahnarzt Coleman „wahrscheinlich keine Krankheit, die gegenwärtig unter dem civilisirten Theile der Menschheit so allgemein verbreitet wäre als die Caries (Knochenfrass) der Zähne.“ Während man aber in England und Amerika sofort bei Beginn dieser Krankheit zum Zahnarzt eilt, ist, wie gesagt, diese Gepflogenheit bei uns eine Ausnahme, man spart am unrechten Fleck und wartet, bis der hohlgewordene Prunk der einstigen „Zahnperle“ lautlos in sich zusammenbricht, nachdem Dutzende schmerzvoller Nächte und infolge von häufiger „Erkältung“ hartnäckig anhaltende Kinnbackenschwellungen vorhergegangen waren.

Der Hauptnachtheil schlechter Zähne ist der wegen des Schmerzes nur mangelhaft betriebene Kauakt. Die Speisen werden schlecht zerkleinert, durch das oberflächliche Zermalmen wird der Mundspeichel nur ungenügend zur Absonderung angeregt, die halbgekauten und kaum durchspeichelten Massen werden vom Magensaft nur langsam zersetzt und verarbeitet, die Verdauung leidet immer mehr, der Magen wird empfindlich und schliesslich krank und es kann bis zum allgemeinen Marasmus (Abzehrung) kommen, wie man dies bei alten Leuten, wenn sie ihre Zähne rasch verlieren, nicht selten beobachtet.

Neben diesem ersten Nachtheil schlechter Zähne lassen sich ästhetische und kosmetische Bedenken geltend machen. Die in hohlen Zähnen trotz der Zahnstocher zurückbleibenden, in Gährung übergehenden Speisereste bringen im Verein mit den faulenden Theilen des kranken Zahnbeins den Besitzer eines defekten Gebisses in einen keineswegs angenehmen Geruch und erhöhen auch nicht die Schönheit seines Gesichts. Man hat ferner beobachtet, dass zahnlose Leute, die infolge schlechter Gewohnheit durch den Mund (statt durch die Nase) athmen, sehr viel an Entzündungen der Rachen- und Kehlkopfschleimhaut zu leiden haben. Am „Gitter“ der Zähne kann sich die durch den Mund eingeathmete Luft doch etwas vorwärmen, ehe sie in die Luftwege gelangt. Die sogenannten

rheumatischen Ohren- und Gesichtsschmerzen sind häufig durch Reizung entblösster Zahnnerven verursacht und verschwinden mit der Behandlung der kranken Zähne oft „merkwürdig“ rasch.

Die Pflege gesunder Zähne, zunächst bei Kindern, hängt mit der allgemeinen Körperpflege auf's Engste zusammen. Der hygieinisch geschulte Luft- und Wasserfreund, der, falls er Hausvater ist, auch Weib und Kind mit den Segnungen des hygieinischen Regime's bekannt gemacht hat, weiss, dass gesunde Säfte nur bei geeigneter Diätetik des Körpers und Geistes bestehen können und wird vom scrophulosen, tuberkulosen, rhachitischen und ähnlichen „Habitus“ der Kinder nicht geängstigt werden. Diejenigen aber, die noch nicht so weit sind, die ihre Kinder vorläufig noch „schön warm halten“ und vor dem „verderblichen“ Einflusse der frischen, reinen Luft ängstlich bewahren, die „trotz aller Pflege“ an ihren Kindern Augenentzündungen, krumme Knochen und Zahnbeinfrass entstehen sehen, machen wir auf das hygieinische Recept für Vorbeugung von Zahnkrankheiten aufmerksam.

Neben fleissigen Bädern mit Abreibungen und möglichst viel Aufenthalt in freier Luft bei jedem Wetter ist auch eine spezielle Pflege der Zähne nöthig. Kinder, die ihre Milchzähnchen durch Kauen am Pumpernickel üben, besorgen bei dieser Gelegenheit die Reinigung selbst, doch ist zuweilen eine Nachhülfe mit einer sehr weichen kleinen Bürste und ein Bischen Seife oder feingepulverter Schreibkreide sowie nachfolgendes Ausspülen mit schwach lauem Wasser (dem einige Tropfen Köln. Wasser zugesetzt sein können) nöthig. Je früher man ein Kind an diese Prozedur gewöhnt, desto besser.

Sobald die zweiten (bleibenden) Zähne durchzubrechen beginnen, ist erhöhte Sorgfalt in der Reinhaltung von Mund und Zähnen zu beobachten und mehrmals im Jahre eine Inspektion seitens eines Zahnarztes wünschenswerth, der über allenfalls nöthige Operationen entscheidet. Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob und wann die allmählig locker und krank werdenden Milchzähne zu entfernen sind. Ein voreiliges Ausziehen kann für die Entwicklung und Stellung der neuen Zähne ebenso nachtheilig sein als ein allzulanges Zuwarten. Die den ganzen Gesichtsausdruck oft abscheulich verunstaltenden schiefen Zahnstellungen erinnern ihren Besitzer lebenslänglich an die in diesem Punkte begangenen Gedankenlosigkeiten.

Die Pflege der bleibenden Zähne besteht vornehmlich in der Ausspülung des Mundes nach jeder Mahlzeit behufs Entfernung der zwischen den Zähnen haften bleibenden Speisereste, auch wohl Nachhülfe mit einem hölzernen Zahnstocher. Das Mund-

wasser soll nicht zu kalt sein, die Zahnbürste nicht zu hart, als Zahnpulver nehme man gepulverte weisse Schreibkreide. Die Bürste soll in der Richtung der Zahnaxe geführt werden, also von unten nach oben und umgekehrt, nicht zu kräftig, da sonst das Zahnfleisch von der Zahnwurzel weggedrängt wird und an der Uebergangsstelle von Krone und Wurzel, am Zahnhals, cariöse Prozesse am leichtesten sich einnisten.

Für die Behandlung kranker Zähne, gilt, wie schon oben bemerkt, als erste Regel: gehe, wenn an einem bisher gesunden Zahne sich beim Kauen oder bei Berührung mit kalter Luft oder kaltem Wasser regelmässig Schmerzen einstellen, oder wenn sich an irgend einer Stelle ein schwarzes Pünktchen zeigt, sofort zum Zahnarzt! Ist der Defekt noch gering, so genügt ein einfaches Ausfeilen der erkrankten Stellen, ist die Erkrankung (am häufigsten Caries, Zahnbeinfrass) schon weiter vorgeschritten, so muss plombirt werden.

Ich will auf die Behandlung der Caries, speziell das Plombiren, näher eingehen und erwähne, dass die hier zu beschreibende Methode die englische ist, wie ich sie vor einigen Jahren bei einem Kursus am Dental Hospital in London kennen lernte. Wenn auch Einzelnheiten der Methode variiren, so sind doch die leitenden Grundsätze stets die nemlichen.

Ein von Caries angegriffener Zahn darf nicht sich selbst überlassen werden, wenn er auch schmerzfrei ist. Der üble Geruch und Geschmack der verfaulenden Theile (der dem Patienten selbst gar nicht mehr auffällt) theilt sich der Ausathmung und den gekauten Speisen mit, die Nachbarzähne werden angegriffen, die im Innern eines cariösen Zahnes sich bildenden Fäulnissgase strömen bei Verstopfung äusserer Kanäle durch die Zahnwurzeln in den Unterkieferknochen und es können letztere ebenfalls erkranken. Die Anfänge der Caries zeigen sich als feine Risse im Zahnschmelz (dem äusseren glasartigen Ueberzug der Zahnkrone) und vertiefen sich allmählig unter der Einwirkung von Säuren (besonders von scharfen Arzneien) bis in's Dentin (Zahnbein, die Hauptmasse des Zahnes) und von da bis zur Pulpa, der aus Blutgefässen und Nerven bestehenden Ausfüllung der Zahnwurzelhöhle. Solange die Caries nur im nervenlosen Schmelz sitzt, tritt kein Schmerz auf und auch das Plombiren ist in diesem Falle völlig schmerzlos. Geht infolge fortschreitender Caries das Absterben der zahlreichen, unendlich feinen, das Dentin durchziehenden Nervenästchen ganz allmählig vor sich, so braucht der kranke Zahn nicht zu schmerzen, das Plombiren ist jedoch immerhin empfindlich. Ist die Caries bis zur Pulpa vorgedrungen, so ist der Schmerz in den freiliegenden grös-

seren Nervenstämmchen ein ziemlich heftiger und kann ein solcher Zahn nur „in Absätzen“ plombirt werden.

Bei oberflächlicher Caries genügt, wie oben bemerkt, oft die Wegnahme der scharfen Kanten mit dem Zahnmeissel und das Abrunden mit Feile und Schmirgel. Bei tiefergehendem cariösem Prozess muss plombirt, d. h. das weichgewordene kranke Dentin mittels kleiner „Excavatoren“ (Aushöhler) äusserst sorgfältig bis zur Grenze des gesundgebliebenen Dentins entfernt und die Höhle mit einer „Plombe“ aus Cement oder Metall ausgefüllt werden. Auf der Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der diese Operation vorgenommen wird, beruht die Haltbarkeit und „Schmerzlosigkeit“ der Plombe. Die englische Methode ist folgende:

Nachdem die blos als schwärzliches Pünktchen oder schon als offene kleine oder grosse Höhle sichtbar gewordene kranke Zahnstelle mit einer in eine lange spiralige Spitze auslaufenden Zahnsonde untersucht und die Ausdehnung des Krankheitsherdes, die allenfallsige Empfindlichkeit u. s. w. genügend festgestellt ist, wird mittels schmaler scharfgeschliffener Meissel soviel von der Umgebung der kranken Stelle entfernt, bis der „Krankheitsherd“ genügend freigelegt ist. Letzterer wird nun mittels kleiner runder Stahllöffelchen (den Excavatoren) „gereinigt“, indem unter steter Controle des die Manipulation beleuchtenden Zahnspiegelchens alle weichen (kranken) Partien entfernt werden. Zeigt sich hiebei die kranke Zahnbeinmasse sehr empfindlich oder ist Gefahr vorhanden, dass die Pulpa-Höhle eröffnet wird, so darf nur eine provisorische Plombe gemacht werden. Ein mit desinficirender Flüssigkeit getränktes kleines Wattepfröpfchen wird in die Höhle gelegt und letztere mit einer rasch erhärtenden Guttaperchamasse völlig ausgefüllt, eine Operation, die nöthigenfalls alle paar Tage wiederholt wird, bis sich endlich die Empfindlichkeit des zurückgebliebenen Dentins völlig verloren hat und die definitive Plombirung vorgenommen werden kann. Würde diess nicht so geschehen, so würde eine definitive Metallplombe bei der hohen Leitungsfähigkeit des Metalls für Wärme und Kälte dem zu früh plombirten Zahne heftigere Schmerzen machen, als früher die Caries. Ausserdem würde die wegen der Schmerzhaftigkeit nur unvollständig gemachte „Auslöffelung“ kranke Stellen zurückgelassen haben und die Caries würde nach innen fortschreiten.

War die Pulpahöhle nahe dem Durchbruch, was sich durch hochgradige Schmerzhaftigkeit bei Berührung mit dem Excavator und röthliches Durchschimmern der Blutgefässschicht durch die an dieser Stelle nur noch dünne Dentinschicht äusserte, so muss diese Stelle bei der definitiven Plombirung durch eine besondere sehr

langsam erhärtende Plombe oder durch ein kleines Metallblechhütchen vor Druck geschützt und darf die die übrige Höhlung ausfüllende Plombe erst nach längerer Zeit eingelegt werden.

Bei eröffneter Pulpahöhle muss am Sorgfältigsten vorgegangen werden. Nachdem durch ein in die Nähe der blosgelegten Pulpa eingelegtes und mit provisorischer Guttaperchaplombe festgehaltenes minimales Theilchen Arsenik die Pulpa im Verlaufe weniger Tage zum schmerzlosen Absterben gebracht worden ist, wird sie mit feinen Häckchen entfernt und die Wurzelhöhle gründlich gereinigt. Erst nach mehrmals eingelegten, wochen- und selbst monatelang liegen gebliebenen provisorischen Plomben darf angenommen werden, dass die Wurzelhöhle völlig rein ist, sich auch keine Gase mehr in ihr bilden und erst dann darf sie definitiv mit Plombe ausgefüllt werden.

Welche Plombe gewählt wird, ob Cement, ob Metall (Gold, hartes und weiches, Amalgam, Platina etc.) hängt von der Stärke des gesundgebliebenen Zahnrestes, von der Lage der Höhlung (ob Kau-, Seiten-, Vorder- oder Rück-Fläche), von der Form der Höhlung, von der Lage des Zahnes u. s. w. ab. Ein tüchtiger und gewissenhafter Zahnarzt wird hierüber den Patienten richtig berathen. —

Hygieinische Apotheke und Ausstellung.

„Medicamentum est, quodcunque vides, quocunque moveris".

---

33. Hausgymnastik für Gesunde und Kranke.

(Zugleich Kritik des so überschriebenen Werkes von Dr. E. Angerstein und Oberlehrer Eckler hier: „Eine Anweisung für jedes Alter und Geschlecht, durch einfache Leibesübungen die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen sowie krankhafte Zustände zu beseitigen. — Mit vielen Holzschnitten und einer Figurentafel. Neunte Auflage. Berlin 1888. Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin (R. Schoetz) in Berlin. Pr. 3 M. geb. —

„Ein paar Striche mit der Bleifeder belehren oft rascher als seitenlange Textbeschreibungen" — Dies Wort eines englischen Censors rechtfertige mich zum Ueberflusse, wenn ich vorliegendes — übrigens schon ohnedies seit ihrem Erscheinen, November 1887, auf dem Tisch von „Gesunden und Solchen, die's werden wollen" gedrungene — Büchlein an erster Stelle als hygieinisches Bilderbuch empfehle. Kennt wohl die auf naturgemässe Selbstkörperpflege bedachte Gesellschaft als erste Erscheinung dieser Art schon seit lange die Zimmergymnastik des weiland Leipziger Gesundheitsrathes Dr. D. M. Schreber, so wird sie diese von einem angesehenen Berliner Arzte und zugleich Oberturnwart im Verein mit unserem

Oberlehrer an der grossartigen Turnlehrerbildungsanstalt — einem wahren „Gymnasium" in altclassischem Sinne! — herausgegebene auf den ersten Blick als eine Art von Wiedergeburt anheimeln, und zwar eben durch die Eigenart seiner Bilder einschliesslich der ganzen äusseren Ausstattung. Genügen zur Noth allerdings „ein paar Striche", so wirkt's doch nicht blos auf unsern heutzutage überhaupt vorgeschrittenen Schönheitssinn im Allgemeinen befriedigender, sondern auch auf unser Auge im engeren Sinne wie eine Art wohlthätiger Gymnastik, wenn wir statt eines gewöhnlichen Bilderbogens eine künstlerisch ausgestattete Bildersammlung zur Hand nehmen und als „Apothekerbüchlein" wörtlich vom Gesichtspunkte unserer Mottoworte „ . . . . quocunque moveris" täglich studiren, nicht ohne uns vorher durch Lesen der gediegenen Einleitung über die hygieinische Bedeutung dieser „Curmittel" für ihren Gebrauch erwärmt zu fühlen.

Als Probestück behufs Abhandlung in diesen Blättern erbat ich von der Verlagshandlung folgende 3 „Recept"-Bilder zum Abdrucke:

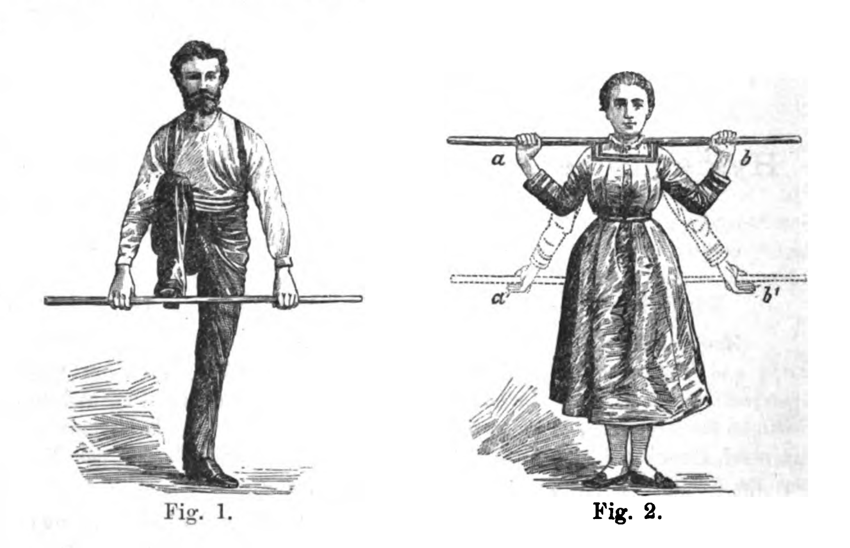


Fig. 1. Fig. 2.

1) Stabauf- und Uebersteigen.

(Fig. 52, S. 58 des Werkes.)

Diese Uebung wiegt als Verdauung- und Stuhlgangbeförderungscur allen Quark von Holloway-, Morrison-, Brandt's Schweizer- u. s. w. Pillen sowie die eklen Hausmittel Rhabarber, Brustpulver, St. Germain-Thee u. s. w. auf, zumal wenn daneben innerlich noch — nicht etwa Karlsbader Sprudel- oder sonstiges Salz, sondern — Schrotbrod mit Obstgelée (H. Jhg. I, S. 268) gebraucht wird. Auch der hartleibigste Hämorrhoidanier schafft sich damit binnen 14 Tagen schlanken „wie aus der Pistole geschossenen" Stuhlgang.

2) Athemstabübung.

(Fig. 42, S. 52 des Werkes.)

Der, hier in „Nackenhalte“ abgebildete, in jeder besseren Hausgeräthehandlung unter dem weltlichen Namen „Besenstiel“ für 15 Pf. käufliche Athemstab und die mit ihm (im Werke vorgeschriebene) dreitheilige Uebung wiegt als „brustweitend“ und darum die Lungenspizenschwindsucht heilend alle Kreosotpillen und sonstigen „antibacillären“ Medizinen und Curen auf, besonders Einathmung heisser Dampfluft, Fluorwasserstoffsäure und sonstige — um nach berühmten Mustern (s. Briefkasten dieses Heftes „Jezt wissen wir Bescheid“) zu reden — „Kokelmokel“: Zahlreiche beglaubigte Danksagungen von Geheilten stehen in meinem Gesundheitsbuche „die Lunge“ (VI. Aufl. — J. J. Weber's Verlag, Leipzig.) —

3) Einseitiges Tiefathmen.

(Fig. 55, S. 90 des Werkes.)

Uebung des Tiefathmens in dieser oder auch, je nach Art des Falls, mit umgekehrter Armhaltung, aber, wie ich hier zu verbessern mir erlauben muss, die obere Hand lieber am Hinterkopfe, hilft sicher gegen jede noch nicht ganz festgewurzelte seitliche Rückgratverkrümmung (Skoliose), sowie gegen einseitige Lungen- oder Brustfellentzündung, bei lezterer besonders während der Genesung zur Fernhaltung der drohenden Einziehung der Brustwand, die davon gewissermassen von innenher aufgeblasen wird. —



Fig. 3.

Diese wenigen Proben aus beinahe einem Schock von Receptbildern genügen meines Erachtens zur Widerholung des Wunsches: Diese echte und rechte Hausapotheke sollte auf dem Tische keines Gesunden oder Gesundwerdenwollenden fehlen! —

Nachtrag. — Für **Mädchen und Frauen** erschien aus denselben Federn im gleichen Verlag Nov. v. J. und jezt schon in vierter Auflage: Hausgymnastik. Eine Anleitung zu körperlichen Uebungen für Gesunde und Kranke des weiblichen Geschlechtes (Pr. 3 M.), in welcher auch unter Anleitung zu seinem Gebrauch der treffliche Largiadèr'sche Arm- und Bruststärker empfohlen wird, der mit Preisangabe im Inseratentheil angezeigt ist.

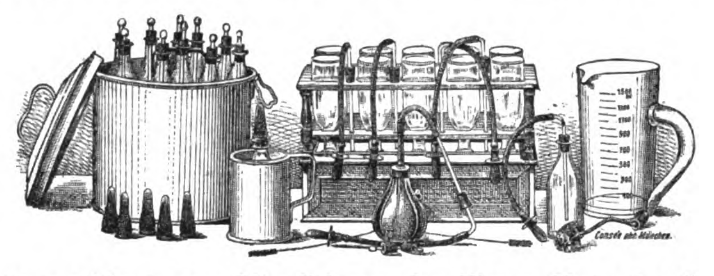
Nachtrag zu Nr. 29.

Dr. Soxhlet's Milchkoch- und Bewahrapparat.

(Abbildung wiederholt aus H. I. Jhg., XII, 425.)

Mit Rücksicht darauf, dass in der Besprechung auf S. 426 vom ersten Jahrgange (Heft XII) ein nach der gewerblichen Seite einem anderen

Unternehmer dienstbares Schriftchen angeführt wurde, verfehle ich nicht, nachträglich zu erklären: Der echte, mir allein bekannte und im Verein vorgezeigte Apparat wird, mit dem Namenszuge des Er-



finders gezeichnet, ausschliesslich von den Firmen Metzeler & Co. und Stiefenhofer, beide in München, zum Preise von 20 M., den er auch bestens werth, geliefert. Alle Anerkennung verdient dabei Herr Dr. Soxhlet auch deshalb, weil er auf Gewinn durch Patentschuznahme in menschenfreundlicher Gesinnung verzichtete.

P. N.

Aus der hygieinischen Briefmappe.

Aus dem Tagebuche eines alten Arztes.

(Wider Aberglauben, Luft- und Wasserscheu.)

Mit dieser Aufschrift ging mir, wenn auch nicht mit Tinte für mich allein geschrieben, so doch als gedruckter Briefmappenstoff die angesehene „Weser-Zeitung“ mit Feuilleton d. d. 19. 20. und 21. Dezember v. J. zu, welches ich hiemit ausziehe, um meinerseits Dies und Jenes hinzuzufügen.

Der mir sonst nicht bekannte, wohl aber — wie ich aus einigen wörtlichen Anführungen sicher schliesse — mit meinen Schreibereien nicht unbekannte, in 60 jähriger Praxis, hauptsächlich als oldenburgischer Militärarzt, erprobte Herr Verfasser „G.“ führt sich sogleich mit folgender launiger Entsagung ein:

„Wenn ich die Praxis auch noch nicht aufgegeben, so hat sie mich doch zum grossen Theile aufgegeben, nach dem Göthe'schen Ausspruche:

„Der Kranke ist wie Schwamm und Zunder,
Ein neuer Arzt thut immer Wunder.“

Nach einem scharf abweisenden Hinblicke auf's leidige Specialisten-Unwesen beginnt eine Studie über „die Entwickelung der Heilkunde in den lezten fünfzig Jahren“ mit Anerkennung des grossartigen Aufschwungs der Chirurgie, jedoch nur auf dem ihr von Rechtswegen gebührenden Felde, der Kriegsheilkunst. Auch der famösen „Entfettungscur“ wird ein Schnippchen mit der Bemerkung

geschlagen: sie wäre gewiss eher entdeckt worden, wenn wir Aerzte eher an das plattdeutsche Sprichwort dachten: „De Wind weit woll Sandberge to hope, man kine dicken Büke.“ —

Wiederum anknüpfend an die hygieinische Aufbesserung des Kriegslazarethwesens, geht Herr G. zu einer Studie über die landläufige Luft- und Wasserscheu über, welche ich, obgleich der Haupttreffer — der Berliner Gesundheitsstand von Mitte März v. J. — schon selbstständig in diesen Blättern (Jhg. 1, H. IV, 135) ausgespielt wurde, doch wörtlich abdrucke:

„Die Furcht, dass die Kranken sich auf dem Transport erkälten könnten, mag auch dazu beigetragen haben, dass das Evacuationssystem erst so spät zur Geltung kam. Die Furcht vor Zug und Erkältung war vor Jahren ganz allgemein tief eingewurzelt, man hielt sie damals für die einzige Ursache der meisten Krankheiten, mochten diese leicht oder schwer sein. Die Ueberzeugung, dass die Erkältung die Ursache vieler Krankheiten sei, parallelisirt Prof. Fick in einer Antrittsrede mit dem Hexenglauben, der Jahrhunderte lang ganze Völker bis hinauf zu den gebildetsten Classen ergriffen. Der Hexenglaube ist grösstentheils geschwunden, doch die Furcht vor Erkältung noch lange, lange nicht! So wurde es mit ungläubigem Lächeln aufgenommen, als ich kürzlich in einem Kreise gebildeter Männer mittheilte, dass Professor Fürbringer als Beweis der Unschädlichkeit der Erkältung ein unfreiwilliges Experiment von grossartigem Massstabe angeführt habe. Am Tage der Beisetzung des Kaisers Wilhelm haben sich mehrere Hunderttausende von Menschen einem eisigen Nordoststurm eine Reihe von Stunden unter den ungünstigsten Verhältnissen ausgesetzt. Die für die nächsten Tage erwartete Steigerung der Krankenaufnahme in die grossen Krankenheilanstalten Berlins blieb aus, ebenso eine bemerkenswerthe Zunahme der Privatklinik der Aerzte. Dass reine Luft und gutes Trinkwasser zur Erhaltung der Gesundheit und zur Heilung der Krankheit nöthig sei, wusste man schon in Olim's Zeiten, aber nur theoretisch; doch praktisch hinderte die Furcht vor Erkältung die Anwendung dieser beiden grossen Heilmittel. Heutzutage scheint es ja so selbstverständlich, dass man bei stark fiebernden Kranken reine Luft und kaltes Wasser den Leidenden zuführt, dass man es kaum begreifen wird, wenn ich es mit einer Art Befriedigung ausspreche, dass ich schon als ganz junger Arzt die genannten Agentien für die besten Heilmittel hielt. Ich habe schon in der frühesten Zeit meiner praktischen Thätigkeit darauf gedrungen, dass bei stark fiebernden Kranken durch Oeffnung der Fenster frische Luft geschafft werde, und den durstenden Kranken liess ich frisches kaltes Wasser reichen.

Es hat mir vielfach in meinem praktischen Leben geschadet, dass ich dem Vorurtheil getrotzt; aber ich bin meine Strasse ruhig weiter gewandelt und habe nicht Ursache, mit meinem Lebensgange als Arzt unzufrieden zu sein! — Ebenso kam mein Rath, dass Männer, die durch ihren Beruf den Tag über an Haus und Zimmer gefesselt waren, sich Morgens beim Verlassen des Bettes bei jedem Wetter längere Zeit im Freien bewegen müssten, den Leuten ganz

spanisch vor. Es herrschte nämlich das Vorurtheil, dass bei nüchternem Magen die „quaje“ Morgenluft allerlei Krankheiten hervorbrächte und dass man mindestens doch eine Erkältung davontrüge, die möglicherweise schwere Folgen haben könnte, wenn man gleich vom warmen Bette in die kalte Morgenluft träte; nur wenn man vor dem Ausgehen, das der Beruf nöthig machte, ein ordentliches Frühstück zu sich nehme, könnte man schon eher den Gefahren der Morgenluft trotzen. Es half mir wenig, wenn ich geltend machte, dass, wenn man sich im Freien bewegte und die volle Bettwärme mitbrächte, die Kälte nicht schaden könnte, da dann eine schädliche Abkühlung ja nicht eintreten werde und dass ja auch die Fuhrleute ihre erhitzten Pferde ruhig tränkten, wenn sie dieselben gleich nachher bewegten. Ich berief mich auf die Gäste der Gesundbrunnen, die ja auch gleich nüchtern ins Freie gehen müssten. Man schüttelte den Kopf und das war alles.

Als ich mehrere Jahre in der Residenz practicirt hatte, sagte mir mein alter Jugendfreund, Pastor Gr. G.: „Deine Praxis muss ja ungemein zunehmen. Sonst traf ich auf meinen Promenaden früh Morgens niemand und jetzt sind so viele unterwegs. Das können doch nur Deine Kranken sein.“ Als ich auf dem Lande einem stark fiebernden Kranken die schwere Federdecke abnahm und ihn nur mit dem Betttuch zudeckte und demselben kaltes Wasser zu trinken gab, rief der Vater des Kranken, der gerade in die Stube trat, als der Fiebernde mit Gier das kalte Wasser trank, zornentflammt aus: „Watt, He will'n Dokter sin? de Junge kunn jo upp de Stelle den Slag von't koole Water kriegen!“ und entriss dem Sohne das Glas und schüttete den Inhalt desselben zum Fenster hinaus, das ich vorher geöffnet hatte und das er mit sichtlichem Ingrimme schloss. Der Bauer verabschiedete mich auf der Stelle und blieb sein lebelang mir feindlich gesinnt! Nicht besser gings mir, als ich im Flügelkleide des praktischen Lebens als Armenarzt der Residenz eine schwer fiebernde Kranke besuchte. Mein erstes Geschäft war, als ich in das kleine, dumpfe Krankenzimmer trat, dass ich durch Oeffnen der Fenster Luft zu schaffen suchte und den Widerspruch des braven Mannes nicht achtete. Andern Tags beklagte sich der letztere beim Vorstande des städtischen Armenwesens, dem Syndicus, über mich mit den Worten: „De Keerl weer ganz besapen, as he güstern mine kranke Fro besochte!“ Der Syndicus, der mich als nüchternen Mann kannte, fragte den Ankläger, woran er denn gemerkt hätte, dass ich betrunken gewesen sei: „Denken Se sick, Herr Syncus, as de Keerl in de Stuve keem, reet he glik beide Fenster sperwit open, nun mine Fro is doch so schlimm krank unn so benaut, dat kann doch kin nöchtern Minsch dohn unn noch darto, wenn he'n Doktor sin will.“

Zum heutigen Unwesen des Hypnotismus übergehend, schickt Herr G. folgende Geschichte aus der Anfangszeit seiner Praxis als Beweis für den schon damals blühenden Aberglauben voraus:

„Er, Dr. M., magnetisirte nicht allein und brachte die in den heilsamen Schlaf, die er vor sich hatte, sondern seine Heilwirkungen konnte er auf weit entfernte Personen ausdehnen. So schickte der

damalige alte Pastor zu Stuhr seine Nachtmütze wöchentlich einmal nach Bremen z. Dr. M., der sie dann magnetisirt zurückschickte. Der alte Herr hat mir wiederholt in allem Ernst versichert, dass kein Mittel so sicher ihm, der so schwer an Schlaflosigkeit litte, einen langen ruhigen Schlaf bewirke, als die magnetisirte Schlafmütze. Die heilsame Wirkung hielt indessen nicht volle acht Tage an; erst dann, wenn die Schlafmütze, nach Bremen geschickt, von Dr. M. wieder magnetisirt wäre, entfalte sie ihre heilsame Wirkung."

Seiner eigenen Person stellt Herr G. mit gerechtem Selbstbewusstsein folgendes Ehrlichkeitszeugniss aus:

„Ich bin mehrmals in Versuchung gekommen, mal den Versuch zu machen, durch allerlei geheimnissvolles Thun in dem Kranken den Glauben zu erwecken, in mir stecke auch ein magnetisches Fluidum, das ich meinen Kranken mittheilen könnte. Mit anderen Worten, dass ich den Versuch machte, zum Wohl meines Kranken dies Gaukelspiel in Anwendung zu bringen! — Aber meine Natur liess es nicht zu!"

Andererseits verfehlt er nicht, dem auch von mir ob seiner „sensationellen" Beflissenheit laufend getadelten, angeblichen Familienblatte von E. Keil's Gnaden folgenden Hieb zu ertheilen:

„Die Gartenlaube (No. 29 und 30, 1888) enthält eine ausführliche Schilderung eines Vorganges in Pforzheim, ohne ein Fragezeichen dabei anzubringen, die wahrhaftes Grauen erregen muss bei jedem denkenden Menschen." (Näheres s. Hg. Jhgg. 1, H. III, S. 116). —

Ebenfalls wörtlich, wenn auch für die Augen manches Stammlesers nur im Sinne des „immer fallenden und endlich den Stein höhlenden Tropfens" bring' ich folgendes Stück aus der Feder dieses „rara avis"-Veteranen:

„Als ich im Jahre 1831 nach Oldenburg kam, erregte meine Behandlungsweise das ernste Kopfschütteln nicht allein vieler Laien, sondern vorzüglich aller Aerzte. Die Zeit, in der man Fiebernde mit hohen Wärmegraden ins kalte Bad steckte, war noch lange nicht gekommen. Man hörte wohl, dass es einzelne Aerzte gewagt hatten, bei schwerem Scharlach, den Engländern nachfolgend, diese Curart anzuwenden. Starb aber dann ein Patient, was trotz des kalten Bades oft geschah, so hatte der Arzt den Kranken umgebracht.

Im Anfange der sechziger Jahre übernahm ein preussischer General das Commando der oldenburgisch-hanseatischen Brigade. Kurze Zeit nach der Uebernahme seines Commandos wurde mir der Befehl, dem General das Militärlazareth zu zeigen. Als letzterer zuerst das Zimmer der Leichtkranken betrat, sagte er mit bemerkbarem Unwillen: „Es zieht hier schrecklich!" Darauf gelangte er in das Zimmer, in dem einige Typhuskranke gebettet und dessen Fenster weit geöffnet waren. Der Herr General liess gleich nach seinem Eintritt die Fenster schliessen und wandte sich erzürnt zu mir mit den Worten: „Ich will, dass ein solches Verfahren im hiesigen Lazareth nicht wieder vorkommt. Es ist ja unverantwortlich grausam! Die armen Kranken erkälten sich ja auf den Tod!" Da

ich als Chefarzt meiner Ueberzeugung allein folgen zu müssen glaubte, unbekümmert um Laien-Ansicht, wenn sie auch die des Höchstcommandirenden, so blieb alles im Militärhospital wie bisher. Ueberdies hielt ich, so viel ich vermochte, darauf, dass in den Kasernen die bewohnten Räume, auch bei schlechtem Wetter, durch Oeffnen der Fenster gelüftet wurden. Der General, der sich durch Rapporte überzeugte, dass die Zahl der Kranken und Gestorbenen in unserem Truppencorps eine verhältnissmässig recht geringe war, liess mich ruhig meines Weges gehen. Jedoch betonte er wiederholt, wenn er mich unverbesserlich fand, die Worte: „Sie sind allein dafür verantwortlich."

Weiterhin nennt Herr G. diesen General mit Namen: von Fransecki, derselbe, nach dem hier im W-Viertel eine neuangelegte Strasse heisst, und dem ich, als damaligem Führer der 7. (oder 17.?) Division zu Magdeburg im Jahre 1867 näher trat. Als solcher stellte er sich nämlich an die Spitze eines Comités zur Einrichtung einer Reihe von Vorträgen zum Besten der im Kriege von 1866 verwundeten Krieger dieser von ihm vor Königsgräz u. s. w. befehligten Abtheilung und hielt selbst den ersten Vortrag im Prachtsaale der Magdeburger Gesellschaft „Harmonie" über Erlebnisse auf dem Schlachtfelde. Ich meinerseits folgte mit dem zweiten Vortrage: „Erinnerungen eines in der Kriegszeit Daheimgebliebenen" dessen Ausführungen Sr. Excellenz, trozdem sie lebhaft für Luft- und Wasserfreundschaft eintraten, nicht zu missfallen schienen. Angenommen aber, er hätte mich in ähnlicher Weise wie Collega G. deshalb „gerüffelt" so hätt' ich ihm einfach, was diesem entgangen scheint, vorgehalten: der (damals noch lebende) Generalarzt Dr. L. Stromeyer in Hannover berichtet in seinen Lebenserinnerungen schon aus den Vierziger Jahren, dass in beiden dort neuerbauten Kasernen Schlafen bei offenen Fenstern eingeführt wurde. Vielleicht auch bekam Herr v. Fransecki später in seiner Stellung in den Reichslanden von den höchst günstigen Berichten Kenntniss, welche Dr. Krieger in Strassburg, ein Jünger Pettenkofer's, aus der Gefängnissanstalt erstattete, wo durch unausgesezte Fensterlüftung sehr bald die sonst üblichen Erkrankungen verschwanden. Doch auch dem hygieinischen Kreise möchte ich bei dieser Gelegenheit abermals zeigen, dass wir mit unseren luftfreundlichen „Wagnissen" auch schon „in der Praxis ergraute" Aerzte auf unserer Seite wissen, indem ich folgende Schlusszeilen des würdigen und sicherlich nahezu 80 jährigen Dr. G. wörtlich wiedergebe:

Der Glaube, dass der thierische Körper, wenn er erhitzt ist und dann ihm plötzlich Kälte zugeführt wird, wie Glas springt, war damals feststehender Glaube bei Aerzten, wie bei Laien und ist es zum Theil noch heute. Längst bekannt ist, dass die Russen das Dampfbad verlassen und sich, nachdem sie sich im Freien nackt

im Schnee gewühlt, dasselbe wieder betreten. Doch nicht allein die Russen können solche Temperaturunterschiede ohne Schaden ertragen. Die Mannschaften der deutschen Nordpolfahrer verliessen die stark erhizten Schiffsräume, um im Freien zu arbeiten und ertrugen, ohne bemerkbaren Nachtheil für ihre Gesundheit, Temperaturunterschiede von 50 Grad und darüber.

Bei den vielen Märschen während der Concentrirungen in Friedenszeiten und in den drei Feldzügen, auf denen ich als Arzt die Truppen begleitete, liess ich die Soldaten, wenn sie im Marschiren blieben, jede Gelegenheit, die ihnen geboten wurde, kaltes Wasser zu trinken, benutzen, wenn sie auch noch so erhitzt waren. Die Landleute, die tiefes Mitleiden mit den in der Hitze marschirenden, stark belasteten Soldaten hatten, stellten Eimer mit kaltem Wasser an den Weg, den die Truppen passirten. Die Officiere stiessen im heiligen Diensteifer die Eimer um, zum tiefsten Unbehagen der verschmachtenden Soldaten. Es bedurfte von meiner Seite Bitten, ernster Ermahnungen und einer wiederholten Versicherung, dass das Trinken kalten Wassers während des Marsches unschädlich sei. — Es half etwas, doch gab es noch viele Officiere der Compagnien, die ihre Ueberzeugung von der Schädlichkeit des kalten Wassers nicht aufgeben konnten. Erst als ich die höher Commandirenden, die in der Garnison fast alle meine Kranken waren, davon überzeugt hatte, dass es nothwendig sei, für den durch den starken Schweiss hervorgerufenen Säfteverlust baldmöglichst Ersatz zu schaffen, konnte ich es erreichen, dass das grausame Umstossen der mit Wasser gefüllten Eimer unterblieb. Ich habe das Glück gehabt, dass niemals ein Mann auf dem Marsche, bei dem ich als Arzt zugegen war, dem Hitzschlage erlegen ist, obwohl ich recht heisse und anstrengende Märsche mitgemacht habe. — Mag das glücklicher Zufall sein! Sicher ist's aber, dass das kalte Wasser bei erhitzten Körpern nicht geschadet hat."

Hygieinischer Lesetisch.

Der siebzigjährige König Wilhelm II der Niederlande, der Lezte vom ruhmreichen Stamme Oraniens, seit 20 Jahren vom Blasensteinleiden heimgesucht, aber seiner hohen Altersstufe wegen wenigstens von der Operation, welcher Napoleon III erlag, verschont geblieben, erkrankte, wie man theilnahmvoll in den Blättern von Mitte Januar zu lesen bekam, schwerer und erlitt eines Morgens beim Erheben aus dem Bette einen Gehirnschlaganfall mit Lähmung der rechten Körperhälfte („Hemiplegie" VIII, 81) und „zum Ueberfluss" so berichtet wörtlich die „N. Zürich. Zeitung" aus Amsterdam (laut „Voss. Z." d. d. 18. Jan.) „trat noch eine Erkältung hinzu, die sich der Kranke, man weiss nicht, auf welche Weise, zuzog" (!). Was wohl Dr. J. Sannes in Rotterdam, Uebersezer meines Hausbuches von den Erkältungskrankheiten („het Kouvaten") oder Herr Apotheker van Rijn zu Venloo (H. 1. Jhg. III, 125) oder Stammleser H. in Arnheim bei Lesung dieses Bleches landesgenössischer Leibarztweisheit gedacht haben mögen! Sicherlich theilte auch der herzugezogene Universitätskliniker, Dr. Rosenstein, mein einstiger Leidensgefährte im Staatsexamen (1855) diese Diagnose nicht. Meinerseits erlaub' ich mir die unmassgebliche Frage: wenn man nicht weiss, woher, wie erkennt man denn die „Erkältung" überhaupt?

Sollte sich's nicht vielmehr um jene „innerliche Erkältung" (H. 2. Jhg. I, 17) handeln, wie sie nach Darreichung von alcoholischen „Stärkungsmitteln" (von denen auch berichtet wird) bei unbeweglichen Verhalten so leicht eintritt! — (Ueber M. Luther's Steinblasenleiden s. „Sprechstunden" XIV, 198). —

Sechsling-Geburt (s. H. 2. Jhg. I, 31) erklärt laut ärztlicher Mittheilung der Münchener hervorragendste Koryphäe in Geburtshülfe und „Verbesserer" (?) von Ammon's „Mutterpflichten" für Fabelwesen. Sehr wohl! Aber nicht nur entnahm ich die Mittheilung einem sorgfältig besorgten Blatte, sondern hielt auch blosse Erdichtung dieser Art mit solchen Einzelheiten für kaum glaublich und erinnerte mich des bekannten Wortes: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich" sowie der noch weit unwahrscheinlicheren, dabei beglaubigten Feststellung von Vielgeburten in H. 1. Jhg. IV, 262. —

Vierzehn durch Sturz verunglückte (10 Männer, 4 Frauen) kamen binnen einer Stunde als heilbedürftig am Tage des „Extra"-Glatteiswetters (18. Januar) zur chirurgischen Klinik, und zwar die Meisten mit Verstauchung des rechten Vorderarmgelenkes oder selbst Knochenbruch weiter oben (im „unteren Drittheil des Radius" oder Speichenknochens), welches Gelenk wir Zweihänder eben beim Zufallekommen jedesmal als vorgeschobenen Posten riskiren, indem wir uns nicht auf die den Vierfüsslern, besonders den Kazen eigene Kunst des „leichten Fallens" verstehen. Noch schwerer büssen bei solcher Gelegenheit unsere sonstige Ueberlegenheit als „Anthropoi" (d. h. aufrecht Gehende) die mit der Hüfte unglücklich stürzenden Greise durch unheilbaren Bruch des Oberschenkelhalses d. h. der schmalen, den Oberschenkel weiter hinausschiebenden Knochenbrücke, die sie sogar, wie z. B. unser 81 jähriger Prinz Karl von Preussen (XI, 281) auf der Durchreise in Cassel, durch Sturz im Zimmer brechen können. Noch weit zahlreicher aber würden die Unfälle, wenn nicht unsere Strassenpolizei in geradezu tyrannischer Weise auf rechtzeitige und umfassende Bestreuung der Fusssteige hielte. Auf dem Strassendamm aber fallen die armen Pferde an solchen Tagen „wie die Fliegen"! —

Dr. Biersch in Mannheim schrieb Ende Januar im „Mannheimer General-Anzeiger" (Auflage: 10,000) gegen die gesundheitswidrige Gewohnheit, durch den Mund, statt durch die Nase zu athmen, also zu Gunsten der im hygieinischen Kreise unter dem Namen Catlin-Kur (II, 230) längst geläufigen Lehre von der Nase als Luftgaumen und -mund in einem Stücke. Immerhin muss solch' Eintreten für hygieinische „Binsenwahrheiten" Seitens der Praktiker im Sinne des „Gutta cavat lapidem etc." bestens willkommen geheissen werden. Als ich diese Lehre 1872 in meiner „Atmiatrie" meines Wissens zuerst in Deutschland vertrat, sandte mir der damals „hervorragendste Koryphäe" des Naturarztthumes, der gutmüthige Polterer Wollbold (H. VI, 234), das Manuscript eines österreichischen Arztes für seinen „Naturarzt", welches sich steif und fest gegen diese Praxis, weil für Viele einfach unmöglich (sic!), auflehnte, mit der Bitte, ihm gleich auch meine Erwiderung zum Abdruck zukommen zu lassen. Bei aller Anerkennung aber für diese mir erwiesene Ehre musste ich etwa Folgendes erwidern: „Da ich die Sache mit guten Gründen ausgeführt zu haben glaube, so muss ich's im Uebrigen Jedem überlassen, ob er darnach handeln will oder nicht, stelle Ihnen daher das laut Inhalt Ihres Schreibens widerlegende Manuscript hiemit ungelesen zurück". — In einer Nachschrift zum Abdrucke rieb sich dann der gute W. vergnügt die Hände über die unter den Medizinern herrschenden Meinungsverschiedenheiten. Seine eigene massgebende Meinung aber schien er der wissbegierigen Mitwelt hartnäckig vorenthalten zu wollen, denn „es muss auch solche Käuze geben!" —



März 1889 **Zweiter Jahrgang.** Heft III.

Dritte Folge der ärztlichen Sprechstunden; der ganzen Reihe Nr. 115.

Sämmtliche Sendungen für die Redaction sind an den Herausgeber in Berlin W, 10, Inserataufträge und Bestellungen an die Verlagshandlung in Stuttgart zu richten. Die Herren Mitarbeiter und Inserenten, welche nicht über geeignete künstlerische Kräfte zur Illustrirung ihrer Beiträge und Inserate verfügen, werden gebeten, sich zu diesem Zwecke mit der Verlagshandlung in Verbindung zu setzen. Abdruck oder auch nur sofortige Lesung und Rücksendung unverlangter Manuscripte oder Recensionsexemplare kann nicht gewährleistet werden.

Bacillen.

Gedächtnissverse zur Pflege des „Schwizstosses"

von unserem eigenen Vereinsdichter, Säule Jean Baptiste.

98) Sich striegeln und bürsten
Ziemt Bauern und Fürsten;
Ist schön auch zu schauen
Bei Mädchen und Frauen.
Das Reiben und Putzen
Bringt männiglich Nutzen:
Wird Jungen und Alten
Gesundheit erhalten.

Steigerung in Sachen „Leibwäsche".

99) Ungebadeter Onkel Schmutzpeter:
„Wer weise, wählt Wolle!"
Blizblanke Hygieia-Säule:
„Wer weiser, wirft Wolle weg!" — denn:
„Wer Leinwand liebt, lebt lange!" —



Jahreszeitliche Gesundheitslehre.

Von der Staubhusten- und Staublungenplage.

„Der Mensch ist ein Fremdling auf Erden bis zur Heimathlosigkeit; nichts ist ihm wunderbarer als das Gewöhnliche und nichts unbekannter als das Alltägliche" — wie ein Sonderegger sein Werk überhaupt, so heb' ich erst recht dies Capitel mit dieser Feststellung an, wo sie im Besonderen auch wohl so lauten könnte: „Man sieht den Staub vor lauter Unrath nicht!" — Als ich freilich mal einer Versammlung von Schulgelehrten beiwohnte, in der der Klinikprofessor ganz lehrreich über Staubeinathmungskrankheiten vortrug, meinte nachher der Akademiker der Hygieine: „Worin eigentlich das Wesen des Staubes bestehe, wissen wir, da alle exakten Vorarbeiten fehlen, noch nicht sicher." Ich für meine Person und als bloser damaliger Privatdozent fühlte mich zu sehr Wurm, um mich auf diesen Tritt gegen mein kindlich' Gemüth etwa mit folgender Einrede zu krümmen: Staub ist halt' weiter Nichts, als trockener Schmutz und Abfall, welch' lezteren ich unter uns Gelehrten aber lieber Detritus genannt hätte, d. h. durch gegenseitige Reibung entstandener Abfall: im grössten Maassstabe auf der Landstrasse vom Tritt und Druck der Reissigen und Rosse; wenn schon fertig und angehäuft, vom Aufwirbeln durch Wind und sonstige Stöberung im Vollglanzbilde der „Wolke" von Viehherden, in kleinstem und drinnen vom Abfall unseres Schuhwerkes bis zum abgenuzten Rockärmel, Stockknopf und Fingerring. Aus uralter Zeit schon lernten wir den Bibelspruch „Staub sollst du fressen dein Leben lang" und die neuzeitlichen Forschungsergebnisse fasste ein Dubois-Reymond in den Saz zusammen: „Der Gebrauch des Feuers, welcher mit der Sprache am sichersten den Menschen vom Thiere

trennt, und selbst anatomisch ihm das Merkmal einer mit Russ gefärbten Lunge aufprägt", welche Einwanderung die Anatomen schon an den Leichen von kleinsten Kindern als sogenannte „Pigment-" (richtiger: Schmutz)lunge feststellten. Scheint mir dabei der etwaige Streit, ob Rauch und Russ als blosser „Abfall" oder als gleich flammengeborener Schmuz gelten sollen, unerheblich, so kommt's mir in dieser Jahreszeit in ihrer gleichzeitigen Eigenschaft als

Heizperiode

vor Allem darauf an, die Schädlichkeit handgreiflich vor Augen zu führen. Mit blossem Auge sieht man sie, wer überhaupt welche zum Sehen hat, und zwar auch in der Sommerszeit, unter Umständen,



Fig. 1.
Lungenbacillen in 1000facher Linearvergrösserung (eine Million Flächenvergrösserung).

wo in einem sonst verdunkelten Binnenraum durch eine Spaltöffnung das Tageslicht hereinfällt: der reine Staubbalken, den ein Schlag mit der Hand zum Staubwirbel belebt, allerdings nur harmloses und auch draussen unter freiem Himmel lagerndes Gewölk. Heisst's gewöhnlich mit dem Boden höre das Erdreich auf und beginne die Atmosphäre, so liesse sich genauer feststellen: Erde und Luft geh'n erst durch's Mittelglied eines unter „himmlischen" Verhältnissen allerdings „imporderablen" Staubgürtels ebenso in einander über, wie drinnen die Erdrinde erst noch aus einem Gemische von Erde, Luft und wohl auch Wasser besteht. Erscheint er also in dieser Zusammenstellung nur als bedeutungslose Beimischung, so erhebt er sich innerhalb unserer geheizten vier Wände bei sorglosem Feuerungswerke zum ordentlichen Krankheitserreger, gegen den sich die berühmten Bacillen geradezu als Scherzbilder ausnehmen, zumal wenn man mit vorliegender (aus Jhrg. I, S. 24 wiederholter) Abbildung das mir

einst von meinem Freunde und Mitarbeiter in „Heizung und Ventilation" C. L. Staebe (Jhrg. I, S. 215) gezeichnete Bild (Fig. 2) zusammenhält. Sei's auch nur behufs Widerlegung der Diagnose „Pigment" d. h. eines höheren, wohl aus dem Blute heraus ge-

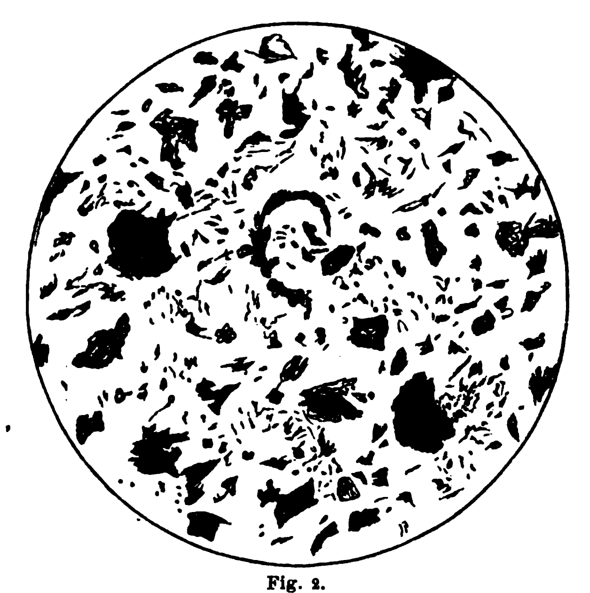


Fig. 2.
Stubenstaub, 300mal vergrössert.

brauten Farbstoffes, so hielte ich dies Präparat schon für lehrreich genug. Gar nicht aber erst mit Instrumenten und Chemicalien zuzubereiten braucht man's, sondern nur Abends auf irgend eine im Bereiche des Heizluftkreislaufs, wie ihn diese (ebenfalls aus Jhrg. I,

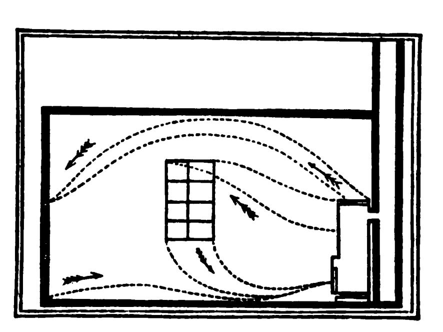


Fig. 3. Kreislauf der Heizbinnenluft.

S. 94 wiederholten (Figur (3) versinnlicht, befindliche Stelle, etwa eine Schrankfläche, (wo auch die Kaze nicht hinkommt) mit einigen Tropfen Glycerin betupft zu legen, so kann man andern Tages fix und fertig solch' „Präparat" von Groteske-Bacillen unterm Microscop, auch ohne sonderliche Vorübung zu besizen, studiren und sich

ebenso an den fünf Fingern selbstständig Rechenschaft von der „morphologischen“ Beschaffenheit geben, die ja nur in kleinerem Maasstabe den makroskopischen Gehalt des Kohlen- und Aschkastens widerspiegelt.

Vor Allem wird da dem Neulinge ein Licht über das „merkwürdige“ Aussehen seines Auswurfes aufgehen, das ihm vielleicht schon, da er sich doch keiner Erkältung oder sonstiger Erkrankung bewusst, im Kopfe herumging. Doch auch wir lernenden Mediziner und nebenbei wohl auch unsere werthen Herrn Lehrer dachten Wunder etwas dabei, wenn in einem klinischen Falle sogenannter froschlaichartiger Auswurf constatirt wurde. Dem Ansehen nach traf der Vergleich ja zu; weit gefehlt aber, wenn man damit den Gedanken an ein eigenartiges Neugebilde verband; sondern falls das „Individuum“ gerade in Ermanglung eines Napfes oder Taschentuches nicht auf den Boden spukte, so lag's auf platter Hand: eingeathmeter und wieder ausgeworfener Staubunrath! —

Bei gut 90 Procent aller Leichenöffnungen findet man, — wie ich das in grossem Maassstabe während dreier Magdeburger Cholera-Ausbrüche feststellte — ganz abgesehen von der nächsten Todesursache wahre Staub- und Russnester in den Lungenspizen, und zwar nicht blos von Handwerkern in Maschinenbauanstalten, sondern auch von scheinbar unter saubersten Athemverhältnissen gelebt habenden Leuten. Nehme ich die weitere Erfahrung hinzu, dass sich diese Nester oft genug in den den Luftwegen naheliegenden Drüsen (Bronchialdrüsen) wiederholen, so unterliegt's mir keinem Zweifel, dass erst recht die Schwellung, Entzündung und Verschwärung der am Eingange der Luftwege gelegenen Mandeldrüsen nicht von Erkältung, sondern gleichfalls von eingedrungenen Staubstücken grösseren Calibers herrühren kann, ein Gesichtspunkt, der mich eben auch veranlasste, den Stickhusten der Kinderwelt an erster Stelle mit Staubinvasion in Verbindung zu bringen.

Unter der Aufschrift „Gewerbekrankheiten“ widmet die Fachhygieine dieser Krankheitsursache schon längst die gebührende Aufmerksamkeit und immer vorsichtiger zeigen sich Lebensversicherungsgesellschaften in Aufnahme von Steinhauern, Glasschleifern, Tabaksspinnern, Tapezierern, Müllern, Bäckern u. s. w. Ebenso sorgen Fabrikherren für Schutzvorrichtungen zur Minderung der Invasion. So gut wie noch gar nicht aber finde ich ausserhalb des hygieinisch geschulten Kreises den, so zu sagen,

gemeinen Staubhusten

gewürdigt, obgleich mir nicht entging, dass ein academischer Doctissimus wenigstens schon das unvermeidliche Griechenwort „Pneumonoconiosis“ zu deutsch einfach: „Staublunge“ der Examen-

weisheit einverleibte. Noch lieber geseh'n hätt' ich's, wäre damals gleich um diese grobe Invasion eben solcher Lärm geschlagen worden, wie nachher um das Bischen Bacillen oder wie wir's vor der Glanzzeit nannten: Maden im Auswurfe. Zeichnete doch im Eingangs erwähnten Vortrage einer der hervorragendsten Koryphäen der klinischen wie anatomischen Forschung den Vorgang an die Tafel, nach welchem diese Eindringlinge nicht blos mechanisch weiter wandern, sondern auch von den in den Blutgefässen kreisenden Bestandtheilen (Protoplasma s. H. I, 26) förmlich aufgeschnappt und weiter getragen werden, wie ich denn auch schon auf der Naturforscherversammlung von 1865 Herrn R. Virchow Abbildungen des durch und durch von „Pigment" (richtiger: Russ) erfüllten Knorpelsystems eines früheren Handarbeiters demonstriren sah. Da ich mich damals gerade mit der sogenannten Bronzehaut- oder (nach ihrem ersten Beschreiber) Addison-Krankheit beschäftigte und mir die „massgebende" Lehre vom Zusammenhange mit Veränderungen in den sonst ganz gleichgültigen Nebennieren gar nicht in den Kopf wollte, so hoffte ich auf einen Columbus, der diese „räthselhafte" und als solche in Kliniken besonders von der Lehrlingschaft angestaunte Verfärbung bei verhältnissmässigem Wohlbefinden einfach aus Staub- und Schmutzeinwanderung durch die Luftwege erklärte, zumal ja in Bezug auf die Thätigkeit des als Deus-ex-machina herhaltenden Nebennierenpaares noch heute jede exakte Vorarbeit fehlt. Wenigstens erlebte ich bald darauf, dass der englische Urheber dieser dunklen Weisheit, sich im Sinne des Rückert'schen Wortes

Hast Du geirrt, gesteh' es dreist,
Bemänteln will ein schwacher Geist,

als echter Gelehrter ausweisend, diesen suprarenalen „Kokel-Mokel" feierlichst zurücknahm und die damalige Wiener Autorität, Dr. Hebra, die beim Irrthum beharrenden Kliniker für „addison'scher als Addison selbst" erklärte, was aber nicht verhinderte, dass dies Bronzehaut-Blech noch heutigen Tages in der ersten medizinischen Klinik der deutschen Reichshaupt- und Universitätsstadt als eitel Gold „geritten" wird! —

Die Verfolgung der sich hier eröffnenden Aussicht für eine spätere Gelegenheit versparend, will ich nur durch Vorführung alltäglicher Bilder den Blick für die gewöhnliche und noch auf die Luftwege beschränkte Staubplage als „Krankheitserreger" zu schärfen suchen.

In ausgeprägtestem („exquisitem") Bilde trat sie mir gleich zu Anfang meiner Berliner Laufbahn entgegen, als mir aus dem nahen Geheimerathsviertel durch die Gattin eines jetzt höchstgestellten

Staatsbeamten ein Dienstmädchen zur Berathung zugewiesen wurde: Dies ohnehin schwächliche Frauenzimmerchen blieb auch, nachdem sie sich sizend verpustet, kurzathmig, sprach ohne allen Stimmklang und gab zwischendurch kurze, trockene Hustenstösse von sich, nachdem sie bis vor Kurzem von Husten- oder Brustleiden Nichts gewusst. Doch genügt dem vorbereiteten Leser gegenüber folgende kurze Vorgeschichte: bei der in der laufenden Woche plözlich hereingebrochenen Winterkälte erwuchs diesem Schwächling auf einmal die Aufgabe, nicht weniger als neun mächtige Berliner Kachelöfen täglich zu heizen, also auch vorher vom gestrigen Ascheninhalte zu befreien. — Der Frau Geheimeräthin freilich wollte die Diagnose Aschestaub-Asthma schlechterdings nicht einleuchten, sondern nach ihrem Besserwissen musste sich die Person auf einem Soldatenballe stark erhizt, dann kalt getrunken und nachher noch draussen erkältet haben! —

Mir erschien diese Ungläubigkeit nachher noch in um so grelleren Lichte, als im Frühjahr aus demselben Stadtviertel laute Klage über eine merkwürdige Staubkrankheit, und zwar nicht unter der dienenden, sondern herrschenden Schicht, erscholl, nemlich den sogenannten

„Platanenhusten“.

Während man sich über die inmitten unseres Häusermeeres über die wenigen der Backsteinbauwuth und der von ihr unbarmherzig geführten Axt noch Stand haltenden Bäume, namentlich stattliche Platanen aus der guten, alten Zeit, die schönste in der Viktoriastrasse, freuen musste, wirbelte auf einmal ein müssiger Kopf und Gesundheitswächter darüber in bildlichem Sinne viel Staub auf, und zwar mit der Enthüllung: Dieser Zierbaum erweise sich besonders im Frühjahr als förmliche Pandora-Büchse, indem der an den jungen Laubblättern haftende, nachher von den Winden überallhin fortgetragene Staub aus lauter bösen Sternhaaren bestehe, die sich, wenn eingeathmet, wie Stecknadeln in die Kehlenschleimhaut einnisten. Richtig fand dann weiter ein Stubengelehrter schon bei Galenus und Dioscorides Stellen, aus denen die abgefeimte Giftigkeit dieses trozdem im Alterthume mit Vorliebe gezogenen Baumes hervorgeht. Andere Federn erinnerten jedoch daran, dass auch andere Laubbäume solche Behaarung tragen, die z. B. von der Bernsteineiche auch in den Bernstein gerieth und sich darum sichtbar erhielt, bis endlich Herr B. Stein in Breslau, Inspektor des botanischen Gartens, diese Zeitungsstaubwirbel mit folgender Erklärung niederschlug:

Diese Platanenangst gehört ebenso in's Gebiet der Fabel wie

die vor dem Gifthauche des **Upas-** und **Manzanillobaumes** (Meyerbeer's Oper „Afrikanerin“). Auch wirft der Baum nicht blos im Frühjahr, sondern auch im Sommer, und zwar viel reichlicher, solche Sternhaare ab, immerhin aber nur einen Bruchtheil vom Ganzen der gleichzeitig von Pappeln, Rosskastanien, Aepfelbäumen u. s. w. abgestossenen Massen. Dabei fällt das Ganze vermöge seiner Schwere grösstentheils zu Boden und geräth höchstens bei lebhafter Windbewegung in's Weichbild unseres Athemstromes, wo er dann aber auch deshalb keinen Schaden anrichtet, weil gerade die Spizen als brüchigster Theil des ohnehin schnöden Häärchens bereits abbrachen u. s. w. —

Mehr Hand und Fuss verräth gegenüber dieser botanischen Mückenseherei das Schreiben einer Stammleserin aus einem südlichen Curorte, das ich hier auch im Anschlusse an die in der vorwinterlichen „Gesundheitslehre“ (H. 1. Jhg. I, 13) gebotenen Aufklärungen über die Herrlichkeit des „warmen Südens“ mittheile:

„Wir haben seit vielen Wochen hier in M. sehr kaltes trockenes Wetter. Die Spaziergänge in den Curanlagen sind gut gehalten, alle anderen Strassen und Wege aber dick mit feinem Staub belegt. Des Gefrierens halber konnte lange nicht mit Wasser gesprengt werden und wenn's über die Mittagsstunde geschieht, wo meistens prachtvoller Sonnenschein, so helfen die wenigen Tropfen auf der Staubschichte eben nicht mehr als auf den sprichwörtlichen heissen Stein. Haben wir ein- oder zweimal in der Woche scharfen Wind, so können Sie sich denken, wie man nicht blos draussen, sondern auch drinnen Staub zu schlucken bekommt, und sich an die Staubwolken an heissen Sommertagen erinnert, welche nach Regen dürsten. Die Kehle ist Einem eingetrocknet und der Rachenkatarrh stehender Gast. Dabei wird man troz gut geheizter Oefen das innere Frösteln nicht los. Um $^{1}/_{2}$ 12 Uhr fängt die Sonne an, zu erwärmen und ein tüchtiger Marsch lässt uns vergessen, dass der übrige Theil des Tages von drei Uhr an Zähneklappern heisst.“

Mit diesen Zeilen will ich übrigens dem sonst von mir hochgehaltenen Curorte einen dauernden Makel um so weniger anhängen, als ich Beispiele dafür hinzufügen könnte, dass wir überall ohne menschliches Verschulden, ja aus heiterem Himmel von der Plage heimgesucht werden z. B. von **Meteoritenfall**, welchen uns andere Planeten vielleicht als Zeichen dafür herüberwerfen, dass auch ihre Bewohner im — staubigen Jammerthale wandern, wobei ich noch wissen möchte, ob vielleicht unsere Mutter Erde ihrerseits in dieser Weise „rückantwortet“! — Wir selbst nahmen mit den Dampfschiffen die Plage auch auf die Bahnen des nassen Elementes soweit mit, dass vom atmiatrischen Standpunkte Seereisen nur noch auf Segel-

schiffen gesund heissen können. Wie man sich aber selbst dann noch nicht in völlige Sicherheit wiegen darf, zeigt ein vor der Dampfschifffahrtszeit erfolgter, wenn meinerseits auch im Augenblicke näher nicht nachweisbarer, so doch aus sicherer Quelle geschöpfter Staubregen: mitten auf offener See und bei klarem, aber windigem Wetter, sah die Mannschaft einer Barke auf einmal eine mächtige Staubwolke heranziehen und ihr Fahrzeug von einer dichten Zundermasse überschüttet werden: ein von einem Vulkanausbruche auf dem Festlande fortgetragener Aschehaufen! —

In kleinerem Maassstabe lässt sich solche Ueberraschung auch drinnen im warmen Zimmer und selbst im wie Schmuckkästchen erglänzenden Boudoir hervorrufen, nemlich einfach durch kräftigen Schlag auf ein Sopha, Polsterkissen, gegen die Portiere, das Fensterlambrequin u. s. w. Hygieinisch geschulte Nasen riechen auch sofort den versteckten Feind, besonders in den Polstersizen der Schauspielhäuser, Eisenbahnwagen, Treppenaufzüge (lifts), wenn auch z. B. die Theaterdiener kaum die Entleerung des Zuschauerraumes abwarten, um sofort die Plüschüberzüge durch Ueberwurf vor der gröbsten Durchstaubung zu schüzen. Was aber im alltäglichen Haushalte „Staubwischen“ heisst, läuft thatsächlich nur auf Umlagerung der Massen hinaus, zumal wenn sich's auf blosses Anwedeln mit einem Federbüschel beschränkt.

Wahre Staubgarben sieht man gen Himmel steigen, wenn man im Weichbilde der Stadt an den Arbeitsplätzen der grossen Teppichreinigungsanstalten vorübergeht, und so sollte, abgesehen vom leidigen Lärm, das in Miethscasernen auf dem engen Hofraume übliche, die Plage in die Binnenräume zurückjagende Teppichklopfen verboten werden. —

Ein Postbeamter von kräftigster Gestalt klagte beständig über „unbegreiflichen“ Hustenreiz ohne Auswurf, vermuthlich in Folge seines Sizens am Schalterfenster und empfangener Zugluft beim häufigen Oeffnen der Scheibe. Als ich ihn im Dienste traf, fiel mir sogleich die am „zugigen“ Fenster stehende — Streusandbüchse mit umherwirbelnden Wölkchen darüber in's Auge! — Jezt bedient man sich an diesen Pläzen nur noch des Löschpapierdrückers.

In der scheinbar reinlichst gehaltenen Sammlung von Büchern oder aufgethürmten Schriftstücken braucht der stärkste und nicht kurzsichtige Mann nur ein Weilchen herumzustöbern, um sofort Hustenreiz und — staubige Fingerspizen zu bekommen, weshalb auch im Bücherladen trockner Husten zu Hause.

Aus einem Verkaufsgeschäfte fertiger Wäsche stellten sich in einer Woche und unabhängig von einander, aber alle drei wegen Hustens, erst der Chef und dann zwei Angestellte zur Berathung ein.

Ersterer sprach mehr von „dickem Halse“ vielleicht von kaltem Bier und schweren Cigarren, der Zweite konnte nicht dahinterkommen „wo er sich erkältet haben müsse (sic!)“, der Dritte, Lehrling, wusst's aber von seiner Pensionsmutter ganz genau: „behufs Inventuraufnahme wurden, und zwar bei geöffneten Fenstern, die Ballen und Rollen umgelagert, bei dieser Gelegenheit auch gründlich ausgeklopft, während durch die Fenster ein an dem Tage gerade herrschender scharfer Wind hereinblies“!

Hygieinische Gegenfrage: weshalb nehmen sich denn unsere weiblichen Kräfte, wenn's mal gründliches Ausstäuben gilt, in der Art inacht, dass sie das Kopfhaar dicht umhüllen? Halten sie dabei auch die Lippen festgeschlossen und athmen durch den „natürlichen Respirator“ der Nase, so werden sie mit verhältnissmässig leichtem Staubhusten davonkommen! —

„Das kann ich mir doch nicht recht denken!“ Im Geiste hör' ich diesen Einwand just von Neulingen, welche das Denkgeschäft, mit J. Scherr zu reden, statt mit dem ihm von Naturwegen oben im Schädel angewiesenen Organe mit den — Hühneraugen auszuüben belieben. Doch hoff' ich auch sie durch die weitere Ausführung zu gewinnen: der Staub wird keineswegs ohne Weiteres zum Gifte, sondern nur dann, wenn wir ihm nicht rechtzeitig wieder die Thür' weisen, wie folgende Bilder veranschaulichen mögen:

Der Maurer oder Steinträger schluckt Tag für Tag solche Massen, dass wenn mal Einen das Unglück der Genickbrechens durch Sturz vom Gerüste trifft, seine ganzen ersten Luftwege wie mit Sandpapier ausgekleidet erscheinen. Trozdem wirft er ihn, weil stets in Bewegung, laufend immer wieder aus. Selbst wenn diese Leute ein Gewicht von mehreren Zentnern auf der Holzleiter bis in's dritte und vierte Stockwerk tragen, lassen sie noch nicht einmal die Tabakspfeife ausgehen! Schreien, Singen, Zanken hört man sie oft genug, aber krankhaft husten oder gar Schleimauswerfen so gut wie nie! —

Der Steinbildhauer dagegen arbeitet schon mit einem schweren, den Schultergürtel niederhaltenden Werkzeuge, achtet „athemlos“ auf feine Ausarbeitung der Linien, schluckt also reichlichen und dabei schweren Staub ein, ohne stundenlang aus der Tiefe auszuathmen, bis ihm die Massen ein Stück Lunge förmlich auspolstern, zu Blutauswurf reizen u. s. w.

Der Steindruckzeichner (Lithograph), wenn auch nur leicht die Hand führend und bequem mit beiden Armen sizend, treibt doch mit der eingeathmeten Staubluft wie auch mit dem Schwizstosse insofern förmliche Verhaltung, als er, damit sein Hauch (Perspiration)

die Steinfläche nicht anfeuchte, den Ausathmungsstrom geflissentlich unterdrücken muss! Häufiger allerdings als Staubhustenreiz sizt ihnen ebenso wie Graveuren der Schwizstoss drinnen, besonders als „nervöser" Kopfschmerz am Scheitel u. s. w.

Auf dem Tanzboden geben Tänzer und Tänzerinen die sich auch auf ihrer Kleidung bis Schreibtafeldichtigkeit ablagernden Massen beinahe mit demselben Athemzuge wieder von sich. Der oben auf der Galerie fiedelnde Musikant bekommt sie zwar ebenso massenhaft zugeweht, lässt ihnen aber so reichlich Musse, sich einzunisten und weiter in die Tiefe zu wandern, dass sein Stand in Verbindung mit schwindsüchtig beinahe sprichwörtlich. Verschont dagegen, wenn auch andererseits wohl von „Emphysem" heimgesucht, bleiben die ebenso kräftig aus- als einathmenden Bläser.

Bringt man in's microscopische Durchschnittsbild einer Froschlunge, in der man noch das zierliche Spiel der nach oben gerichteten Flimmerhäärchenbewegung in den Luftröhren beobachtet, ein Pigmentstückchen unten an's Ende, so findet man diesen Fremdkörper bald ganz nach oben hinauftreibend, ein Beweis dafür, dass die frischgebliebene Lunge auch über eine den Staub hinausschwemmende Hülfskraft gebietet.

Ohne dies vielseitige Kapitel hier in einem Zuge erschöpfen zu wollen, knüpf' ich schliesslich nur noch an die schon im ersten Hefte (I, 19) angezogene trockene und meines Erachtens hauptsächlich durch Staubeinathmung, nebenbei auch durch unterdrückten Schwizstoss (oder, wie's die hiesige werthe Säule R. hartnäckig ausspricht: „Stossschwiz"!) unterhaltene Hustenkrankheit an, nemlich den

Stick- und Keuchhusten,

welchen Krankheitsnamen merkwürdiger Weise ein hier neu erstandener, mir näher nicht bekannter Verein laut Addressbuch zur Spizmarke erwählte!

Betonte ich damals die wässrige Ausscheidung (Perspiration) als Angriffspunkt für den die Krankheit „vertreibenden" Curplan, so kommt als Zweites die trockene Invasion in Betracht, beide jedoch als „zwei mit einer Klappe zu schlagende Fliegen". Wenn ich ferner dort, unter Hinweis auf ein Musikanten-Vorbild einer Uebungscur mit Blasinstrumenten das Wort redete, so erklärte ich gleich am lezten Vereinsvortragsabende (13. Februar), schon wegen der damit für die Anderen verbundenen „Ohrenschinderei" auf diesem Recepte keineswegs bestehen zu wollen, und schlug statt dessen das geräuschlose und ebenfalls viel Spass machende Seifenblasenmachen vor, das, wie ich höre, auch Professor Dr. Moleschott in Turin erwachsenen Brustschwachen behufs Athemgymnastik em-

pfiehlt, wozu noch der günstige Nebenumstand kommt, dass die Uebung, um richtigen Spass zu machen, am offenen Fenster vorgenommen werden muss.

„Vorgeschrittenen“ leuchtet ferner ein, dass auch Singen und Lachen in ihrer Eigenschaft als ebensoviele Ausathmungsstösse sowohl auf Perspiration als Invasion „an die Luft sezend“ wirken müssen, daher ich mich schon mit Rücksicht auf die dadurch unterhaltene gedrückte Stimmung gegen Gefangensezung der Kinder im warmtemperirten Binnenraume erklären muss und lieber sähe, wenn man sie z. B. in's Affentheater mitnähme. „Rire, c'est le propre de l'homme!“ lehrte schon der Humorclassiker und Arzt Rabelais, der in diesem Zusammenhange vielleicht noch erläutert haben würde: die Heilung des so gefürchteten Keuchhusten ist für ein hygieinisch-kindlich Gemüth — zum Lachen einfach! —

Fürstliche „Frau Doktorinen“ und ein bürgerliches „Fräulein Doktor“ nebst schriftstellerischen Genossinen.



Im Anschluss an die im vorigen Hefte gebrachte Studie von fürstlichen Medizinern, und zwar nicht aus Unhöflichkeit, sondern nur wegen bisheriger Ermangelung der Personalkenntnisse erst an zweiter Stelle verzeichne ich zwei Fürstinen, welche, auf Genuss der ihnen von Geburtswegen gewordenen Vorrechte verzichtend, zu Lebensgefährten Männer des „edelsten Berufes, wenn auch des elendesten Handwerkes“ erwählten, um ihnen huldvoll nicht blos „himmlische Rosen in's irdische Leben zu weben“ sondern auch als „Frau Doktorinen“ ihrerseits das Ansehen dieses „edelsten Berufes“ zu steigern, und mit welchem Erfolge, zeige sogleich der dazwischen eingereihte Name einer dem Stande selbst zwar nicht angehörenden, ihm aber, wie sie durch die Feder beweist, geistesverwandten Fürstlichkeit. Als „Dritte im Bunde“ der „Doktorinen“ im engeren Sinne, wenn auch nicht nach Geburt, so doch nach Seelenadel, darf ich die neueste Vertreterin des „elenden Handwerkes“ und zwar mit Bildniss, dem Kreise beigesellen.

Prinzessin Henriette zu Schleswig-Holstein,

(geb. 2. August 1833), seit 28. Februar 1872 Gattin des allbekannten und -beliebten Chirurgen, Professor Dr. Fr. Esmarch in Kiel,

welcher im Mai 1870 seine erste Gattin Helene, Tochter des grossen Chirurgen L. Stromeyer (I, 204), verlor und nunmehr in nächste Verwandtschaft zu unserem Kaiserhause trat, indem nämlich Prinzessin Henriette und nunmehrige Frau Geheimerath Esmarch die Tante unserer Kaiserin Viktoria Augusta ist, was sie aber nicht abhält, nach wie vor im schlichtbürgerlichen Haushalte ihres laufend von Freunden und Verehrern aufgesuchten Gemahles als guter Geist der unbefangendsten Gastfreundschaft unermüdlich ihres Amtes zu walten. Wie der Sinn für Arztthum in höherem Sinne in der ganzen hohen Familie liegt, zeigt die Art, in welcher soeben

Prinzessin Helene von Grossbritanien und Irland

unter die hygieinische Schriftstellerwelt ging. Als zweite Tochter der Königin von England, also Schwester unserer Kaiserin Friedrich, trat sie mit den Esmarchs durch ihren Gatten in Blutsverwandtschaft, nemlich den Prinzen Christian von Schleswig-Holstein und Bruder der Kieler Frau Geheimeräthin. Mit diesem ihrem fachgelehrten Anverwandten nun verband sich die hohe Frau zur Uebersezung und Herausgabe eines hygieinischen Werkes von Dr. Tislie Pridgin Teale, dessen eingehende Besprechung, ebenfalls in diesem Hefte (s. nachher unter „Kritik") auf mein Ersuchen der der Stammleserschaft schon aus dem ersten Jahrgange bestens bekannte Holsteiner Physicus Dr. Reimann übernahm, und die von Herrn Esmarch geschriebene Widmung athmet sicherlich den Geist der Uebersezerin, indem sie sich an alle Aerzte richtet, „welche es als ihre Aufgabe betrachten, nicht nur schon vorhandene Krankheiten zu heilen, sondern auch der Entstehung derselben vorzubeugen, den Zuständen, welche sie veranlassen, eifrig nachzuspüren, und die nicht müde werden, muthig und ohne Rücksicht diese Uebelstände aufzudecken, zu tadeln und auf die Beseitigung derselben zu dringen."

Nebenbei vollzieht dies Werk eine Ehrenrettung insofern, als damit jener selbständigen Gesundheitslehrerin, der meinem Stammleserkreise wohlbekannten

Miss Florence Nightingale

die Richtigkeit der von ihr längst, aber ungehört ausgesprochenen Warnung vor der „Soul air" der Binnenräume bezeugt, gleichzeitig auch, was das Hauptverdienst dieses Buches, den Schaden klar vor Augen enthüllt. Mit Sicherheit nemlich spricht schon Miss Nightingale in ihren von mir in's Deutsche übersezten Notes on nursing (Rathgeber für Gesundheits- und Krankenpflege Leipzig 1878) von der Abortluft als Erzeugerin der — um mit unserem Reklam zu reden — unter der „Käseglocke" des ungelüfteten Wohnhauses,

besonders die Kinderwelt heimsuchenden Ausschlagskrankheiten und Diphtheritis, und zwar nach folgendem, von einem Sonderegger aufgestellten Leitgedanken: „Allzuviele Menschenwohnungen sind Vorhöfe des Kirchhofes und Gräber".

Wie die Kenntniss von der landläufigen Sorglosigkeit des Volkes und darum der möglichen Erfolglosigkeit des Unternehmens auch Herrn Esmarch Anfangs beherrschte, berichtet er weitläufig in der Einleitung: zur endgültigen, weil kostspieligen Veröffentlichung des Werkes entschloss man sich erst, als die Kopenhagener Grosshändler, Herren Augustin und Arnold Gamél, bei Gelegenheit des achten hygieinischen Congresses daselbst freiwillige Leistung eines Garantiefonds zugesichert. Unerwarteter Weise jedoch schlug das Buch gleich mit der ersten Auflage so kräftig durch, dass — was aber das moralische Verdienst der Herrn Gamél um die gute Sache keineswegs schmälert — diese Hülfe nicht in Anspruch genommen zu werden brauchte. Hoffentlich trägt auch die in diesem Hefte enthaltene Würdigung das Ihrige zur Weiterverbreitung dieses — im besten Sinne so zu nennenden — hygieinischen Bilderbuches bei, dessen packendes Motto ich schon einer ähnlichen Studie des Febuar-Heftes (II, 55) voranstellte: „Ein Paar Striche mit der Bleifeder belehren oft rascher als seitenlange Beschreibungen".

Prinzessin Pauline von Würtemberg.

„Ich habe Nichts aufgegeben, woran mein Herz hing, und fühle mich beneidenswerth glücklich" — mit diesen Worten besiegelte, nach erfolgter kirchlicher Trauung in der Kirche zu Karlsruhe (Oberschlesien) „Fräulein von Kirbach" ihr, einem einfachen Doktor ertheiltes Jawort.

Als Prinzessin Pauline, Mathilde, Ida, dritte Tochter des 1875 verstorbenen Herzogs Eugen von Würtemberg und seiner Gemahlin Mathilde, Prinzessin von Schaumburg-Lippe am 11. April 1854 geboren, kam sie 1878 in Begleitung ihrer wegen Erkrankung den dortigen Kliniker Dr. Biermer berathenden Frau Mutter nach Breslau und lernte ihren jezigen Gatten dadurch kennen, dass er, von seinem Meister der hohen Patientin als ständiger Berather und Pfleger auf ihrem Landsize beigegeben, die in seine Tüchtigkeit gesezten Erwartungen bestens erfüllte.

Dr. Melchior Willim, geboren 25. April 1855 in Pilchowitz (Kreis Rybnik), Sohn eines vielbeschäftigten Arztes, studirte von Anfang an in Breslau, wo er noch heute die Heilkunde ausübt. Nachdem sich die durch die Verschiedenheit des Standes wie des religiösen Bekenntnisses erzeugten Weiterungen 2 Jahre lang hingezogen, trat das (in Leipziger Illustrirter Nr. 1929 d. d. 19. Juni

abgebildete) Paar am 1. Mai 1880, der Bräutigam von den Herzoginen Helene und Mathilde (Mutter und Grossmutter der Braut) geführt, vor den Traualtar, wo ihm der Geistliche in seiner Rede die ihm zuliebe von der Prinzessin gebrachten Opfer vorhielt, worauf ihrerseits jene Besiegelung erfolgte. Namens des Volkes brachte ihr unser R. Löwenstein, dessen 70. Geburtsstag wir gerade eben (20. Febr.) feiern, folgenden Dichtergruss dar:

Als Du auf Rang und Hoheitsrechte
Dem Mann zu Lieb' gethan Verzicht,
Da hast die Hoheit Du die rechte
Gezeigt in majestät'schem Licht.

Als Du entsagt mit lichter Seele
Dem Namen selbst, der Dir gebührt,
Da zeigtest Du, dass sonder Fehle
Dich wahrer Seelenadel ziert.

Darum von allem Volk beschieden
Sei Dir ein Wunsch, schlicht bürgerlich:
Leb' glücklich, heiter und in Frieden,
Frau Doktorin, wir grüssen Dich! —

Fräulein Dr. med. Karoline Schultze
(nebst Bildniss)



aus Warschau, einer wohlhabenden Musikerfamilie entstammend, entschloss sich schon mit 17 Jahren zum Studium der Medizin und begab sich, da dies in ihrem Heimathlande nicht zulässig, zu dem Zwecke nach Paris, woselbst sie sich nach nunmehr 5 Jahren als Aerztin für Frauen und Kinder aufthat. Den Doktorhut erwarb sie am 12. Dezember v. J. vor versammelter Fakultät mit einer schlagfertigen Disputation über das Thema „Der weibliche Arzt im 19. Jahrhundert." Der Anblick dieser bildhübschen jungen Candidatin

— so lese ich in einem Berichte — in ihrem schwarzen Talare, mit glühenden Wangen und scharfen, schwarzen Augen den Männern der Wissenschaft tapfer redestehend, bildete einen eigenartigen Gegensaz und brachte die Berechtigung des anderen Geschlechtes zur Ausübung des ärztlichen Berufs zum entschiedenen Durchbruch. Auch der Fakultätsprofessor Dr. Landouzy musste nicht nur ihren Kenntnissen, sondern auch der Schnelligkeit und Sicherheit ihrer Diagnose rückhaltloses Lob spenden. Nur der „berühmte Nervenphysiologe" Herr Charcot, (IX, 68) beliebte dem Fräulein Doktor mit folgender Beklemmung entgegenzutreten: „Diese (Emancipations-) Bestrebungen sind unberechtigt, weil sie der Natur der Dinge und dem ästhetischen Geschmacke widersprechen. Jung und hübsch, wie Sie sind (mein Fräulein), glauben Sie da, dass gewisse Seiten des ärztlichen Berufes und seiner Ausübung sich mit ihrer Schönheit und Kleidung in Einklang bringen lassen?" —

Nun, bisher hat weder ihre Schönheit noch Kleidung das Fräulein abgehalten, eine so gediegene Dissertation zu verfassen, dass sie — was mit solchen Erstlingsarbeiten aus männlicher Feder kaum vorkommt — demnächst in deutscher Uebertragung und zwar im Verlage von Peter Hobbing in Reudnitz-Leipzig erscheinen wird. Auch überreichten ihr beim Verlassen des Saales junge Mediziner einen Blumenstrauss und Abends veranstalteten die Genossinen unter sich einen solenen Doktorschmaus.

Indem ich auf die früher in Hygieia (Jhgg. I., H. V, S. 240) dieser Frage nach dem Für und Wider gewidmete Betrachtung verweise, stelle ich die weitere Thatsache fest, dass laut Bericht des ärztlichen Departements von 1887 im russischen Reiche bereits 698 weibliche Aerzte prakticiren. Ausser der hohen Fakultät hat hier eben auch das Volk seinerseits ein Wort mitzureden! —

Auch im deutschen Hause regt sich immer lebhafter der „hygieinische Protestantismus" unter der Frauen- und Mutterwelt, besonders in der Richtung, zu welcher ich durch meinen „Rathgeber für Mütter (2. Aufl., Engelhorn's Verlag, Stuttgart) und auch schon vorher mit der Losung anzuregen suchte: „Antithierquälereivereine scheinen mir so lange verfrüht, als wir noch keine Antikinderquälereivereine haben!" — In schriftstellerischer Form trat für diese Mission soeben

Frau **Anna Woas**

ein, Gattin des durch sein im bürgerlichen Leserkreise weitverbreitetes Wochenblatt „Die Werkstatt" beliebten „Meister Conrad" hier, und als solche Selbstzüchterin einer blühenden Kinderschaar. Ihr, bereits in Heft I d. J. (S. 32) angezeigtes, sehr billiges (0,80)

und laut Vorrede sich eingestandener Maassen an meinen „Rathgeber“ anschliessendes Buch „das Normalkind“ empfehle ich hiemit allen auf selbstständige und schlicht naturgemässe Erziehung bedachten Müttern als eine Art von hygieinischem Fibelbuch für angehende Kinderpflegerinen, um sie, wie's auf dem Titelblatte heisst „gesund, schön und gut grosszuziehen.“ —

Auch schon in zeitschriftlicher Form regt sich die deutsche Frau, neuerdings gleichzeitig unter Führung der hehren Fürstin Carmen Sylva und, wenn ich nicht irre, einer dem belgischen Königshause angehörigen Gönnerin. Unter Leitung von Frau J. Hettler erscheint schon im 2. Jahrgange die Monatsschrift: „Frauenberuf“ Organ des deutschen Frauenvereins „Reform“, (Weimar, Selbstverlag), welche aus der Feder der Edlen Frau Charlotte von Schickh dem hygieinischen Protestantismus und, wie ich dem mir eben in lezter Stunde zugegangenen Februarhefte d. J. entnehme, auch dieser unserer „Hygieia“ an ihrem Theile die Wege zu bahnen sich angelegen sein lässt. —

Kritik.

Teal, Pridgin, zu Leeds, Lebensgefahr im eigenen Hause. Nach der vierten Auflage des Originals übersezt von I. K. H. Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein. Für deutsche Verhältnisse bearbeitet von H. Wonsleben. Mit einer Vorrede von Dr. F. von Esmarch. Zweite Auflage der deutschen Uebersezung. Kiel und Leipzig. Lipsius & Fischer's Verlag. Pr. 8 M. —

Besprochen von Dr. Reimann, Kreisphysicus in Neumünster, Verfasser der „Gesundheitslehre auf naturwissenschaftlicher Grundlage“.

Als ich das vorliegende Buch durchgesehen und erfahren hatte, wie klar und anschaulich in Wort und Bild bei aller Knappheit der Darstellung dasselbe zu dem Leser spricht, kam mir zunächst der Gedanke, es sei doch schade, dass das Werkchen nicht von einem Deutschen geschrieben, oder besser — gezeichnet sei, denn das ganze Buch mit seinen 145 Seiten besteht eigentlich aus Bildertafeln, denen ein nur kurzer erläuternder Text gegenübergestellt ist. Ich glaube nämlich, dass dieses Buch in Deutschland seinen Leserkreis gefunden, dass es sich als lebensfähig erwiesen haben würde, auch wenn es in einem deutschen Bethlehem oder Nazareth geboren und von einer weniger illustren Pathenschaft die Weihe fürs Leben erhalten hätte.

Wie erstaunlich fruchtbar ist doch unser deutsches Schriftthum seit den letzten Jahrzehnten in der Hervorbringung volksthümlicher

Gesundheitsbücher gewesen; gute und keimfähige, freilich auch minderwerthige, ja sogar taube oder gar schlechte — das Unkraut unter dem Weizen — Samenkörner sind in das deutsche Haus, die deutsche Familie ausgestreut worden und werden es fort und fort, doch wo bleibt der empfängliche Boden für die gute Saat, Blüthe und Frucht für künftige Jahre verheissend? Wer aber das Unkraut wuchern sehen will, der werfe einen Blick in den Anzeigetheil unserer Tagespresse mit ihren Anpreisungen geheimnissvoller Tränke und Latwergen von Quacksalbern und Afterärzten.

Seit Jahr und Tag besitzen wir ein Reichsgesundheitsamt, sind unsere Hochschulen mit kostbaren hygieinischen Instituten ausgestattet, und doch noch recht fern scheint die Zeit der Hausgesundheitsämter zu sein, die Zeit, da das deutsche Haus, die deutsche Familie hygieinische Institutionen im besten und weitesten Sinne des Wortes werden. Wir sind davon überzeugt: Jene Tempel der Hygieia in der Reichshauptstadt wie an den Hochschulen des Landes mit ihrem esoterischen Kult der wissenschaftlichen Hygieine, beruhend auf naturwissenschaftlicher Forschungs- und Lehrmethode, werden erst dann volle Würdigung über fachmännische Schranken hinaus in allen Bevölkerungskreisen finden, wenn die Gesundheitslehre als Erziehungs- und Bildungsmittel des heranwachsenden Geschlechts allgemeine Anerkennung erlangt haben wird. Anders gesprochen: Wir glauben, dass bei uns in Deutschland die Beschäftigung mit der Gesundheitslehre erst dann wirklich volksthümlich werden und bleiben wird, wenn dieselbe in den Unterrichtsplan der Schulen aller Grade, der Volks- wie der Mittelschulen, Eingang gefunden haben wird. Nicht als ob wir mit diesem Ausspruch dem reichhaltigen Belehrungsstoff, welchen unser hygieinisches Schriftthum bietet, seine erziehliche Bedeutung schmälern oder gar absprechen wollten, aber wir wissen ja nur zu gut, dass diese Erziehungsmittel in erster Linie nur den besseren, d. h. in diesem Falle: den begüterten Ständen zu Gute kommen, während die breiten Schichten der Bevölkerung, weitablebend von dem befruchtenden Strome des Schriftthums und *ὥσπερ ὄνοι μεγαλοις ἀχϑ εσιϑειρομενοι* — d. h. seufzend wie Lastthiere unter drückenden Bürden — allenfalls einmal durch ihr Wochenblättchen erfahren, dass der Hebung harrende Schätze für sie in den öffentlichen Büchereien oder auch (oft viel zu lange für Verfasser und Verleger) in den Speichern des Buchhändlers lagern.

Doch ich bin von unserem Buche abgekommen. Dasselbe theilt jedenfalls das eben beklagte Missgeschick so manchen guten deutschen Buches nicht; es ist nicht nur in seinem Geburtslande, in England, vielseitiger Theilnahme begegnet, sondern hat auch in deutschem



Gewande bei uns bereits Heimathsrecht und einen grossen Leserkreis erlangt.

Ich will in der Absicht, zu eingehender Beschäftigung mit demselben anzuregen, versuchen, den Inhalt in Kürze wiederzugeben. Vorangestellt hat der Verfasser seinem Buche die Merksprüche: „Vorzubeugen dem Unheil, gibt uns das Wissen die Macht“ und „Ein paar Striche mit der Bleifeder belehren oft rascher als seitenlange Beschreibungen.“ Professor Esmarch gibt in einer Vorrede die Geschichte der Entstehung der deutschen Ausgabe des Buches und Teale selbst stellt zur Einleitung 16 gesundheitswidrige Einrichtungen in Häusern betreffende hygieinische Grundsätze auf zur Beherzigung für Hausbesitzer und Miether. „Ueberall“ sagt Verfasser „wo die Gase der Strassenkanäle oder die Ausdünstungen eines schadhaften Abflussrohres, einer Senkgrube oder eines verdorbenen Brunnens den Weg in ein Haus finden, da sind die Bewohner desselben in der grössten Gefahr, von Typhus, Diphtherie oder irgend welchen andren zauberhaften Krankheiten, die man unter dem Namen der „Infektions“- oder zymotischen Krankheiten zusammenfasst, befallen zu werden. — Kanalgase dringen am schnellsten Nachts in die Häuser, wenn die Fenster und die Aussenthüren geschlossen sind und können dann am intensivsten das Fleisch, die Milch, das Trinkwasser vergiften und die Bewohner krank machen.“

Und weiter heisst es: „Je vollkommener und luftdichter die öffentliche Kanalisation einer Stadt angelegt ist, desto grösser ist die Gefahr für jedes Haus, welches mit derselben in Verbindung gesetzt ist, sobald die inneren Ableitungsrohre des Hauses schadhaft oder nicht durch Wasserverschlüsse gesichert sind. In solchen Häusern werden zum Schaden der Gesundheit Kanalgase ebenso sicher zugeleitet, wie Leuchtgas für die Beleuchtung; aber das Leuchtgas kann durch den Haupthahn abgeschlossen werden.“

„Wenn in einem Hause die Kinder und Dienstboten oft an Halsentzündungen, Kopfschmerzen oder Durchfall leiden, so muss man vermuthen, dass die Ableitungsvorrichtungen schlecht sind.“ — Wenn man ein Haus kaufen, oder miethen will, sei es neu oder alt, so sollte man sich, ehe der Vertrag abgeschlossen wird, mit derselben Vorsicht und Sorgfalt von der Vollkommenheit seiner sanitären Einrichtungen überzeugen, wie man die Gesundheit eines Pferdes untersucht, ehe man beim Kauf zuschlägt.“

Es seien dies Proben der bei aller Schlichtheit klaren und überzeugenden Schreibweise des Verfassers. Es folgen sodann 70, freilich nur skizzenhaft, aber doch sehr sorgfältig gezeichnete, jedenfalls aber überaus anschauliche bildliche Darstellungen der Gefahren, welche den Bewohnern eines Hauses aus verfehlt angelegten Haus-

entwässerungen, Wasserleitungen, Brunnenanlagen etc. erwachsen. Alles wesentliche in diesen Abbildungen ist besonders markant dargestellt, z. B. ist die Richtung der aus fehlerhaft hergestellten Hausleitungen, ausgebrochenen oder sonst undicht gewordenen Abzugsröhren entweichenden gesundheitsschädlichen Gase durch blaue Pfeile angedeutet, so dass man fast überall, auch ohne besondere bautechnische Urkenntnisse sofort übersieht, wo der Einzelfehler in der im Bilde dargestellten Anlage zu suchen ist.

Zunächst ist ein Haus mit durchweg fehlerhaften und sodann ein solches mit zweckmässigen Abflussvorrichtungen dargestellt. Weitere Tafeln beschäftigen sich mit den verschiedensten gesundheitstechnischen Mängeln z. B. stellen Tafel 4 und folg. die Ablaufröhren eines Küchenspülsteines beziehentlich einer Badeeinrichtung dar, die ohne Wasserverschlüsse unmittelbar in den Hauskanal beziehentlich das Closetrohr münden und somit den Kanalgasen unbeschränkten Zutritt zu Wohn- und Schlafräumen gestatten. Die besonders lehrreiche 9. Tafel beschäftigt sich mit dem nur zu oft übersehenen Unwirksamwerden von Wasserverschlüssen durch Verdunstung des in letzterem enthaltenen Wassers, sobald die Closets und Waschbecken einer Wohnung längere Zeit z. B. während einer Badereise der Familie unbenützt bleiben oder auch nur sehr selten gebraucht werden: auch dann ist trotz Vorrichtung für Wasserverschluss offene Verbindung der Hausräume mit den Kanälen mit ihren Nachtheilen für die Gesundheit der Hausbewohner ermöglicht. Fernere Tafeln zeigen, wie mangelhaft gedichtete und durch das Haus geleitete Regenröhren, die in unmittelbarer Verbindung mit dem Strassenkanal stehen, durch die undichten Verbindungsstellen giftige Kanalgase direckt in die Wohnungen oder, wenn das Regenrohr dicht unter Fenstern ausmündet, durch letztere in die bewohnten Räume entweichen lassen.

Hieran schliessen sich Abbildungen fehlerhafter Ventilation von Closetrohren und Kanälen, z. B. zeigt eine Tafel, wie der Ventilationsverschluss eines Abzugskanales in den Schornstein selbst mündet oder dicht neben dem Ausgange eines solchen endet: in beiden Fällen treten bei abwärtsgehendem Luftzug Kanalgase durch den Schornstein in das Haus. Eine Tafel stellt ein durch ein Zimmer laufendes, in diesem nur durch eine Holzverschalung verborgenes Closetrohr dar, welches natürlich bei der geringsten Schadhaftigheit gleichfalls schädliche Gase in die Stube entweichen lässt. Tafeln 20—23 beschäftigen sich mit fehlerhaften Closetsystemen (dem schauderhaften Beckencloset), vor deren Anlage im Hause dringend gewarnt wird; ein „verbessertes Watercloset“ ist diesem gegenübergestellt. „Das Closetrohr“ sagt Verf. „kann

fehlerhaft sein an den Verbindungsstellen mit dem Becken (oben) oder mit dem Hauptrohr (unten), was daher kommt, dass die Fugen schlecht gedichtet sind, gekittet, (bei Bleiröhren) statt gelöthet; auch kann sich das Rohr gesenkt haben und die Fugen dadurch undicht geworden sein. Das Bleirohr kann aus zusammengelötheten Platten gemacht anstatt gezogen sein und sich deshalb an der Naht öffnen. Das Bleirohr kann nach zwanzig- oder dreissigjährigem Gebrauch von den Kanalgasen durchfressen sein u. s. w." Auf Tafel 24 sind Fehler an gelötheten alten Bleirohren dargestellt. Verf. wünscht für Closetröhren durchaus gezogene statt gelötheter Bleiröhren, — gut ventilirte Bleiclosetrohre halten nach Fergus 18—30, nicht ventilirte nur 8 bis höchstens 20 Jahre. „In vielen Fällen" sagt Verf. „ergaben sich als Ursache von Krankheiten durchlöcherte bleierne Closetrohre, welche von Innen heraus von Kanalgasen zerfressen waren."

Weiter beschäftigt Verf. sich von Tafel 31 ab mit der Verunreinigung von Regenwasserbehältern und Brunnen (namentlich Flachbrunnen!) durch Kanaljauche, sobald mangelhaft gedichtete oder gar zerbrochene Rohre diesen Inhalt durchsickern, Senkgruben denselben überlaufen lassen — (sehr drastisch stellen den Vorgang „wie Leute Kanalwasser trinken" die Tafeln 32 und 33 dar), mit dem Eindringen von Kanalgasen aus vergossenen Senkgruben in Häuser (Inf. 37 und 38). Fernere Tafeln zeigen einen an allen Verbindungsstellen undichten und mit zu geringem Gefälle versehenen Kanal aus Steingutplatten unter dem Hausflur, der das umliegende Erdreich in gefahrvoller Ausdehnung infizirte, ferner eine durch Senkung des Untergrundes undicht gewordene Rohrleitung, eine Leitung mit Röhren „zweiter Qualität", ein Bleirohr mit gekitteten Fugen, die Verstopfung einer Leitung in Folge fehlerhafter Einführung eines Zweigrohres in das Hauptrohr und einer zweiten Leitung in Folge eingedrungener, verfilzter Baumwurzeln, eine Leitung mit verkehrter Lage der Muffen, eine weitere mit verkehrtem Gefälle unter einem Hause, eine solche mit fehlerhaftem Anschluss an den Strassenkanal und eine mit ganz fehlendem Anschluss an letzteren u. s. w.

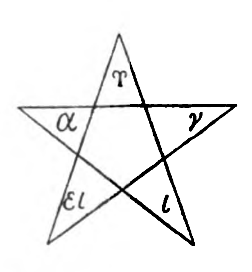
Verf. warnt weiterhin mit Recht vor Benützung von Strassenkehricht und Müllgrubeninhalt zur Mörtelbereitung, vor Neubauten, auf frischen Schutthaufen, stellt ein Pfarrhaus dar, in dessen Keller Grundwasser von einem nahen Kirchhofe eindringt. „Coelum non animam mutant qui trans mare currunt — die Gefahren für die Gesundheit werden nicht durch Badereisen vermindert." — Die Illustration dieses Satzes gibt Verf. durch Darstellungen einer Villa in Cannes, sowie eines schottischen als Sommerwohnung vermietheten

Landhauses, welche durch ganz fehlerhaft angelegte Waterclosets infizirt wurden. Auch vor der (in ländlichen Gehöften sehr beliebten) Anhäufung von Dunghaufen an den Mauern des Wohnhauses warnt Verf. in Bild und Wort, indem er Fälle von diesem Uebelstand wahrscheinlich zuzuschreibender Entstehung der Diphtherie mittheilt. Endlich wendet Verf. seine Aufmerksamkeit den mit Arsenikfarbe bedruckten, giftigen Tapeten sowie dem Missbrauch zu, die neuen Tapeten auf die alten zu kleben. Er nennt mit Recht diese Gewohnheit eine ekelhafte und überdies gefährliche, sofern bei einigermassen feuchten Wänden die grossen Kleistermengen den besten Nährboden für Krankheitskeime bieten. In einem Falle fand Verf. fünf Tapeten über einander geklebt. Derselbe schliesst sein verdienstliches Buch mit einigen Tafeln und Erläuterungen über staubfreie Ventilation von Wohnungen, staubgeschützte Kästen für Sammlungen und einen „Fenster-Ventilator“ im Oberdeck geschlossener Wagen.

Mögen diese Mittheilungen aus dem praktischen Buche zu genauerem Studium derselben anregen, in seinen einfachen, ja bisweilen naïven Art der Darstellung ist es ein Musterbuch praktischer, volksthümlicher Gesundheitslehre. —

Hygieinische Apotheke und Ausstellung.

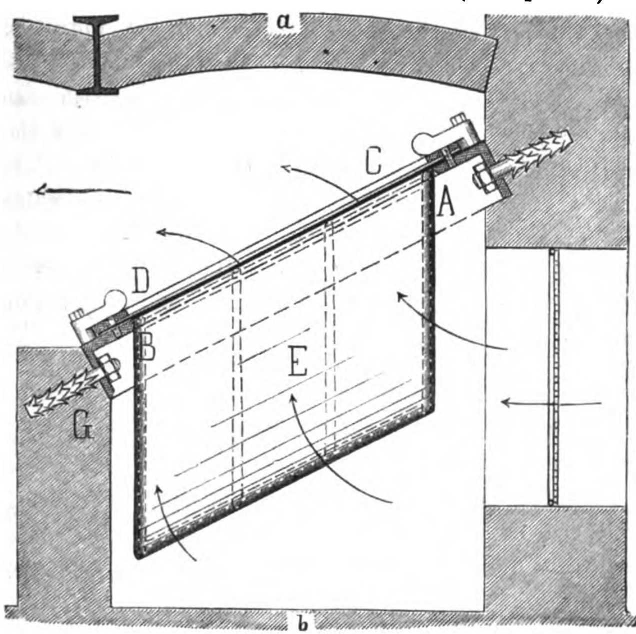
„Medicamentum est, quodcunque vides, quocunque moveris“.



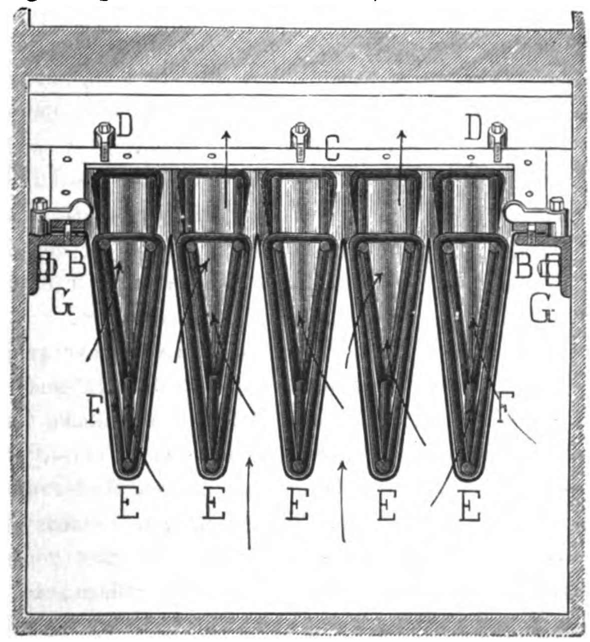
Im Anschlusse sowohl an das in diesem Hefte vorangeschickte Kapitel aus der Gesundheitslehre wie an die Berichterstattung über das Werk von „Lebensgefahr im eigenen Hause“ bring' ich hier zwei Schuzvorrichtungen gegen die trockenen Eindringlinge als Krankheitserreger. Gilt's dort Canalisation (Absiebung und -Schwemmung), so hier: „Filtration“ (Siebung). Die hier erstbeschriebene kommt vornehmlich für den hausbesizenden Leser in Betracht, z. B. die sich jezt eben ihr eigenes Heim „Hygieia“ errichtende Züricher Obersäule, Herrn Ruegg-Krebs, die zweite, in ihrer Eigenschaft als künstlicher Respirator, dient auch dem über nur 4 Wände gebietenden Luftfreunde oder schon Athemcurbedürftigen als Ersaz für sogenannte Inhalations- oder Klimacur.

34. Die Taschenluftfiltren

von Dr. K. Möller zu Brackwede (Westphalen)



dienen zur Fernhaltung des Staubes von den mit Ventilations- und Luftheizungsanlagen versehenen Häusern, verdienen daher besondere



Beachtung z. B. für Schulhäuser, in denen ja, insofern sie solcher Schuzvorrichtung entbehren, über Staubplage geklagt wird, ferner

für Wohnhäuser im Bereiche von Fabrikanlagen, Bäckereien, Müllereien, aber auch für Kaufhäuser und Lagerstätten von Puz- und Manufakturwaaren, Polstermöbeln u. s. w. Da jedoch die Filtration durch Gewebe von feinster Baumwolle erfolgt, so hält sie auch den Bakterien- und sonstigen Staub fern, weshalb der Prospekt sich namentlich auch an Bewohner von Tropengegenden wendet, denen damit die Möglichkeit des — bei dortiger Hize ohnehin dringlichen — Schlafens bei offenem Fenster ohne Gefahr der Erkrankung an Malariafieber geboten wird, nebstdem natürlich auch an die Leiter von Krankenhäusern aller Breitengrade u. s. w. Werden die Filter überdies mit Wasser besprengt, so vermitteln sie auch Abkühlung der Binnenluft u. s. w.

Beschreibung.

Das Filter besteht aus einem Winkeleisenrahmen A und dem Filtertuch E nebst Zubehör. Der Rahmen A trägt oben kleine Stifte B, welche zur Aufhängung des Filtertuchs dienen. Der Kragen des Filtertuchs ist zu dem Zweck mit Knopflöchern versehen, welche auf diese Stifte geschoben werden. Zur Befestigung und Abdichtung des Filtertuchs auf den Winkeleisenrahmen dient der Flacheisenrahmen C, der seinerseits durch die Vorreiber D angedrückt wird, die auf dem Winkeleisenrahmen A sitzen.

Das Filtertuch E ist zur Gewinnung einer grossen Filterfläche in Taschenform genäht, jede Tasche an fünf Seiten geschlossen, an der sechsten oberen, aus welcher die filtrirte Luft austritt, offen. Der obere Rand des Filtertuchs ist mit einem Kragen umgeben, der, wie oben bemerkt, zur Aufhängung und Abdichtung desselben dient.

In jeder Tasche befindet sieh ein elastisches Gestell F, um das Zusammendrücken derselben durch den äusseren Luftdruck zu verhindern. Diese Filtergestelle werden durch 2 (an der Zeichnung nicht ersichtliche) Winkeleisenstangen mittelst zweier Schrauben in die Taschen gedrückt, die sie nun straff ausspannen.

Der Filterrahmen wird, wenn die Filterkammer gemauert ist, an den Wänden durch Steinschrauben G befestigt und diese mit Cement, Schwefel oder Blei vergossen. Der Filterrahmen hat Schlize, welchen die Stellung der Schrauben entsprechen muss. Nach dem Einsetzen des Rahmens wird der Raum zwischen Mauer und Rahmen unten mit Cement verstrichen und dann mit Cement vergossen. Bestehen die Wände der Filterkammer oder die dort vorgenommene Abkleidung des Raumes für filtrirte Luft aus Blech, so wird der Zwischenraum zwischen Blech und Filterrahmen sorgfältig mit schwarzem oder Mennigkitt verstrichen, um das Durchgehen unfiltrirter Luft zu verhüten.

Die Bedienung besteht einfach in der im Prospekte bis in's Einzelne vorgeschriebenen Einklemmung der Filtertücher in die Rahmen und nach mehrmonatlichem Gebrauche Herausnahme behufs gründlicher Reinigung durch Ausklopfen, auch wohl Auswaschen mit Benzin u. s. w. —

35. Freiluftathmer für's Haus

von J. Wolff, Gesundheitsschuzgeräthe-Fabrik in Gross-Gerau (Hessen-Darmstadt).

Diesen, schon in meinem Lungenbuche (6. Auflage) gewürdigten Respirator führ' ich hier zunächst mit der, Lesern früherer Auflagen unbekannt gebliebenen Bemerkung ein, dass ich darin im Vergleich zu dem von mir selbst einst „erfundenen" und empfohlenen „Eis-luft-Respirator" („Sprechst." VI, 138) einen entschiedenen Fortschritt begrüsse, und deshalb, wenn man sich mal zum Aufwande des nicht unerheblichen Preises (30 M.) entschlossen, besser thut, sich nach Gross-Gerau zu wenden. Die durch die Kostspieligkeit





der Herstellung den Preis rechtfertigenden Vorzüge bestehen einmal in der Eigenart des Nasenstückes, eines wahren Meisterstückes atmiatrischer Technik, und dann in der vollständigen Geruchslosigkeit des Schlauches. Das Ganze sezt sich aus folgenden Theilen zusammen:

1) das Nasenstück aus versilbertem Metall mit zwei birnförmigen, in die Nüstern zu steckenden und darin wie „eingeriebene" Stöpsel im Flaschenhalse haftenden Ausläufern und einer elastischen Schnur behufs Befestigung am Kopfe. Ein vorn im Körper angebrachtes Ventil führt nach jeder Einathmung gleich auch die Athmungsluft („Exkremente") wieder unmittelbar zur Nase hinaus,

2) der (nicht aus niemals ganz geruchlosem Gummi, sondern) aus Pergamentpapier bestehende und vermöge seiner nach Art zusammenlegbarer Lampions kunstvollen Gliederung leicht biegsame, daher jeder Bewegung willenlos folgende Luftschlauch endet am Fensterrahmen in

3) eine **Metallhülse**, welche ein aus Florpapier (nicht Watte) bestehender Staubfiltrum birgt, und nach aussen hin vermittelst eines Bohrloches und eines „Windschuzes“ mit der freien Luft in Verbindung steht.

Ohne also aus der Stube zu gehen oder die Fensterflügel oder sonstige Quelle von „Zugluft“ eröffnen zu müssen, holt man damit Tag und Nacht frische, freie, staubfreie Luft unmittelbar durch die Nase („Luftmund“) ein. Herr **Wolff** selbst, der die Vorrichtung zunächst als Selbstheilbedürftiger ersann und in jahrelangem Bemühen zur jezigen Stufe vervollkommnete, bezeichnet Anlegen und Tragen als nicht umständlicher wie etwa Zurichtung und Handhabung einer Tabakspfeife.

Nachdem ich selbst diesen „Freiluftathmer“ bereits am Vortragsabende vom 18. November 1884 meinen hiesigen Vereinsgenossen vorgezeigt und erläutert, ersah' ich nachher (1887) mit Freuden, dass Herrn **Wolff's** Vorrichtung auch auf dem Wiesbadener Congresse für innere Medizin die verdiente Würdigung gefunden, indem z. B. ein ärztlicher Berichterstatter ihr nachrühmte, dass er bei wochenlang von Schlaflosigkeit gequälten Brustkranken Fieberabnahme, Beschränkung der Schweissabsonderung und ruhigen Schlaf beobachtete. —

Hygieinischer Lesetisch.

Gedrängeweh und Gedrängekrankheiten, wie wir Berliner sie in den Märztagen v. J. erlebten und Hygieia sie (in 1. Jhg. IV, 183 ff.) eingehend studirte, steigerten sich in **Wien** am Tage der Beisezung von Kronprinz **Rudolf's** Leiche (7. Februar) bis zu Knochenbrüchen und selbst tödtlichem Erdrücktwerden nicht weniger Personen. Trozdem die Feierlichkeit im einfachsten Maassstabe gehalten blieb und sowohl Polizei als Sanitätscorps ihre volle Schuldigkeit thaten, gewährten die für solche Anhäufung von Menschen unzulänglichen Innenräume der Kaiserlichen Burg nicht den zu durchgreifender Wirksamkeit erforderlichen Spielraum, der ja sogar auch auf unserem freien Plaze am königlichen Schlosse und Dome sich zulezt beinahe als unzulänglich erwies. Vollends die dortigen beschränkten Binnenräume der Kirche in Verbindung mit der Eigenart der Religionsfeier unterhielten eine Gesundheitsstörung, von der hier damals nichts Sonderliches verlautete, nemlich die Luftverderbniss durch den Duft der Unmasse von Blatt- und Blumenkränzen sowie der den Weihgefässen entströmenden Weihrauch-Dämpfe, von deren Einathmung begreiflicher Weise Viele halb erstickten, zumal ja durch „Einkeilung in drangvoll fürchterlicher Enge“ auch das Hautporenventil nicht arbeiten konnte, um an seinem Theile dem „gepressten“ Herzen Luft zu schaffen.

Dieser Bericht erinnert mich an ein von mir — wo? weiss ich im Augenblicke leider nicht anzugeben — gelesenes Ereigniss aus der ersten

französischen Revolution, zu dem ich kürzlich auch ein grossartiges Gemälde vom Münchener Piloty sah: die damals als Schönheit ersten Ranges zur Verkörperung der „Göttin" Liberté erlesene Frauensperson kräftigster Natur vertrug im Panthéon auf die Dauer nicht die Einathmung der zu ihr emporsteigenden Weihrauchdämpfe und musste, nachdem sie sich von schwerer Ohnmacht erholt, als vorläufig „dienstunfähig" ausspannen. —

Aus der Gegenwart erinnere ich mich hiezu folgender Verhandlung mit einem Gasthalter über einen in seinem neuen Saale beabsichtigten Gesellschaftsabend: „Wie viel Personen geh'n wohl hinein?" — „Wenn speisend, 60, wenn aber blos biertrinkend, 80!" — Hätt' ich noch gefragt „Und wie viel, wenn blos athmend?" so würde der Brave sicherlich nach dem Maassstab einer mit Heringen gefüllten Tone veranschlagt haben und bei Gelegenheit der lezten Berliner Urwahlen mussten selbst wir Bewohner des „noblen" Stadtviertels uns thatsächlich nach dem berühmten Muster von Doriscus „einkeilen" lassen! —

„Impressiones digitatae" zu deutsch: „Fingereindrücke" nemlich an der Innenfläche der Schädeldecke. — Dieser Kunstausdruck lief Anfangs Februar durch die Tagesblätter, und zwar im Sektionsberichte vom Kronprinzen Rudolf. Nicht aber der Veteran Dr. Widerhofer, sondern ein junger Schulmeister der Irrenheilkunde hatte aus der Eigenart des Zusammenwachsens der Schädelknochennäthe (Sutura coronaria und Saogittalis), der Gestaltung der Hirnwindungen und drittens eben dieser „Fingereindrücke" zusammen darin den anatomischen Beweis dafür herausgedüftelt, dass Geistesstörung den Unglücklichen zur Mordthat getrieben! — Bei Lesung dieser Weisheit fiel mir zunächst mein einstiger Besuch in einer berühmten Universitätspoliklinik ein, wo den Herrn Studierenden u. A. ein junger Mensch mit Dolichocephalie (d. h. schmal und lang gedrücktem Schädel) vorgeführt wurde, während mir der Herr Professor mit schalkhaftem Lächeln zuraunte: „Zu solchen Aushülfsdiagnosen müssen wir in usum Delphini Zuflucht nehmen!" — Heute finde ich in des Wiener Altmeisters, Dr. J. Hyrtl's Werken bei Aburtheilung der glücklich verflossenen, aber schon zu ihrer Glanzzeit von keinem Denkenden geglaubten Gall'schen Schädellehre folgende Treffer contra: „schon Broussais (ein berühmter Pariser Kliniker der 30er Jahre, s. VIII, 104) meinte ja: L'âme est un cerveau agissant et rien de plus, ein Anderer prophezeite: La psychologie ne sera bientôt qu'une branche de la mécanique und die einseitig physikalische Richtung der Physiologie unserer Zeit hofft auch ihrerseits, die Mysterien des Seelenlebens auf der Drehbank (sic!) zu enthüllen". — In der That liegt hier nur eine nach innen gekehrte Wiederholung der, wie man hoffte, glücklich beseitigten „Phrenologie" vor, zu deren Würdigung Folgendes zu beachten:

Jene innere Wand der Schädeldecke, ihrer Dünnheit halber Glasdecke (tabula vitrea) genannt, wird von der äusseren, beim Ausgewachsenen steinharten Decke durch eine geradezu „windelweiche" Zwischenschicht, die sog. Diploe, auseinandergehalten. Kein Wunder also, dass sich die Gehirnwindungen bei ihrer mit jedem Herzschlage erfolgenden Hebung, wie man sie am noch fast papierdünnen Schädel des Säuglings an der Stelle der „Fontanellen" („Sprechst." XIV, 51) als sogenanntes Leben förmlich stossweise hindurchfühlt, je nach ihrer habituellen Richtung auf diese „Glastafel" nach Art des immer fallenden Tropfens, nicht aber etwa als Ursache, sondern nur als beiläufige Wirkung einprägen. Mithin könnte man ebensogut die durch den fallenden Tropfen im Stein erzeugte Höhlung als primum movens hinnehmen. Ohne die

Sache in's Lächerliche kehren zu wollen, verzeichne ich aus Hyrtl noch folgende Irrthümer der vorher nicht Bescheid wissenden Phrenologen und, was auf demselben Blatte steht, Physiognomiker: Gall selbst erklärte, beim Besuche der Blumenbach'schen Schädelsammlung auf den Schädel eines — Pescheräh's deutend: „Das muss ein grosser Gottesgelehrter gewesen sein!" — Ein anderer Phrenologe kaufte aus einer anderen Sammlung einen Dragonerschädel als den — der Jungfrau von Orléans und Lavater erklärte die Bildnisse zweier geistig und tugendhaft hervorragender Männer für Porträte von — Spizbuben! — Nach Alledem musste bei obiger Deutung des Leichenbefundes „der Wunsch als Vater des Gedankens" herhalten, der aber im Volksbewusstsein keinen Pathenwiderhall fand. Wenigstens las man in einem ungarischen Blatte (in V. Ztg. d. d. 6. Febr. A.) folgende Auflehnung: „Das zitternde Licht, das aus dem ärztlichen Gutachten auf das Ende des Kronprinzen fällt, thut dem Auge weh, ohne das Gemüth zu beruhigen, wie soll die allgemeine Vorstellung sich an den Gedanken gewöhnen, dass dieser Geist schon im Verlöschen begriffen war, als er noch Allen voranleuchtete, dass in seinem Inneren Finsterniss herrschte, während Alles ringsum sich in seinem Glanze sonnte!" —

Auch als nachher das „Gutachten" so gedreht wurde, dass Ueberladung der Hirnkammern mit Wasser (Liquor cerebrospinalis) und darum Ueberdruck von Seiten des knöchernen Schädeldaches plözlichen Ausbruch von „Irrsinn" veranlasste, konnte diese strengwissenschaftliche Düftelei keine schärfere Widerlegung finden, als durch das an Herrn Szoegyenyi gerichtete, von M. Jokai veröffentlichte Schreiben des unglücklichen Kronprinzen, durch den einzigen Saz „Ich muss aus dem Leben scheiden!" — ein geradezu aktenmässiger Beleg für den mit vollbewusster Berechnung geplanten Selbstmord — allerdings so traurig, dass man's lieber sähe, wenn jener Mann der Wissenschaft Recht behalten hätte! —

Eine Zigeunermutter genas im Orte Schaala bei Rudolstadt Anfangs Januars eines strammen Zwillingspaares und badete sie sofort selbst bei einem Kältegrade von 6° R. im Wasser des Schaalbaches (Mittheilung von Stammleser K. in Erfurt) — eine Barbarenmutter meinetwegen, keineswegs aber eine „Rabenmutter" vom Schlage unserer Kulturmuhmen, welche dem Neugeborenen nicht einmal Frühlingsluft und Sonnenschein gönnen. Wie übrigens in meinem „Rathgeber für Mütter" zu lesen, steckt die Lappländer Mutter regelmässig ihr Kind erst in Schnee und dann in's heisse Vollbad, wozu ein Reiseschriftsteller bemerkt: „Wahrlich, ein so geglühter Stahl muss hart werden!" —

Schwere äussere Erkältung (H. I, 17) mussten am 6. Februar die marokkanischen Abgesandten erfahren, welche in feierlichem, halb Berlin auf die Beine bringendem Aufzuge die prächtigen zehn Berberhengste vom Gasthause Kaiserhof nach dem Königsschlosse brachten, um sie Kaiser Wilhelm als Geschenk ihres Sultan's zu überreichen. Bei ausgesucht winterlichem Wetter mit schneidendem Ostwinde und beinahe eisigem Schneetreiben legten sie in ihrer auf tropische Klimaverhältnisse zugeschnittenen Galatracht (ähnlich der in 1. Jhg., 362 geschilderten arabischen Gewandung) in „zugigen" Wagen bei langsamer Fahrt den weiten Weg zurück und hernach musste ein Theil der Leute noch lange Zeit unter freiem Himmel im Schlosshofe behufs Wartung der ebenso feurigen als scheuen Rosse ausharren. Der Berichterstatter L. P. schloss daher mit der Befürchtung, dass die Braven sich gehörigen Schnupfen geholt oder wenigstens nachher tüchtig warmen Chamillen-

thee getrunken haben müssen. Ersteres würde ich meinerseits für den Fall nicht glauben, dass die Leute auf den gescheiten Gedanken verfielen, ihre durchgefrorenen Glieder — wozu ja der „Kaiserhof" prächtige Gelegenheit bietet — erst im heissen Vollbade aufzubrühen und hernach durch kalte Brause wieder zu stählen, wo sie dann auch auf eine ganz andere Art von Körperheizung durch den Magen Appetit bekommen hätten, als auf eklen Chamillenthee. Dass sie jedenfalls in diesem Stücke „bessere Menschen" ersah man aus dem Bericht über das ihnen zu Ehren im Schlosse veranstaltete Festmahl: auf all' unsere landesüblichen Consommé's, Hors d'oeuvres, Entremets u. s. w. von vornherein verzichtleistend, begnügten sie sich mit den von ihren eigenen Köchen in der Schlossküche nach vaterländischen Speisegesezen zubereiteten Schüsseln von Hammel- und Hühnerfleisch (wohl auch mit Reis oder dgl. dazu?). —

Von den Pferden lese ich ebenfalls, dass sie, durch den ungewohnten und kalten Aufzug auf's Tiefste angegriffen, den ganzen folgenden Tag wider Gewohnheit fest liegen blieben. Nicht am wenigsten mag diesen „Nackthufern" das für sie widernarürliche Asphalt- und Steinpflaster zugesezt haben. Ausserdem hatten sie sich an Stelle der daheim gewohnten Gerste an Haferfutter zu gewöhnen. —

Noch schlimmer dran und ebenfalls richtiger äusserer Erkältung ausgesezt waren Hunderte von Reisenden, welche Mitte Februar viele Stunden lang in den kahlen vier Wänden des Eisenbahnwagens in Schneemassen sizen bleiben mussten. Wenigstens fanden sie hie und da, wo ein Städtchen oder Gutshof in der Nähe, Aufnahme in gastlichem Obdache, dessen opferwillige Besizer sehr wohl eine Belohnung nach Art der Rettungsmedaille verdienten. Im unwirthlichen Russland kommen jedoch durch blosses Einschneien auf der Landstrasse jährlich c. 700 Personen um. (Ausführliches s. „Sprechstunden" Bd. II S. 96 ff.) —

Professor Dr. Hermann von Meyer in Zürich, 73 Jahre alt, gebürtig aus Frankfurt a. M., seit 44 Jahren Lehrer der Zergliederungskunde am Strande der Limmath, scheidet mit Ende dieses Winterhalbjahres aus seinem Lehramte. Als Jünger unseres Johannes Müller (H. IX, 340) und dadurch Lehrgenosse eines J. Henle (XVIII, 58), R. Remak, B. Reichert u. A., die ja alle ihrerseits die Wissenschaft mächtig förderten, that auch er seine volle Schuldigkeit als anregender Fachlehrer, jedoch nicht ohne nebenbei, aber zu seinem künftigen grösseren Ruhme, in's damalige Dickicht der „Gesundheitswirthschaftlehre" mit scharfer Axt und wuchtigem Tritte einen ersten Weg zu bahnen. Noch kaum war die Rede vom jezigen Altmeister Pettenkofer, als der Züricher Meyer schon das hygieinische Erlösungswerk an der Stelle bethätigte, wo die leidende oder richtiger leidenwollende Menschheit am ärgsten „der Schuh drückt" (Vgl. Jean Paul's Aeusserung H. 2. Jhg. I), wie das meinerseits längst (V, 271) des Breiteren vor Augen geführt wurde. Wie ein S. Th. v. Sömmering (XVIII, 176) sich mehr als durch fachwissenschaftliche, durch seine menschenfreundliche Schrift über die „drückende Schnürbrust" die Unsterblichkeit des Namens sicherte, so darf Hygieia den ehrwürdigen Professor Dr. v. Meyer ihrerseits in ihrem Tempel mit dem Ehrennamen verewigen: „Volksgesundheitsapotheker gegen unser Tausenderlei von Fussweh!" (Ueber die bei Herrn v. M. mit Erfolg in die Schule gegangenen Meister des Handwerks, Pestel und Knöfel, s. H. V, 214). —

Auf den „Herzschlag" von Mayerling dichtete R. Hamerling in Schorers Familienblatt (Nr. 7. d. J.) mehrere Strophen, deren erste ich gern gleich der Studie des vor. Heftes angeschlossen haben würde:

Am Herzschlag, sagten sie, sei er gestorben.
Ganz recht! sein junges Herz hat ausgeschlagen.
Ein blut'ger Spalt, ha, klafft in seinem Haupt,
So wie ihn gräbt das mitleidslose Blei —
Lasst euch nicht irren dies; es bleibt dabei:
Der blut'ge Spalt, den seine Stirne trug,
War eine Wunde, die das Herz ihm schlug. —

Illustrirte Frauen-Zeitung (Fr. Lipperheide) d. d. 27. Jan. brachte von mir einen von mir erbetenen Aufsaz über „neuzeitliches Molkereiwesen in den Grossstädten" als Text zur Abbildung des Innern der neuen von Oekonomierath Grub in der Kreuzbergstrasse erbauten Molkerei „Viktoria-Park" — nicht ohne sich „Verbesserungen" meiner Schreibweise zu erlauben. —

„Niemeyer-Heft" heisst nebenbei die Februar-Ausgabe der angesehenen, von Dr. Conrad herausgegebenen Monatsschrift „die Gesellschaft" (Verlag von W. Friedrich, Leipzig), weil sie ausser einer hygieinischen Skizze von mir „über unser neuzeitliches Biertrinkwesen" vornan mein wohlgetroffenes Bildniss (nach Photogramm von A. Lawitzki) enhält, dasselbe, welches Herr Mohrmann nun auch dem Winterflugblatte des Berliner hygieinischen Vereins beizufügen beschloss. Lezteres auf Verlangen kostenfrei zu beziehen vom Vereinscomptoir hier, W., Jägerstr. 73. —

Tödtliche Apothekerfahrlässigkeit. — In Pankow bei Berlin N. verabreichte in der dritten Januarwoche der Provisor zum Einnehmen für ein Kind statt des verschriebenen Calomel's (Quecksilberchlorür, auch ein gehöriges Gift! IV, 108) — Morphiumpulver. Als er nachher den Irrthum gewahr wurde, stürzte er, um dem Unheil noch vorzubeugen, nach der Wohnung, aber leider zu spät! Das Kind lag schon nach der ersten „gewissenhaft" erhaltenen Gabe auf dem Tode! — Von Gewissensbissen verfolgt, verschwand auch der Missethäter, sonst gewiss ein herzensguter Kerl, vorläufig spurlos! —

Im geheizten Eisenbahnwagen I. Classe erstickt wären beinahe zwei allein im Coupé fahrende Schwestern am 14. Januar auf dem Abends 8 Uhr von hiesigem Anhalter Bahnhofe abfahrenden Frankfurter Courierzuge. Rechtzeitig noch rappelte sich die eine aus schwerer Benommenheit auf, erweckte die Andere aus noch tieferer Bewusstlosigkeit, fand auch Kraft genug, um ein Fenster zu öffnen. Aber die Nothleine zu ziehen, fühlten sich Beide ausser Stande: Kohlenoxydgasvergiftung durch die verwünschte Heizkastenluft, gegen die man aber, so lange noch kein Fahrgast am Ersticken, beileibe kein Wort äussern darf! (V. Z. d. d. 16. Jan. Abends.) Ausführliches über diesen hyieinischen Nothstand des Reiselebens s. „Sprechstunden" I, 2. Aufl. S. 284 und XI, S. 254. —

Wilhelm Jordan, der Dichter und Mensch von urgermanischem Schrot und Korn, in Wort und Schrift „Sprachbändiger" als „Rhapsode mit dem tönenden Vortrage" vielen Landsleuten von Angesicht bekannt, gebürtig aus Insterburg (Ostpreussen), aber seit 40 Jahren in Frankfurt a. M. ansässig, Stammvater eines zahlreichen Kreises von Kind- und Kindeskindern, beging am 11. Februar in voller geistiger Frische seinen 70. Geburtstag. Wie die Blätter mit warmer Breite meldeten, feierte die einheimische Bürgerschaft und mit ihr die geistige Arbeiterschaft des ganzen Vaterlandes sowie nicht minder die gesammte deutschdenkende und -fühlende Gesellschaft ihrerseits einen

Ehrentag. Unter seinen zahlreichen Druckwerken enthält sein lezter Roman „Zwei Wiegen“ (Berlin 1887), eine freilich ganz romanhaft ausgesonnene und -gesponnene Geschichte hygieinischen Gepräges, von der hier, um an unserem Theile den Jubilar zu ehren, folgende Zusammenfassung Plaz finde:

Im Gegensaze zu den im früheren Romane „die Sebalds“ geschilderten Religions- und Gefühlsschwärmern wird hier in der Person des Loris Leland ein Mann der That vorgeführt, der sich vornimmt, als ein sich sinnend, studirend, arbeitend und schaffend der Gesundheitspflege des Volkes widmender „Grossarzt“ das Weh der Menschen nicht durch Medizin, sondern durch Erkenntniss zu lindern. In Widerspruch tritt er damit zum wunderlichen „Liebherr“, der auf seinem Gute eine Zwangsanstalt für Menschenglück eingerichtet und durch körperliche Uebungen, reichliche Mahlzeit, luftige Wohnungen, die er seinen Untergebenen bietet, sich darum Undank säet, weil hinter all seinen Einrichtungen die Peitsche droht. Er hat sich das unerreichbare Ziel gesezt, aus den Menschen lauter Apolls und Aphroditen zu züchten und damit, dass er gesunde Körper erzielt, das Weh aus der Welt zu bannen. Leland dagegen lässt das Uebel an seinem Plaze, weckt Geist und Gemüth, indem er den Sinn der naturwissenschaftlichen Weltanschauung einflösst, welche dem Menschen den Glauben nimmt, die Welt sei für ihn geschaffen, und ihn aus der erhabenen Lehre von der stufenartigen Entwickelung der Welt, von dem langsamen Aufsteigen der Lebensformen zu vollkommener Gestaltung einer religiösen Bescheidenheit erzieht. So lässt er einen verbitterten Krüppel zur Lebensfreude erwachen, einem körperlich verkümmerten, an das Lager gefesselten Mädchen bereitet er, indem er für sie als „Wiege“ ein schwimmendes Floss zimmert, eine irdische Seligkeit, einen gramgebeugten Wittwer entreisst er der Melancholie und den Knuten führenden Menschenfreund befreit er von seinen närrischen Ideen.

Als Proben von Jordan's „wörtermünzender“ Kraft gehören z. B. folgende Ausdrücke hieher: „Brustmuth“, „Fühlfrage“, „Hörgeduld“, „Hemmblick“ u. s. w. —

250 Kirsch- und 8 Pflaumenkerne verschluckt fanden sich im Darmrohre (Blinddarmstück) eines am 10. Januar in's hiesige Krankenhaus am Friedrichshain auf die Station von Dr. Fürbringer gebrachten 22jährigen Mädchens, welches nach 4tägiger Behandlung auf innerliche „Neubildung“ verstarb. Nach väterlicher Aussage hatte sie die Kerne schon im Sommer v. J., und zwar nach und nach zu sich genommen. Aus seiner früheren Praxis berichtete dieser Arzt in der medizinischen Gesellschaft, wo also diese erst von den Tagesblättern kurz mitgetheilte und von Lesern angezweifelte Geschichte als „völlig wahr“ festgestellt wurde, von einem Arbeiter, welchem auf natürlichem Wege binnen 2 Tagen nach und nach 235 Pflaumenkerne entfernt wurden und der sich dann völlig erholte. — Nicht unterdrücken kann ich bei dieser Gelegenheit die Erinnerung an ein heiteres, mir auf einer Landparthie aufgestossenes Gegenbild: ein Obstzüchter gab zum Zweck rascher Abschälung von Kernen behufs Einpflanzung einem halben Duzend Bauernjungen einen Freischmaus in Kirschen, aber wehe dem Gaste, der sich's hätte beikommen lassen, auch nur einen Kern mit herunter zu arbeiten! (Ueber die bedenkliche Darmstelle für Fremdkörpersteckenbleiben und daraus entstehende Bauchfellentzündung s. Ausführl. in „Sprechstunden“ Bd. VIII, 19.) —

Transfusion oder Blutüberleitung. — Diese, vor Jahren durch einen Nordhäuser Arzt als Cur bei Schwindsucht aufgebrachte, früher schon bei Blutmangel im Allgemeinen geübte und von mir in „Herz und Gefässe“ sowohl

abgehandelte als auch abgebildete Operation lass' ich aus gutem Grunde in der soeben unter der Presse befindlichen zweiten Auflage ganz wegfallen. Um so mehr machte sie Ende Dezember in den Tagesblättern in Folge der Meldung von sich reden, dass in der Charité auf der Leyden'schen Klinik ein durch Kohlendunst vergifteter Arbeiter dadurch wiedererweckt wurde. Von einem Mitkranken (sic!) wurden dem Bewusstlosen 250 Centimeter Blut in die rechten Armvene eingesprizt, ohne dass er sich danach weiter rührte. Erst 5 Stunden nachher warf er sich auf's andere Ohr herum, schlief aber weiter, um erst anderen Morgens, 16 Stunden nach der Operation, völlig zu erwachen. „Dieser glücklich verlaufene Fall ist um so bemerkenswerther" heisst's im Berichte „als die Transfusion in neuerer Zeit stark in Misskredit gekommen und aus der Chirurgie fast ganz verbannt ist." Nach dem, was mir damals der Nordhäuser College über die Zeichen der wirklich erfolgreichen Transfusion mittheilte, beweist meines unmassgeblichen Dafürhaltens dieser „glückliche Verlauf" nur so viel, dass die Operation dem Kranken nichts schadete, sondern dass er Vergiftung sowohl als Blutaufnahme „glücklich" — ausschlief! — Ein neuer Beitrag zu L. Börne's Belehrung: „Post hoc, ergo propter hoc; das ist gerade so, wie wenn Jemand sagte: „der Sonntag ist die Ursache des Montags"! —

Neue Bücher und Druckschriften.

Herrschermacht und Geisteskrankheit. Psycho-pathologische Studien aus der Geschichte alter und neuer Dynastieen von Dr. W. W. Ireland. Autorisirte Uebersetzung. Zweite Auflage. Stuttgart. R. Lutz. 1888.

Leibarzt für fröhliche Zecher. Scherz und Ernst von Dr. med. Borcherdt. Illustrirt von E. Klein. Nebst Ausstellung hervorragender Getränke. Stuttgart. R. Lutz. 1887.

Bekenntnisse eines Opiummessers von Th. de Quincey. Deutsch von L. Ottmann. 2. Aufl. Stuttgart. R. Lutz. 1888.

Die Humanität. Monatsschrift für Förderung der öffentlichen Wohlfahrt, Fachblatt für Kranken-, Siechen-, Irren-, Blinden-, Taubstummen- und sonstige gemeinnüzige Anstalten und Vereine. Herausgegeben von A. Pfeiffer, Krankenhausverwalter. Reichenberg in Böhmen. Jhg. I Nr. 1. —

Scholz, Dr. Ueber Irrenpflege, Vortrag beim Schleswig-Holsteinschen Instruktionskursus für innere Mission gehalten. (Sep.-Abdr. aus Monatsschrift für innere Mission von P. Th. Schäfer). Gütersloh, C. Bertelsmann. —

Seefeld, A. v., Einfachstes Kochbuch. Nebst Einführung in die naturgemässe Lebensweise. Elfte Aufl. Hannover 1889. (10 Pf.)

Gegen einen Nickel lauter Silberschüsseln für den „rechtschaffen" Hungrigen. Unter „Gebackenes" Nr. 4 das von mir in „Sprechstunden" (XV, 80) vorgeschriebene „Grünkorn-Cotelette". —

Ressel, W., Zur Stunde der Entscheidung. Eine hygieinische Erzählung nebst zeitgemässem Nachwort. Leipzig. Th. Grieben. 1889.

Am besten gefällt mir in diesem sicherlich epochemachenden Werke des „gefeierten deutsch-böhmischen Dichters" der Umstand, dass er im Verzeichniss seiner Geistesverwandtschaft unseren Hygieia-Kreis mit Namensnennung verschont. Eine Fälschung an Hippocrates begeht gleich das Tittelblatt mit dem „Natura sanat, medicus curat". (Vgl. Bacille 97.) —



April 1889 — Zweiter Jahrgang. — Heft IV.

Dritte Folge der ärztlichen Sprechstunden; der ganzen Reihe Nr. 116.

Sämmtliche Sendungen für die Redaction sind an den Herausgeber in Berlin W, 10, Inserataufträge und Bestellungen an die Verlagshandlung in Stuttgart zu richten. Die Herren Mitarbeiter und Inserenten, welche nicht über geeignete künstlerische Kräfte zur Illustrirung ihrer Beiträge und Inserate verfügen, werden gebeten, sich zu diesem Zwecke mit der Verlagshandlung in Verbindung zu setzen. Abdruck oder auch nur sofortige Lesung und Rücksendung unverlangter Manuscripte oder Recensionsexemplare kann nicht gewährleistet werden.

Jahreszeitliche Bacille.

Hygieia's Weckruf beim Erwachen des Frühlings.

100) (Aus einem Schweizer Fremdenbuche nach Leipziger Säule O. J.).

Wenn du an Pult und Tische
Geschafft dich lahm und krumm —
Zum Teufel ging die Frische
Sammt dem Ingenium —
Dein Hirn wie zähes Leder,
Wie Schwarzblech hart dein Kopf —
Zerstampfe dann die Feder,
Reiss aus, du armer Tropf!
Raus aus dem Haus!
Raus aus der Stadt!
Raus aus dem Staat!
Nix als raus!!

Dir weiss für Leib und Seele
Ich keine bessere Kur:
Von einem Marschbefehle
Erhoffe Rettung nur
Vom Pickeln und vom Stocken
Im Unterleibsrevier.
Mach rasch dich auf die Socken,
Ist besser als Klystier!
Raus aus dem Haus! u. s. w.

Hinauf in Wald und Weide,
Hinauf in Schnee und Eis!
Stets grösser wird die Freude
Bei jedem Tropfen Schweiss.
Und schwinden Speck und Ranzen,
Wird wasserleer dein Hirn,
So kommt die Lust zum Tanzen,
Und fröhlich schallt's vom Firn:
Raus aus dem Haus! u. s. w.

Da droben kennt dich Keiner
Nach Würden Rang und Stand.
Glückseliger Zigeuner,
Fahr auf in's weite Land!
Klingklang in deiner Tasche,
Singsang aus tiefer Brust,
Tiefschluck aus voller Flasche,
Juchei du Wanderlust!
Raus aus dem Haus! u. s. w.

Und wenn der Tag im Sinken,
Verglüht im rothen Schein,
Firnfelder blizend winken,
Zieht man zur Herberg ein.
Schon ruht im Silberflore
Der Bergwelt stolze Pracht,
Da hebt sich noch im Chore
Tiefernst das Lied mit Macht:
Raus aus dem Haus!
Raus aus der Stadt!
Raus aus dem Staat!
Nix als raus!

V. v. Scheffel.

„Confirmirt.“

Leibsorgerische Osterfestbetrachtung.

Aus dem hohlen, finstern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder sonnt sich heute so gern;
Sie feiern die Auferstehung des Herrn;
Denn sie sind selber auferstanden:

Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Strassen quetschender Enge
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht.
Sind sie alle an's Licht gebracht!

Das Herz hüpft Einem im Leibe beim Lesen dieses Meisterbildes der vom „Wehen milder Frühlingslüfte“ zum freien Ergehen geweckten Stadtbevölkerung. In der Grossstadt sieht man aber schon wochenlang vor dem eigentlichen Osterfeste Schaaren von „selber Auferstandenen“ und „aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht an's Licht gebrachten“ — Confirmanden, deren Anzahl sich an einem Festtage und mit einem Kirchgange nicht bewältigen liesse. Sieht man ihnen nun wohl schon äusserlich die durch die Weiherede aus seelsorgerischem Munde gehobene Stimmung des inneren Menschen zum Antreten des neuen Lebenslaufes an, so empfängt der leibsorgerische Seitenblick auf den äusseren Menschen keineswegs immer denselben erfreulichen Eindruck, wie ihn z. B. ebenfalls jenes Faustspazierganggespräch schildert, wenn's schon vorher von Mutter Erde heisst:

„Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt gepuzte Menschen dafür“

„Blumen“ — ! — Einen Strauss frischer, duftender, farbenschillernder Hyacynthen, Maiglöckchen, Veilchen tragen sie allerdings neben dem goldbeschnittenen Gesangbuche in den Händen, aber wie sieht's mit ihrem eigenen „blühenden“ Aussehen, mit Kirschenaugen, Apfelwangen, Hautfarbe „wie Milch und Blut“ aus? — Antwort: bei der Mehrzahl so dürftig, dass man ohne Schwarzseherei von „welken Pflanzen“ reden darf und sich, vom trocknen hygieinischen Standpunkte, nur schwer weil unzart klingend, die Erinnerung an's geflügelte Wort vom „scrofulösen Gesindel“ aus dem Kopfe schlägt. Dazu kommt der Gegensaz des hier landesüblichen schwarzen Festgewandung, der die bleiche Farbe des mageren Gesichtes noch schärfer

in's Auge fallen lässt, und welche in ihrer nunmehrigen, noch ungewohnten Verlängerung („langes Kleid!“) dem Gange ein schlotteriges Gepräge gibt. Als welke, matte Pflanzen erscheinen sie erst recht nachher draussen, wo der Dichter schildert:

Ich höre schon des Dorf's Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Gross und Klein:
Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.

Mag die nun zu „den Grossen“ zählende Städterin schon in Rücksicht auf die ernste Bedeutung des Tages sich des „Jauchzens“ enthalten und der junge Herr, wenn auch äusserlich noch Knirps, sich lieber an der ersten Cigarre versuchen, so sieht man doch auch im ganzen Benehmen nicht viel von naturwüchsiger Ausgelassenheit des sich unter des Volkes freiem Himmel mit Anstand und Sitte sehr wohl vertragenden, aber schon durch die Kleiderfessel niedergehaltenen Füllentriebes. Hat doch die nach feinster „Façon“ zugeschnittene „Taille“ ihrerseits Noth genug, an solch' schmalem Schultergürtel „adrett“ zu sizen! —

Da ich vorzugsweise das fussgängerische und weibliche Strassenbild in's Auge fasse, so drängt sich weiter die Frage auf: werden diese welken Pflanzen nun schon nächster Tage den neuen Lebenslauf (wenn man die lezte Sylbe überhaupt darauf anwenden darf) als dienende, nähende oder sonstwie handarbeitende Hülfskräfte antreten, um nachher „die Welt kaum einen Feiertag mehr zu sehen“ — und sich im Treibhausdunstkreise zu elenden Frauen und Müttern zu züchten? — Ohne indessen die Antwort in's Einzelne auszuspinnen, schliesse ich vorläufig mit folgender Anregung: „Confirmirt“ (d. h. befestigt, erstarkt) im wörtlichen Sinne darf die Mehrheit dieser Geschöpfe nur vom seelsorgerischen Standpunkte gelten, aber das Werk ihrer „Confirmation“ auch in leibsorgerischem Sinne bliebe noch der körperlichen Nachpflege vorbehalten, wie sie wenigstens den männlichen Confirmirten, wenn auch verspätet, noch durch den Soldatendienst zum grossen Heile ihrer selbst wie des Vaterlandes angedeiht (vgl. „Sprechstunde“ Bd. III, S. 28 ff.). — Nun wohl! Hatte zwar das Alterthum in den Amazonen auch weibliche Kriegsmannen, so müssten nach heutigem geläuterten Kulturwesen für diese Art von Armen und Elenden nach dem Vorbilde oder auch im Anschlusse an die Feriencolonien der Schulkinder Pflegeanstalten für körperlich zurückgebliebene Confirmirte eingerichtet werden! —

Betrachtungen über Massage

von Dr. J. Schreiber (Aussee-Meran).

Im Laufe des letzten Jahrzehntes ist so viel über Massage geschrieben worden, Wissenschaftliches und Populäres, Wahres und Falsches, Gutes und Schlechtes, dass die mich ehrende Aufforderung, für diese von gebildeten Ständen gelesene Zeitschrift einige Worte über dasselbe Thema zu veröffentlichen, mich einigermassen in Verlegenheit setzen muss.

Mir kann es selbstverständlich nicht in den Sinn kommen, eine geschichtliche Darstellung aufzutischen, in Erörterung der Methoden mich einzulassen, oder gar eine klinische Abhandlung zu liefern. Das ist alles in Büchern nachzuschlagen.

Ich will aber meinen Gedanken über das Verhältniss der Massage und der Masseure zum Publikum freien Lauf lassen, wie sie mir ohne allen systematischen Aufbau durch den Kopf schiessen.

Die Wunderwirkungen der Massage konnten so lange Aufsehen erregen, als nur einzelne Aerzte sich mit ihr beschäftigten. In dem Augenblicke aber, wo diese Methode auf den Kliniken geübt und gelehrt wurde, als sie eine wissenschaftliche Begründung erfuhr, hörte das Staunen auf, und das Mysterium machte der physiologisch-anatomischen Thatsache Platz.

Massage ist heutzutage ein alltägliches Medicament geworden, dessen Wirkung jedem Arzte ebenso bekannt sein muss, wie die des Morphiums, der Rhabarber, der Electricität, oder der hydropathischen Prozedur.

Die Hauptsache bleibt stets die richtige Diagnose der Krankheit, um zu entscheiden, ob und in welcher Dosis ein bestimmtes Medicament angewendet werden soll.

Dieses allgemeine Gesetz gilt auch für das Medicament „Massage“. Ein Griff in's tägliche Leben wird das am besten beleuchten.

Der Arzt wird zu einem Kranken gerufen, der, im Bette liegend, bei jedem Athemzuge von stechenden Schmerzen gequält wird. Er wie seine Umgebung hat die Ueberzeugung, dass eine Lungen- oder Rippenfellentzündung im Anzuge sei.

Der Arzt untersucht den Kranken, auscultirt und percutirt, findet jedoch die Athmungsorgane in vollkommenster Ordnung. Er übt mit den Fingern einen Druck auf bestimmte Muskeln aus — der Kranke schreit laut auf. Der Arzt erklärt: „Sie haben

sich einen Muskel-Rheumatismus zugezogen — keine Spur von Lungen- oder Brustfellentzündung! In 5 bis 10 Minuten werden Sie geheilt sein". Der Arzt beginnt nun die erkrankten, genau gekannten Muskeln mechanisch zu bearbeiten. Der geängstigte Kranke jammert (die mechanischen Eingriffe schmerzen). Da ruft derselbe plötzlich, einen tiefen Athemzug machend, aus: „Gottlob! jetzt kann ich wieder ordentlich und ohne Schmerzen athmen!" Er verlässt sofort das Bett und fühlt sich so wohl, wie ehedem. Die vermeintliche Lungenentzündung ist zum Staunen der verblüfften Familie geheilt; der Doctor hat Wunder gewirkt.

Der simpelste Arzt im entlegensten Gebirgsdorfe muss mit diesen Dingen vertraut sein; er kann der Bevölkerung, unter der er seinen Beruf ausübt, viel Gutes erweisen. Durch sein ärztliches Können, durch sein energisches Eingreifen kann er manchen Familienvater, auf dessen Hände Arbeit eine Schar hungernder Kinder angewiesen ist, vor wochenlangem Krankenlager bewahren.

Das geschilderte Beispiel ist nur eines der alltäglich sich wiederholenden Fälle, in denen ausschliesslich die richtige Diagnose des Arztes beurtheilen kann, ob Massage am Platze sei oder ob es sich um einen entzündlichen Prozess handelt, welcher Ruhe, Eisumschläge und antifebrile Mittel erfordert.

So lange Laien unter ärztlicher Aufsicht Mechanotherapie treiben, können dieselben keinen Schaden anrichten. Das Unheil entsteht erst dann, wenn das Publicum sich direct an den Laien wendet, welcher unter allen Verhältnissen zu Willen ist. Gibt es doch Affectionen, bei denen auch der erfahrene Arzt im Zweifel ist, ob er es mit einem rheumatischen Prozesse, mit einer Neuralgie oder mit einem Reizungszustande des Rückenmarks zu thun habe. Einem Arzte, welcher bei akutem Gelenkrheumatismus mechanisch eingreift, könnte ein Prozess gemacht werden und in so schwerwiegenden Fragen sollte man einem Laien Entscheiden und Handeln überlassen?

Dem Publicum erwächst durch die vom Laien auf eigene Faust betriebene Mechanotherapie noch ein anderweitiger Schaden. Der zu Hilfe gerufene Laie massirt auf Wunsch des Kranken, auch in Fällen, wo durch diese Behandlung absolut keine Heilung erzielt werden kann. Das Publicum bezahlt demnach ein wirkungsloses Medicament, erträgt unnöthiger Weise Schmerz und verliert zwecklos seine Zeit.

Die sich häufenden Fälle von gesundheitlicher und pecuniärer Schädigung des Publicums durch massirende Laien hat die Behörden veranlasst, zu dieser Frage Stellung zu nehmen, wie dies ein im Jahre 1886 von Seite der böhmischen Statthalterei an den Stadtrath von Carlsbad gerichteter Erlass beweisst, welcher den Nagel auf den Kopf trifft und folgendermassen lautet:

„Die Anwendung der Massage bei Krankheiten, welche als ein integrirender Theil der ärztlichen Behandlung anzusehen ist, setzt eine genaue Kenntniss der Krankheitsprozesse voraus und kann in Ermangelung dieser Kenntniss grosse Gefahr für die Gesundheit der Behandelten bringen, darf daher nur nach vorangegangener Untersuchung durch einen berechtigten Arzt und auf seine Verordnung vorgenommen werden. Zur Ausführung derselben sind anatomische und physiologische Kenntnisse unerlässlich, welche nur bei denjenigen Sanitätspersonen vorausgesetzt werden können, die zur Ausübung der ärztlichen Praxis berechtigt sind. Anderweitigen Personen kann daher eine Bewilligung zur selbständigen, gewerbsmässigen Ausübung der Massage überhaupt nicht ertheilt werden und die unbefugte Ausübung der letzteren ist nach den Paragraphen des Strafgesetzes strafbar."

„Die Ausführung der einzelnen gröberen Manipulationen bei der Massagebehandlung, welche häufig eine besondere körperliche Kraft und Fertigkeit erfordern und für welche die Kräfte des Arztes bei einer grösseren Zahl der zu behandelnden Kranken nicht ausreichen, kann in den vom Arzte bestimmten Fällen, jedoch nur unter seiner Anleitung, Aufsicht und dauernden Anwesenheit von geübten Wartepersonen vorgenommen werden." —

Täglich gelangt der Arzt zur Kenntniss von Fällen, in denen die vom Laien vorgenommene Massage, weil ohne wissenschaftliche Basis, ohne Verständniss für Anatomie und Physiologie, eine ganz zwecklose gewesen ist.

Was ist denn eigentlich Massage? und was bezweckt sie?

Das Wort ist von dem französischen „masser" abgeleitet und bedeutet: kneten; aber das Kneten ist nur eine der mannigfaltigen Manipulationen (Stossen, Reiben, Klopfen, Hacken, Kneipen), welche bei der mechanischen Behandlung der Gebilde vorgenommen werden; hiezu treten noch passive und aktive Bewegungen, welche bei der Kur bisweilen eine Hauptrolle spielen.

Die Wirkung der mechanischen Eingriffe beruht in einer Vermehrung des Blutzuflusses, dadurch bedingter grösserer Wärmeerzeugung und wahrscheinlich auch in einer Veränderung des Molekularzustandes in Muskeln und Nerven, in Anregung der Secretionen und Zunahme der Muskelkraft sowohl in den willkürlichen, wie unwillkürlichen Muskeln.

Die Verordnung eines Medicaments ist der Schlusssatz einer langen Gedankenarbeit, welche sich aus dem Verständniss der feinsten und complicirtesten Vorgänge im lebenden Organismus, im Zusammenhalte mit oft ganz unscheinbaren Symptomen aufbaut, aus denen der Arzt seine Diagnose macht.

Die Technik selbst ist freilich etwas rein Mechanisches; dieselbe erfordert aber anatomische Kenntnisse. Wer Mechanotherapie treiben will, muss das Verhältniss von Muskeln zu Sehnen, Bändern, Knochen, zu Fett und Haut kennen, der Bau der Gelenke muss ihm klar vor Augen stehen, weil aus ihm die Gattung der vorzunehmenden passiven Bewegungen hervorgeht.

Eine wirksame Massage des Unterleibes kann nur derjenige vornehmen, dem die Lagerungsverhältnisse der Darmschlingen, der Leber, Niere, Harnblase, der Genitalorgane und der in den Bauchraum frei hineinragenden untersten 5 Rippen geläufig sind und diese Klarheit verschaft man sich nur am Sezirtische.

Die meisten Laien haben von diesen Dingen keine Kenntniss und daraus ergibt sich die Oberflächlichkeit und Wirkungslosigkeit oder Tollkühnheit und Gefährlichkeit der von Nichtärzten ausgeführten Massage. Statt der Muskeln massiren sie die Haut und das unter ihr gelegene Fettgewebe, — statt der Darmschlingen bearbeiten sie die Bauchdecken u. s. w.

Die von Dr. Zander erfundenen, höchst sinnreich construirten Maschinen, welche am menschlichen Körper herumarbeiten und passive Bewegungen vornehmen, sind für gewisse krankhafte Zustände ein vortrefflicher Behelf; sie ersetzen jedoch bei einer Reihe von Krankheiten nie und nimmer die menschliche Hand, weil diese in jeder Phase des mechanischen Eingriffes vom Gehirne geleitet werden muss. Kein Apparat kann Weichtheile und Gelenke so, wie die menschliche Hand bearbeiten, welche zwischen Daumen und den vier anderen Fingern wie in einer Klemme sie fasst und in jeder Stellung, in jeder Lage des Kranken den Zutritt zu allen Muskeln und zu den Eingeweiden sich schafft.

Die Massage hat einige Aehnlichkeit mit der Musik. Die mechanische Arbeit, welche ein Claviervirtuose bei einem Concerte vollbringt, ist gewiss keine geringe; aber Niemand denkt bei Beurtheilung des Künstlers an die von dessen Armen aufgebrachte Arbeit, sondern an die vom Nervensysteme und dem Gehirne vollzogene Leistung.

Die Krankheiten, bei denen man durch Mechanotherapie Erfolge erzielen kann, lassen sich an den Fingern abzählen, sie heissen: frischer und chronischer Muskelrheumatismus — abgelaufener Gelenkrheumatismus mit Exsudaten und Steifigkeit der Gelenke — Neuralgien, die in grösseren Muskeln und Muskelgruppen ihren Sitz haben, — zugängliche Exsudate der Bauchhöhle — Verdauungsstörung und Constipation — chronische Diarhöe — Nervenschwäche — Circulationsstörungen, Lähmungen — die Intensität und Qualität der mechanischen Eingriffe wie der passiven und activen Bewegungen richtet sich nach dem Grade des Leidens, dem Alter und der Widerstandsfähigkeit des Kranken.

Bei längere Zeit dauernder Behandlung lässt man Pausen von 8—14 Tagen eintreten. Veraltung des Leidens ist ein erschwerender Umstand, aber kein Hinderniss für die Inangriffnahme der Massage. Die schwersten rheumatischen Prozesse, selbst die von 20jährigem

Bestande, sind noch der Heilung zugänglich; selbst das Greisenalter bietet keine Gegenanzeige für die Methode; vorausgesetzt, dass der Organismus noch gut erhalten ist. Der älteste Patient, den ich zur Behandlung übernahm, erfreute sich eines Alters von 82 Jahren.

Mechanische Behandlung fasse ich als einen unentbehrlichen Heilbehelf für jeden praktischen Arzt auf, mit dem er ebenso vertraut sein muss, wie mit dem Hörrohr, dem Kehlkopf- und Augenspiegel. Und sowie der praktische Arzt wohl einen Kehlkopf- und Augencatarrh zu behandeln versteht, dagegen die Entfernung eines Kehlkopfpolypen, die Operation des grauen Staares dem Fachmanne überlässt, ebenso wird er die schwierigeren, grosse Routine und Erfahrung erfordernden mechanischen Curen demjenigen Arzte überlassen, welcher mit diesen Fragen sich eingehender beschäftigt hat. Sich ausschliesslich mit Mechanotherapie beschäftigen wäre ebenso wenig erbaulich, als ausschliesslich mit der Electrisirmaschine arbeiten. Eine solche Thätigkeit führt zur Einseitigkeit und Verflachung.

Um die Wissbegierde des Publicums zu befriedigen, welches sich für die bis zum Alter des chinesischen Buches Cong-Fu (2000 Jahre vor Christi Geburt) hinauferstreckende, für die Zeitgenossen aber so blutjunge Methode lebhaft interessirte, haben speculative Köpfe lustige Plünderungszüge in die verschiedenen wissenschaftlichen Werke über Massage unternommen und die billige Beute zu populären Schriften verarbeitet, welche viel Glück gemacht und Auflagen erreicht haben, um welche unsere gefeiertesten Romanschriftsteller sie beneiden könnten. Eine dieser Schriften machte mir so viel Spass, dass ich dem Autor folgende Zeilen schrieb:

„Geehrter Herr! Die Lecture der von Ihnen verfassten Schrift hat mir eine wahre Freude bereitet. Ich fühle mich geehrt, dass Sie meine Anschauungen theilen und betrachte es als Schmeichelei, dass Sie an meinem Styl so viel Gefallen finden, um meine Ideen auch mit meinen Worten wiederzugeben.“ — Wie dem immer sei, die Popularisirung der Wissenschaft hat ihr Gutes; in unserem Falle hat sie das Publicum mit einem vortrefflichen Heilmittel bekannt gemacht, das um so werthvoller ist, als es bei jedem Arzte sich vorfindet und in manchen Fällen vom Kranken selbst angewendet werden kann. —



Das Pulsaderrohr im Joche der sizenden Lebensweise.

(Nach dem Vortragsabend des Berliner hygieinischen Vereins vom 27. März 1889.)

Darf ich auch hier mit dem „Textworte" beginnen, mit dem ich am lezten Vortragsabende den Sinn der Hörerschaft gleich zu Anfang für die Frage zu packen suchte, so schilderte ich also den Thatbestand, wo irgend ein die Ruhe als erste Bürgerpflicht vergessender „Excedent" vom Auge des Gesezes ertappt, von dessen Wächtern beim Kragen genommen und hinter Schloss und Riegel gesperrt wird. „Der arme Mensch muss sizen" heisst's da in bedauerndem Tone und er selbst gäbe erst recht viel drum, wenn er anstatt die Sache absizen zu müssen, mit einer Geldstrafe davon käme. Nicht theuer kauft man's auch, wenn ihm die Vergünstigung des Ergehens im Freien täglich auf ein Stündchen gewährt wird, sondern feiert erst den Augenblick, wo er ganz wieder loskommt, als den der „Erlösung". Sehr wohl natürlich! Seh' ich aber mit nüchternem Auge von der zwangsweise erfolgten Einsperrung und überhaupt Freiheitsberaubung ab, so wiederholt sich das bedauernswerthe Bild im freiwilligen Getreibe überall und tausendfältig: „sizt" denn nicht schon unsere gesammte Jugend den lieben langen Tag und sieht die Welt kaum einen Feiertag! — „sizt" nicht auch das ganze, grosse Heer der Comptoir-, Bureau-, Werkstatt- u. s. w. Menschen mit Unterbrechung von höchstens so viel Zeit, als Gehen zum Essen und Wiederkommen erfordert! Nicht zu reden von den Armen und Elenden in der, schon durch Homer's Odyssée sprichwörtlich gewordenen Tretmühle des Kampfes um's Dasein! Auch unter denen, die's nicht nöthig haben, fehlt ganz und gar nicht

der Typus des freiwilligen Sizenmüssens: von Jugend auf mit den „Utensilien“ von Stuhl, Tisch, Tintenfass und Feder förmlich verwachsen, scheint ihm ordentlich Etwas zu fehlen, wenn er sich mal ausserhalb dieses Ganzen fühlt und die geliebte Feder behält er oft genug auch über die Arbeitsstunde hinaus hinter'm Ohre! Auch seine Ausgänge vollführt er mit Vorliebe sizend in Droschke, Pferde-, Stadtbahnwagen und wenigstens die Zeitung lesend und selbst wenn verreisend, sündigt er gegen Rousseau's Lehrspruch: „Wer blos irgendwo ankommen will, mag fahren, wer aber wirklich reisen will, muss zu Fuss gehen“.

Als wahrhaft weisser Rabe bewegt sich unter dieser ungezählten Sizmenschheit der — Briefträger, den, wenn eintretend, anzusehen der Comptoirmensch kaum Zeit findet, geschweige denn vielleicht die Berechnung anzuhören, dass er täglich etwa seine 3 Meilen auf Schustersrappen zurücklegt, und dass ein lezthin nach 40jähriger Dienstzeit ausgeschiedener College-Veteran ebensoviel Raum durchmessen, als hätte er den Aequator des Erdballs fünfmal abgelaufen! Tauben Ohren predigen würde vollends der Gesundheitslehrer, wenn er ihm für sein ewig Weh und Ach die Briefträgercur mit Seume's Worten verordnete: „Es würde Alles besser gehen, wenn man mehr ginge!“

„Staatshämorrhoidarius!“ — Wenn das bekannte Wizblatt mit dieser Bezeichnung des Typus allseitigen Widerhall fand, so wohnt ihr in der That insofern ein Wahrheitskern inne, als sie, wenn auch nach veralteter Anschauung, das unter der sizenden Lebensweise am Ersten und Nachhaltigsten leidende System nennt: das Blutkreislaufs- oder Gefässsystem, von der ja die vielberufene güldene Ader ein Stück ausmacht. Wenn ebenso noch die Schönlein'sche Schule, unter begrifflicher Verallgemeinerung des Wortes, nicht blos von hämorrhoidaler Blutmischung, sondern auch von im Unterleibe, Brustkorbe, Schädelhöhle und sonstwo sizenden Hämorrhoiden sprach, so näherte sie sich gleichfalls dem hier von mir nach geläuterter Anschauung vorzutragenden Thatbestande, aus dem ich aber vorläufig nur den einen, und zwar den dem hämorrhoidalen Stromgebiete entgegengesezten Abschnitt des Systems, das Pulsaderrohr, in's Auge fasse.

Dass sich in diesem Rohre die vom Herzen 80 bis 90 mal in der Minute hineingepumpte Blutsäule stossweise in der Richtung nach aussen (centrifugal) fortbewegt, weiss fast schon jedes Kind vom Befühlen des Pulses am Vorderarme (Radialpuls). Deutlich, wenn auch im kleinsten Maassstabe, sieht man ihm am Rande der zwischen Daumen und Zeigefinger ausgespannten Hautfalte. In grossem Maassstabe findet man das Spiel nach abgestreiftem Aermel

an der Innenseite des Oberarms gleich über dem leicht gebeugten Ellenbogengelenke: nicht blos einen Stoss, sondern ein knieförmig federndes Tic-Tac, die Schlängelung des arbeitenden Pulsaderrohres, ein Anblick, der sich auch in der Nähe anderer Gelenke wiederholt, z. B. an der Innenseite des Unterschenkels über den Knöcheln, besonders deutlich nach eben genommenen warmen Vollbade mit Brause u. s. w. Vorübergehende Steigerungen in Folge von Gemüthsaufregung u. dgl. können sich unserem Gefühle in der Art bemerklich machen, wie sie Agathe im „Freischüz" besingt: „All' meine Pulse schlagen und das Herz wallt ungestüm" oder, wie in nüchternen Worten Patienten mit Herzvergrösserung sich ausdrücken: „als ob ihnen der Kopf brummte". Auch richtiges Ohrensausen kann man ohne sonstige Aufregung verspüren, wenn die Kopfschlagader (Carotis) durch den ausgetrockneten Gehörgang und durch den, bei Vielen natürlichen Schliz des Trommelfells (Tarin'sches Loch) mit jedem Pulsschlage eine Luftsäule hinaustreibt, ein Vorgang, der sich an einem aus Kartenpapier zusammengestellten, an einer Wand durchlochten und von hier aus mit Tabakdampf gefüllten Würfel veranschaulichen lässt: bei jedem gegen die dem Loche gegenüberliegende Wand geführten Fingerschlage entweicht der Dampf in zierlicher Ringelung.

Auch ohne dass wir's uns immer gleich bewusst werden, rührt und regt unser Pulsaderrohr an unseren Gliedern z. B. wenn wir, ein Bein leicht über's andere geschlagen, an Nichts denken, wo dann das erstere durch einen Kniekehlenpuls in leichte Schwingung geräth. Dasselbe thut der mit einem an einem Faden in ein Trinkglas von Daumen und Zeigefinger herabhängende Ring, wenn er „auf einmal" an die Wand anschlagend so lange Zahlen „weissagt" als wir die Schwingung nicht mit Willen unterbrechen. Ebenfalls der vereinigte Armpuls mehrerer Personen gab den ersten Anstoss zur weiland Spielerei des Tischrückens, deren Glanzzeit man selbst miterlebt haben muss, um's heute noch zu glauben, dass sie auch sonst ganz gescheuten Leuten den Kopf verdrehte. Wiederum mit dem Carotidenpulse rechnet der Photograph, wenn er unseren Kopf gegen die Gabel des Halters stüzt, der aber auch bei denen nichts ausrichtet, die's nicht verstehen einfach recht freundlich zu blicken, sondern durchaus ein besonderes Gesicht schneiden zu müssen glauben. Ganz die Oberherrschaft gewinnt dieser Halsdoppelpuls beim „Einnicken" in Schlaf, eine dem vortragenden Beschauer nicht ungewohnte Erscheinung, die er aber immer noch lieber sieht, als etwa willenskräftiges Kopfschütteln. Ganz für sich können die Kieferpulsadern unter Umständen unsere Zahnreihen „klappern" lassen, eine Erscheinung, die sich nach Ermüdung an den Knie-

gelenken als „Schlottern“ wiederholt, welchem aber bei den minderjährigen Arbeitern in englischen Fabriken dadurch vorgebeugt wird, dass man die Unglücklichen in Blechstulpstiefel steckt. Habituell zeigt sich solch' Schlottern beim Schreiberkrampf, der deshalb — wie ich das z. B. in der trefflichen Heilanstalt unseres Mitgliedes, Professor Maass, wiederholt feststellen konnte — durch methodische Muskelübung geheilt wird. Einen „Tatterer“ (geschrieben sah' ich das Wort noch nicht) nennt man's bei uns zu Lande, wenn in Folge von Ueberanstrengung die „Handfestigkeit“ vorübergehend verloren geht und auch das bei zugreifenden Arbeitern übliche „Spucken in die Hände“ nicht mehr hilft, vielleicht Nachbildung des Wortes „Stottern“ das, sonst auf einem anderen Blatte stehend, hauptsächlich von habituellem „Tatterer“ des Athem- und Sprachorganes kommt. In unheilbarem, am allerwenigsten durch das ihnen meist recht schmerzhafte Elektrisiren zu beseitigendem Grade zittern Greise mit starr („rigide“) gewordenem Pulsaderrohre an der rechten Hand und wackeln auch wohl mit dem Kopfe. Ueber dem Ellenbogengelenke dieser Altersstufe sieht und fühlt man den Pulsschlag in ungewöhnlicher Schlängelung und langsamer Folge bei ahe wie in einem verknorpeltem und gleichzeitig verlängerten Schlauche.

Was nun die Natur des noch elastischen Rohres im Allgemeinen betrifft, so lässt sich's als ein am Knochengerüste entlang rankendes Röhrensystem denken, das, um schlank zu arbeiten, von den Muskeln nicht stärker bedrückt werden darf als etwa die Ranken des Weinstockes vom Bastgebinde. Wie man dagegen durch Ueberdruck den Pulsschlag vorübergehend fast verschwinden lassen kann, wissen z. B. die sogenannten Simulanten in Lazarethen, die kurz vor Beginn des ärztlichen Umganges ihre Arm- und Handmuskeln versteifen und mit dem Ballen gegen die Wand schlagen, wo dann der nur auf einer Seite fühlende Herr Doktor bedenkliche Pulslosigkeit constatirt — ein in einem mir bekannt gewordenen Falle so beharrlich und erfolgreich durchgeführtes Kunststück, dass der Simulant als unheilbar hinauskam! — Experimentell lehrte das Verhältniss der jüngst hier verstorbene Dorpater Chirurg und Schwiegervater unseres Dr. v. Bergmann, Dr. Adelmann: liegt Zusammenhangstrennung einer Pulsader vor, ohne dass im Augenblicke kunstgerechte Unterbindung möglich, so braucht man nur das Gelenk in kräftiger Beugung zu erhalten, um vorläufig tödtlichen Blutverlust zu verhüten, wobei aber auch die dem durchschnittenen Pulsaderrohre eigene Zurückziehung das Ihrige thut. Kunstgemässer bildete diese Zurückdrängung der Pulswelle und selbst des Blutinhaltes unser Samaritermeister Dr. Esmarch mit seiner „Con-

striktionsbinde aus, welche behufs „Bluterparnisses“ gleich vor Durchführung einer Operation um's ganze Glied geschlungen wird.

Für die praktische Gesundheitslehre folgt aus diesem Nebeneinander von Pulsrohr einerseits und Muskelfaser andererseits, dass das System am Besten unter dem Wechselspiele von Bewegung und Ruhe gedeiht, wie's im grossen Maassstabe die Gewohnheit von Arbeit am Tage und Ruhe über Nacht ausübt; jene zugleich bei aufrechter, diese bei ausgestreckter Körperhaltung, für die wir nur unter Ausnahmezuständen die Sizhaltung annehmen, ohne gleichwohl dabei „ordentlich auszuschlafen.“ Verfolgen wir, wie ich das überhaupt überall gern thue, die naturwüchsige Entwickelung, so darf ich zunächst an das früher (Hg. Jhgg. I, S. 313) sogar „ab ovo“ herrührende Bild erinnern, auf dem sich vielleicht mancher Leser, wie ich bat, die arteriellen Bahnen (um dies Fremdwort zur Abwechselung zu gebrauchen) roth und die venösen blau übermalte. Am Neugeborenen nun tritt dadurch eine gewaltige Aenderung ein, dass der Säugling zunächst eine fix und fertige Saug- und Athemkraft auch als Schreiling bethätigt, um den, hier vorläufig nicht weiter in Betracht kommenden Lungen- oder kleinen Blutkreislauf in Betrieb zu sezen, worüber er aber ebensogut, besonders wenn ihm die frische, reine Luftspeise der Atmosphäre reichlich zuströmt, Schlafling bleiben kann. Doch denkt er auch jezt schon an sein Pulsaderrohr, indem er „mit allen Vieren“ athmet und im Schlafe, falls ihn die leidige Kleidung nicht dran hindert, am liebsten die Aermchen hochhält. Den wachen und entkleideten Zustand schildert Jean Paul mit folgenden beredten Zeilen: „Man schaue doch nur, wie leicht, behend und erquickt ein entkleidetes Kind sich fühlt, Luft durchschwimmend und trinkend, Muskeln und Adern frei bewegend und vor der Sonne als eine Frucht reifend, der man die Blätter weggebrochen“ — daher der hygieinische Name: Strampling. Nur wenige Monate aber währt's, so entpuppt sich das kleine Ding zum Entsezen der Muhmen als Aufricht-, Steh- und Läufling — viel weniger aber als Sizling, wie beiläufig die an höheren Kinderbetten angebrachten Schuzgitter gegen Ueberklettern besagen. Vom fertigen Läufling vollends wurde das „Nichtstillesizenkönnen“ sprichwörtlich, aus dem sich hernach der von Gouvernanten als solcher gescholtene „Gassenjungentrieb“ entwickelte, dessen allerdings besseren Schauplaz der guten alten Zeit Fr. Rückert andeutet:

Dass ihr klettert, liebe Buben,
Will ich Euch erlauben,
Warum solltet Ihr in Stuben
Hängen wie Schlafhauben!

Haben sie sich ausgeklettert und ausgetummelt, so rekeln oder gar lümmeln sie sie sich am Liebsten der Länge nach hin in's Gras und auch, wenn auf einer Bank oder Stuhl Platz nehmend, halten sie sich so bequem, als könnten sie sich nicht auf einen Augenblick „zusammennehmen". Im Alterthum wurde bekanntlich gleich durch den Ausdruck „Gymnasium" (d. h. Erziehungsanstalt zum Sichausarbeiten in enkleidetem Zustande) dieser Trieb zur „Ausgelassenheit" wie wir ihn heute wohl an Vierfüssler-Füllen beneiden, gepflegt und selbst ein Theil des geistigen Unterrichtes peripatetisch (d. h. im Umhergehen) ertheilt. Ebenso sieht man oft genug bildliche Darstellungen von Gastmählern der Alten, wo die Gäste der Länge nach auf Polstern hingegossen speisen. Wenn ebenfalls in Homer's Odyssee der auf einem Gehöfte anlangende Fremdling den ihn ankläffenden Hunden durch Niedersezen seine friedliche Absichten mit Erfolg zu erkennen gibt, so soll auch in dieser Studie die Berechtigung des Einladens zum Sichsezen und der Klage, dass man durch Stehenbleiben dem Gastfreunde die Ruhe wegnehme, natürlich als berechtigt gelten und nur der Einseitigkeit entgegengearbeitet werden, welcher das ewige Sizen durch eigene Gewohnheit wie durch Anblick Anderer als Regel und wohl gar als höherer Anstand gilt; zweitens aber auch das Verständniss für die Bedeutung der Frage nach gesunder oder ungesunder Sizvorrichtung angeregt werden, welch' leztere aber erst im folgenden Hefte zur Abhandlung gelangen wird. Hier komme vorläufig die naturwissenschaftliche Vorstudie zum Abschlusse.

Wenn, wie wir gleich als Studenten lernten, der Pulsschlag beim Kinde rascher geht, als beim Erwachsenen und bei diesem wieder rascher im Stehen und Gehen als im Liegen, so liegt auf der Hand, dass dabei an erster Stelle die Art der Körperhaltung mitwirkt. Auch der vorhin schon aus Dichterfeder angezogene Ausdruck „Schlafmüze" spielt auf den Gegensaz zwischen Stubenhockerthum und „gewecktes" Wesen sachlich an. Dass uns sogenanntes anstandsmässiges Sizen unbewusst als Zwangslage missbehagt, gaben wir Alle schon unter Verhältnissen kund, wo wir uns nicht zusammenzunehmen brauchten oder wenigstens den ob seiner Ungenirtheit in der Touristenwelt berühmten Sohn Albions beneideten. Ein hartes Wort dafür schuf aber unser Aesthetiker-Veteran, Fr. Th. Vischer, mit seiner Podoböotie, zu deutsch: Fussrüpelei, deren Unterlassung man jedoch während längerer Fahrt mit Bocksteif- und Kaltwerden der Glieder erkauft. Vom nackten hygieinischen Standpunkte muss in der That die „Rekelei" deshalb als berechtigt gelten, weil sie in den Gelenken die sowohl dem Pulsaderrohre als der Muskelfaser gesündeste, weil am wenigsten zwingende Haltung herstellt. Eben-

falls unwillkührlich bekunden wir diesen Thatbestand nach längerem Steifsizen durch Recken und Dehnen der Gliedmassen und Gähnen, mit welch' lezterem wir nebenbei die im anderen Rohre, den Venen stockende Blutsäule wieder in Fluss bringen. Mit einem Worte: die in der Zwangshaltung fühlbarwerdende Unbehaglichkeit kommt von naturwiedriger Knickung des Pulsaderrohres, die sich z. B. bei der Schreibearbeit an allen Gelenken, und zwar „paarig" vom Genick herab bis zu den Knöcheln und Handwurzeln um so kräftiger wiederholt, je gesundheitswidriger die Sizvorrichtung an sich und die darauf angewöhnte Gliederhaltung. Mussten wir doch die bis vor Kurzem noch allgemein landesübliche und überall noch heute keineswegs beseitigte Sizvorrichtung der Schulen als „durch die Bank" als förmlich ausgesucht gesundheitswidrige Stellage brandmarken! — Noch ärger gestaltet sich die Knickungsstörung in der Tretmühle i. a. S., wenn dabei mit einem oder mehreren Gelenken unaufhörlich Bewegungen vorgenommen werden, welche die Blutsäule überdies förmlich zurückdrängen, wie ich das am Vortragsabende am Beispiele der Nähmaschinenarbeit in's Einzelne veranschaulichte. Durch solch' einseitige Handirung kann auch die im Stehen verrichtete Arbeit Knickung mit Blutrückstau unterhalten, wie ich das an einem Bilde im inneren Postbetriebe — dessen Arbeiter im Gegensaze zu den Briefträgern leicht kränkeln — folgendermassen vorrechnete: beim Postamte zu M. gehen täglich 20,000 Briefe ein, um jeder 2 mal abgestempelt zu werden. Dies geschieht durch 3 Beamte, von denen also Jeder täglich mit demselben Ellenbogengelenke 3,333 mal einen Knickungsstoss verübt. Selbstständig bitte ich, sich nach dieser Anleitung z. B. die bei der Jugend so beliebt gewordene, zur Schulbanksizfolterplage noch hinzukommende Laubsägearbeit durchzudenken, nicht zu reden von den sich z. B. am Stickereirahmen von früh bis spät abmühenden Nähterinen. In noch gesteigertem Maasse schädigen ihr Pulsaderrohr die mit Hammer und Ambos arbeitenden und dabei zugleich die Beine stemmenden Knechte Vulcans u. s. w. Wundert sich da der Leser noch, wenn selbst solch' ausgesuchte Hünengestalten „auf einmal" von Nasenbluten, Herzklopfen, Blutsturz u. dgl. befallen werden und der Kropfschaden schon unter der Jugend zu den Alltäglichkeiten gehört? Um's meinerseits schon im Voraus anzudeuten, so traf sich's gerade zu der Zeit, wo bald nachher die Weheklagen über den überspannten „Normalarbeitstag" im Fabrikwesen sowie über Schulkrankheiten und „Ueberbürdung" verlauteten, dass gleichzeitig in Deutschland, Frankreich und England von der klinischen Forschung ein neues Krankheitsbild, die bei uns sogenannte Basedow-Krankheit an's Licht gezogen wurde. Im

Uebrigen beschränke ich mich für heute auf Wiederholung des auch gleich in der „Bacille" (Nr. 100) nach Scheffel ausgesponnenen und, wie mir scheint, gerade jezt recht einladenden Receptspruches:

„Es würde Alles besser gehen, wenn man mehr ginge!"

Kritiken.

Germain Sée, Professor der klinischen Medicin in Paris. Die Lehre vom Stoffwechsel und von der Ernährung und die hygieinische Behandlung des Kranken. Autorisirte deutsche Ausgabe von Dr. Max Salomon in Berlin. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel. 1888.

Besprochen von Dr. Gerster in München.

Es ist eine in der medicinisch-therapeutischen Literatur sehr erfreuliche Erscheinung, wenn ein Autor, den ausgetretenen Pfad der nur allzulange üblichen Arzneibehandlung verlassend, sich auf den Standpunkt wissenschaftlicher Hygieine emporschwingt. Mancherlei vielversprechende Versuche sind bereits gemacht worden, in dieser Hinsicht den Anforderungen der Neuzeit zu genügen, doch ist unsers Wissens das vorliegende Werk eines französischen Klinikers das erste, das die Grundsätze einer physiologisch-hygieinischen Therapie im Gegensatz zu einer blos pharmakologischen aufstellt und so ein therapeutisches System zu geben versucht.

Germain Sée sagt in seiner Vorrede: „Die Ernährung bildet in physiologischer Hinsicht die Hauptlebensbedingung. Für den Ersatz des Organismus, der durch die zur Erzeugung der Wärme und der Bewegung dienenden moleculären Umwandlungen fortwährend abgenutzt und verbraucht wird, ist die Nahrungsaufnahme die wichtigste Funktion. Die chemische Analyse der Nahrungsmittel und die physiologische Analyse ihrer Wirkungen auf unsere Organe, auf das Gerüst unserer Gewebe, bilden die Hauptpunkte dieses wichtigen Theiles der Hygieine, die in diesen Studien eine wissenschaftliche Anwendung und gleichzeitig eine wahre praktische Bethätigung findet. . . . . . Nach Absolvirung dieses wichtigen Capitels sind wir dann im Stande, noch ein weit schwierigeres Problem zu lösen, nämlich das der hygieinischen Behandlung der an langwierigen Krankheiten Leidenden".

Diese Sätze characterisiren in Kurzem den Inhalt des G. Sée'schen Werkes. Im ersten Theile, der von „Verdauung und Ernährung" handelt, werden der physiologische Zweck der Ernährung, der Nährwerth der einzelnen Nahrungsmittel, die chemischen Vorgänge bei

der Verdauung, die physiologische Bedeutung sämmtlicher festen und und flüssigen Nahrungs- und Genussmittel, die für jedes Alter und jeden Beruf passende Kost und die exclusiven Ernährungssysteme (Milchdiät, Vegetarismus, Traubencur) besprochen. Der zweite Theil behandelt die hygieinische Behandlung der Kranken und zwar: Diätetik der Magenkrankheiten, der Darmkrankheiten, des Fiebers, der Tuberculose und Scrophulose, der Blutarmuth, Gicht, Zuckerharnruhr, Fettsucht, Herz- und Nierenkrankheiten.

Wir ersehen aus dieser Inhaltsskizze, dass G. Sée nicht diejenige Krankenbehandlung einer wissenschaftlichen Betrachtung unterzieht, die wir im Allgemeinen als „hygieinische Heilmethode" bezeichnen, sondern dass er blos ein Capitel der Gesammthygieine, die Diätetik, herausgefasst hat. In unserem Sinne hätte er daher seinem Werke besser den Titel „diätetische Behandlung der Kranken" anstatt „hygieinische B. d. K." gegeben. Im Gegensatze zur „Alle 2 Stunden ein Esslöffel voll"-Behandlung kann jedoch auch die Diätetik als eine hygieinische Behandlung bezeichnet werden.

Entschieden bedeutet das Werk einen Fortschritt gegenüber den übrigen Hand- und Lehrbüchern der inneren Therapie. Es wird zwar in denselben der Hygieine mitunter eine gewisse Bedeutung zugeschrieben, indem hydrotherapeutische Prozeduren, Massage, Atmiatrie, Diätetik u. s. w. als brauchbar empfohlen werden, es hängt ihnen aber der Zopf noch hinten in Gestalt hinzugefügter Receptformeln und Empfehlung medizinischer Zauber- und ephemerer Allheilmittel. Erst wenn der Receptkram völlig verschwunden sein wird, kann die Therapie der Zukunft — die Hygieine — ihr Panier ganz entfalten. —

Zusaz. — Im Anschluss an vorstehenden Bericht kann ich meinerseits mir nicht versagen, an ein anderes, ebenfalls ausländisches Werk zu erinnern, in dem schon im vorigen Jahrzehnt von schulärztlicher Feder die wissenschaftliche Berechtigung einer „hygieinischen Klinik" und selbst — da ich den Ausdruck zuerst gebrauchte — einer „P. Niemeyer-Schule" unumwunden zugestanden wird, nemlich im damals Aufsehen erregenden Werke des dänischen Arztes Dr. J. Petersen: „Hauptmomente der geschichtlichen Enwickelung der medizinischen Therapie". Kopenhagen, 1877, von dem ein Billroth geäussert haben soll: er habe nur das Eine daran auszusezen, dass er's nicht selbt geschrieben! — Die von mir nicht etwa entdeckte, sondern nur wieder in Erinnerung gebrachte, aber noch immer von gewisser ärztlicher Seite als „unsinnig" verschrieene Atmiatrie (Bd. I meiner medizinischen Abhandlungen, 1872) nennt Herr Petersen „epochemachend" und

stellt meine Richtung im Allgemeinen zur „alten Schlendrianstherapie“ in folgenden Gegensaz: „Sie sucht Hauptprincipien festzustellen, die eine sichere und wirksame Basis für das ärztliche Handeln abgeben. Darum sieht sie vorläufig von therapeutischen Detailcuren ab und verlegt den Schwerpunkt von den problematischen Arzneimitteln auf die rationelle Regelung der physiologischen Lebensbedingungen“. Ferner: „Die hygieinische Klinik will die Therapie hygieinisch und die praktische Medizin zu einer wesentlich socialen Wissenschaft und Kunst machen d. h. zu einer solchen, welche die Krankheitserscheinungen in ihrer Gesammtheit, in ihren grossen und wesentlichsten Zügen, in ihrer Abhängigkeit von allgemeinen Ursachen aufzufassen sucht“. (P. N.) —

Spohr, Oberstlieutenant a. D., Die Behandlung von Wunden nach den Grundsäzen der Naturheilkunde. Berlin, W. Issleib. 1 M.

Derselbe, Die Kolik der Pferde, ihre Entstehung, Verhütung und naturgemässe Heilung ohne Arznei. Preisbewerbungsschrift. Seitens der Kgl. preussischen Kriegsministeriums durch eine Anerkennung ausgezeichnet und mit dessen Genehmigung veröffentlicht. Hannover, Schmorl & v. Seefeld. 1875. —

Wess' Geistes Kind der Verfasser dieser beiden Schriften, wissen die werthen Stammleser bereits aus den beiden Beiträgen, welche Hygieia im ersten Jahrgange (Heft XI und XII) über Pflaster-, Salben- und Schmiercuren aus seiner Feder brachte, sowie aus der von mir (XI, S. 376) vorausgeschickten Einführung dieses, wenn auch nicht berufenen, so doch auserwählten Vorkämpfers der hygieinischen Heilslehre oder, wie er selbst sich mit Nachdruck nennt „alten Wasserfreundes“. Darum werden die sich für den Inhalt Interessirenden nicht versäumen, diese ohnehin kurzgehaltenen und darum auch billigen Schriften selbst anzuschaffen, während ich hier nur noch auf die der Kolikschrift von amtlicher Seite zutheilgewordene, einem Zeugnisse des Berufenseins gleichkommende Auszeichnung aufmerksam mache. Ausserdem fühl' ich mich gedrungen, für den Herrn Oberst in seiner Eigenschaft als Schriftsteller, aber nicht etwa in (was es gar nicht braucht) vertheidigender, sondern nur „festnagelnder“ Absicht gegen ein Zunftblatt (Deutsche Medizinal-Zeitung Nr. 15 d. J.) eine Lanze zu brechen, welches aus seiner, schon früher (Sprechstunden Bd. XVII, S. 242 ff.) ausführlich studirten, ebenso kenntnisslosen als grosssprecherischen Pharisäerfeder gegen die erstaufgeführte Schrift eitel Gift und Galle sprizte. Blos deshalb, weil der in der Kriegszeit viel in Spitälern umhergegangene Verfasser nicht „perinde ac cadaver“ in Bewunderung der antiseptischen Wundbehandlung erstirbt und auch sonst

seine eigene Meinung auszusprechen wagt, prügelt der ungenannte Censor nach Noten, aber wenigstens mit lauter blossen Lufthieben auf ihn los, deren Opfer darunter kaum aus dem Lachen kommen dürfte. Ich für meinen Theil, eingedenk des Lichtenberg'schen Wortes, dass „Holzklöze sich nicht mit Rasirmessern zerkleinern lassen“ beschränke mich auf Entgegenhaltung folgender Stelle aus der „strengwissenschaftlichen“ Schrift des Doctor medicinae rite promotus E. Senger (Ueber die Gefahren und die Leistungsfähigkeit der modernen Wundbehandlung, Berliner Klinik, Heft 6, 1888, Fischer's Verlag): „Wir können heute schon sagen, die Desinfektion eines lebenden Gewebes sei ganz problematisch; eine solche ist nur bei todten Gegenständen erreichbar. Die Idee, die menschlichen Gewebe zu sterilisieren, ist irrthümlich und unausführbar!“ —

Hygieinische Apotheke und Ausstellung.

„Medicamentum est, quodcunque vides, quocunque moveris“.

---

36. Zur Hygieine des häuslichen Küchenwesens.

(Vom Vortragsabend im Berliner hygieinischen Verein am 27. März.)

Wie der Küchenraum auch für den ihn weder nach Stand noch nach Vorliebe Betretenden bei der im neuzeitlichen Bauwesen üblich gewordenen Verflechtung mit den Wohnräumen von Bedeutung, zeigt z. B. eben der in Paris auf der in Vorbereitung begriffenen Ausstellung drohende Streik der Meister vom Pinsel: da ihnen für ihre Bilder die zur ebenen Erde unmittelbar über den Kochwerkstätten des Restaurants gelegenen Räume angewiesen wurden, so fürchten die Herrn Meissonier, Bourgeron u. A. für's Unversehrtbleiben ihrer Kunstwerke und wollen, da sie's geschäftlich ohnehin nicht nöthig haben, die Ausstellung lieber unbeschickt lassen, wenn's bei dieser Nachbarschaft bleiben soll.

Ich für meinen Theil würde, wenn überhaupt selbstständiger Hausbewohner, abgesehen von der Feuersgefahr, blos der Geruchsqual wegen im Souterrain keine Küchenanlage dulden. Empfinde ich doch die Uebelstände schon jezt als Miether unter sogenannten herrschaftlichen Verhältnissen von der blos im Nebeneinander mit den Wohnstuben durch einen ebenso licht- als luftlosen „Corridor“ gelegenen Küche, eine Anlage, welche auch bei bescheidener Ausnuzung der Kochmaschine nach physikalischem Geseze der Binnenluftströmung die ganze Wohnung, so zu sagen, unter die fremdartigen Klimaverhältnisse des arbeitenden Kochherdes und manchmal

auch der Waschküche versezt, welch' letztere eben troz des im gestrengen Miethscontrakte enthaltenen Verbotes wenigstens für „kleine Wäsche" nothgedrungen meist hieher verlegt wird. Mag der Raum auch ganz am Ende liegen, so braucht man, wenn gegen Mittag eine Berliner Familienwohnung betretend, gar nicht etwa erst nachdenklich zu schnüffeln, sondern fühlt sich gleich im Athmen beschwert, indem der ganze Flurraum ausser von Wasserdampf von Geruch nach Weiss-, Grün-, Sauerkohl oder was es sonst heute gerade gibt, dunstet; wird zugleich mit Waschkochtopf und am Waschtroge gearbeitet, so sieht man auch eine förmliche, Seifengeruch verbreitende Dampfwolke durch die offene Küchenthüre hereinströmen.

Obgleich ich längst schon eine Studie über Wohnungsverhältnisse im Ganzen und Grossen für diese Monatsschrift vorbereite, so veranlassten mich verschiedene Zufälligkeiten lezthin, den Gegenstand gewissermassen von hintenher, also mit dem Kapitel vom Küchenwesen in Angriff zu nehmen, wobei ich am lezten, stark besuchten und lebhaft verlaufenen Vortragsabende im zweiten Theile folgende Einzelheiten nebst sachlicher Demonstration besprach:

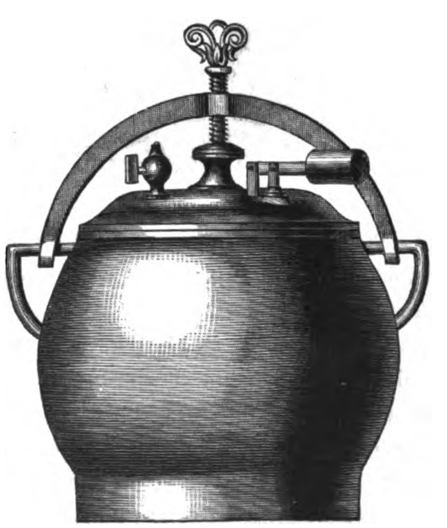
1) **Knütter's** metallener Fensteröffner- und gleichzeitiger Verschluss, bereits in Hygieia, 1. Jhg. S. 38 beschrieben und abgebildet, von dem ich melden kann, dass er seitdem im hygieinischen Kreise guten Eingang gefunden: 2 Stück für M. 0,50, 6 Stück für M. 1,20 (einschliesslich Porto) zu beziehen von Uhrmacher Knütter in Treuenbrietzen. Da jedoch die Postbehörde mittlerweile die ursprüngliche Länge (wohl als „Sperrgut"?) beanstandete, so mussten die zum Versand bestimmten Halter ein wenig kürzer hergestellt werden. —

2) **Linoleum als Fussbodenbelag,** schon H., 1. Jhg. S. 415 für die Wohnräume empfohlen, eignet sich erst recht, wie das längst Dr. Thilenius in Bad Soden öffentlich aussprach, für die Küche, und zwar hier wegen seiner Undurchlässigkeit gegen Wasser, welchem der bisher übliche Oelanstrich kaum Stand hält. Nur wenig braucht ein Eimer oder Wäschegefäss überzulaufen und das Wasser nicht gleich von den Fugen der Dielen aufgewischt zu werden, so kann's auch bald an der Decke der unten gelegenen Küche als „verdächtiger Fleck" zum Vorschein kommen und die lieben Hausgenossen zu entrüsteter Meldung durch den Pförtner veranlassen, nicht zu reden von der von Durchnässung dem Dielenholze auf die Dauer drohenden Beschädigung. Andererseits erfordert die Leichtbrennbarkeit des Linoleums besondere Vorsicht in Bezug auf Herabfallen glühender Heizstücke, die aber am Herde selbst durch Blechvorsaz aufgefangen werden können. Jedenfalls sollte

man da, wo man — wie das hier in Berlin üblich — in einem Neubau noch rechtzeitig persönliche Wünsche über Ausstattung der neuen Wohnung geltend machen darf, Belag des Küchenbodens mit diesem zwar etwas theurem, aber um so haltbarerem Stoffe verlangen, und zwar in solchem Umfange, dass das Linoleum überall an der Wand noch etwa um eine Handbreit hinaufreicht. Unbedenklich kann auf diesem Belage auch, was Mädchen vom Lande gerne thun, barfuss gegangen werden.

3) **Kohlenschnellzünder zum raschen Feueranmachen** behufs „Unfallverhütung" beim leider von unseren Dienstboten noch immer beliebten „Spielen mit dem Feuer" durch Uebergiessen des nicht gleich brennen wollenden Heizstoffes mit Spiritus, Petroleum u. dgl., welche Stoffe darum von vornherein aus dem Handbereiche des Herdes ferngehalten werden sollten. Erst kürzlich sah ich eine Köchin, die auf diese fahrlässige Weise an beiden Händen und Vorderarmen so bedeutende Brandblasen erworben hatte, dass ihr die Jacke auf gewöhnlichem Wege nicht ausgezogen werden konnte und sie überhaupt auf gut 14 Tage als völlig hülflos, auch für eigenes Bedürfniss, gelten konnte. Durch Einführung der ebenso billigen als sicher arbeitenden Schnellzünder würde also für beide Theile grosses Ungemach ferngehalten werden, zumal das „Holzkleinmachen" in der Wohnung selbst contraktlich verboten zu sein pflegt.

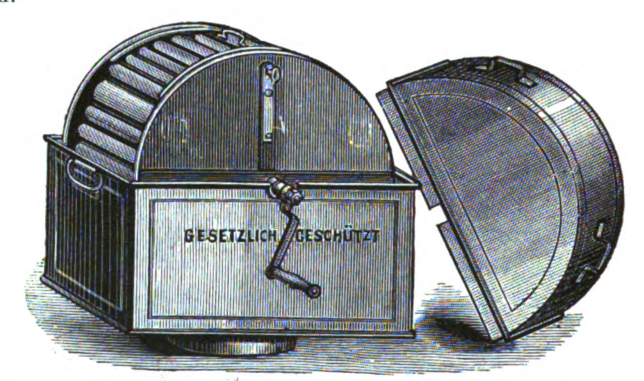
4) **Chr. Umbach's** gusseiserner Dampfkochtopf (s. Abbildung), Seitenstück zum früher (H. 1. Jhg., 395) beschriebenen und abgebildeten Selbstkocher von S. Müller in Zürich. Während aber für diesen die Speisen erst auf dem Herde vorgekocht werden müssen, bleiben sie hier von Anfang an so fest ab- und eingeschlossen, dass man selbst von Weiss- oder Sauerkohl nicht die Spur zu riechen bekommt. Schon vor langer Zeit glaubte sich mein Hausstand wunderwie vorgeschritten, als wir einen ähnlichen Metalltopf in's Küchenwesen einführten, der sich aber von einem halbwegs gut schliessenden gewöhnlichen Topfe höchstens durch grössere Haltbarkeit unterschied. Kaum nämlich hatte der Inhalt zu kochen



Chr. Umbach's Dampfkochtopf.

angefangen, so gerieth auch schon der Deckel in zitternde, geräuschvolle Bewegung und liess gehörige Mengen von Dampf- und Geruch entweichen, ein Uebelstand, der sich an diesem soliden und sauber gearbeiteten Umbach'schen Topfe mit der Vollkommenheit eines chemischen Musterapparates ausgeschlossen zeigt, vorausgesezt, dass die Bedienung auf peinliche Reinigung des Deckelrandes hält. Andererseits wird einer Explosion durch ein ebenso correkt sizendes als leichtbewegliches Gewichtsventil sowie durch einen Hahn mit Drehverschluss vorgebeugt, welche beiden aber eigenhändig erst nach erfolgter Entfernung des Topfes vom offnen Feuer geöffnet werden dürfen.

Ausser der schon gerühmten Geruchsverhaltung bietet dieses gediegene Geräth natürlich auch alle Leistungen der — als bekannt vorauszusezenden — concentrirten Speisebereitung aller Art. Namentlich kommt man bei seinem Gebrauche erst dahinter, wie gut auch die schweren Gemüse schmecken und auf's Leichteste verdaut werden. —



Chr. Umbach's Waschmaschine.

5) **Chr. Umbach's Waschmaschine** (s. Abb.) — eine wahre Wohlthat beim Ueberstehen des leidigen Wochentages, der sonst unter den Zeichen des Seifenschaumes beginnt und erst spät Abends unter sichtlichem Aufgebote der lezten guten Laune und Kräfte endigt! — Mit dieser lautlosen, unermüdlichen Hülfskraft jedoch gelangt das „Aufwaschen" gleich um einige Stunden früher zum Abschlusse und zwar ohne dass sich Menschenhand dabei kaput reibt und wringt, ohne gleichwohl Sicherheit durchgreifender und allseitiger Bearbeitung zu gewähren. Einfach nemlich wird die schon Abends vorher nach bekannter Art vorbereitete Wäsche nunmehr der Reihe nach in die Trommel gefüllt, während der mit dem Deckel geschlossene Trog etwa zu ein Drittheil mit siedendem Waschwasser gefüllt, auf dem Herde über's offene Feuer gestellt bleibt. Das eigentliche Waschen voll-

zieht sich unter viel grösserer Schonung des Zeuges mit einer, die Trommel vom äusseren Griffe aus mit grösserer Leichtigkeit als etwa einen Leierkasten bald vorwärts, bald rückwärts in bedächtigem Zeitmasse drehenden Hand. Dass und wie hierauf die Stücke gespült und sonst nachbehandelt werden, brauch' ich hier nicht weiter auszuführen. Geht's dabei freilich ohne Dampfentwickelung auch nicht ab, so erfolgt sie doch immer nur vorübergehend und oberflächlich.

Ausführlicher Prospekt mit genauer Gebrauchsanweisung und Preisangabe sowohl des Kochtopfes als der Waschmaschine zu beziehen vom Fabrikanten, Herrn Chr. Umbach in Bietigheim (Kgr. Württemberg). —

Schon in der Vereinsversammlung vom 9. Januar zeigte vor und erläuterte Mitglied v. Bühler



Heussi's Brat- und Backapparat.

6) **Heussi's Brat- und Backapparat** (s. Abb.), in welchem sich jede Art von Kuchenbacken oder Fleischbraten ebenso aufsichts- als geruchlos und dabei ebenfalls völlig „concentrirt" vollzieht: ein Gehäuse ohne Boden unten, mit einer dicht schliessbaren Röhre drinnen, in welch' leztere die Pfanne mit dem Fleische oder die Backform mit dem Teige geschoben wird; nimmt dabei nicht mehr Raum als eine gewöhnliche Bratpfanne ein, wird wie ein einfacher Topf auf die Herdplatte über eine Ringöffnung oder daneben in die Kochmaschine, auf den Gas- oder Petroleumkocher gesezt. Der Vorzug besteht nun in Entwickelung und Anhäufung von „Oberhize", welche, da sie nicht entweichen kann, vom Fleische wie von einem Schwamme wieder aufgesogen wird. —

Mit ausführlicher Gebrauchsanweisung zu beziehen vom Fabrikanten Paul Heussi in Leipzig, Wintergartenstr. 6 oder von E. Bühler in Berlin, SO, Schmidstr. 8. —

Aus der hygieinischen Briefmappe.

Auseinandersezung mit Herrn Rechtsanwalt Lothar Volkmar von Berlin, jezt Herausgeber des Monatsblattes „Die neue Heilkunst“ in Leipzig.

Motto: „Nach den mir von ganz entgegengesezten Seiten widerfahrenden Anfeindungen muss ich gegen mich selbst auf den Verdacht gerathen, dass ich entweder einer der unparteiischsten Menschen von der Welt oder ein grausamer Sophist bin.“ *G. E. Lessing.*

Geehrter Herr!

Nachdem ich Ihre erste Zuschrift brieflich, beantworte ich Ihre zweite, sowie Sendung ihres Blättchens Nr. 1, mit der (mir auch von anderen Seiten mit den üblichen !! und ?? zugegangenen) „Abfertigung“ meiner in Hygieia (Heft I, S. 24 oben) enthaltenen Glosse hiemit öffentlich und zwar zunächst mit der Erklärung, dass ich auf Ihren Vorschlag, unsere Zeitschriften gegenseitig einzutauschen, nicht eingehen, überhaupt die Ihrige laufend zu lesen, nicht versprechen kann.

Wenn ich weiter diese Erklärung ausführlich zu begründen unternehme, so weiche ich damit aus persönlicher Werthschäzung für Sie, geehrter Herr, von meinem früheren Entschlusse ab, den jezt so üppig in's Kraut schiessenden „naturärztlichen“ Schriftstellern das kindliche Vergnügen, sich gedruckt zu lesen sonder Widerrede nach dem in einigen „Bacillen“ (z. B. Nr. 97) ausgesprochenen Leitgedanken zu belassen. So fern mir auch die hochnäsige Betonung des (in meinen Schreibereien überhaupt nicht vorkommenden) Begriffes „Laie“ steht, so kann ich andererseits nicht als ebenbürtige Gegner Leute vom Schlage des guten S. und C. anerkennen. Wie ich nemlich durch einen Leser des „Naturarztes“ erfahre, lehnte sich Ersterer gegen die ihm (in „Sprechstunden“ XX, 71) auf Grund unwiderleglicher Sachlichkeit ertheilte Belehrung in einem Tone auf, als hätte unsereiner den — wie er schon in seiner Eigenschaft als Schulmeister wissen müsste — uralten Vers vom als Hänschen nichts gelernt habenden Hans zuerst und nur auf seine werthe Person geschmiedet. Verfolge ich zwar, wie ihnen wohlbekannt, ihre praktische Bemühungen in Krankenbehandlung mit rückhaltlosem, ja förderndem Wohlwollen, so weisen auf schriftstellerischem Gebiete sie selbst sich dadurch als Neulinge aus, dass sie — abgesehen von ihrer litterarischen Unkenntniss — wissenschaftliche Gegnerschaft für persönliche Feindschaft nehmen, ein banausischer Standpunkt, den sie freilich mit dem grössten Theile unserer fachmedizinischen Wortführer theilen. So wenig ich mir nun, wie keinem meiner

Leser entging, der zünftlerischen Collegenschaft gegenüber, wenn's gilt „das Scheinlebendige in der Literatur zu tödten“ ein Blatt vor den Mund nehme, so frank und frei glaub' ich mich vor dem Verdachte bewahren zu dürfen, als zöge ich mit den Heilenkönnern an einem Strange, welche ihr angebliches Reformwerk darin bethätigen, dass sie auf medizinisches Wissen wie die Rohrsperlinge schimpfen, sonst aber in ihrem durch keinerlei Sachkenntniss getrübten Schreibe- und Salbadereien zwar viel Geschrei und wenig Wolle, wenn auch, was Anerkennung verdient, den guten Willen erkennen lassen, der leidenden Menschheit nach ihrem Bischen Wissen und Können zu helfen, nicht zu reden von der durch einen „unermüdlichen und selbstlosen Förderer“ zur Stallmuthigkeit herangefütterten, nebenbei aber auch fleissig „bei Bartel Most holenden“ Meute. Wenigstens kam der bessere Theil schon davon zurück, dem famösen „Protektor“ weiterhin unbesehen aus der Hand zu — essen! —

Dass ich Sie, geehrter Herr, mit dieser rudis indigestaque moles nicht in einen Topf werfe, bewies ich Ihnen schon im Iuni v. J., als ich mich in dortiger Curanstalt nach vorheriger Anmeldung einfand, um „System K.“ am eigenen Leibe zu erproben, allerdings nicht, ohne Ihnen gleich damals das Schlussstück Ihres Schriftchens für verfehlt zu erklären. Ebenso musste ich nachher den umfangreichen, nach Stuttgart ertheilten Inseratauftrag als weder dem Formate noch der Sache nach für Hygieia geeignet abweisen lassen; heute wiederum lehn' ich die mir von Ihnen gestellte Zumuthung ab, in geistigen Austausch mit einem Blatte zu treten, in dem man, wenn auch mit ein wenig anderen Worten, zu lesen bekommt: Hätte man den Unglücksprinzen von Mayerling rechtzeitig hieher nach dem Flossplaze gebracht, Meister K. — den ich früher als Sie, wenn auch damals noch als ehrsamer Schuhmachergeräth-Händler kannte und gern hatte — würde ihm das Seelenleiden gleich (sit venia verbo) an der Nase angesehen und das Unheil durch rechtzeitiges Eingreifen verhütet haben! — zu einem Blatte, in dem der gute G. — mein einstiger „Verehrer“ — den Bauern Vincenz Priessnitz (aber ohne den historischen Ohrring!) abbildet und als geistigen Ahnherrn des neuen Systems feiert. Kann ich schon nichts dafür, dass der wissenschaftliche Vater der deutschen Hydropathie Dr. S. Hahn hiess (s. Hg. I, 20) so würden Sie, geehrter Herr, diesen „Heiligen“ auch in den Schriften eines Rausse (eigentlich: Franke), nach denen Sie aber in Ihrem Blättchen erst auslugen, wie einen richtigen Kurpfuscher abgekanzelt finden.

Schon auf Grund dieser wenigen Proben, frag' ich nun: Verlangen Sie wirklich von Unsereinem, der sich sowohl theoretisch als praktisch seit eben so viel Zeit als Sie überhaupt Jahre zählen

mit Gesundheits- und Krankenpflege befasst, dass er über Hals und Kopf alles selbstständige Wissen und Können über Bord werfe, um mit beiden Füssen in die — Sizbadwanne des „System K.“ zu springen — ?! — Soll ich, der ich volle 30 Jahre an einem dreibändigen Handbuche der Diagnostik arbeitete, nun ohne Weiteres das Alles für dummes Zeug erklären, um bei Meister K. in „Gesichtsausdruckskunde“ in die Schule zu gehen? Obgleich gern zugestehend, dass man niemals auslernt, und auch vom — einfachsten Praktiker immer etwas lernen kann, so überleg' ich mir dies leztere Verlangen schon in Erinnerung an die Missgriffe, durch welche die weiland hochangesehene Schädellehre eines Gall und Spurzheim sowie die Physiognomik eines Lavater — doch jedenfalls sehr gescheuter Aerzte und Denker — den Tod der Lächerlichkeit starb. Indem ich Sie, geehrter Herr, wegen einiger Probeleistungen aus damaliger Glanzzeit auf die (bereits vor Abfassung dieses Schreibens) im Lesetische dieses Heftes (unter „Impressiones digitatae“) zusammengestellten Diagnosen des Gall und Lavater verweise, bedaure ich nachträglich, dass ich damals unterliess, mir bei Meister K. ein Gutachten über meine eigene Visage einzuholen.

Immerhin gedenke ich, da das Kapitel nun einmal durch Sie, geehrter Herr, wieder mit Pauken und Trompeten auf's Tapet gebracht wurde, in einem folgenden Hefte meine unmassgebliche Weisheit über Gesichtsausdruckskunde auszukramen, jedoch, um Sie im Voraus zu beruhigen, ohne jegliche Anknüpfung an „System K.“, welchem gegenüber ich mir schon in Erinnerung an's Göthe'sche Wort kein Verständniss verspräche: „Ein Jeder sieht nur, was er weis!“ —

„Οψιμαθής“ nennt die griechische Schulsprache, wie Ihnen als Gymnasialgebildeten erinnerlich, den noch als „Hans“ etwas gelernt habenden, überhaupt erst auf seine alten Tage Kluggewordenen (Emancipirten) und darauf hin wohl vom ursprünglichen Studien- oder Berufsfache „Umgesattelten.“ Mag dieser Wandel sich in anderen Zweigen als gelungen erwiesen haben, so kam mir's doch hier von jeher so vor, als ob Durchbruch zur vollen („objektiven“) Erkenntniss beim Eingangs angezogenen Kreise der ihnen noch im Leibe steckende Schulmeister verhinderte und darum die beiden ersten Sylben des Griechenwortes mit „zu spät“ übersezt werden müssten. Dagegen liegt mir das Beispiel eines studirten Juristen vor, der sich noch als reifer Mann zum Häkchen zu krümmen verstand, nicht ohne die ihm nun einmal geläufige Methodik mit der Hygieine in so fruchtbringender Weise zu verschmelzen, dass er bei einem schriftstellerischen Wettbewerbe den Sieg über alle einfach medizinisch gebildeten Nebenbuhler davontrug, nemlich des leider früh

verstorbenen Kreisphysikus von Querfurt, Dr. O. Schraube, mit seinem preisgekrönten gemeinverständlichem Entwurfe der Gesundheitslehre (2. Aufl. 1865 bei Gsellius erschienen, jezt aber ziemlich vergessen, auch in manchen Stücken veraltet). Offen gesagt, wär' ich, hätt' ich's nicht unter der Hand erfahren, nicht darauf gekommen, aus den mir sofort in die Augen springenden Vorzügen dieses Buches auf einen früheren Jünger der Themis zu schliessen, und zwar deshalb nicht, weil ich im ärztlichen Berathungsverkehre Heilbedürftige, denen der Jurist im Leibe steckt, troz sonstiger Bildung und Liebenswürdigkeit, in Sachen Hygieine als ziemlich „verbohrte" Köpfe betrachten lernte, aber um so lebhafter beeile ich mich hiemit, diese glänzende Ausnahme laut anzuerkennen.

Gleichgültig, ob der Hinweis auf dies Musterbeispiel bei Ihnen, geehrter Herr, noch verfangen wird oder nicht, so darf ich Sie doch weiter am juristischen Zipfel fassen, um Ihnen die Frage vorzulegen: Was würden Sie wohl erwidern, wenn ich mir herausnähme, mit gleicher Oeffentlichkeit für rechtskundige Beihülfe als „wahren Jacob" einen Winkelconsulenten auszurufen? Jedenfalls, womit Sie auch das Richtige träfen, dass Sie mir solchen Fehlgriff nicht zutrauen! — Angenommen weiter, Sie hätten als Student bei einem A. von Wangerow Pandekten gehört, so erinnern Sie sich wohl der Aeusserung aus Lehrers Munde: „Obgleich dieser Saz eigentlich Unsinn ist, so müssen wir doch mit ihm rechnen, weil er nun mal im Corpus juris steht!" — Stiess Ihnen nachher bei selbstständiger Verfolgung dieser Fährte noch so mancher Unsinn in den heiligen Büchern auf, so kam's Ihnen doch sicherlich nicht bei, das Kind mit dem Bade auszuschütten, sondern Sie legten sich den Anstoss etwa so zu recht, wie ich's nun mit Verlaub gleich auf die Schulmedizin übertrage: auf dem Tennenboden der berechtigten Wissenschaft fehlt's neben dem Waizen eben niemals auch an Streu, am Wenigsten in einer Wissenschaft, welche so und so viel „Mittelgut" wie's der Wiener Koryphäe Nothnagel öffentlich nannte (XII, 207), als Erwerbsbedürftige im Schlepptau zu führen hat. Da geht nun die Aufgabe der nicht blos berufenen, sondern auserwählten Vertreter dahin, Waizen und Streu so weit zu sichten, dass leztere nicht das Uebergewicht gewinnt, eine Aufgabe, welche in diesen Blättern zu lösen, mein werther Mitarbeiter, Dr. Gerster, wie mir scheint, mit ebensoviel Geschick als Seelenruhe durchzuführen sucht. Mögen Sie, geehrter Herr, sich meinetwegen ebenfalls berufen fühlen, so kann man Sie doch als auserwählt aus folgendem Grunde nicht anerkennen: während nach Ausspruch gereifter Geister die Entwickelung der Erkenntniss den Bogengang („Spirale" nach Graf v. Schack XVI, 178) nehmen muss, suchen Sie einem erst im Schwabenalter als

solcher auftauchenden Οψιμαθης ohne Weiteres mit dem Kopf durch die Wand die Wege zu bahnen! Mögen Sie damit für den Augenblick den Strohfeuer-Erfolg erzielen:

Die Mehrheit ist wie Schwamm und Zunder,
Ein neuer Arzt thut immer Wunder!

so geben Sie der besonnenen Minderheit nur das Schauspiel jener unbewussten Sebsttäuschung, die, im rastlos drehenden Eichhornskäfig herumwirbelnd, ohne vom Fleck zu kommen, sich wunder Etwas auf ihre fortschreitende Regsamkeit einbildet! —

Auch die Unfehlbarkeit Ihres „System K.“ zugestanden, so können wir immer noch nicht mit Ihnen auf gleichartiger Grundlage verhandeln, weil wir darin von vornherein mehr Apothekerei als — wie Altmeister Pettenkofer vorschreibt — „Gesundheitswirthschaft“ erkennen. Wird Ihr Recept zwar weder in der Engelapotheke noch in der Officin des Homöopathen V. Schwabe bereitet, so muss man sich's doch im früheren Geräthegeschäft am Flossplaz machen lassen, z. B.: 1) eine 3theilige Dampfbrause unter dicker Wollenhülle 2) eine Arme und Beine verrenkende Hockerei im Sizbecken 3) eine wie die Faust auf's Auge passende kalte Abreibung und was sonst drum- und dranhängt! — Unter uns: bekam mir selbst, dem in diesem Stücke gehörig Abgehärteten, die Sizung ja keineswegs schlecht, so würde ich doch keinem unselbsständigen und noch nicht wassergewohnten Heilbedürftigen zum Gebrauche dieser — nach meinem Wissen — geradezu auf den Kopf gestellten Hautpflegecur zureden können.

Im allgemeinen besteht die grosse Kluft zwischen Ihrer und unserer Art Volksbelehrung im Gegensaze der, um wiedermal griechische Brocken zu kauen, Methoden des *γυμναστικῶς* einerseits und des *δογματικῶς* andererseits, zu deutsch etwa: dort Erziehung zu selbstständiger Gesinnungstüchtigkeit, hier erzpriesterliche Steckenpferdreiterei, oder: während Hygieia Jedem zu seiner Gesundheit eigenen Schmiede die Hand führen will, suchen Sie die heilbedürftige Menschheit in's Boxhorn eines „System K.“ zu jagen. Bei aller Anerkennung Ihres guten Willens lesen wir darum aus Ihrem „Was wir wollen!“ mehr Dichtung als Wahrheit heraus, nicht ohne gleichzeitig das heilige Versprechen abzulegen, dass wir Ihnen fernerhin auch nicht mit einem Federstriche mehr Ihre Kreise zu stören uns unterfangen werden.

Nichts für ungut, geehrter Herr Rechtsanwalt, aber ich hielt Ihre Persönlichkeit für werth genug, um Ihnen gegenüber, wenn auch um's zu wiederholen ein für allemal, das von unserem Göthe als höchstes dem Menschen zugesprochene geistige Vorrecht, Kritik, auszuüben, und zwar als „der Kunst, Echtes vom Unechtem zu unterscheiden“. —

Hygieinischer Lesetisch.

Zwischen Herrn R. Virchow und Minister von Gossler gab's im preussischen Abgeordnetenhanse (Sizung vom 6. März) einen bedeutsamen Meinungsaustausch über die Hygieine als Lehr- und Lernzweig, als lezterer zunächst für die zu kurzen Cursen dem Reichsgesundheitsamte zugewiesenen Aerzte, Lehrer, Verwaltungsbeamte u. s. w. Mit schonenden, aber keineswegs misszuverstehenden Worten bestritt Herr Virchow von seinem Standpunkte als älterer Akademiker die Bedeutung der Hygieine als einer Wissenschaft überhaupt, wobei er aber nicht etwa an die von J. J. Rousseau aufgestellte Erklärung (Sprechst. XV, 17), sondern an einen fachmässig in sich abgeschlossenen Wissenszweig dachte. Daher erklärte er weiter (vermuthlich unter „zweischneidigem Lächeln") die ganze herrliche Bacillenwirthschaft für eigentlich in's Gebiet der Botanik gehörig und bestritt ihre praktische Nüzlichkeit. Herr v. Gossler seinerseits trat mit warmer Rede für Fortsezung solcher Lehrcurse und ihre Einrichtung auch an anderen Hochschulen ein, jedoch nicht ohne ausdrücklich zu erklären: „Die bakteriolgischen Untersuchungen nehmen darin nur einen kleinen Raum ein". Ferner bezeichnete er „unseren Koch" als mit Pettenkofer keineswegs „in Differenz" befindlich, sondern beide als sich gegenseitig ergänzend (wobei freilich die Ehre ganz auf Berliner Seite!). Als goldene, wenn auch wohl vorläufig nur in den Wind gesprochene Worte führ' ich folgenden Saz aus der Rede an: „Die jungen Aerzte müssen ebenso hygieinisch Denken lernen wie die jungen Juristen juristisch. Der Mensch soll für sie nicht erst anfangen, wenn er krank ist, sondern schon, wenn er gesund ist." („Sehr richtig!" hiess es da aus dem Schoosse der Versammlung.) —

Darf ich bei dieser Gelegenheit drittens von mir selbst reden, so schrieb ich eben für die vom hiesigen Verlagsbuchhändler Pfeilstücker unternommene Sammlung aus der Feder verschiedener lebender Schriftsteller über eine Auswahl der „hundert besten Bücher" einen Beitrag, in welchem ich an meinem Theile die Gesundheitslehre im Sinne der Rousseau und Dr. Reimann (H. 1. Jhg., 203) als „Tugend" und darum als Stoff zu erbaulichem Lesen zur Geltung zu bringen suche. Nebenbei lieferte ich der Firma Mey & Edlich auf Verlangen für ihren bekannten Abreisskalender (aber erst 1890) 52 hygieinische Lehrsprüche für jeden Mittwoch des Jahres. —

Ebenfalls Herr R. Virchow gerieth ebenda (Sizung d. d. 7. März) wiederum mit Herrn v. Gossler wegen der Gymnasialvorbildung der künftigen Mediziner zusammen, um diese Anforderung nach seiner langjährigen Erfahrung als unnöthig zu bezeichnen und sogar den nur Realvorgebildeten (besonders japanischen) Studirenden eine bessere Auffassungskraft nachzurühmen, nicht aber blos für Medizin, sondern auch für alle Fächer. Ich für meinen Theil berührte diese Frage, namentlich die berühmte, für's Gymnasium eintretende Heidelberger Erklärung in Hygieia deshalb nicht wieder, weil ich meinen Standpunkt schon in den „Sprechstunden" (XV, 174 und XVIII, 155) weitläufig begründete. In jener Pfeilstücker'schen Sammlung aber entschied ich mich folgendermassen: Wenn ein Dr. Stromeyer meinte: „Latein und Griechisch brauchen wir schon deshalb, um uns die Barbiere als Collegen vom Leibe zu halten" so stimm' ich ihm vom Standpunkte des „Arztphilosophen" nach Galen'schem Musterbilde bei, nicht aber vom Standpunkte des die Heilkunst als „melkende Kuh" pflegenden Gewerbe-

treibenden, stelle mich also, was „die Aerzte“ im gewöhnlichen Sinne betrifft, auf Seite unseres Dr. Schwolle's (also auch Virchow's) und nicht der Heidelberger Erklärung. —

Wohl oder übel werden sich nun, da auch ein Virchow gesprochen, die Herrn Studirenden beruhigen müssen, welche noch vor einigen Jahren dem Greifswalder, jezt verstorbenen Chirurgen Hüter, weil er für Realvorbildung eingetreten, ihr Gymnasialstolzgefühl in aller Form durch Ueberreichung eines Misstrauensvotums fühlen zu lassen versuchten (Näheres s. „Sprechst.“ XV, 175). —

„Pariser Skizzen. In ärztlicher Behandlung“ so die Ueberschrift eines mir sowohl von einem süddeutschen als einem galizischen Stammleser zugesandten Feuilleton's von Wilhelm Singer in Wiener „Neue Freie Presse“ (d. d. 23. Febr.). Diese, geradezu haarsträubende Schilderung des ebenso unwissenschaftlichen als geldgierigen Treibens der Pariser „Koryphäen“ in ihrer Berathungsstunde abzudrucken, kann ich mich nicht entschliessen, schon weil für deutsche Leser gar kein Warnungsvortheil dabei herauskommen würde. Mögen auch deutsche Berühmtheiten, schon weil sie sonst überlaufen würden, das dat Galenus opes grosschreiben, so handeln sie doch an den Heilbedürftigen entschieden ehrlicher als jene Pariser Harpaxe. Auch auf das Schlussjammern des Herrn Singer wüsste ich keinen anderen Vers als den ich neulich aus dem Munde unseres Ministers Herrfurth im Abgeordnetenhause zu lesen bekam: Von geseзlicher Maassregelung des im Berliner Strassenleben mit Ausrufen von angeblichen Extrablättern betriebenen Unfuges versprach sich dieser Staatsbeamte deshalb keinen Erfolg, weil „die (Dummen), die nicht alle werden“ doch immer wieder drauf hineinfallen würden! —

Dr. F. C. Donders, geb. 27. Mai 1818 in Tilberg, gestorben 24. März als Professor an der niederländischen Universität Utrecht und in der Gegenwart als hervorragendster Ophthalmologe bekannt, zeichnete sich zu Anfang als Schulmediziener von umfassendstem Wissen, durchdachtem Vortrage und klarer Schreibweise aus, besonders durch seine in den 50ern erschienen, aus dem Holländischen von Dr. Theile übersezte „Physiologie des Menschen“ (2. Aufl. 1859, S. Hirzel's Verlag), nach meinem Dafürhalten noch heute das geniessbarste, aber leider nicht über die Vorgänge der Ernährung hinaus fortgesezte Lehrbuch dieses Faches, aus dem ich meiner Zeit besonders viel für meine Lehre von der Athmungs- und Lufttheilkunde lernte. Im chemischen Theile freilich erscheint sie z. B. im Vergleich mit dem neueren Werke von Dr. Bunge vielfach veraltet. —

Des Fabeldichters Wilhelm Hey, geboren 26. März 1789 zu Leina in Thüringen, hundertjährigen Geburtstages muss auch Hygieia in ihrer Eigenschaft als Kinderfreundin warm gedenken. Aus meiner eigenen einstigen Kinderstube hör' ich noch wie heute das gelallte: „Was ist das für ein Bettleinmann (sic!)? u. s. w.“ und blättre selbst noch gern in „O. Speckter's Fabeln“ wie sie merkwürdiger Weise stehend nach dem Zeichner heissen. Der wohl am meisten gelesene, aber am wenigsten gekannte Dichter selbst lehnte Lob mit den bescheidenen Worten ab: „Es ist nichts weiter, als dass ich den rechten Ton, mit Kindern zu spielen, getroffen habe!“ Dass ihn die Universität Heidelberg mit dem Doktortitel der Theologie (1847) ausgezeichnet, erfuhren selbst seine Amtsbrüder erst aus der Grabrede (1854). An einem Magenleiden dahinsiechend, und schon wie mit einem Fusse im Grabe predigte er bis eine Woche vor seinem Tode „noch schöner als sonst und mit kräftiger,

lauter Stimme, aber einem Aussehen, dass Einem das Herz blutete" und zwei Tage vor seinem Tode dichtete er ein längeres Lied auf seinen Pulsschlag mit folgenden Schlusszeilen:

„Du treuer Pulsschlag, von den Lasten
Der langen Jahre geh' zu rasten!
Neu, junger Lebensschlag, hervor!
Breit aus und rege Deine Schwingen,
Du musst nach hohem Ziele ringen,
Es ruft zum Himmel Dich empor!"

„Aus dem Tagebuche eines Säuglings" dieses, schon früher (Hg. Jhgg. I, S. 243) von mir gerühmte Meisterstück unseres Dr. Gerster, jetzt auch in's Wiener „Freie hygieinische Blatt" (H. III) sowie in „Für's Haus" (Nr. 336 d. d. 9. März) übergegangen, dürfte nachgerade die Runde durch alle hygieinisch bedachten (sicherlich auch americanische) Blätter gemacht haben. Ich selbst bedaure nachträglich, dass ich gerade Hygieia damit leerausgehen liess. Doch schreibt uns der treffliche Münchener Mitarbeiter dafür vielleicht „extra" einen anderen Beitrag?" —

Merkwürdige Verwundung. — Mit dieser Aufschrift berichtet Herr L. Schaffner in Meister Conrad's „Werkstatt" (Nr. 19. d. d. 9. Febr.) folgendes Erlebniss aus dem denkwürdigen Anfange des deutsch-französischen Krieges vor Saarbrücken: von einer Chassepot-Kugel in's rechte Bein getroffen, holte er zunächst eine in sein Portemonaie gedrungene „blaue Bohne" aus der Hosentasche. Die ärztliche Untersuchung aber stellte als Eindringsstelle eine Schusswunde durch den linken Unterschenkel in der Wade fest, aus welcher das Projektil darum dort hinauf gerieth, weil Herr Sch. den Schuss in knieender Körperhaltung empfing. Zweitens fand sich oben im „dicken Fleisch" ein, wie der Doktor erst meinte, Granatsplitter, der sich aber, nachdem er herausgezogen, als eine zusammengebogene französische Kupfermünze enthüllte. Richtig hatte denn auch Herr Sch., eh' er in's Feuer ging, ein ihm in einer Kneipe zugewechseltes Sous-Stück, um's gleich wieder auszugeben. frei in die Tasche gleiten lassen, von wo aus es ihm nun aber von der Kugel „in die Glieder" getrieben wurde, jedoch nicht ohne ihm die sonst wohl mögliche Knochenverlezung zu ersparen. Nunmehr verwahrt er fern vom Leibe Sousstück, Kugel und Geldbeutel als friedliches Kleeblatt und kostbares Andenken. —

Zur Lehre vom Athem. — Der galizische Stammleser Herr G. W. lenkte meine Aufmerksamkeit auf folgendes Buch: The science of breath, translated from the original Sanskrit by Sandis Rama Prasad Kasyapa. B. A. (Verlag in Lahore), in welchem die Regelung des Athemholens und der Athemhaltung als eine von den indischen „Occultisten" gepflegte Wissenschaft abgehandelt wird. Recht geheimnissvoll, schwülstig und überhaupt mehr spiritistisch die von der Hygieine mit folgenden sachlichen Ausdrücken zusammengefasste Lebenswichtigkeit: „Jeder Athemzug dringt nicht blos zum Herzen, sondern bis in die entlegensten Fasern und Zellen, überhaupt in Mark und Bein". Sachlicher noch klingt folgende Stelle des Berichtes über den weiteren Inhalt dieses Buches: Indische Aerzte, welche mit der Wissenschaft des Athmens vertraut, beurtheilen ihre Kranken hauptsächlich nach dem Athem und stellen danach ebenso richtige Diagnosen wie unsere Aerzte mit ihren physikalischen Hülfsmitteln. Besonders wichtig ist die Schulung im Athmen für alle die, welche sich geistig beschäftigen oder erst ihre noch schlummernde geistigen Fähigkeiten entwickeln wollen.

„Das Schloss der Rheumatismen". — Mit dieser spöttisch gemeinten Spizmarke lief im Dezember durch süddeutsche Blätter folgende (mir mehrmals im Ausschnitte zugegangene) Erzählung von der Gesundheitsheldenhaftigkeit der Königin Viktoria von England, die darin aber nur der österreichischen Kaiserin Maria Theresia (wie in H. I, S. 13, ausführlich berichtet) nacheifert: Gast der Königin zu sein, so schreibt Herr H. Geehl, ist keine kleine Ehre und doch fehlt auch diesem Boden im Sonnenschein königlicher Gnade zur Winterszeit nicht die Schattenseite. Ihre Majestät ist nämlich, so weit es das Wetter betrifft, ganz entsetzlich abgehärtet und schläft stets im ungeheizten Zimmer. Wenn aber im Schlafzimmer der Königin kein Feuer im Kamin brennt, so darf, aus Sympathie, auch in allen anderen Schlafzimmern kein Feuer brennen, und verweichlichte Gäste müssen darum frieren und verlassen in der Regel das Schloss mit einem Schnupfen, der als „Windsor-Schnupfen" wohl nicht in der Heilkunde, aber in der „Gesellschaft" eine gefürchtete und doch herbeigesehnte Berühmtheit erlangt hat. Der Herzog von Richmond war der Einzige, der es einmal wagte, Ihrer Majestät gegenüber wegen der ungeheizten Schlafzimmer Klage zu führen. Die Königin erwiderte mit einer eisigen Kälte, die dem kühnen Fragesteller furchtbar heiss machte: „J never feel cold" — „Mich frierts niemals!", und der Herzog hatte nie wieder Gelegenheit, in Windsor zu frieren!

(Wie sich ein Dubois-Reymond im Vortrage über „Kamin- und Ofenvölker" auf die Seite der Königin stellt, s. H. 2. Jhg. II, 54). —

Ueber die Lebensdauer von Gewohnheitstrinkern und Nichttrinkern veranlasste der britische Aerzteverein die statistische Sichtung von 4234 Sterbefällen nach folgenden Classen: 1) total abstainers 2) habitually temperate drinkers 3) careful drinkers 4) free drinkers 5) decidedly intemperate drinkers, wobei sich folgende Durchschnitts-Altersstufen ergaben: 1. Cl. (Nichtstrinker): 51,22; 2. Cl. (mässige Gewohnheitstrinker): 63,13; 3. Cl. (bedächtige Trinker): 59,67; 4. Cl. (leichtsinnige Trinker): 57,59; 5. Cl. (richtige Säufer): 53,03. Ergebniss: die Wassertrinker zeigen die verhältnissmässig niedrigste, die mässigen Gewohnheitstrinker eine um 11 Jahre höhere Altersstufe. — Nach Ausscheidung der Fälle unter 30 Jahren stellten sich die Durchschnittszahlen so: 1. Cl. 57,31; 2. Cl. 66,48; 3. Cl. 61,52; 4. Cl. 58,87; 5. Cl. 53,62, also wiederum dasselbe Ergebniss. Leider fehlt die Scheidung des Gewohnheitstrunkes als gegohrenes (Bier) und gebranntes Wasser (Schnaps). —

Neue Bücher und Druckschriften.

VI. Verzeichniss der Mitglieder des Internationalen Vereins zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter einschliesslich der Mitglieder des Hannoverschen Vereins u. s. w. Dresden, 1. März 1889. —

Einladung zur Mitgliedschaft und Förderung des Allwohls-Bundes von Dr. Th. Stamm (Wiesbaden), Verf. des Buches: „Erlösung der darbenden Menschheit" (3. Aufl. Stuttgart, Dietz's Verlag). — Von demselben:

Völkerseuchen-Ausrottung und Impfwahn, nach einem Vortrage. —

Schreiber, J., Dr., Wesen und mechanische Behandlung des Muskelrheumatismus (Sep.-Abdr.). —



Mai 1889 **Zweiter Jahrgang.** **Heft V.**

Dritte Folge der ärztlichen Sprechstunden; der ganzen Reihe Nr. 117.

Sämmtliche Sendungen für die Redaction sind an den Herausgeber in Berlin W, 10, Inseratanträge und Bestellungen an die Verlagshandlung in Stuttgart zu richten. Die Herren Mitarbeiter und Inserenten, welche nicht über geeignete künstlerische Kräfte zur Illustrirung ihrer Beiträge und Inserate verfügen, werden gebeten, sich zu diesem Zwecke mit der Verlagshandlung in Verbindung zu setzen. Abdruck oder auch nur sofortige Lesung und Rücksendung unverlangter Manuscripte oder Recensionsexemplare kann nicht gewährleistet werden.

Bacillen.

101) Parabel auf die durch die Hygieine aus dem Geleise gedrängten Philister.

Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze dastand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. Zu was, schrieen sie, taugt denn nun das grosse Gebäude? — Kommt, verlasst den unbrauchbaren Steinhaufen! — *G. E. Lessing.*

---

102) Die „schnell mit der Feder fertigen"

„Οψιμαθεις" (Heft IV, S. 122).

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren,
Ach, was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm! —

Schiller.

Zur leiblichen Selbsterkenntnisslehre.

Die Halsschilddrüse in ihrer zweifachen Eigenschaft: erstens als Pulsschlagpuffer, zweitens als Warm- und Gleichgewichtshaltekissen der Luftröhre.

Vorstudie zum Verständniss der Heilung des Kropfschadens und der Basedow-Krankheit.

Troz alles in anatomischen Einzelheiten vorgeschrittenen „Bescheidwissens“ der heilbedürftigen Menschheit, wo's ihr „fehlt“ oder, wie der Schulausdruck lautet, in Organ- und Localpathologie muss sich der nicht liebedienerisch darauf eingehende, sondern selbstständig ergründende Berather immer wieder darüber wundern, wie solche Selbstdiagnosen mit Vorliebe in's verborgene Dunkel zurückgreifen und wenn sie da kein Organ als Ausgangspunkt der Beschwerde herausfinden, eher auf die Nerven oder sonstiges verstecktes System als Sündenbock verfallen, als dass sie an ihrem äusseren Menschen ordentliche Umschau halten. Um gleich mitten in die vorliegende Sonderfrage einzutreten, so wandte sich von auswärts brieflich der jugendliche Uhrmacher H. an mich wegen chronischen Brustleidens, von dem er selbst nach Anleitung meines Lungenbuches nicht herausfinden könne, ob's auf „Tuberculose“ oder „Asthma“ (also „nervös“) beruhe. Ich für meinen Theil glaubte, so weit sich überhaupt nach blosser Beschreibung urtheilen lässt, auf Grund der zum „Fragebogen“ (s. „die Lunge“ 6. Aufl. S. 117) gegebenen Antworten über Körpermaass, Brustumfang, Husten u. s. w. erstere als unwahrscheinlich bezeichnen zu müssen, allerdings nicht ohne mich zu wundern, dass die fleissig geübte Athemgymnastik „nicht helfen“ sollte. Andererseits fand ich meine Meinung wieder durch den Umstand bestätigt, dass Herr H. nicht laufend kränkelte, sondern seine wiederholten Zuschriften, auf die ich aber Neues nicht zu erwidern wusste, jedesmal in der Stimmung einer „auf einmal“ erfolgten Verschlimmerung, meist Anfall von Lufthunger abfasste. Als er schliesslich, unbefriedigt von meinen dürftigen und eigentlich nur vertröstenden Antworten, selbst bei mir als munter blickendes Kerlchen von breitschultriger, untersezter, mittelstarker Gestalt erschien, sprang mir ohne Weiteres der wahre Schaden in die Augen, von dem er aber, obgleich er davon in meinem Buche ausführlich gelesen haben musste, in seinen meist ausführlichen Klagen kein Sterbenswörtchen geschrieben hatte, — nemlich: vorne am Halse mitten auf der Luftröhre eine runde, pralle Geschwulst vom Umfange eines kleinen Apfels, mit einem Worte, ein Centralkropf!

Weiter an die am Schlusse der vorigen Studie (Heft 4, S. 111) verzeichneten Andeutungen anknüpfend, hoffe ich zwar nicht, zweifle aber ebensowenig daran, dass der werthe Stammleser sich im eigenen Kreise dieses oder jenes jungen Mannes oder Mädchens erinnert, von denen es heisst, sie bekämen dann und wann, manchmal blos „nach der geringsten Erkältung“ (!), Hustenreiz, Lufthunger, Herzklopfen u. dgl. Wenn nur nicht etwa, da schon ein entfernter Verwandter an der richtigen Lungenschwindsucht gestorben und eine bejahrte Tante immerfort an Asthma leide „erbliche Belastung“ dahinter stecke! — Den wahren Thatbestand würde auch hier, unter 10 Fällen wenigstens 9 mal, die Betrachtung des Halses ergeben und dem leidenden Theile selbst vor dem Spiegel in die Augen springen: sieht man zwar nicht gleich, wie vorhin, einen richtigen „Knubbel“ in der Mitte, so doch wohl eine gleichmässige Auftreibung zu beiden Seiten der Luftröhre, die sich aber zum förmlichen Kissen aufbläht, sowie das „Individuum“ den Athem so kräftig zurückdrängt, wie's etwa beim harten Stuhlgange zu geschehen pflegt. Einem baumlangen, urkräftigen Bureaubeamten mit „Herzfehler“ z. B. zeigte ich zu seiner, vorläufig allerdings ungläubigen, Ueberraschung sein Spiegelbild, an dem beim Drängeakte sein Vorderhals sich bis zum Umfange der ganzen Flachhand aufblähte — daher der schon alte und also ganz richtige Ausdruck: Blähhals (griech. Bronchocele und Aerocele = Windbruchschaden). —

Seltener schon bekommt man im geselligen Verkehre ebenfalls jugendliche Persönlichkeiten zu sehen, welche, aus irgendwelcher Ursache mit Gemüthsaufregung kämpfend, sie nicht blos durch Rothwerden im Gesichte, sondern auch dadurch verrathen, dass man — nicht ihr Herz, sondern — den ganzen oberen Brust- und unteren Halsabschnitt pochen oder blos nur wogen sieht. Der Schweizer Arzt, Dr. Meuli (dessen gehaltvolle Schrift über „rationelles Schlafen“ im nächsten Hefte gebührende Würdigung finden soll) fand, dass auch im Zustande der Gemüthsruhe blosse Lagerung des Oberkörpers nach abwärts das Blut zu Kopfe „schiesse“, dass davon der Hals bis über 4 Centimeter stärker werde und gleichzeitig sowohl die Wülste rechts und links von der Luftröhre als auch der sie verbindende „Isthmus“ mit einem Worte: die ganze Schilddrüse in fühlbaren Pulsschlag gerathen — und eine Steigerung der uns Allen schon aufgestossenen Erfahrung, dass unser Halskragen, obgleich richtig angemessen, eines Tages „auf einmal“ zu eng, anderen Tages aber wieder richtig sizt. Auf dem Marsche jedoch oder bei sonstigem Ausarbeiten beugen wir dieser Unbehaglichkeit gern gleich durch Lüftung des landesüblichen „Durchsteckknopfes“ — wenn er nicht etwa schon vorher bei plözlichem Drängen z. B. Husten aus-

einanderplazte — vor und schaffen damit zugleich der Schwizstossbewegung mehr Luft.

„Schilddrüse", lateinisch glandula thyreoidea, heisst also dies, durch keinerlei Muskelschicht, sondern nur von der Oberhaut bedeckte und deshalb wie auf dem Präsentirteller zugängliche Organ, von dem aber gleichwohl selbst dann noch nicht immer Aufhebens gemacht wird, wenn's zur sichtbar krankhaften und gleichzeitig entstellenden Geschwulst, dem sogenannten Kropfe (lat. Struma) entartete. Um gleich im Voraus den bei hygieinischer Würdigung des natürlich gestalteten Organs sich ergebenden praktischen Gewinn zu veranschaulichen, so muss auf den ersten Blick seine Bedeutung als natürlicher Hals- und Luftröhrenwärmer einleuchten, dessen Besiz also die ganze landesübliche Quälerei schon der Kinder mit „recht warmen" Halsbinden als mindestens überflüssig erweist. Wenn jedoch zum Kropf aufgebläht wird sie leicht zum an anderer Stelle so genannten „drückenden Schuh", genauer: zum Hemmschuh des Luftholens und selbst des Sprechens, wie wir Studirenden von vor 30 Jahren dies täglich in der Klinik, aber nicht an einem Bettkranken, sondern am Meister Schönlein selbst beobachten mussten: verstand er sich wohl trozdem auf möglichsten fliessenden und lauten Vortrag, so konnte er doch nicht den von seinen etwa halbbirnengrossen, durch eine hohe Halsbinde dem Auge entzogenen Kropfschaden unterhaltenen Schnarchton der Stimme sowie rasselndes Tiefathmen unterdrücken.

Für eine folgende Studie von der, leider erst nach Schönlein's Zeit ausgebildeten, ebenso sicheren als gefahrlosen Kunstheilung die Betrachtung der früher üblichen Missgriffe versparend, wähle ich hier nur die seither beobachteten Folgen der gänzlichen Beseitigung (Exstirpation) durch's Messer als Ausgangspunkt zur weiteren Entwickelung der physiologischen Bedeutung dieses Organs. Troz nunmehr gelingender Vermeidung des sonst so gefürchteten Blutverlustes nemlich und überhaupt „glänzend" ausgeführten Operation sowie günstiger Wundheilung verfielen die ihre Kropfgeschwulst auf diese Weise Losgewordenen („Strumaeprivi") in bedenkliches allgemeines Siechthum („Cachexie"), eine Beobachtung, die um so auffallender, als man sogar tiefliegende Organe unter viel schwererem Eingriff, z. B. eine Niere, mit weit weniger ungünstigem Erfolge entfernte, vorausgesezt allerdings, dass, wie gewöhnlich, deren zwei vorhanden, wogegen z. B. ein Operirter, dem, wie sich nachher herausstellte, ausnahmsweise die eine Niere ohnehin fehlte, sofort seinen Geist aufgab. Abgesehen nun von der unmittelbaren Erreichbarkeit der Schilddrüse kommt noch der Umstand in Betracht, dass sie mit den eigentlich sogenannten Drüsen nur die äussere Aehn-

lichkeit des Gefüges theilt, sonst aber keinerlei Thätigkeit z. B. in Bereitung von Ernährungssaft, Mitwirkung bei der Blutbildung, Absonderung u. dgl. ausübt. Andererseits weist der Umstand, dass sie niemals wie z. B. Leber, Nieren, Herz u. A. Fett ansezt oder (pimär) krebsig entartet, darauf hin, dass sie ihrerseits von der durch Blut und Säfte vermittelten Gemeinsamkeit des Organlebens unberührt bleibt, wie denn auch ihre kropfige Anschwellung noch von Niemanden als Ernährungsstörung („nutritive Hypertrophie") angesprochen wurde.

Als vor 40 Jahren die chemische Forschung als Leuchte in allen noch dunklen Fragen zu Ansehen gelangte, wurde ich Handlanger bei den ausgedehnten Untersuchungen, mit welchen mein ausgezeichneter Lehrer Dr. v. Gorup von diesem Standpunkt auch das so in sich gekehrte Leben der Schilddrüse zu ergründen unternahm, indem er in grösstem Maassstabe thierische Gebilde zerpresste, eindampfte, auszog u. s. w., ohne jedoch weiter zu kommen als zur Gewinnung eines mit der üblichen Sylbe — „in" endigenden „Colloidstoffes", mit dem sich aber sonst in der Forschung nichts weiter anfangen liess. Späterhin blieb ich in meiner Eigenschaft als Berichterstatter für Schmidt's medizinische Jahrbücher auf dem Laufenden in allen folgenden Veröffentlichungen z. B. einem umfangreichen Werke des Breslauer Klinikers Dr. Lebert, ohne dass dadurch auch jezt die Forschung weiter vom Fleck kam. Auch praktisch beschäftigte ich mich in damaliger Armenpraxis besonders mit den leichteren Formen von Blähhals bei der Schul- und Arbeiterjugend und liess mich namentlich, wenn auch ohne sonderlichen Erfolg, wochenlanges Faradisiren nicht verdriessen. Wie ich erst nach erfolgtem Wohnungswechsel in meiner Vaterstadt von einem mittlerweile dorthin gezogenen Collegen das richtige Heilkunstverfahren lernte, soll ebenfalls im folgenden Hefte berichtet werden. Zunächst verzeichne ich den Fortschritt in der physiologischen Erkenntniss, den ich in der vor 2 Jahren erschienenen, schon oben angeführten, theils selbstständigen theils sich auf andere, in Spezialarchiven verborgene Untersuchungen stüzenden Schrift von Dr. Meuli entdeckte, wenn ich auch schon für meine Person von selbst darauf verfiel und auch den Grundgedanken bereits an einem unserer Vortragsabende vor die Oeffentlichkeit brachte. Ohne jedoch auf die in Gelehrtenkreisen übliche Prioritätsfrage Gewicht legen zu wollen, muss ich für mich darin einen Vorsprung beanspruchen, dass ich hier ebenso wie dies in den ersten Studien über den Blutkreislauf (besonders in H. Jhrg. 1, Heft 9, S. 311) geschah, auf die Entwickelungsgeschichte zurückgreife, deren Erörterung sich meines Erachtens hier besonders praktisch gestaltet. Schon immer fiel mir

allerdings die uns bereits im Examen abgefragte Thatsache auf, dass das Eingangs geschilderte Kropfasthma gleich mit zur Welt gebracht werden kann, nemlich das nach seinem ersten Schriftsteller sogenannte Millar'sche Asthma, nur mit dem äusserlichen Unterschiede, dass diese Rolle noch nicht die Schilddrüse der Grossen, sondern ihre fötale, aber um Vieles grössere Vorgängerin, die Thymus-Drüse spielt, ein, am frischgeborenen Vierfüssler den Hausfrauen unter dem Namen Kälbermilch oder (in Oestreich) Briesel wohlbekanntes Gebilde. Nun wohl! während im ungeborenen Zustande der kleine Blutkreislauf noch schlummert und seine Triebmaschine, die Lungenflügel, wie ein Paar Milzen regungslos zu beiden Seiten der Wirbelsäule liegen, arbeitet die sich vom Halse ein gut Stück weit in's vordere Brustinnere erstreckende Thymus bei der auch unmittelbar vom Mutterleibe aus besorgten Speisung des grossen Kreislaufs wie eine Art (wenn der allerdings stark hinkende Vergleich erlaubt) von Puffer etwaiger stossweiser Ueberfüllung entgegen. Nachher nun, wenn mit dem ersten Schrei aus den erschlossenen Luftwegen entbehrlich geworden und zur Rückbildung („Involution") bestimmt, kann sich dieser „Puffer" erst noch so mausig machen, dass er, wie gesagt, auf die Luftröhre wie ein Dämpfer drückt und „drosselt", wobei aber Dank der landesüblichen Wochenstubenpflege die schlechte, verdorbene Binnenluft, sowie die Nabelbinde das Ihrige beitragen mögen. Merkwürdig auch, dass in den Schulbüchern neben dieser Lehre vom Asthma thymicum (wie's anatomisch heisst) nicht auch die vom Asthma thyreoideum aufkam! Fand ich doch sogar Patienten mit faustgrossem Kropfe und davon Lungen- und Herzbeklemmung (Basedow-Krankheit) den Recepten nach auf „organischen Herzfehler" curirt! —

Bei regelrechter Rückbildung einerseits und Entwickelung andererseits bleibt nun blos diese unsere Schilddrüse und zwar mit solcher Rücksicht auf freie Bahn in den Luftwegen, dass weder irgendwelche Muskelspannung das Organ wider Willen, noch dass es als solches, etwa als „Tumor" auf die Luftröhre drückt. Nur, wie schon angedeutet, der schmale Mittelstreifen des Isthmus verbindet die beiden Lappen zu einem Organstücke, einem von lauter Pulsaderröhren kleineren Calibers vielfach verschlungenen Blutkissen und nunmehr „Reservoirs" im Dienste des Herzpumpwerkes. Als solches hat sie einerseits dem Herzmuskel selbst etwaigen Ueberschuss vorläufig abzunehmen, andererseits von der Schädelhöhle und dem Gehirnblutschwamme arterielle Ueberfluthung abzuwehren.

Die innigen Beziehungen zur Athmung oder genauer zum Lungenblutkreislaufe leuchten gleich aus jenem Drängversuche und seinen Folgen hervor, die sich aber bei übertriebenem Drängen auf

die Dauer festsezen können z. B. bei der die Wehenthätigkeit falsch „verarbeitenden“ Kreissenden, wie denn der Kropf schon längst als Denkzettel an's „Kinderkriegen“ gilt, als solcher aber aus der hygieinischen Wochenstube verschwindet. Ebenso können Männer sich, wie einen Leistendarmbruch, einen Blähhals durch „Verheben“ Zuziehen. Um für heute schliesslich noch die rein mechanische, meines Wissens noch nirgends aufgedeckte Beziehung des Organ's zur Athmung zu erklären, so bitte ich, zunächst mit mir einen Blick auf die Kehrseite der Luftröhre zu werfen, also des gemeinsamen, oben mit dem Kehlkopfe gekrönten Lungenflügelstiles, auf dessen Vorderfläche die Schilddrüse mit ihrem Isthmus gewissermassen reitet, mit ihren beiden Lappen das Ganze der Halsgegend, nicht blos, wie schon bemerkt, warm hält, sondern auch hübsch auspolstert. Hab' ich zwar noch keinen gesehen, so muss ich mir doch denken, dass ein „strumaepriver“ (s. oben) Hals noch unschöner aussieht, als ein mit Kropfgeschwulst beladener. Von dieser Aeusserlichkeit aber abgesehen, so muss solch' beraubter Hals auch im Innern allen Halt verlieren, und zwar aus folgendem Grunde: die die menschliche Luftröhre zusammensezenden Ringe bestehen — zum Unterschiede von schilddrüsenlosen Geschöpfen — nicht ringsherum, sondern blos vorn und seitlich aus starrem Knorpelgewebe, die Hinterwand der ganzen Röhre aber aus schlaffem Hautgebilde, so dass sie auf dieser Seite nach Art der Papierschlangen zusammenknickt, wenn sie nicht durch willkürliche Muskelthätigkeit auseinander gezogen wird, doch kommt ihr behufs selbstständiger Offenhaltung die Schilddrüse als eine Art Gegengewicht („Contrebalance“) zustatten, indem ihre beiden Lappen gewissermassen wie mit zartem Handgriff das Rohr nach vorn „gekippt“ erhalten. Geht nun in Folge gänzlicher Exstirpation dies Gegengewicht verloren, und zwar nachdem man sich erst von langer Hand sogar an's Uebergewicht einer Kropfgeschwulst gewöhnt, so darf man solche nun alleinstehende Trachea sehr wohl als geknicktes und darum seiner Aufgabe als Hauptstrang der „Luftwege“ nicht mehr gewachsenes Rohr betrachten, dessen Unvermögen nun begreiflicher Weise das Athemorgan und mit ihm den ganzen Körper im Stücke der „Luftspeisung“ aushungern muss. Liegt meines Erachtens diese, wie gesagt, hier zum ersten Male veröffentlichte Erklärung schon an und für sich so gut wie auf der platten Hand, so muss sie auch weiter dadurch ihre Erhärtung finden, dass sich eine andere Ursache des bei Strumaepriven eintretenden Verfalls schlechterdings nicht auffinden lässt. —



Mayer v Heilbronn

Aerztliche Grössen der Gegenwart oder Vergangenheit.

4. Julius Robert Mayer von Heilbronn

(mit Bildniss)

(geb. 25. November 1814, gest. 20. März 1878).

Was räucherst Du nun Deinen Todten?
Hättest Du's ihm so im Leben geboten!
Ja, wer eure Verehrung nicht kennte:
Euch, nicht ihm baut ihr Monumente! —
(Göthe.)

„Seitdem Napoleon I. an 20 deutsche Universitäten secularisirte, musste das Ansehen der übrigen nur noch steigen (denn auch auf geistigem Gebiete gilt das Princip: „Die Menge der Waare bestimmt den Preis") und stieg wirklich so, dass der Deutsche allmählig die Idee in sich aufnahm, nur ein zünftiger deutscher Professor könne als wahrer Gelehrter und Mann der Wissenschaft

gelten. Viele Professoren unterstützten diese Wahnidee und sahen mit Verachtung auf die Leistungen der Privatgelehrten und Nichtzünftigen herab. Kann man sich so darüber wundern, dass auch Mayer als gewöhnlicher praktischer Arzt einer ehemaligen freien Reichsstadt dies Martyrium des Zeitgeistes auf sich laden musste? .... Mayer war kein deutscher Professor und weil er das nicht war, konnte sein Schicksal kein anderes sein!" —

Mit dieser Betrachtung eröffnet Herr H. Rohlfs im „Deutschen Archiv für Geschichte der Medizin" (Bd. II, 1879, S. 322) seine umfangreiche Studie über den Arztphilosophen, der, bis dahin beim Volke so gut wie unbekannt, erst an seinem Lebensabende dadurch amtliche Berühmtheit erlangte, dass sein Landesvater ihn auf durch die Kammerverhandlungen erfolgte Anregung in den Adelstand erhob, und dass ihn jezt, ein Jahrzehnt nach seinem Tode, was er selbst sich bei seiner Bescheidenheit am Lezten hätte träumen lassen, die „dankbare Nachwelt" ein Denkmal zu sezen sich anschickt. Er seinerseits hatte allerdings schon seine Mitbürgerschaft durch Annahme des Namens Mayer von Heilbronn geadelt! —

So hoch wie Keppler's Geist
War noch kein Sterblicher gestiegen,
Er wusste nur die Geister zu begnügen,
Drum liessen ihn die Menschen ohne Brod,
Denn Keppler starb den Hungertod.

Blieb zwar im wörtlichen Sinne dies Schicksal des Thorner Astronomen diesem zweiten deutschen Keppler Dank den ihm von Haus aus günstigen Vermögensverhältnissen erspart, so verstand's doch die gelehrte wie ungelehrte Mitwelt nur zu wohl, den Schöpfer der mechanischen Wärmetheorie in moralischem Sinne „auszuhungern". Auf der Schule zu Schönthal freilich nannten sie schon den Knaben wegen seiner sich durch „Feuerwerkerei in Gedankensprüngen" offenbarenden Eigenart „den Geist" und auf der Universität schlug er als flotter Student so über den Strang, dass er nicht blos mit Carcerstrafe, sondern auch mit Consilium abeundi belegt wurde. In freundschaftlicher Beziehung stand er (1837) zu der von mir früher („Sprechstunden" Bd. XX S. 43 ff.) ausführlich gewürdigten schwäbischen Auslese jugendlicher Geisteskämpen an, zu denen als Mediziner ausser ihm ein Wunderlich, Griesinger sowie unser H. Steudel (dessen Bildniss s. H. 1. Jhg. S. 19) gehörten, mit welch' lezterem er dann auch sogleich die Leiden des „ungesuchten" jungen Praktikers theilte, was aber hier — nach weltkluger Berechnung — darum auffälliger, weil Mayer in seiner Eigenschaft als Sohn des Apothekenbesizers „zur Rose" dem heil-

bedürftigen Kreise ja wie im Wurfe lag. Doch betrachtete sich der Vater selbst nicht als blossen „Koch der Aerzte", sondern hielt ebenso eifrig auf eine „Apotheke" (vgl. H. 1. Jhg., 37) von Büchern, Naturalien und physikalischen Apparaten, deren Benuzung, da sie auch viel Reisebeschreibungen enthielt, den jungen Doktor „zum Schweifen in die Ferne" angeregt haben mag, ihn dadurch aber auch mittelbar auf den Weg lenkte, auf welchem er zu seiner Entdeckung und zur Unsterblichkeit seines Namens gelangte. Nachdem er nemlich erst noch die holländische Sprache erlernt und in diesem Lande das Examen als „Officier der Gesundheit" abgelegt, nahm er auf einem nach Java gehenden Segelschiffe die Arztstelle an, in welcher er sich aber, da die kleine Bemannung sich bester Gesundheit erfreute, während voller acht Monate Fahrt ganz seiner arztphilosophischen Sinnesneigung hingeben durfte, wozu ihm denn auch die Betrachtung des „unendlichen" Meereselementes an Stoff die Fülle bot. Mit scharfem Forscherblick nun griff er eine bis dahin von Vielen wohl schon bemerkte, aber nicht beachtete Thatsache heraus, um sie mit Denkerkraft zum Geistesblize zu schmieden. Wie ein Newton auf Grund sinnender Betrachtung des vom Stamme herabfallenden Apfels das nach ihm benannte Gravitationsgesez ausdachte, so gab den Anstoss zu Mayer's Heureka die Beobachtung, dass die vom Sturme bewegte Wellenmasse stets wärmer sei als die ruhige See, wozu dann nachher auf dem südlichen Festlande die Verfolgung dieser Fährte zu der weiteren Feststellung führte, dass beim Aderlassen das Venenblut dieselbe rothe Farbe zeige wie das Pulsaderblut. Immer weiter sich in diese Entdeckung vertiefend, gelangte er schliesslich zu dem allgemeinen Ergebnisse, dass Bewegung sich überall in Wärme umseze und umgekehrt, dass es überhaupt nur eine einzige Kraft gebe. Um nun das Umsaz-„Aequivalent" dieser Kraft nach mathematischer Regel zu suchen, kehrte er unverzüglich in die Heimath zurück, wo er auch wieder als Praktiker nebenbei Betrachtungen über die „Ungezogenheit" seiner Nachtklingel oder über die einem Schiller von einem weltklugen Kopfe gewidmete Nachrede anstellen konnte: „gescheuter hätte er gethan, wenn er statt Gedrucktem eine gute — Stiefelwichse auf dem Markt gebracht hätte"! — Auch nachdem er sich mit der Abhandlung „über die Kräfte der unbelebten Natur" als Gelehrter auswies, musste er erleben, dass sie vom damals angesehensten Organe für Physik und Chemie und seinem Leiter, Poggendorf, als „zur Aufnahme ungeeignet" zurückgewiesen wurde! — Doch liess auch ein erster Sonnenstrahl nicht auf sich warten, den Mayer selbst so schilderte: „Im Maimonate (1842) zu gleicher Stunde, in welcher ich meine Braut (Fräulein W. Closs, Tochter eines wohl-

habenden Kaufmanns in Winnenden) meinen betagten Eltern zuführte, die das Glück meines häuslichen Lebens begründen sollte und die mir seitdem als treue Frau zur Seite steht, erhielt ich aus Giessen ein Schreiben von Liebig's Hand, in welchem mir die Aufnahme meiner Erstlingsarbeit in die Annalen der Chemie und Pharmacie angezeigt wurde". Auch als Praktiker rückte er zum Stadt- und städtischen Armenarzte auf, behielt aber als solcher Musse genug, um (1845) die Schrift über „die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel, ein Beitrag zur Naturkunde" herauszugeben. Trozdem's ihm nun nach weltlichem Begriffe äusserlich „ganz gut ging", fing an seinem Innern schon der Wurm zu nagen an, als die, damals sofort Aufsehen erregende Schrift von Helmholtz über „Erhaltung der Kraft" (1845), ohne Mayer's Namen überhaupt zu nennen, den englischen Bierbrauer Joule als praktischen Entdecker und den deutschen Verfasser der Schrift als theoretischen Schöpfer der mechanischen Wärmelehre in Vollglanzbeleuchtung vorführte, der Heilbronner Erfinder aber mit seinen sofort und kräftig erhobenen Vorrechtsansprüchen unter Schimpf und Schande zum Tempel hinausgeworfen wurde; dazu kamen dann die Wirren des „tollen Jahres" 1848, in welche Mayer wider Willen durch Verwandte so tief hineingerieth, dass er nur durch glücklichen Zufall dem Geschicke entging, von den badischen Freischärlern als Spion erschossen zu werden. Von Nervenzerrüttung und Schlaflosigkeit gepeinigt, stürzte er sich (28. Mai 1850) Nachts aus dem zweiten Stockwerke auf's Strassenpflaster, erholte sich aber gleichwohl bald wieder zu fortgesezter Schriftstellerei, nicht ohne sich nunmehr Seitens seiner Gegner den Vorwurf des „Grössenwahnes" zuzuziehen. Auch thatsächlich verfiel er späterhin in Geistesstörung, derentwegen man ihn in die Irrenanstalt zu Winnenden brachte, wo er auf Geheiss des Medizinalrath Dr. Zeller in Zwangsjacke und Zwangsstuhl gespannt, überhaupt so sträflingsmässig misshandelt wurde, dass er für Zeitlebens Striemen und Narben als Denkzettel am Leibe behielt. Doch schränkt Dr. Rohlfs die später von Mayer selbst verbreitete Behauptung, dass er von Rechtswegen überhaupt nicht in solche Anstalt gehörte, dahin ein, dass damals sicherlich vorübergehende, wenn auch solch' harte Behandlung keineswegs rechtfertigende Geistesstörung vorgelegen. Als Balsam auf sein wundes Herz erfuhr Mayer andererseits eine von J. Liebig gehaltene Lobrede, die Zutheilung des Preises Poncelet Seitens der Pariser Akademie und die landesväterliche Ordensauszeichnung nebst persönlichem Adel (1867). Ja noch mehr: die Universität Innsbruck berief ihn (1869) zur Abhaltung eines Vortrags während der Festfeier ihres 100jährigen Bestehens und gleichzeitig der Natur-

forscherversammlung, wobei er aber einer öffentlichen Verunglimpfung durch den weit „populäreren“, wenn auch geistig viel schwächeren Carl Vogt nicht entging. Ueberhaupt zählte er noch jezt seine wirklichen Freunde nur so spärlich, dass er z. B. von Einem schrieb: „der einzige Dühring ist mir lieber als viele Professoren, wenn auch manchmal mit — noch so langen Ohren!“

Wie gleich dies Wort zeigt, verstand's Mayer an seinem Lebensabend sich wieder zur Gemüthsruhe zu sammeln und im Verkehr wie Praxis seinen urwüchsigen Humor sprudeln zu lassen, und zwar bis zum lezten Athemzuge, zum Beschlusse einer Lungenentzündung, von der er noch meinte: „Ich habe nun schon alle Krankheiten durchgemacht, bis auf die — Kartoffelkrankheit!“ —

Wenn sonst in dieser, auf den ersten Blick wohl lang erscheinenden Lebensgeschichte von Doktorthum in engerem Sinne nur wenig die Rede, so brauch' ich dem ebenbürtigen Leser einer auch der „Natur- und Menschenkunde“ gewidmeten Zeitschrift und am allerwenigsten meiner werthen Stammleserschaft nicht erst vorzuhalten, dass „nicht obgleich, sondern weil“ Hygieia den „nicht deutscher Professor gewesenen“ Heilbronner Arzt an ihrem Theile auf den Sockel zu heben sich verpflichtet fühlt. Rührt zwar seine geschichtliche Bedeutung von nichtärztlichen Leistungen her und machte er auch in seinem praktischen Wirkungskreise nicht durch glänzende Operationen, brillante Heilungen, ausgezeichnete Recepte u. dgl. von sich reden, so lese ich doch in der von mir zugrundegelegten (7 Bogen langen) Rohlfs'schen Studie und besonders aus den am Grabe gehaltenen Reden überall heraus, dass dieser „Naturforscher“ ganz und gar in unsere Reihen „ärztlicher Grössen“ gehört. Offenbar auch vor Allem die Trauer um den allbeliebten Arzt veranlasste die Väter der Stadt, an dem zufällig auf Kaisers Geburtstag fallenden Begräbnisstage zu der Verordnung, während der Beerdigungsstunde den Flaggenschmuck von den Häusern einzuziehen, und am Grabe sprach Medizinalrath Dr. Häring u. A. folgende Worte: „Viele Jahre rechnete er's zu seinen schönsten Aufgaben, Leidenden zu helfen, Gefahren vom Krankenbette zu entfernen. In seiner Stellung als Stadtarzt, in der ich mehr als zwei Jahrzehnte mit ihm gemeinschaftlich zu wirken so glücklich war, zeigte er die grösste Pflichttreue. Er war ein edler und liebenswürdiger College, dem wir ein freundliches Andenken gern bewahren“. Herr Rohlf's seinerseits schildert an ihm als packendste Eigenart ausser seinem unversiegbaren Humor die ebenso durchdringende als erwärmende Wirkung seines unter dichten Augenbrauen hervorleuchtenden Blickes, überhaupt das Wesen einer ihr Herz Jedem offenbarenden „Anima candida“ und schliesst mit der Zusammen-

fassung: „Mayer war edel, hülfreich und gut als Mensch, als Arzt und Naturforscher . . . Und weil er redlich gefochten, so ward er schliesslich gekrönt.“ —

5. Generalarzt Dr. v. Lauer,

am 8. April mit 81 Jahren schmerz- und lautlos entschlafen, verdient schon durch den Umstand geschichtliches Ansehen, dass er seit 1844, also fast ein halbes Jahrhundert lang, unserem Kaiser Wilhelm I. als Leibsorger unentwegt zur Seite stand. Vor bereits 34 Jahren trat auch ich ihm in seiner Eigenschaft als Examinator im Staatsexamen gegenüber, wo er uns eine Woche lang täglich durch die innere Station „ritt“, damals eine ebenso stattliche als feingeschliffene Persönlichkeit von offenbar tiefer Geistesbildung und Wissen, wenn auch in Sachen Krankenbehandlung mehr blosser Pepin-Academiker (vgl. H. Jhg. 1, 213). Obgleich von meinen Leistungen ausgesprochenermaassen nicht befriedigt, liess er mich doch in seiner Leutseligkeit und wohl mit einem Frerichs denkend, dass es auch dumme Aerzte geben müsse (vgl. H. Jhg. 1, 284 unten), „durchschlüpfen“. Ebenso erklärte er mich bald darauf in seiner Eigenschaft als prüfender Oberstabsarzt bei der Rekrutenaushebung, zu der ich mich als gemeiner Soldat, nicht als Mediziner meldete, auf Grund genauer Untersuchung, wie ich damals ziemlich sicher erwartete, für — dauernd dienstunfähig. So wenig ich sonst seiner Richtung auf medizinischem Gebiete folgen konnte, so hoch stand er in meinen wie in Aller Augen als ärztliche Grösse im Sinne der guten alten Zeit und des Lessing'schen Sichbegnügens, ein Mensch zu heissen, als welcher er auch, wenn nöthig, die Bürde seiner zahlreichen Ordenssterne und -Bänder mit Gemüthsruhe zu tragen wusste. Peinigte er wohl früher im Cursus seine Examinanden mit eitel Schulweisheit, so galt er andererseits an Kaiser Wilhelm's Tafelrunde (neben dem Grafen v. Eulenburg) als Erzähler der meisten und besten Anekdoten, überhaupt als kein Spielverderber auf dem Tummelplaze gesunder Jovialität, ohne aber jemals aus ebenso vornehmer als bescheidener Zurückhaltung herauszutreten — überhaupt, wie nach äusserem Range so auch nach rein menschlicher Seite eine echte ärztliche „Excellenz“! —

Kritik.

Herrschermacht und Geisteskrankheit. Psycho-pathologische Studien aus der Geschichte alter und neuer Dynastieen. Von Dr. med. W. W. Ireland. Autorisirte Uebersetzung. 2. Aufl. Stuttgart. Robert Lutz. 1888. (Mk. 2.—.)

Besprochen von Dr. Scholz, Bremen.

In vorstehender Schrift, welche sich übrigens nur als ein Auszug aus einem grösseren Buche: „The blot upon the brain, studies in history and psychology“ darstellt, unternimmt es der rühmlichst bekannte Verfasser, uns die geisteskranken Herrscher in der Geschichte, sozusagen, den Irrsinn auf dem Throne in einem kurzen Abriss vorzuführen. Zunächst die claudisch-julische Kaiserfamilie, deren erblicher Cäsarenwahnsinn übrigens schon früher von Wiedemeister interessant und erschöpfend geschildert wurde, führt uns von Augustus anfangend der Verfasser vor, ferner den Drusus, Tiberius, Kaligula, Claudius und Nero, nicht minder die berüchtigten Weiber Julia, Messalina und Agrippina. Von späteren Fürsten bespricht er das Scheusal Commodus, den Sohn des edlen Marc Aurel und den Heliogabal. — Eingehende Schilderung wird dem indischen Tyrannen Mohammed Toghlak, Sultan von Indien, gewidmet, der im Anfang des 14. Jahrhunderts den Thron von Delhi innehatte. — Alsdann bespricht Verfasser die mit der Verheirathung Juan's II. von Castilien mit Isabella von Portugal (1449) beginnende und erst mit Karl II. nach dritthalb Jahrhunderten endende erbliche Gemüths- und Nervenkrankheit der spanischen Königsfamilie und die lange Reihe der russischen Herrscher von Iwan dem Schrecklichen an, mit Michael Feodorowitsch, Peter dem Grossen, Elisabeth, Peter III., Paul, Alexander I. fortfahrend und mit dessen Bruder Constantin endend. Der langen Reihe hätte mindestens noch Alexander II. angefügt werden können. — Eine ausführliche Skizze von Ludwig II. von Bayern schliesst die interessante Schrift. Es ist nicht möglich, hier ins Detail einzugehen. Wer sich dafür interessirt, und von jedem Gebildeten darf man dies voraussetzen, möge das Buch selbst zur Hand nehmen.

Eine düstere Lektüre fürwahr! Dass Geisteskrankheiten erblich sind und sich durch viele Generationen fortsetzen können, ist leider nichts Neues mehr, — auch, dass Herrscher nicht blos sogut wie andere Sterbliche den allgemeinen Gesetzen des Organischen unterworfen sind, sondern auch erhöhten Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit gerecht zu werden haben, ist zur Genüge bekannt. Aber

zu denken, dass erblicher Wahnsinn die Geschicke eines Volkes, einer halben Welt regieren darf, regiert hat, und zwar Jahrhunderte hindurch, das hat etwas unendlich Niederdrückendes. Nun Gott sei Dank, die Monarchieen des westlichen Europa's sind keine absoluten Monarchieen mehr, noch weniger Despotieen; dem Herrscher sind gesetzliche und constitutionelle Schranken gesetzt, er ist wesentlich das, was einer der absolutesten von Allen, nämlich Friedrich der Grosse zu sein bekannte, — erster Diener des Staates. Auch die Bühne, auf welcher tragirt werden kann, ist nicht mehr so gross, als zur Zeit der Nerone und Heliogabale. Aber Verwirrung und Unglück, z. B. Zerrüttung der Finanzen und Verlust von Menschenleben, kann, wie die Geschichte des unglücklichen Ludwig's II. zeigt, noch genug angerichtet werden.

Ein grosser Unterschied liegt ja freilich darin, wie die Geisteskrankheit sich geberdet. Aus unsern Schuljahren sind wir gewöhnt, die geisteskranken römischen Kaiser, die wir damals freilich noch nicht als geisteskrank kannten, als den Typus alles menschlichen Schreckens anzusehen. Die Namen des Tiberius und Nero sind sprichwörtlich geworden in der entsetzten Nachwelt und es geblieben bis zum heutigen Tage. Und doch hat das Reich zu ihrer Zeit geblüht, wie zu keiner Zeit vorher oder nachher. Es wuchs an äusserem Umfange, wie an innerer Wohlfahrt. Das kam daher, weil diese unglücklichen Kaiser hauptsächlich nur ihre nähere Umgebung belästigten und gegen sie wütheten, aber nicht den Ehrgeiz hatten, das Reich zu lenken. Letzteres aber war der Fall bei dem geschilderten indischen Tyrannen Muhammed Toghlak und Iwan dem Schrecklichen. Die Verwüstungen, Plünderungen und Hinschlachtungen ganzer Städte und Landschaften, die dieser Wütherich veranstaltete, sind entsetzlich. Gegen diesen furchtbaren, heimtückischen, betrunkenen, finstern Barbaren ist der feingebildete Römer Nero die reine Lichtgestalt, gegen die grandiosen Massenmarterungen Iwan's nehmen sich Nero's berüchtigte Christenverbrennungen, die uns aus dem grossen Siemiradzki'schen Bilde so schaurig schön entgegenleuchten, wie harmlose Kleinigkeiten aus. Beide Herrscher aber sind Typen der auch jetzt noch am häufigsten auftretenden, dabei aber ganz entgegengesetzten Formen der Geisteskrankheit, nämlich der Melancholie und der Manie. Iwan mit seiner durch zeitweise schwere Angstanfälle unterbrochenen periodischen Wuth-, Mord- und Zerstörungsgier, seinem finstern brütenden Wahn, war Melancholiker, — Nero dagegen, der eitle, selbstgefällige, auf seine persönlichen Vorzüge und sein eingebildetes Schauspielertalent stolze Vergnügling, der Rom anzünden liess, nicht aus Mordgier, sondern weil sich dabei homerische Verse am wirksamsten deklamiren

liessen, war ein maniakalischer Narr. Man trifft, wie gesagt, solche Kranke noch heutzutage in allen Irrenanstalten. Aber um sich zu so gigantisch-grotesker Höhe zu erheben, bedarf es schrankenloser Macht und des Bewusstseins derselben.

Auf eine erschöpfende Darstellung des Themas: Herrschermacht und Geisteskrankheit kann unsere Schrift allerdings keinen Anspruch machen. Denn noch von vielen andern Herrschern, die geisteskrank den Thron bestiegen oder es wenigstens im Verlaufe der Regierung wurden, berichtet uns die Geschichte. Hauptsächlich haben wir hier solche im Sinne, die nicht leiden machten, sondern selbst litten. Auch von geistig umnachteten Fürsten kann man Passionsgeschichten schreiben, Geschichten von erschütternder menschlicher Tragik. Schon eine Geschichte, wie die des armen Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, erfüllt uns mit Rührung und Theilnahme. Von Jugend auf schwachsinnig und niemals recht fähig zur Regierung des Landes verfiel er in Verfolgungswahn, glaubte, man trachte ihm nach dem Leben, und brachte viele Nächte schlaflos im Harnisch zu. In einem Angstanfalle verwundete er mehrere Hofleute, und nun begann man die Kur damit, dass man ihn einsperrte und ihm auf den Rath eines Priesters und einer Nonne das Evangelium Johannis ins Wamms nähte und ihm in den Speisen geweihte Hostien heimlich reichte. Erst als das nichts half und auch die Exorcismen der Geistlichen sich als fruchtlos erwiesen, wandte man sich an Aerzte, die aber auch nichts ausrichteten. Man überliess dann den Kranken sich selbst und seiner Qual, bis ihn der Tod erlöste. Diese Geschichte liefert zugleich ein tragikomisches Beispiel, mit welchen Augen man dazumal, es war im 16. Jahrhundert, Geisteskranke ansah.

Unter den Wittelsbachern und Habsburgern sind gleichfalls Namen zu nennen. Ich erinnere nur an Rudolf II., der mit astrologischen Grübeleien beschäftigt, seine Tage trübsinnig auf dem Hradschin zu Prag zubrachte. — Wer gedächte ferner nicht des tragischen Geschicks des edlen und hochangelegten Friedrich Wilhelm IV. von Preussen? Wen ergriffe nicht inniges Mitleiden mit dem unglücklichen Monarchen, der, hoher Ziele voll, wie eine schwarze drohende Wolke die Geistesumnachtung immer dichter und dichter über seinem Haupte sich zusammenziehen sieht nnd im Gefühle seiner Ohnmacht in herzbrechende Thränen ausbricht, — wie uns die Memoiren des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha so beweglich schildern?

Zu denen, die nicht leiden machten, sondern selbst litten, gehört auch der unglückliche Kronprinz Rudolf von Oesterreich, dessen erschütternde Katastrophe letzthin die Welt so jählings auf-

schreckte. Man hat geleugnet, dass Rudolf geistes-, beziehungsweise gemüthskrank gewesen sei, — wie ich fest glaube, mit Unrecht. Ein erschöpfendes, ganz sicheres Urtheil kann freilich nur der haben, der direkt aus der Quelle schöpft, und über kurz oder lang wird uns gewiss auch eine offene Darlegung von berufener Seite zugehen. Aber auch ohne dass man in das Seelenleben des unglücklichen Fürsten näher eingeweiht ist, kann man mit Sicherheit das Eine annehmen: organische Belastung! Sie ist anzunehmen aus der Herkunft und wird erhärtet durch den Sektionsbefund. Sowohl von mütterlicher wie väterlicher Seite war Rudolf ein Abkömmling des Stammvaters der Könige aus dem Hause Wittelsbach. Seine Mutter ist eine Enkelin, sein Vater ein Enkel Maximilian's I. von Baiern. Gerade so aber, wie Rudolf ein Urenkel des genannten Königs ist, so ist auch der gegenwärtige geisteskranke König Otto und war der verewigte Ludwig II. Urenkel desselben. Auch Prinzessin Alexandra von Baiern stand Jahre lang unter der Herrschaft von Wahnvorstellungen. Endlich Prinzessin Sophie, die Schwester der Kaiserin Elisabeth, wurde vor nicht langer Zeit der Behandlung des bekannten Irrenarztes v. Krafft-Ebing zu Gratz übergeben. Der Sektionsbefund bei Rudolf aber ergab unter Anderem vorzeitige Verknöcherung der Schädelnähte und Wasseransammlung in den Hirnhöhlen, wobei namentlich der erstere Befund von schwerwiegender Bedeutung ist. — Wer daran noch nicht genug hat und bestimmte, sofort erkennbare Zeichen des Irrsinns fordert, dem ist zu sagen, dass Geisteskrankheit sich durchaus nicht immer auf dem Gebiete der Intelligenz abspielt, sondern häufiger noch auf dem des Vorstellens und Empfindens. Unmotivirte oder wenigstens nicht genügend motivirte Abneigung gegen Personen, namentlich die am nächsten Stehenden, und ebenso ungenügend motivirte Zuneigung zu andern, Idiosynkrasien für oder gegen gewisse Dinge, Alles vielfach durch Vorstellungen wahnhafter Natur unterhalten und mit äusserster Hartnäckigkeit festgehalten, — ferner abnorme Strebungen zu einem von jedem Andern als unerreichbar sofort zu erkennenden Ziele mit gleicher Hartnäckigkeit verfolgt, — Verkennung aller individuellen Pflichten und krankhafter Subjectivismus, endlich melancholische Verstimmung und Lebensüberdruss, — dies Alles sind Symptome organischer Belastung, die auch bei Rudolf nicht gefehlt haben.

Wie ist der Fluch der Erblichkeit zu lösen, der auf der Menschheit lastet? Oder, da das Gesetz der Erblichkeit natürlich unvertilgbar ist, wie ist der Vererbung von Krankheitsanlagen — oder, da auch dies an sich als eine unerfüllbare Forderung sich darstellt, — wie ist der Entwickelung von ererbten Krankheitsanlagen vorzubeugen? Der Verfasser verspricht sich viel von der

Erziehung und, vorausgesetzt, dass dieselbe auf der andern Seite nicht wieder durch Ueberanstrengung der Verstandeskräfte und zu reichlichen Lehrstoff schadet, wie dies bei dem armen Rudolf der Fall gewesen zu sein scheint, soll ihr Werth auch nicht bestritten werden. Erziehung kann die Entwickelung ererbter krankhafter Anlagen hemmen und die gesunder fördern, d. h. also den erworbenen Charakter verbessern. Da bei Herrschern das Machtgefühl das Gefährliche ist, weil Macht stets dem Missbrauche zudrängt, so wäre es vor Allem Aufgabe der Erziehung, das Pflichtgefühl zu stärken. Denn „Macht ist nichts, wofern sie gewissenhaft gebraucht wird", sagt der Verfasser. Gewiss sehr richtig. Aber ererbte Charakteranlagen umwandeln oder gar tilgen kann die Erziehung auch nicht. Wie erstere sich entwickeln und ob sie zum Guten oder Schlechten schlagen, hängt ausser von der Erziehung noch von sehr vielen anderen Umständen und Verhältnissen, z. B. von der Umgebung, ob dieselbe rechtschaffen oder knechtschaffen u. s. w. ab. Deswegen wird man von der Erziehung nicht allzuviel erwarten dürfen.

Tilgung erblicher Krankheitsanlagen ist überhaupt nicht im Einzelindividuum, sondern erst nach Generationen zu hoffen, und zwar dadurch, dass immer wieder frisches, gesundes Blut zugeführt wird, während umgekehrt bekanntlich Heirathen unter erblich Belasteten die krankhaften Anlagen der Nachkommenschaft verschlimmern. Wenn nun auch die Angabe des Verfassers, dass es heutzutage in Europa kaum ein Herrscherhaus gebe, in welchem nicht eine erbliche Neurose herrsche, vielleicht übertrieben ist, so steht doch soviel fest, dass eine über das procentarische Verhältniss weit hinausreichende Häufigkeit von Nerven- und Geisteskrankheiten auf diesen Menschheitshöhen anzutreffen ist. Deshalb ist es hohe Zeit, dass das starre Legitimitätsprincip aufgegeben werde. Dasselbe hatte seine Berechtigung überhaupt nur, solange man der Meinung sein durfte, dass das edelste Blut grade durch solche Auswahl gezüchtet werde, eine Illusion, die durch Geschichte und Erfahrung grausam zerstört worden ist. Unsere Herrscherhäuser sollten deshalb darauf verzichten, nur unter sich zu heirathen, sollten etwas tiefer herabsteigen und sich aus dem breiten und tiefen Borne des Volkes Verjüngung, Erfrischung und neues Blut holen. Es braucht ja nicht grade jedesmal eine Anna-Liese zu sein!

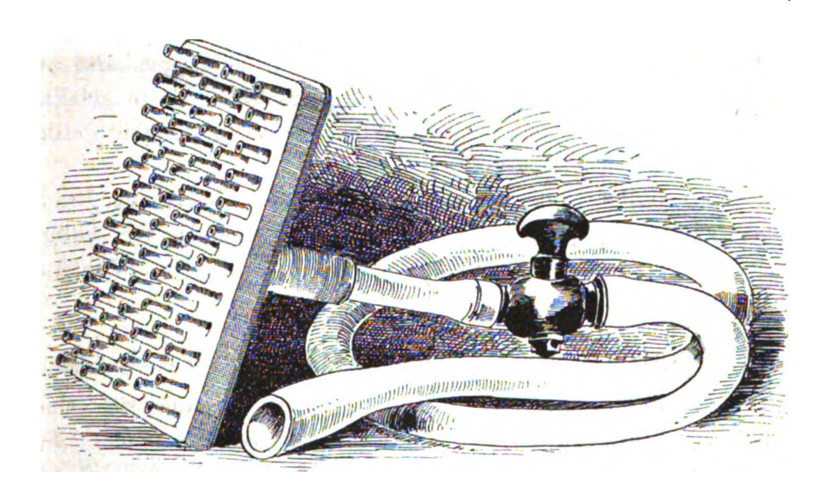
Hygieinische Apotheke und Ausstellung.

„Medicamentum est, quodcunque
vides, quocunque moveris“.

Neue Vorrichtungen zur Praxis der Hautpflegecur.

37. Dr. Arthur Kahn's Frottir-Brause

besteht, wie aus der Abbildung ersichtlich, einfach aus einem an die Oeffnung der Wasserkunstleitung anzufügenden Gummischlauche und endet in ein kastenartiges Ansazstück aus gleichem Stoffe mit einer Anzahl trichterförmiger Oeffnungen an der Aussenfläche, aus



denen nach erfolgter Aufdrehung des am Schlauche befindlichen Hornhahnes eine starkstrahlige Brause oder, wenn man will, so und so viel kleine Douchestrahle hervorsausen. (Ueber den Unterschied von Brause und Douche s. „Sprechstunden“ Bd. II, 2. Aufl. S. 291 ff.). Während man aber z. B. im starren Badeschranke die Begiessung rein passiv über sich ergehen lassen muss, hat man hier nicht nur beliebige Lenkung des Schlauches auf diese und jene Körperstelle in der Hand, sondern kann mit der Bewegung gleich die Reibung verbinden, und zwar mit Hülfe eines zwar „borstig“ aussehenden, sich aber beim Gebrauche „wie Wachs in unserer Hand“ fügenden Mechanismus. Ein mir in Abschrift vorliegendes Gutachten des Dr. Ligeti zu Stuhlweissenburg über die Vorzüge des von ihm durch längere Zeit erprobten Apparates spricht sich so aus:

„Durch gleichzeitiges Zusammenwirken von Brause und Reibung wird das durch das kühle Wasser hervorgerufene und meist unbehagliche Gefühl der Gänsehaut fast ganz ausgeschlossen, indem

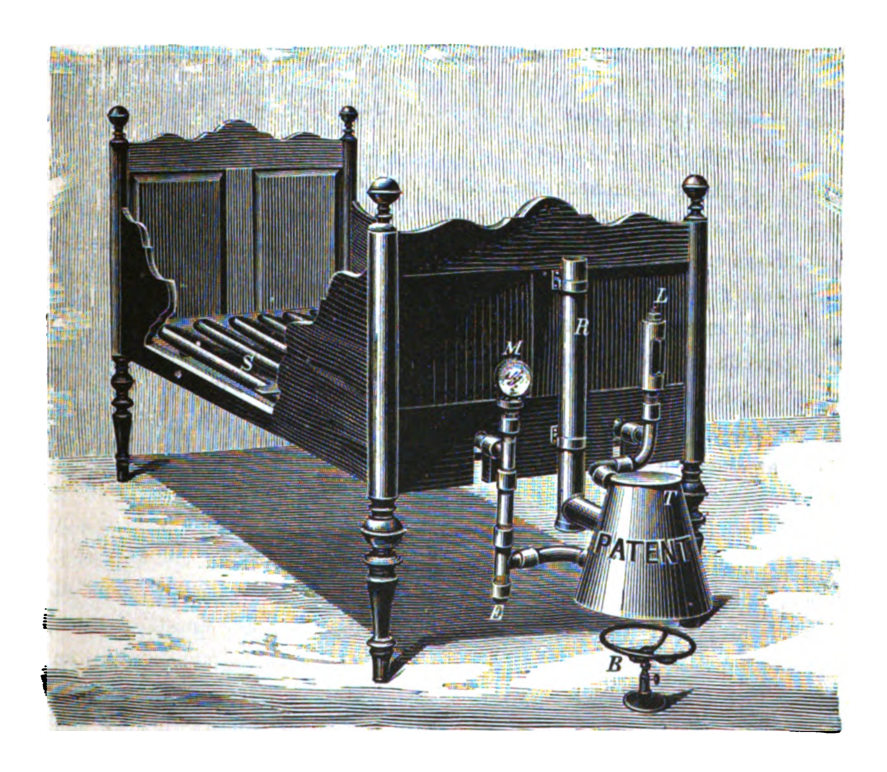
die Reibung die Blutgefässe an der Zusammenziehung verhindert. Ueberhaupt scheint mir vortheilhaft, dass die vom Wasserstrahl getroffenen Körperstellen gleich auch mitfrottirt werden. Doch lässt sich der Apparat auch zum trockenen Frottiren bestens verwerthen, indem seine Anwendung zu diesem Zwecke selbst bei recht empfindlichen Personen kein Brennen auf der Haut verursacht, wie das bei rauhstoffigen Frottirmitteln der Fall ist. Hier wird der biegsame und weiche Gummistoff beim Frottiren sogar höchst angenehm empfunden, ohne dass trozdem die Reibewirkung der von anderen Frottirmitteln nachsteht. Besonders vortheilhaft erweist sich die Dr. Kahn'sche Frottirbrause noch durch den Umstand, dass ihre Anwendung keinerlei besondere Vorrichtungen oder sonstige Vorbereitungen erfordert, denn sie lässt sich an jeder Wasserleitung und in jedem Badezimmer oder, wo beides nicht vorhanden, an jedem beliebigen Wasserbehälter mit Hahnverschluss anbringen, also auch auf Reisen mitnehmen. Ausserdem empfiehlt sich der in gefälliger Form hergestellte Apparat durch seinen verhältnissmässig billigen Preis zu allgemeiner Verbreitung". —

Vermuthlich wird dieser Apparat auch vom deutschen Brauerbund bei Entscheidung über sein Preisausschreiben für billigste Badeeinrichtungen (S. Heft III, Briefkasten) verdiente Würdigung finden. —

38. Schwizbett der Gebrüder Poensgen (Patent Faust).

Die Bekanntschaft mit diesem Apparate verdanke ich einem Aufsaze des Oberarztes Dr. L. Heusser zu Barmen in der „Berliner klinischen Wochenschrift" (d. d. 6. Juli 1888) und erkannte ihn als besonderen Fortschritt, wenn ich mich z. B. des Ausweges erinnerte, auf den der wegen Hexenschusses schwizbadbedürftige Freund O. C. verfiel, als ihm der Besuch einer richtigen Anstalt dieser Art zu fern lag. Was that er also nun? Seine Gattin kochte ihm auf Wunsch einen gehörigen Posten Pellkartoffeln, die er seinerseits dann zu einer Masse zusammengequetscht, in einen Matrazensack stopfte, um sich, von oben wohl verpackt, längelang darauf auszustrecken. Noch nach Jahren konnte er nicht lebhaft genug schildern, wie ihm diese Cur „von der Stirne heiss, rinnen liess den Schweiss". Sehr wohl! aber die Herstellung solcher Quetschkartoffelmatraze, wenn auch unter ländlichen Verhältnissen leicht durchführbar, erfordert doch immer starken Aufwand an Zeit und Handarbeit, nicht zu reden davon, dass man den entströmenden Hizegrad nur auf's Gerathewohl hinnehmen muss. In sogenannten Naturheilanstalten hilft man sich daher schon mit Holzkästen, in denen man, wie in einer mittelalterlichen Foltermaschine, bis an den


PATENT


S
M
R
L
T
PATENT
E
B

Hals steckend, sich durch Spiritus- oder sonstige Flammenheizung die „Dampfhölle heiss machen“ lässt, jedoch nicht ohne dabei, wenn nicht zuverlässige Hülfe zur Hand, Gefahr des Spielens mit dem Feuer zu laufen. Zieht schon darum, wer's haben kann, den Besuch des richtigen russischen Dampf- oder römisch-irischen Dunstbades vor, so mögen wiederum Viele den Aufenthalt in diesen Binnenräumen deshalb nicht, weil sie dabei, ausser ihrer Haut auch ihre Lungen zu Markte tragend, das gleichzeitige Einathmen der heissen Luft nicht vertragen, wovon ihnen dann das Blut so zu Kopfe steigt, dass sie erst ein Fussbad nehmen müssen und was, besonders im Zusammensein mit's nicht heiss genug bekommen könnenden Stammbadegästen, der Unbehaglichkeiten für den Empfindsamen mehr sind.

Der Gebrauch dieses Poensgen'schen Bettes nun, dessen Einrichtung aus den Abbildungen ohne Weiteres ersichtlich, überhebt Einen aller dieser Uebelstände und kann ausserdem aller Orten und zu jeder Zeit wie aus dem Stegreife, aber ohne jegliche Unfallsgefahr bewerkstelligt werden: nachdem man die „Wärmeschlange“ *S* durch den Füllstuzen bei *M* mit Wasser gefüllt, wird der Brenner *B* (hier Gasbrenner, aber auch durch Kohlenfeuerung zu ersezen) unter dem Ofen *T* entzündet (*L* Luftschraube, *M* Thermometer, *E* Entleerungsschraube) und schon nach spätestens $^1/_2$ Stunde legt man sich auf die über den Heizröhren eingefügte Matraze wie in ein gewöhnliches Bett, das nebenbei auch als einfache Schlafstelle benutzt werden kann, und sucht nun mit aller Behaglichkeit in's „Schmoren“ zu kommen.

Aus Berichten von Krankenhäusern, in denen das Schwizbett bereits erprobt wurde, z. B. dem schon Eingangs genannten in Barmen, erseh' ich, dass man diese naturgemässe Schweisstreibung schon der künstlich durch Darreichung von Salicyl, Policarpin u. dgl. erzeugten vorzieht und damit binnen 2—3 Stunden einerseits Erhöhung der Körperwärme um 1—2° C, andererseits Verminderung des Körpergewichtes um $2^1/_2$ Pfund erzielt. Die einmaligen bedeutenden Anschaffungskosten (220 ℳ) gleichen sich durch die um so niedrigeren (25 Pfennig in 4 Stunden) des Einzelbades wieder aus. —

Aus der hygieinischen Briefmappe.

Hygieinischer Lebenslauf eines Dorfschullehrers „in der Wüste“ nebst weniger gemüthlichem Anhange.

Unter den zahlreichen, mir am 9. März zugegangenen Sendungen (vgl. Heft III, Briefkasten, befand sich u. A. folgendes, die Befugniss zum Abdrucke ausdrücklich aussprechendes Schreiben des vor schon 2 Jahren mir und meinem Vereine nahegetretenen Lehrers Fr. zu Schw. bei Cassel:

„Wie mir scheint, leben wir in einer Zeit, in welcher der Medicinaberglaube sehr arg in's Schwanken gerathen ist, und nicht am allerwenigsten ist dies der Segen Ihrer .... Thätigkeit. Sollten auch manchmal (war bis jezt nicht der Fall, P. N.) Gedanken über Sie kommen, wie einst über den Propheten Elias (sans comparaison, bitte! P. N.), als er ausrief: Ich habe um den Herrn geeifert und bin allein übrig geblieben — so vergessen Sie die ihm gewordene Antwort nicht: Ich will noch lassen überbleiben siebentausend, die sich nicht gebeugt haben vor Baal (-Medizinflasche). ....“

„Im Jahre 1857 wurde ich in einem Dörfchen als zweiter und lezter Sohn einfacher Landleute geboren. Da der Ort keine eigene Schule hat, musste ich von meinem 6. Jahre an mit den übrigen Altersgenossen die eines 3/4 Stunde entfernten Dorfes besuchen, und zwar Sommer und Winter, bei Regen, Schnee, Kälte und Hize, wobei wir aber alle kräftig gediehen, ohne uns jemals zu erkälten. Ein einziges Mal war allerdings die Kälte so arg, dass ich vor Frost weinte, aber dies war im ersten Jahre. Nachher bekam ich sogar jedesmal erst Prügel, bis ich den warmen Ueberrock anzog. Ich konnte darin aber nicht nach Herzenslust umherspringen und Schneebälle werfen. Selbstverständlich wurde ich auch ein flotter Schlittschuhläufer und hinderte es nicht, dass oft die Knöchel von den Riemen der alten Schlittschuhe wund gerieben wurden. Bei diesem Sport zerbrach ich auch einen Finger, nachdem ich bei anderer Gelegenheit einen Arm und das Schlüsselbein gebrochen. Im Sommer zog ich oft gegen den Willen meiner Eltern unterwegs die Schuhe aus und lief barfuss, musste aber dies Vergnügen hernach theuer bezahlen, als mich ein Handwerksbursche, den ich geneckt, über einen Stoppelacker jagte, wobei ich mir die nackten Füsse arg verwundete. Auf unserem Schulwege lud uns auch ein silberheller Bach oft zum Bade und ich bedauerte die Erwachsenen, dass sie sich nicht so frank und frei wie wir Kinder

dahineinstürzen konnten, aber meine Mutter hat mich manchmal dafür geprügelt, dass ich nicht aus dem Wasser herauszubringen war. Da ich auch grosse Vorliebe für Wald und Jagd hegte, so äusserte ich den Wunsch, einmal Oberförster zu werden; da aber meine Eltern die Kosten dieses Studiums nicht bestreiten zu können fürchteten, so bestimmten sie mich, wenn auch gegen meinen Willen, zum Lehrerberuf. Zur Vorbereitung besuchte ich 3 Jahre lang die Präparandenschule im eine Stunde entfernten Städtchen H., so dass es mir, da ich täglich nach Hause ging, auch in dieser Zeit nicht an Bewegung fehlte. Nebenbei musste ich auch noch bei den mancherlei landwirthschaftlichen Arbeiten wie Dreschen, Pflügen, Säen, Ernten aushelfen. Als ich aber vom 17. bis 20. Jahre das Lehrer-Seminar in H. besuchte, musste ich, weil es ein Internat ist, auch darin wohnen und konnte mich höchstens an freien Nachmittagen durch Jagdgehen entschädigen, welcher Leidenschaft ich noch heute fröhne. In meiner Seminarzeit mussten wir 40 bis 50 junge Leute in demselben Raume schlafen, ich aber, obgleich ich stets nur von der Gefährlichkeit der Nachtluft gehört hatte, öffnete, wenn die Anderen schliefen, das nächstgelegene Fenster, um die entsezliche Binnenluft wenigstens etwas zu verbessern. Sehr oft kam da der gestrenge Herr Hilfslehrer, der mit uns Zöglingen die Schlafstelle theilte, recht spät von einer Kneiperei und schloss unter Wuthausbrüchen über solchen Unverstand mit rauher Hand den Flügel."

„Nach abgelegter Prüfung und Abdienung meiner sechswöchentlichen Militärzeit trat ich in's Amt und vergass da über der auf einmal erlangten Freiheit die Rücksicht auf Gesunderhaltung des vorläufig ja auch nichts weniger als kranken Körpers. Hegte ich schon immer grosse Neigung zu lustiger Gesellschaft und einem guten Trunke, so bot sich mir jezt reichliche Gelegenheit dazu, die ich denn auch gründlich ausnuzte. Aber die Folgen des flotten Lebens und der Unterlassung jeglicher Gesundheitspflege machten sich bald geltend durch katarrhalische Beschwerden, Rheumatismus, Fieber, ständiges Halsleiden u. s. w. Nun ging das Mediziniren los und ich verstand bald, mir meine Recepte selbst lege artis zu schreiben, war überhaupt wirklich ein halber Doktor; trozdem aber oder vielmehr gerade deswegen immerwährender Patient. So wurde geheirathet, die Verlobung und Hochzeit aber nicht hinter der zerbrochenen, sondern erst recht gefüllten Medizinflasche (vgl. H. 1. Jhg. Heft XII, Briefkasten, Chemnitz) gefeiert, denn auch meine Frau war und blieb leidend. Wir bekamen ein kleines, liebes Mädelchen, welches mit der Flasche ernährt werden musste. Erlassen Sie mir, die Qualen zu schildern, die wir diesem armen Erdenwurme durch falsches Inachtnehmen und dgl. bereiteten, bis

es schliesslich in Krämpfen beinahe verschied, da wurde eine Amme genommen, Nachts das Bett an den warmen Ofen gerückt und die Fenster verbarrikadirt. Schrie das Kind vor Lufthunger, so wurde ihm der Zulp in den Mund gesteckt und auch meine Frau konnte keine Stunde anhaltend schlafen. Da las ich Ihre . . . Aufsäze in einem Beiblatte der preussischen Lehrerzeitung, aber sie kamen mir fast zu spät, da auch meine Frau in Folge der stetigen Unruhe, Luft- und Wasserscheu erkrankte. Doch gelang es, sie noch, wie ich Ihnen schon früher mittheilte, von ihrem Leiden zu retten."

Das damalige Schreiben (d. d. 30. Dez. 1885) druck' ich aus meinem Lungenbuche (6. Aufl.) einschaltungsweise hier ebenfalls ab:

„Um die Zeit der vorigen Jahreswende war es, als meine Frau, nachdem sie schon einige Zeit an Husten gelitten, Blutsturz bekam. Auf Anordnung eines hiesigen Arztes wurde sie in das Zimmer und ins Bett gebannt. Morphium und Alaun musste sie nehmen, Eisbeutel auf die Brust legen und sich so ruhig wie möglich verhalten. Zwar stellten sich weitere Blutungen nicht ein, aber die Patientin wurde sichtlich schwächer, der Husten dauerte fort, Auswurf stellte sich ein und Herzklopfen liess nicht mehr nach. Schliesslich gesellten sich noch asthmatische Anfälle hinzu und ich glaubte die Worte Scheffels auf meine Frau anwenden zu müssen:

„Das Feuer will verlöschen, Das lezte Scheit verglüht;
Die Flammen werden Asche, Das ist das End' vom Lied."

Meine Frau selbst hatte alle Hoffnung auf Genesung verloren. In dieser meiner Noth erinnerte ich mich der aus Ihrer Feder stammenden Aufsäze in der Preussischen Lehrerzeitung über „die Lungenschwindsucht und ihre hygieinische Selbstkur", kaufte mir schleunigst Ihr Buch von der Lunge und richtete darnach die Behandlung der auf 88 Pfund abgemagerten Kranken gegen den Willen des Arztes. Atemhalten wurde geübt, Waschungen vorgenommen, bei offenem Fenster geschlafen, die Speisen nach Ihrem Speisezettel eingerichtet und, obwohl oft 13° Kälte herrschte, die Kranke ins Freie geführt, wobei sie zuerst nur wenige Schritte zurückzulegen vermochte. Und der Erfolg — er war ein glänzender! Wenn auch langsam, so doch sicher schritt die Genesung fort, so dass ich im Sommer vorigen Jahres mit meiner nunmehr lebensfrohen und gesundheitsfrischen Frau Fusstouren nach 8 bis 10 Stunden entfernten und 930 m hohen Bergen in einem Tage machte." —

„Nun war ich bekehrt und betete den Baal nie wieder an, denn auch ich wurde meine vorhin aufgezählten Leiden sofort los, als ich anfing nach der hygieinischen Heilslehre zu leben, und leztere zu studiren . . . ., was fortan meine liebste Beschäftigung, weshalb ich mich als Stammleser anzusehen bitte. Als Beamter, der jeden

Ersten im Monat sein Gehalt empfängt, freu' ich mich wohl auf diesen Tag, doch nicht so sehr wie auf den 15., wo Hygieia erscheint. Wenn ich aber gedachte, nun alle Welt für diese gute Sache zu gewinnen, so sollte ich mich stark getäuscht haben. Die Mehrzahl meiner Bekannten lächelt mitleidig über mich und nennt mich spöttisch nicht anders als den „N.“, doch hab' ich's wenigstens durchgesezt, dass dahier eine Flussbadeanstalt eingerichtet wurde. Wie getrost aber lebe ich jezt mit Frau und Kind, da wir uns so wohl fühlen und keine Krankheit mehr fürchten! Seit Jahren herrschen hier ansteckende Kinderkrankheiten, besonders Diphtheritis, und würde ich mit meiner Frau in Angst vergehen, wenn wir nicht wüssten, wie wir die Gesundheit unseres Lieblings erhalten können. Meine Frau hat seit jenen Blutstürzen über keine Gesundheitsstörung mehr geklagt und wenn bei dem kleinen Mädchen mal Unwohlsein eingetreten ist, so dauert es höchstens einen Tag. Ich selbst „werde noch krank vor lauter Gesundheit“. Ich bin überzeugt, meine Frau ruhte schon unter der Erde und mein Kind wäre eine welke Pflanze, wenn ich nicht Ihre . . . Lehren kennen gelernt hätte. . . . Das Bewusstsein, mich mit Frau und Kind gesund und glücklich gemacht zu haben, soll mein Geburtstagsgeschenk für Sie sein.“ —

Anhang. — Um meinerseits rückhaltlos dem Audiatur et altera pars gerecht zu werden, so erhielt ich ebenfalls lezthin aus Vorort Tempelhof ein höchst unwirsches Schreiben mit der blossen Unterschift „G. Berger“, welcher mir nichts weniger als Folgendes vorwirft: Nachdem er sich wegen Brustleidens mit vollem Vertrauen mir zugewandt und mit Eifer nach meinem Lungenbuche curirt, verdanke er mir's nunmehr, dass er sich am Rande des Grabes fühle und den Tod als Erlösung herbeiwünsche. Einer unserer hervorragendsten Specialärzte in Brustkrankheiten (der Name bleibt zu seinem Besten hier verschwiegen) habe ihm denn auch, als es leider schon zu spät, bestimmt erklärt, dass er sich durch diese unsinnige (sic!) Athemgymnastik eine unheilbare Herz- und Lungenerweiterung zugezogen. Alles Ernstes rathe er mir daher, in Zukunft mit meinen gesundheitsgefährlichen (sic!) Rathschlägen vorsichtiger vorzugehen, um nicht noch mehr Leichtgläubige unglücklich zu machen(!) —

Vergleichung mit dem schon früher (H. Jhrg. 1, S. 109) mitgetheilten Schmähschreiben eines „Henning“ ergab sowohl nach Handschrift als Redeweise auf's Sicherste Abstammung beider Briefe aus einer und derselben Feder, nebenbei also auch, dass das Opfer meiner Missethat seit Jahresfrist noch am Leben. Da ferner weder jener noch dieser Name nebst darin berichteten Einzelheiten in

meinem, sehr sorgfältig geführten, Addressenverzeichniss zu finden, dass Absender seinen wahren Namen beide Male nicht genannt, wenn nicht überhaupt, was mir höchst wahrscheinlich, nach fremdem Diktate geschrieben. Da auch Nachforschung an amtlicher Stelle in Tempelhof keinen „G. Berger“ ergab, so bleibt mir nur übrig, ihm, wie schon damals dem p. „Henning“ an dieser, ihm aber wohl nicht zu Gesichte kommenden Stelle Empfang seines werthen „Schreibebriefes“ zu bestätigen. Sollte jedoch die Frage aufsteigen, wer wohl in Wirklichkeit hinter diesem Angriffe aus dem Hinterhalt stecke, so kann ich vorläufig nur antworten: keinenfalls der ärztliche Geschichtschreiber der neueren „medizinischen Therapie“ (vgl. Heft 4, S. 113 unten). —

Hygieinischer Lesetisch.

Ueber die Schularztfrage hielt unser Pionier für freien Aufschwung im Schulwesen überhaupt, Professor Dr. Schwalbe am 9. April im Friedrich-Wilhelmstädtischen Bezirksverein einen Vortrag, der im Ganzen offenbar darauf hinauslief, den Schulmann zum Pfleger des Mens sana in corpora sano zu gleichen Theilen zu erheben und also von Bevormundung durch leibsorgerische Ueberwachung im heutigen schulmedicinischer Sinne freizuhalten. Die Gefahren der Zusammenschaarung im Binnenraume und des anhaltenden Sizens zwar zugestehend, weist er doch die durch Dr. Cohn . A. geschürte Schwarzseherei zurück und bestreitet überhaupt die Nothwen[illegible]keit, dass nur Aerzte zur Anstellung berufen werden, da dies ebensogut d[illegible] vorgebildete Lehrer thun können. Die Anstellung von Schulärzten in Berl[illegible] nach belgischem und französischem Vorbilde würde den Eltern neben Schul[illegible]uch noch Schulaufsichtsgeld aufbürden und ferner zu Streitigkeiten zwisc[illegible] Schul- und Hausärzten führen. Einfach genüge die Berufung einer auch [illegible]t Pädagogik vertrauten ärztlichen Kraft in die Schulaufsichtsbehörde, ein [illegible]rschlag, mit dem ich auch meinen werthen Mitarbeiter, Professor Witte (vg[illegible] H. 2. Jhrg., 37), im Voraus einverstanden zu wissen glaube. —

„Wir Wilden sind doch bessere Menschen!“ - Vom nackten hygieinischen Standpunkte muss man, wenn man ihn mit den f[illegible]enden Einzelheiten auch beileibe nicht als mustergiltig hinstellen darf, die[illegible] Vorhaltung wiederum Wort haben, nachdem man den Bericht über einen [illegible]n Missionssuperintendent Kropf in der Nachtigalgesellschaft für [illegible]aterländische Afrika-Forschung am 11. April über Sitten, Geb[illegible]uche und Religion der Kaffern gehaltenen Vortrag gelesen. Der volle 42 J[illegible]hre lang unter diesen Leuten geweilt habende Redner lernte sie offenbar viel getreuer kennen, als wir Berliner die ihrer Zeit hierher verschlagene und troz naturwüchsiger Schauspielerei doch „von der übertünchten Höflichkeit Europa's“ schon angekränkelte Show-business-Auslese (vgl. „Sprechst. XVII, 163). Man höre: Hat ein Kaffer Zahnschmerzen, so nimmt er seine Assagai und bohrt damit so lange im kranken Zahn herum, bis er herausfällt. Hat er Leibschmerzen, so lässt er sich, auf dem Rücken liegend, von einem Andern

mit den Elephantenhaut-harten Füssen so lange auf dem Leibe herumtreten, bis er den Schmerz beseitigt glaubt. Als Schlafstätte dient ihm der platte Erdboden, dazu als Kopfkissen eine ein Thier darstellende Holzschnizerei. Die Männer schnupfen, die Weiber rauchen Tabak leidenschaftlich, erstere aus eisernen Löffeln, leztere aus Beuteln vom Fell der wilden Kaze, mit Perlen verziert. „Taschentücher“ kennen sie schon darum nicht, weil sie, nackend gehend, überhaupt Taschen nicht führen, statt dessen dient ihnen ein kleiner, an langer Kette herabhängender Spaten. Jede Krankheit rührt von einem Anderen, und zwar Behexten, her, den der Zauberdoktor herausfinden muss, damit er auf Befehl des Häuptlings todtgeschlagen werde. Ihre Geseze und sonstige Ueberlieferungen erben von Geschlecht zu Geschlecht, aber ohne Weiterung, da sie meist eine hohe Altersstufe erreichen u. s. w. —

„Konfirmirt“. Zu der unter dieser Ueberschrift im vorigen Hefte (S. 98) enthaltene Osterfeststudie freu' ich mich heute nachtragen zu können, dass, was mir, dem noch nicht lange hier Ansässigen, bis dahin unbekannt, im Nordviertel von Berlin (Schulstrasse 67) bereits eine solche leibsorgerische Konfirmationsanstalt, wenn auch vorläufig nur in kleinem Massstabe, vorhanden, nemlich die Anstalt des „Frauenvereins zur Erziehung minorenner Mädchen für die Hauswirthschaft“. Unentgeltlich werden hier etwa 15 der Schule entwachsene Zöglinge zwei Jahre lang zu körperlicher Erstarkung und Uebung in Hauswirthschaft ausgebildet. Möge der gerade Ende d. M. vom Vereine im Hôtel de Rome zu veranstaltende Verkaufs-Bazar seiner Kasse reichlichen Zuschuss einbringen! —

Den siebzigsten Geburtstag feierten abermals Ende April der Dialekt-Dichter Claus Groth in Kiel und der geistige Urheber der „Mirza-Schaffy“-Dichtungen Fr. Bodenstedt in Wiesbaden. Aus den von den Tagesblättern dieser Doppelfeier nach Gebühr gewidmeten Berichten verzeichnet Hygieia wenigstens eine Stelle aus dem von Herrn E. Rittershaus, dem Herausgeber der „Täglichen Rundschau“ gewidmeten Lobgesange:

„Es rufen, die sich heut' um dich gesellen:
Frohsinn's Apostel, Freund der Grillenfänger,
Du Perlenfischer in des Weines Wellen —
Hoch sollst Du leben, siebenzigjähriger Sänger!“ —

Variante auf den hygieinischen Receptspruch: „L'allegrezza nutrisce la vita!“ —

Im Verein für naturgemässe Gesundheitspflege zu Frankfurt a. M. (Ehrenvorsizender Herr J. Oppenheim) wurden laut ausführlicher Berichterstattung im „Frankfurter Journal“ am 19. und 22. März von einem nichtärztlichen Mitgliede Vorträge über die Krankheiten der Lunge und ihre Heilung gehalten, welche von gewaltigem Aufschwunge des hygieinischen Gemeindewesens beredtes Zeugniss ablegen. Gleich durch offene Nennung der zur Vorbereitung benuzten Buchquellen gibt der im Berichte bescheidentlich ungenannte Redner seine Redlichkeit zu erkennen, während gewisse Skribefaxe in „Naturheilkunde“ Seiten lang ihren Most wohl mit Bartel holen, aber so thun, als ob sie nicht wüssten wo? Beispielsweise bekam ich eine „Arbeit“ (?) über Erkältung zu lesen, welche, wenn sie auch nicht Wort für Wort aus meinem Hausbuche abschreibt, doch mit lauter bisher nur von mir gebrauchten Schlagwörtern um sich wirft, ohne nebenbei mit Nennung anderer Schriftstellernamen zu geizen. Da sich nun diese unverfrorene Art der „Entlehnung“ stehend wiederholt, so wollen sich meine geehrten Leser nicht

wundern, wenn ich neuerdings hie und da die — mir selbst wenig genehme — Schuzflagge des „Nachdruck verboten!" hisse. In der Sache jedoch will ich mit jener Feststellung den Herrn Vortragenden so wenig von oben herab ansehen, dass ich ihm im Gegentheil bezeuge: nachdem er in seiner Eigenschaft als „Laie" bei meinem Lungenbuche in die Schule gegangen, fasste er mit hygieinischem Klarblicke die wissenschaftlichen Leitgedanken auf und verdaute sie, nicht ohne auch die allerneuesten „Errungenschaften" der Specialforschung heranzuziehen, so selbstständig, dass er nicht wie ein blosser Nachbeter, sondern wie ein eingeweihter Leibsorger die naturgemässe Heilslehre predigte. (Weitere Ausführungen über solch' „synodales" Gemeindeleben s. in „Sprechstunden" Bd. IX, 292 ff.). — Auch in

München gab unser Dr. Gerster durch einen am 15. März im „Localverein der Schreiner" gehaltenen, in Nr. 253 an „Das Recht auf Arbeit" ausführlich berichteten Vortrag über das „Heilkräfte, nicht Heilsäfte!" Anstoss zu einer solchen nicht „von Protektor's Gnaden", sondern aus dem Volke heraus erstehenden Gemeinschaft. —

Theodor Müller, der mit 56 Jahren in der lezten Märzwoche zu Catania auf Sicilien verstorbene Besizer und zugleich Spiritus rector der „Nordhäuser Zeitung" (Auflage 9000 Exemplare), verdient auch in diesen Blättern einen warmen Nachruf. Persönlich lernte ich ihn vor bald 20 Jahren kennen, als er in seiner Eigenschaft als Leiter des dortigen Männerbildungsvereins mich zur Abhaltung eines Vortrages dorthin berief, und zulezt sprach ich ihn (wie in „Sprechst." XX, 209 ausführlich berichtet) bei derselben Gelegenheit im Herbst 1887, als er sich eben zur zweiten Orientreise anschickte, wo ich ihn noch veranlasste, meinen werthen Mitstreiter, Dr. Gerster, für laufende und bis jezt in der That wöchentlich fortgesezte Aufsäze über Hygieine im Sonntagsblatte seiner einflussreichen Zeitung zu gewinnen. Hier berieth er mich im August 1887 als angeblicher und deshalb schon auf die verschiedenste Weise local-specialistisch misshandelter Kehlkopfkranker. Nicht schwer fiel's aber, diesem einsichtsvollen Heilbedürftigen zum Bewusstsein zu bringen, dass sein Bischen Kehlencartarrh, sowie die nicht heisere, sondern schwache, klanglose Stimme nicht von Stimmbandfehler, sondern ausgedehnter, langjähriger Lungengewebsschrumpfung und darum „verminderter Athemfläche", also von Lahmbrüstigkeit herrühre, darum auch nicht mehr zu heilen sei. Trozdem hielt er noch an meinem Herbstvortragsabende mit schwacher, jedoch deutlich vernehmbarer Stimme die Eröffnungsrede, nachdem er auf jede Localbehandlung verzichtet, sich aber auf fleissige Uebung der noch luftführenden Lungenabschnitte, Hautpflege u. s. w. verlegt. Auch wusste ich seinen Entschluss, den „warmen Süden", wie schon früher einmal, nicht als festsizender Curgast, sondern als Wanderer aufzusuchen, nur gutheissen. Ausserdem kam ihm in Erhaltung seines gebrechlichen Körpers seine streng vegetarische Lebensweise ebenso zustatten, wie seinem, ihm vorangegangenen Freunde E. Baltzer (Ausführliches über diesen edlen Dulder s. „Sprechst." XX, 210), mit dem sowie mit Säule Belitzky zusammen er überhaupt schon seit Jahrzehnten das seiner Vaterstadt neben ihrer weltlichen Spiritus-Industrie vor anderen eigenthümliche, rege Geistesleben schürte, wie denn die „Nordhäuser Zeitung" gerade kürzlich wieder ob ihrer freisinnigen Haltung mancherlei Massregelungen zu erdulden hatte, mit einem Worte: ein vielseitiger Pionier der frischen, freien Geistesregung und dabei durch redlich erworbene Wohlhabenheit auch zu thatkräftigem und rücksichtslosem Handeln befähigt! — Liess er auch bei seiner persönlichen Bedürfnisslosigkeit, Ehelosigkeit und

unscheinbaren Kleidung — unter dem Heere von Arbeitern in seinem Bureau vermuthete man am lezten in dieser dürftigen Persönlichkeit mit dem grünen Augenschirm auf der Stirn den das Ganze wie an der Strippe leitenden Chef — im geschäftlichen Verkehre die Vorliebe für's: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf“ durchblicken, so wissen doch nicht Wenige und auch nicht die Niedrigsten von der Ausdauer zu berichten, mit welcher der — nun zu Gotha feuerbestattete — Th. Müller unverschuldete und ehrenhafte Bedürftigkeit vor Sorgen zu schützen suchte, darum: Friede seiner Asche! —

Arsenikpillen in Glasfläschchen erhielten (laut Hamburger „Reform“-Ausschnitt) die Unteroffiziere (warum blos die?) der Wissmann-Expedition mit, um sich schon auf der Hinreise durch tägliches Einnehmen von bis 3 Stück gegen das Klimafieber zu sichern! — Nach einer früheren Betrachtung (H. Jhrg. I, Heft 6, S. 216) brauch' ich dieser Mittheilung nur folgende allerneueste aus dem endlich vom schon verschollen geglaubten Stanley eingelaufenen Berichte entgegenzuhalten: nach unsäglichen, wochenlangen Strapazen eines in seinen Einzelheiten schier unglaublichen Marsches durch dichtesten Urwald, „wie die Schatten“ in's Freie und bei menschlichen Wohnungen angelangt, erquickten sie sich durch Genuss von Melonen, Bananen, Wein, Hühner- und Ziegenbraten; die Ausgehungerten erholten sich nun rasch und „verloren wie durch ein Wunder (sic!) das Fieber!“ —

Richard Wagner und die Frauen. — Der bekanntlich mit gewaltiger Gegnerschaft kämpfende Zukunftsmusiker rühmte in seinen von Breitkopf und Härtel herausgegebenen Briefen den Frauen wenigstens unmittelbare Empfänglichkeit für seine Neuerungen nach, indem er z. B. an Uhlig schrieb: „Mit Frauenherzen ist es meiner Kunst immer noch ganz gut gegangen, und das kommt doch wahrscheinlich daher, dass bei aller herrschenden Gemeinheit es den Frauen doch immer noch am schwierigsten fällt, ihre Seelen so gründlich verledern zu lassen, als dies unserer staatsbürgerlichen Männerwelt zu so voller Genüge gelungen ist. Die Frauen sind eben die Musik des Lebens: sie nehmen alles offener und unbedingter in sich auf, um es durch ihr Mitgefühl zu verschönern“. Und in einem späteren Brief: „Frage E., was ich darunter verstehe, sie wird es dir mit zwei Worten klar und deutlich machen, denn — glaube mir — dieses Mädchen ist dir weit voraus — und woher? Durch ihre Geburt, weil sie ein Weib ist. Sie ist als Mensch geboren — du und jeder Mann wird heutzutage als Philister geboren, und langsam und mühevoll gelangen wir Aermsten erst dazu, Menschen zu werden. Die Frauen, die ganz das geblieben sind, was sie von Geburt an sind, können uns einzig lehren, und wären sie nicht, wir Männer gingen rettungslos im Dütendrehen zu Grunde.“ Neue Bestärkungen in seinem Frauenkultus blieben für Wagner niemals lange aus. „Gestern“ meldet er am 25. März 1852 „erhielt ich einen Brief aus Hamburg von einer Frau von aristokratischer Geburt, die für meine Schrift dankt: sie sei durch sie erlöst worden. Sie erklärt sich mir zur vollständigen Revolutionärin. So sind es doch immer die Frauen, die mir gegenüber das Herz auf dem rechten Fleck haben, wogegen ich die Männer schon fast ganz aufgeben muss“.

Der Pionier der Hygieine und insbesondere der „Antikinderquälerei“-Mission braucht noch gar kein R. Wagner sein zu wollen, wenn er seinerseits feststellt, dass er für seine Sache, die ja überhaupt keine Zukunftsschöpfung, sondern nur Rückkehr zur Natur bedeuten will, ebenfalls bei der Frauen- und Mädchenwelt, zwar nicht der Mehrheit, aber einer um so erleseneren Minderheit begeisterte und ausdauernde Anhängerschaft findet. —

„Frische Fische, gute Fische!“ — In Erfüllung dieses schon alten Merkspruches auch für die binnenländische Nachfrage reisen todte Seefische jezt auf der Eisenbahn schon viel gesünder — „zugig“ und doch warm — als manche lebenden Menschen! — Mitte April kam nemlich auf hiesiger Central-Markthalle am Alexanderplaz der erste Fischtransportwagen von „Esbjerg's Fiske Export“ an, so genannt nach dem an der Westküste von Jütland, etwa 100 Meilen weit von hier, gelegenen Städtchen Esbjerg, unternommen vom Grosshändler Steenberg, mit einer Ladung von 5 800 Kilo Fischfleisch, aber nicht „eingepöckelt“, sondern auf Stabgestellen so auseinandergetheilt, dass überall Luft hindurchziehen kann, und zwar vermittelst einer Vorrichtung (Kreiselpumpe), welche einerseits die verbrauchte Luft hinausführt, andererseits die frische durch einen Eisbehälter eintreten lässt, wobei das Thermometer dauernd 4° Wärme zeigt, also Gefrieren verhütet wird. Nebenbei noch Vorrichtungen zur Beförderung lebender Fische. Gewicht des in Malmö erbauten, leeren Wagens: 242 Centner. Der sehr lebhaft ausgefallenen Versteigerung der aus Schellfisch, Kabeljau und Flundern (leztere zum Theil schon abgezogen und gereinigt) bestehenden Ladung wohnte u. A. auch Herr R. Virchow bei. (Ausführliches über die hygieinische Bedeutsamkeit der Fischfleischkost s. „Sprechstunden“ Bd. VI, S. 237 ff.)

Ueber ärztliche Berufsbildung und Praxis der Frauen hielt nach dem Vorbilde von Fräulein Dr. Schultze (H. III, 79) Anfangs April in Wien Frau Dr. med. Rosa Kerschbaumer Vortrag, und zwar vor zahlreichem zu 2/3 aus Damen der höheren Stände bestehenden Zuhörerkreise. Doch fehlten auch nicht Professor Dr. v. Schrötter, Dr. Böhm vom Rudolphspital, Dr. Lorinser u. a. ärztliche Koryphäen. Die „hübsche, modern gekleidete“ etwa 35jährige Gattin des Augenarztes Dr. K., theilt sie sich mit ihm so in die Arbeit, dass er die Lauf-, sie die Anstaltspraxis an durchschnittlich 50 Patienten besorgt. Im Vortrage jedoch verbreitete sie sich hauptsächlich über die Vorzüge der weiblichen Kunsthülfe bei Frauen- und Kinderkrankheiten nicht ohne lebhaften Beifall zu ernten. Die Schlussworte der, ihrer Sache offenbar und, wie mir scheint, mit Recht sicheren Frau Doktorin lauteten: „Gebt uns nur Raum d. h. Gleichberechtigung; das Uebrige werden wir uns schon selbst schaffen. Per aspera ad astra! (Mittheilung aus „N. Fr. Pr.“ von Säule H. in Wien). —

Goethe's Todesanzeige druckt aus der Sammlung des Herrn v. Donop in Frankfurt a. M. der neueste Bericht des „Freien deutschen Hochstifts“, wie folgt, ab:

„Gestern Vormittags halb zwölf Uhr starb mein geliebter Schwiegervater, der Grossherzogl. Sächsische wirkliche Geheime-Rath und Staatsminister

Johann Wolfgang von Goethe,

nach kurzem Krankseyn, am Stickfluss in Folge eines nervös gewordenen Katharrhalfiebers.

Geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche, schied er von uns im drei und achtzigsten Lebensjahre.

Weimar, 23. März 1832.

Ottilie von Goethe, geb. von Pogwisch,
zugleich im Namen meiner drei Kinder,
Walther, Wolf und Alma von Goethe.

Neue Bücher und Druckschriften.

Liese, Adam, Kgl. Kreisschulinspektor in Simmern, Allgemeine Bestimmungen über das preussische Volksschul-, Präparanden- und Seminarwesen u. s. w. mit Anmerkungen und Erläuterungen, 9. Aufl. Neuwied und Leipzig 1887. Heuser's Verlag.

Grill, J., Dr., k. k. Bezirksarzt in Ried, die übertragbaren Krankheiten unter den Schulkindern mit Berücksichtigung der bestehenden Vorschriften gegen die Verbreitung derselben. Nach einem Vortrage in der Bezirkslehrerkonferenz zu Braunau a. Inn erweitert und ausführlich besprochen. 1889. Druck von J. Stampfl & Co. in Braunau.

„Himmel, bewahre mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selbst schützen!“ — Diese Verwahrung drängt sich vom hygieinischen Standpunkte Namens der echten Schulgesundheitspflege beim Lesen dieser zwischen den Zeilen überall nach Carbol und sonstiger „Dreckapotheke“ riechenden Schrift auf. Zu S. 29, wo die Impfzwanggegner ihr Fett bekommen, fehlt nur noch ein Bild nach Art von Kaulbach's heiligem Arbues vor dem lodernden Scheiterhaufen, zu dessen etwaiger Schürung sich aber diese bezirksärztliche Schreiberei ihres soliden — Blechgehaltes wegen nicht eignen würde. — Wie recht hat doch unser Dr. Schwalbe (s. Anhang von Lesetisch) mit seiner Abwinkung des Schularztthums! —

Dr. Binder, wie er ist, mit Bildniss; Lübeck, Pr. 20 Pf. (vgl. „Lübecker Doktorgeschichte“ in H. Jhrg. 1, S. 431). — Eine am ersten Tage in 20,000 Exemplaren abgesezte Flugschrift! — Kommt's mir zwar nicht bei, für diesen Grobian eine verantwortliche Lanze zu brechen, so muss ich ihm doch die ihm freiwillig aus dem Volke heraus gewordene Huldigung gönnen. Ueberhaupt lehrt dies Ereigniss wieder einmal, dass die praktischen Erfolge des Arztthumes — das sogenannte Vertrauen — weit weniger von wissenschaftlicher Bildung als von rein menschlichen Eigenschaften gefördert werden.

Reich, E., Dr., Monatsschrift für Hygieine, hygieinische Industrie und neue Erfindungen auf dem Gebiete der Gesundheitspflege — für Aerzte, Hygieiniker, Gesundheitsbeamte, Erzieher, Geistliche, Lehrer, Polizeibeamte, Fabrikanten und alle höher Gebildeten. Januar 1889. Berlin, SW, A. Klein's Verlag (Preis 1/4 jährlich 3 Mk.). —

der bruder, zentral-blat für humane bestrebungen, warhait, fraihait, ferainfachung unt fernatürlichung, organ des internazionalen bundes für konsekwente humanität; herausgeber: johannes guttzeit in gohlis bei leipzig; geshäft-stele: buchdruckerai karl colbatzky in halle a. s. — Nr. 1. (15. april.). —

Wie's scheint, ein verspätetes — Faschings-Flugblatt! Doch droht der gute „bruder“ auch ferner „konsekwent“ (sic!) zweimonatlich fortzufahren: „Für doitslant (Deutschland) und österraich und für den übrigen postferainsberaich (sic!) 1.40 Mk. — Dass sich der verflossene Minister von Puttkamer diese den Augiasstall der Falschschreibung mit herkulischem Arme säubernde Kraft entgehen liess! —



Juni 1889 **Zweiter Jahrgang.** **Heft VI.**

Dritte Folge der ärztlichen Sprechstunden; der ganzen Reihe Nr. 117.

Sämmtliche Sendungen für die Redaction sind an den Herausgeber in Berlin W, 10, Inserataufträge und Bestellungen an die Verlagshandlung in Stuttgart zu richten. Die Herren Mitarbeiter und Inserenten, welche nicht über geeignete künstlerische Kräfte zur Illustrirung ihrer Beiträge und Inserate verfügen, werden gebeten, sich zu diesem Zwecke mit der Verlagshandlung in Verbindung zu setzen. Abdruck oder auch nur sofortige Lesung und Rücksendung unverlangter Manuscripte oder Recensionsexemplare kann nicht gewährleistet werden.

Hygieia's Gedenkblatt
auf
Giordano Bruno,

geb. 1548 zu Nola, gest. 1600, im Standbilde enthüllt auf dem Campo de Fiori am 9. Juni zu Rom.

„Die Weltgeschichte ist das Weltgerichte.“
(Schiller.)

„Das von ihm den Zunftgelehrten gegenüber bewahrte Selbstvertrauen begreift sich sittlich daraus, dass er mit Sicherheit und siegreicher Klarheit die Hohlheit und Unhaltbarkeit der damaligen Wissenschaft durchschaute und sich im Besize einer Wahrheit wusste, der die Zukunft gehöre. Weit entfernt, durch die 8jährige Kerkerhaft zum Widerruf gestimmt zu werden, erwiderte er nach Anhörung des Todesurtheiles: „Ihr fälltet es vielleicht mit grösserer Furcht als ich es empfange!“ —
(M. Carrière.)

„Dem Giordano Bruno sezt dies Denkmal das von ihm vorhergesagte Jahrhundert an der Stelle, wo einst sein Scheiterhaufen brannte.“ (Prof. Borio's Inschrift.)

Ueber gymnastische Stimmpflege und ihre hygieinische Bedeutung für Jedermann

(nach dem Vortagsabende im Berliner hygieinischen Verein vom 13. März).

Von G. Weiss, Lehrer der Gesangkunst bei der Königl. Turnlehrerbildungsanstalt und beim Königl. Domcandidatenstifte.

Vorwort. Unser nunmehriges Vereinsmitglied rühmte ich schon in der ersten Auflage meines Lungenbuches (1872, jezt 6. Aufl.) als Verfasser der gediegenen Schrift „Allgemeine Stimmbildungslehre für Gesang und Rede mit anatomisch-physiologischer Begründung“ (Braunschweig 1868). Seinen lehrreichen Vortrag veranschaulichte er ausser mit den auch hier abgedruckten Zeichnungen durch Vorführung eines Brustkorb-Skeletes mit beweglicher Zwerchfellnachbildung sowie durch ein vergrössertes und ebenfalls bewegliches Modell des Kehlkopfes. Wie Gesangunterricht von einsichtigen Lehrern schon lange als „Tiefeinathmungscur“ gegen Brustschwäche und Schwindsucht ausgeübt wird, zeigte ich („Sprechstunden“ Bd. IV, S. 154) aus einer Schrift der Marquise Ciccolini und hier nun bietet Herr Weiss eine ebenso sichere, als einfache und zugleich „gefahrlose“ Anweisung sowohl für Gesunde als Solche, die's erst werden wollen, um das Stimmorgan für erfolgreichen Gebrauch in Gesang und Rede ebenso heranzubilden, wie Jedermann auch dazu gelangen kann, die Lippen des Mundes als musikalische Werkzeuge z. B. zum Hornblasen mit Geschick zu verwerthen. (P. N.)

I.

In der Gesundheitspflege im Allgemeinen spielt die Gymnastik bekanntlich längst eine hervorragende Rolle. Sie bezieht sich hier vorzugsweise auf die Anregung und Entwickelung der Muskeln der Extremitäten und einzelner Theile derselben, z. B. der Finger zum Zweck des vielverbreiteten Klavierspiels.

Gymnastische Pflege des Stimmorganes dürfte dagegen als ein bisher völlig unbekannter Zweig menschlicher Bestrebungen gelten. Jedenfalls möchten die Vorstellungen von den dafür zu wählenden Angriffspunkten sich als dunkel, unzureichend, ja geradezu irrthümlich herausstellen, wie dies durch alles bisher über Sprechen und Singen bis in die neueste Zeit Geschriebene bewiesen wird.

Die Stimme erscheint von Natur unmittelbar unter der anregenden Gewalt des Athems und des Tonsinnes. Gesteigerte Anstrengungen der Athmung führen ohne Weiteres zu verstärkten Kraftäusserungen der Stimme und im Verein mit dem Tonsinn in gewissen Grenzen zur Erweiterung des Tongebietsumfanges, wenigstens einseitig nach der Höhe. Was liegt daher wohl näher als die Meinung, dass ein System der Stimmgymnastik einfach in einer

methodischen Steigerung der Kraftbethätigung und Anregung dieser beiden Factoren zu suchen sei! Vielleicht, dass in der That auf diesem Wege, Hand in Hand mit der organischen Körperentwickelung auch etwas zu erreichen wäre. Die Gefahr liegt aber auch eben so nahe, dass das Naturvermögen der Stimmerzeugung unter dem Einfluss dieser Bestrebungen an Kraft, Umfang, Ausdauer und klanglich ästhetischem Werthe immer mehr verliert und schliesslich, wie viele Beispiele zeigen, gänzlich zu Grunde gerichtet wird.

Die Angriffspunkte für eine gymnastische Stimmpflege oder „Stimmkultur" d. h. eines gymnastischen Strebens für allseitige Entwickelung der Stimmfähigkeit nach Kraft, Umfang, Ausdauer und ästhetischer Klangbeschaffenheit der Stimme, von denen hier in erster Reihe die Rede sein soll, liegen völlig ausser dem Bereich des Muskelgebietes der Athmung, und ihre Anregung und Uebung führt nicht dazu, die Athmungsanstrengungen zu erweitern, sondern im Gegentheil die für Tonerzeugung in Anwendung zu bringende Luftmenge möglichst zu beschränken.

Ebenso liegt diese Anregung und Uebung ausser jeder unmittelbaren Beziehung zum Tonsinn und seiner Beeinflussung für Tonerhöhung und Tonvertiefung, denn sie vollzieht sich **„tonlos"**, gleichmässig für jede Tonstufe in Mittellage, Tiefe und Höhe des Stimmumfanges.

Diese gymnastischen Bestrebungen vermitteln sich also weder durch Tonerhöhung, noch durch Tonverstärkung, noch durch sonst irgend welche Beeinflussung der Tonbeschaffenheit, wie etwa helles und dunkles Klanggepräge — Wandlungen, welche in der herkömmlichen empirischen Gesangskunstlehre ein so wichtiges Hülfsmittel bilden. Es sind tonlose Muskelbestrebungen und sie beziehen sich unmittelbar auf den Vollzug desjenigen Actes der Körperbethätigung, welcher dem Phänomen der tönenden Ausathmung der Stimmerzeugung zu Grunde liegt, auf den **Vollzug der Schliessung der Stimmritze.**

Dieser Act geht bekanntlich im Innern des Kehlkopfes vor sich. Er hat die Aufgabe, ein elastisches Material, welches dort eingeschaltet und bei der gewöhnlichen Athmung den Wandungen des Kehlkopfes angeschlossen ist, für die Stimmerzeugung so gegeneinander zu führen, dass es durch den entweichenden Ausathmungsstrom in Schwingungen versetzt werden kann.

Wegen seiner verborgenen Lage und wegen der Geringfügigkeit der dafür erforderlichen Bewegung, welche durch einen Knorpelmechanismus, die sogenannten „Stellknorpel" vermittelt wird, ist der Act ebensowohl der körperlichen Gefühlswahrnehmung wie der unmittelbaren Beobachtung durchs Auge entzogen.

II.

Die wissenschaftliche Forschung hat nun versucht am ausgeschnittenen Kehlkopf den Act der Stimmerzeugung nachzuahmen. Die nach Innen gerichtete Kante des beiderseitig prismatisch gestalteten, aus Muskelfasern bestehenden elastischen Materials ist mit einem schmalen, vorspringenden, sehnigen Rande gleich einem Bande garnirt. Beim Experiment am ausgeschnittenen Kehlkopf wurden nun diese elastischen Ränder aneinander gestellt, und es war allerdings möglich, wie mittelst zweier Gummiplatten, die über ein Rohr gespannt, eine Ritze zwischen sich lassen, Töne zu erzeugen und diese Töne durch Spannung und Abspannung der Bänder tonleitermässig abzustufen.

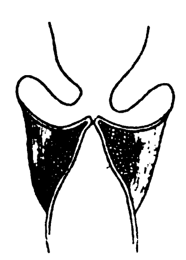
Dadurch entstand die noch jetzt in der Wissenschaft wie in der Kunstlehre geltende Meinung von „Stimmbändern“ als Klangapparate der menschlichen Stimme und von Spannung und Abspannung derselben für Tonerhöhung und Tonvertiefung, sowie die Erklärung des Unterschiedes im Entstehen der Brust- und Falsettöne, dahinlautend, dass bei ersteren die Stimmbänder in ihrer ganzen Breite, bei letzteren dagegen nur an ihren äussersten Rändern in Schwingung versetzt würden. Jedenfalls muss man sich für diese Art der Hervorbringung von Tönen am ausgeschnittenen Kehlkopf die Stimmbänder möglichst gradlinig aneinander gestellt und die Stimmritze in ihrer ganzen Länge auch zwischen den Stellknorpeln geschlossen denken. Die Schwingungen, welche auf diese Weise hervorgerufen werden, erfolgen in der Richtung von oben nach unten. Die Bänder werden vom Luftstrom nach oben und aussen geführt, und schwingen in Folge ihres eigenen Elastizitätsvermögens zurück und zwar über ihre Gleichgewichtslage hinweg nach dem Inneren des Kehlkopfes.

Auf diese Weise wird die Stimmritze ein „stehender Mechanismus“, welcher dem Athem die Stimmbänder als todte Klangapparate zu Gebote stellt, deren Spannung und Abspannung für die bedingte Tonhöhe durch die mit dem Tonsinn in unmittelbarer Beziehung stehenden Muskeln hervorgerufen wird.

Johannes Müller war es, welcher durch die Art der Herstellung seiner Experimente am ausgeschnittenen Kehlkopf diese Vorstellung vom Vorgange der Stimmerzeugung ins Leben rief. Seine Versuche dafür, worüber er in einer eigenen Schrift: „Ueber die Compensation physischer Kräfte am menschlichen Stimmorgan“ ausführlich berichtet, datiren nun bereits ein halbes Jahrhundert zurück.

Dr. C. L. Merkel, der Verfasser des umfangreichen Werkes:

„Anatomie und Physiologie des menschlichen Stimm- und Sprachorgans (1863) stellte in seinen Versuchen der Stimmerzeugung am ausgeschnittenen Kehlkopf diesem Schwingungsmechanismus der Stimmbänder einen zweiten gegenüber, indem er nicht die Bänder aneinander stellte, sondern die Wände des prismatisch geformten Schwingungsmaterials, also die Muskelmasse desselben gegeneinander presste. Die Schwingungen, welche auf diese Weise entstehen, sind anders geartet. Der Athmungsstrom drängt dabei die Wände momentan auseinander und diese schwingen demnächst durch ihre Elastizität wieder gegen einander zurück. Die Abstufung der Töne aber wurde nicht durch Spannung und Abspannung, sondern durch Verbreiterung und Verschmälerung der schwingenden Theile erzielt. Die Stimmritze ist dann nicht mehr ein „stehender Mechanismus“, welcher die todten Klangapparate, die Stimmbänder, dem Athem entgegenhält, vielmehr ist sie für jede Tonstufe das besondere Ergebniss der Lebensthätigkeit der Muskelmasse des elastischen



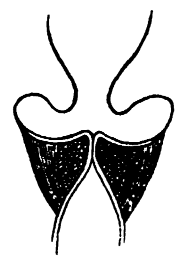


Fig. 1 und 2. Stimmlippenverschluss.

Materials, welche je nach Höhe oder Tiefe des bedingten Tones die Wandungen derselben in höherer oder tieferer Zone zum Abschluss bringt. Es sind nun nicht die durchschlagenden Schwingungen der Stimmbänder, welche die Wandungen der Muskelmasse mehr oder weniger bei ihren Schwingungen ins Spiel ziehen, sondern umgekehrt die gegenschlagenden Schwingungen der letzteren sind es, welche auch ihre Garnitur, die Bänder, mit sich führen. Henle in seinem „Handbuch der systematischen Anatomie des Menschen“ sagt in dieser Beziehung ganz richtig: „der Nutzen des elastischen Gewebes der Stimmbänder besteht meiner Ansicht zufolge, wie der Nutzen der Ligg. intercruralia der Wirbelsäule nicht sowohl in seiner Dehnbarkeit, als in seiner Eigenschaft, sich ohne Kräuselung und Faltenbildung zu verkürzen.“

III.

Die vorstehenden Figuren (1 und 2) veranschaulichen beide Arten des Stimmritzenschlusses und der damit erzeugten Schwingungsmechanismen.

Merkel gebraucht nun für die dem Athem als Schwingungsapparat entgegengestellte Muskelmasse den Ausdruck „Stimmbandkörper“. Wir wählen dafür einfach die Bezeichnung „Stimmlippen“, und wollen damit gleichzeitig hindeuten auf die vollständige Analogie des Vorganges der Stimmerzeugung im Kehlkopf mit der Verwendung der Lippen des Mundes für Tonerzeugung, die sich vollständig musikalisch gestaltet durch die Verbindung mit einem Tonwerkzeug wie Horn und Trompete als Schwingungsempfänger mittelst eines sogenannten Mundstückes.

Für die Stimmlippen ist ein solcher instrumentaler Schwingungsempfänger gegeben, nicht etwa, wie man glauben könnte, in den ihnen vorliegenden vereinigten Schlund- und Mundräumen, welche die Wissenschaft als „Ansatzrohr“ bezeichnet, sondern in dem ihnen hinterwärts liegenden Raum der Luftröhre, der Lungenkörper und des gesammten Brustkastens.

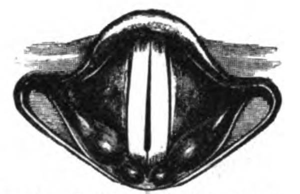


Fig. 3. Kehlkopfbild bei Angabe eines hohen Tones.



Fig. 4. Kehlkopfbild bei Angabe eines tiefen Tones.

Den Stimmlippen wohnt nun, wie sich durch die laryngoscopische Beobachtung herausstellt, im lebenden Organismus für ihre sprachliche und gesangliche Tonungsbethätigung dieselbe Compressions- und Gestaltungsbefähigung inne, wie wir an den Lippen des Mundes für ihre musikalische Verwerthung zum Hornblasen, sowie für die von Manchen mit so grosser Fertigkeit verwandten Pfeiftöne wahrnehmen. Die letzteren werden bei der Stimme durch die sogenannte Falsetstimme repräsentirt. Die beigegebenen laryngoscopischen Bilder der Gestaltung der Stimmritze der beiden Klangcharactere Brusttöne und Falsettöne sind dem Werke von Mackenzie „Singen und Sprechen“ entnommen, dessen Autor diese interessanten Beobachtungen an einer grossen Menge, darunter die berühmtesten Sänger und Sängerinnen, anstellte.

Blicken wir zuerst auf die interessante Gestaltung der Stimmritze für die Falsettönung. An Fig. 5 und 6 sehen wir ganz dieselbe kleine, rundliche Oeffnung, wie an den Lippen des Mundes beim Pfeifen, begrenzt durch eine vollständige Compression der Nachbartheile der Stimmlippen, welche hier zu beiden Seiten oder auch

darunter oder darüber liegen können. Mackenzie nennt die Compression dieser Theile „Press-Schluss".

Das Bild der Stimmritze bei Erzeugung der Brusttönung (Fig. 4) zeigt dieselbe auf tiefen Stufen in ihrer ganzen Länge auch zwischen dem Knorpelapparate offen. Ein Contact des Ausathmungsluftstromes mit den „Stimmbändern" für durchschlagende Schwingungen kann somit gar nicht stattfinden. Wir müssen daher annehmen, dass sich die Wände der Stimmlippen in tieferer Zone schliessen, dass sie hier in gegenschlagende Schwingungen versetzt werden, dass dieser Schluss wie bei den Lippen des Mundes, für Tonerhöhung sich in immer höherer Zone vollzieht und die schwingenden Theile verschmälert, sodass die Stimmritze erst auf höheren Tonstufen auch zwischen den Stellknorpeln (wie in Fig. 3) geschlossen erscheint.

Die Compression der Lippen des Mundes ist ein Ergebniss des oppositionellen Zusammenwirkens der Muskelbogen der Lippen für Zusammenziehung der Lippenspalte und der Muskeln der Wangen



Fig. 5. Weibl. Kehlkopfbild bei Angabe eines Kopfstimmen(Falset)tones.



Fig. 6. Männl. Kehlkopfbild bei Angabe eines Falsettones.

u. A. des Lachmuskels für Verbreiterung derselben. Je energischer beide Muskelwirkungen gegen einander streben, desto kräftiger, intensiver erfolgt, wie man sich durch Versuche überzeugen kann, die Compression der Lippen und sie wird um so schlechter und schwächer, je mehr die Wangenmuskeln in ihrer Gegenwirkung nachlassen.

In ähnlicher oppositioneller Weise stehen die Schliesser und Oeffner der Stimmritze einander gegenüber. Je mehr die Oeffner der Stimmritze gegen die Zusammenziehung der Schliesser in Widerstand treten, desto intensiver und tiefergreifend vollzieht sich die Schliessung der Stimmritze und umgekehrt desto laxer und seichter, je weniger die Oeffner sich den Schliessern bei ihrer Funktion entgegenstellen.

Diese Opposition wird um so mehr herausgefordert, je mehr vor dem Stimmritzenschluss, also bei tonloser Ausathmung, durch eine Einwirkung, welche ausser der Anregung des Tonsinnes liegt, die Ansatzpunkte der Stimmlippen an der Kehlkopfmechanik auseinander geführt werden.

Eine solche Anregung kann anatomisch nachweisbar vermittelt werden auf den Muskelapparat im Schlundraum, welcher das Stimm-

instrument in seiner Ruhelage im Halsraum hält und trägt und gleichzeitig bestimmt ist, dasselbe mit der ihm hinterwärts verbundenen Speiseröhre für die Schlingfunktion aufwärts zu führen und zu halten. Es sind dies namentlich die Heber der weichen Gaumendecke, welche letztere durch den Gaumenschlundmuskel, der in den hinteren Gaumenbogen verläuft, mit dem hinteren Rande des Kehlkopfes verbunden ist, sowie diejenigen Muskeln, welche die Zunge in ihrem Schlundtheile mit dem Zungenbein in die Höhe führen.

Bei dieser Schlingfunktion, die man deutlich mit dem am Halse angelegten Finger verfolgen kann, wird der Kehlkopf in seiner Totalität nach oben dem Zungenbein zugeführt; aber, in Folge der schiefen Anheftung des dafür wirkenden Muskels am Schildknorpel, der letztere dabei nach innen geneigt, wodurch gleichzeitig die Ansatzpunkte der Stimmlippen an der Kehlkopfmechanik einander näher kommen werden.

Ein solches Heranziehen des Schildknorpels an das Zungenbein kann bei enger Mundöffnung durch Verbreiterung der Mundspalte auch für den Stimmgebrauch als eine Art Erleichterungsmittel der Tonansprache und der Sprachbewegungen in Anwendung gebracht werden. Wie jeder an sich wahrnehmen kann und wie die Beobachtung lehrt, geschieht dies häufig. Die Oppositionsfähigkeit der Stimmlippenöffner wird in Folge der Annäherung der Ansatzpunkte der Stimmlippen, die sich auf diese Weise ergiebt, herabgesetzt, und der Stimmritzenschluss vollzieht sich daher zunächst seicht und schlaff und erst der Tonsinnmuskel (so nennen wir den Ring-Schildknorpel-Muskel, welcher auf Anregung des Tonsinnes für Tonerhöhung die Ansatzpunkte der Stimmlippen aus einander führt) wird bei höheren Tonstufen eine grössere Spannung der Lippe für Compression der Stimmritze herbeiführen können. So wird die Sprechstimme dünn und hochgelegt, wenn verstärkt, gedrückt und unangenehm erscheinen, der Gesangton in tiefer Lage matt, bei Männerstimmen schnarrend, in höherer Lage scharf und schreiend zu Tage treten. Im Stimmgebrauch aber wird sich leicht Ermüdung und Heiserkeit, bei grossen wiederholten Anstrengungen Erschlaffung der Stimmlippen und dauernde Unfähigkeit der Stimmerzeugung herstellen. Die bei diesem Verhalten für Stimmritzenschluss nothwendig werdenden Athemanstrengungen stellen gleichzeitig die Gefahr von entzündlicher Reizung der Lunge und des Stimmorgans als Folge der mit den tiefen Athemzügen des Brustkorbes gleichzeitig eingeführten Blutmengen in Aussicht.

Es ist aber auch möglich, den Mechanismus des weichen Gaumens für die hintere Hebung des Schildknorpels in Thätigkeit zu setzen und dabei das Zungenbein abwärts zu führen, so dass der Schildknorpel durch dasselbe darniedergehalten wird. Letzteres

geschieht, indem man die Mundspalte weit öffnet und dadurch das Zungenbein dem Muskel, welcher dasselbe nach unten mit dem Brustbein verbindet, für seine Zusammenziehung freigiebt.

Durch diese doppelte Einwirkung, Hebung von hinten und Abwärtsziehung von vorn wird der Schildknorpel in seiner beweglichen Befestigung auf dem Ringknorpel nach aussen geneigt. Dadurch nun ergiebt sich eine Auseinanderführung der Ansatzpunkte der Stimmlippen an der Kehlkopfmechanik und somit jene Einwirkung, welche geeignet ist, die Opposition der Stimmlippenöffner gegen die Stimmlippenschliesser hervorzurufen und immer mehr herauszufordern, je mehr jene Einwirkung vor dem Stimmritzenschluss gesteigert wird.

Eine derartige Steigerung geht schon hervor aus einer erhöhten Willensanregung, wenn wir sie nach beiden Punkten, nach der hinteren Fassung durch die Heber der weichen Gaumendecke und nach der vorderen Fassung durchs Zungenbein mittelst der weiten Mundöffnung (wohl zu merken bei vollständig passivem Zungenverhalten) richten. Neben dieser geistigen Anregung kann aber die hintere Fassung noch eine besondere körperliche Anregung erhalten durch ein gleichzeitiges Zusammenwirken der Lippen- und Wangenmuskeln, darauf berechnet, durch ein oppositionelles Streben gegen die Heber der weichen Gaumendecke die Thätigkeit dieser Heber für die hintere Fassung noch mehr herauszufordern. Und eben in der Herstellung dieses Zusammenwirkens, in dem Finden und Anregen der Muskeln dafür, besteht in erster Reihe die Aufgabe der gymnastischen Stimmkultur. Es wird uns dadurch neben der Athmung und dem Tonsinn ein dritter Faktor geboten, körperlich „mit Bewusstsein“ anregend auf die Gestaltung der Stimmritze und die Elastizitätsbeschaffenheit der Stimmlippen einzuwirken.

Ueber den Weg und die Art dieser Anregung müssen wir uns hier auf die folgenden Andeutungen beschränken:

Wenn sich die Muskelbogen der Mundlippen mit den Wangenmuskeln so bei weit geöffneter Mundspalte in Opposition setzen, wie dies beim Hornblasen für ihre Compression geschieht, so ergiebt sich in den Mundwinkeln zunächst ein fester Punkt. Lenken wir nun von diesem festen Punkte aus unsere Willenserregung mit möglichster Lebendigkeit auf die Heber der weichen Gaumendecke, so wird dadurch gleichzeitig auch eine lebendige Anregung aller der von oben und hinten den Mundwinkeln zugerichten Wangenmuskeln hervorgerufen. Namentlich einer der letzteren, welcher direkt von den Mundwinkeln den Schlundmuskeln zugerichtet ist, wirkt durch seine Zusammenziehung noch auf den von der weichen Gaumendecke in den hinteren Gaumenbogen zum Schildknorpel herniedersteigenden

Muskel, denselben nach vorn ziehend, und trägt in Folge dessen noch zur hinteren Hebung des Schildknorpels bei, so dass wir deutlich auch ein gesteigertes Gefühl von der Thätigkeit der Hebemuskeln des weichen Gaumens erhalten.

Durch diese gesteigerte Einwirkung auf die Auseinanderführung der Ansatzpunkte der Stimmlippen an der Kehlkopfmechanik entfaltet sich nun auch beiderseits die Thätigkeit der Oeffner und Schliesser für die Gestaltung der Stimmritze zu höchster Energie und Lebendigkeit, und die Schliessung der Stimmritze erfolgt daher für jede Stufe in möglichst tiefer Zone unter Mitwirkung aller für die Schliessung ins Spiel zu ziehenden Muskelfasern. Es findet nun auf den Schluss der Stimmritze im lebenden Organismus ganz dasselbe Anwendung, was Merkel in Beziehung auf sein Experiment mit gegenschlagenden Schwingungen am ausgeschnittenen Kehlkopf geltend macht, indem er sagt: „es braucht hier die Tension der Luftsäule im Ganzen nicht so gross zu sein, man braucht nicht so viel Luft auf einmal auf einen bestimmten Spannungsgrad zu versetzen, obwohl die geringe Quantität Luft, welche jetzt durch die Glottis streicht, mit mindestens derselben Kraft auf die Glottiswände trifft, als vorher (bei dem Schwingungsmechanismus mit durchschlagenden Schwingungen) die grössere Masse. Bei dem seitlichen Gegendruck haben wir ferner zu bedenken, dass die Konsistenz der Bandkörper dadurch vermehrt wird, dass letztere härter werden, und ihr Elastizitätsmodulus dadurch zunimmt.“

Die fundamentale Auffassung der gymnastischen Stimmkultur besteht somit in einer Anregung der Oeffner und Schliesser der Stimmritze für die Gestaltung derselben zur Stimmerzeugung, vermittelt durch die im Schlundraum gegebenen Apparate für das Fassen, Stellen und Halten des Stimminstrumentes und ausgehend von einer dem Auge und der Gefühlswahrnehmung unmittelbar zugänglichen Bethätigung der Muskeln der Lippen, des Mundes und der Wangen. —

Es ist also nun nicht mehr die Athmung, welche, wie bei den durchschlagenden Schwingungen, durch die Menge der auszutreibenden Athemluft die Kraft und die Weite der Pulsationen des tönenden Ausathmungsstromes bestimmt, sondern es ist die Intensität des Stimmlippenschlusses und die gesteigerte Elastizität der Stimmlippen, welche gegenüber dem Ausathmungsdruck die erweiterte akustische Wirkung der Pulsationen hervorruft.

Die gesteigerte Spannung der Luftsäule innerhalb der Luftröhre, durch welche dies bei den durchschlagenden Schwingungen geschieht, wirkt aber auch, wie bereits bemerkt, ermüdend und er-

schlaffend auf die Muskelthätigkeit für Stimmritzenschluss. Diese gesteigerte Spannung der Luft innerhalb der Luftröhre kann nur erfolgen, wenn, wie dies gewohnheitsgemäss bei grösseren Stimmanstrengungen geschieht, die Athemluft durch tiefe Einathmungsbewegungen des Brustkastens bis in die höheren und höchsten Räume der Lungen geführt wird. Eine blosse Beschränkung der Athembewegungen des Rippenkorbes auf die Bewegungen der unteren Rippen (Flankenathmung) ist gegenüber den Anforderungen an Ausathmungskraft für grosse Stimmkraftanforderungen unhaltbar. Es ist daher nothwendig, um die Spannung der Luftsäule innerhalb der Luftröhre stets im Minimum zu erhalten, die Athembewegungen des Brustkastens ganz auszuschliessen, und dafür die Athembewegungen des Zwerchfells hervorzurufen und zu kultiviren. Diese Athmungsbewegungen, je tiefer sie werden, drängen nur um so ausschliesslicher die Luft nach den untersten Lungenräumen zusammen und jeder Einfluss auf eine Steigerung der Spannung der Luftsäule innerhalb der Luftröhre wird dadurch vermieden, ebenso aber auch alle jene bedenklichen und gefährlichen Rückwirkungen grösserer Anforderungen an den Stimmgebrauch in Gesang und Rede unter Bethätigung der Athmungsanstrengungen des Rippenkorbes, worauf wir bereits oben hinwiesen.

An die Stelle der passiven Ausathmungsbewegungen des Rippenkorbes treten nun die activen der Bauchhölendecke — der Bauchmuskeln. Beide Muskelthätigkeiten, die des Zwerchfelles und der Bauchdecke, sind nun für die gymnastische Stimmkultur zu immer grösserer Kraftbefähigung durch Uebung zu fördern und es liegt nahe, dass daraus auch in hygieinischer Hinsicht ein wohlthätiger Einfluss auf die Unterleibsthätigkeiten im Allgemeinen ausgeübt werden dürfte.

Indem ich nun in Vorstehendem den Blick auf die Möglichkeit und den Weg einer gymnastischen Stimmkultur und die hygieinische Bedeutung derselben geöffnet habe, möchte ich die Aufmerksamkeit und das Interesse der Oeffentlichkeit in immer weiteren Kreisen auf diesen so wichtigen neuen Zweig menschlicher Bestrebungen richten. Die methodischen Grundsätze dafür haben sich bereits in einer langjährigen Praxis u. a. in der Königl. Turnlehrerbildungsanstalt, wo mir Seitens des Königl. Ministeriums seit 8 Jahren im Wintersemester alljährlich ein Cursus für Eleven der Anstalt übertragen wird, und ebenso in ähnlichen Kursen im Königl. Domcandidaten-Stift und an einer grossen Zahl Stimmbedürftiger des geistlichen und Lehrerstandes bewährt. Die praktische Einführung in den Gang der Methode zu selbstständigen weiteren Studien ermöglicht sich in Kursen von 5—10 Stunden. —

Nachtrag. — Vorstehender Aufsaz befand sich bereits unter der Presse, als in Berlin der achtzehnte deutsche Chirurgencongress tagte und aus der Sizung vom 27. April der Bericht über folgenden von Dr. Schmid (Stettin) vorgestellten, die Lehre des Herrn G. Weiss meines Erachtens sicher bestätigenden Fall erschien:

Vorstellung des 33jährigen Arbeiters Karl Throm aus Scholwin bei Pölitz (Pommern) mit vollständig exstirpirtem und künstlich nicht erseztem Kehlkopfe. Trozdem spricht er mit zwar klangloser, aber doch deutlich vernehmbarer Stimme, weil er's nämlich durch methodische Muskelübung dahin brachte, dass die Laute den am künstlich hergestellten Kehlkopfe erzeugten mindestens gleichkommen, sie aber an Naturähnlichkeit bei Weitem übertreffen. Wie nun erst, so darf ich hinzusezen, wenn die also Operirten hier bei unserem Meister G. Weiss in Cur gegeben würden? Wohnung: W. Königin Augustastr. 23. — (P. N.)

Kritik.

Die Lungenschwindsucht, besonders der Blutsturz, in den neuzeitlichen Romanschriften

von E. Eckstein, R. Ortmann u. A.

nebst einer Umschau in's Treiben an sogen. klimatischen Curorten.

Wie schon aus zerstreuten Verzeichnungen im Lesetische früherer Hefte hervorging, wie aber der Gewohnheitsleser auch anderwärts schon längst bemerkt haben wird, spielen Krankheiten und Aerzte immer häufiger in Romanschriften eine Rolle, und zwar nicht mehr, wie schon von jeher, in Zwischenfällen (Episoden), sondern erstere als Ausgangspunkt und Stoff zur Schürzung des Knotens, leztere als Helden oder wenigstens in die Handlung stark eingreifende Persönlichkeiten, und das, freilich schon recht abgenuzte Bild vom „rothen Faden“ drängt sich hier beinahe sachlich insofern auf, als zu den am liebsten geschilderten Schreckereignissen der unvermeidliche Lungenblutsturz herhalten muss. Diese Liebhaberei fiel mir zunächst bei Vergleichung mit ähnlichen Bühnenstücken auf, wo ja auch schon lange schleichendes Brustleiden mit gelegentlichen Ausbrüchen (Paroxysmen) eine Hauptrolle spielt z. B. in Göthe's Clavigo (H. Beaumarchais), Delavigne's Ludwig XI (von einem Rossi mit geradezu klinischer Schärfe durchgeführt), Brachvogel's Narciss (Pompadour) bis hinauf zu A. Dumas' Cameliendame u. s. w. Wenn dem wirklichen Blutsturz wider Willen auf der Bühne, und zwar tödtlich, der grosse Molière selbst, und vor-

übergehend die durch ihren spindeldürren, aber um so widerstandskräftigeren Körperbau berühmte Sarah Bernhard befallen wurden, so sieht man vielmehr die durch die Handlung vorgeschriebenen Ausbrüche stets unblutig auftreten. Nicht zweifelnd, dass sich's auf Verlangen künstlich darstellen liesse, suche ich den Grund dafür, dass, obgleich nach blossem ärztlichen Ermessen Blutsturz am Plaze wäre, immer nur eine — ziemlich verschrobene — Art von Herzkrampf dargestellt wird, von dem, wie ich als blosser Zuschauer ja zugebe, widerwärtigen Eindrucke, daher denn auch die Schlussdiagnose meist auf „gebrochenes Herz“ hinausläuft. So nennt's auf der Bühne selbst das Opfer in „der Müller und sein Kind“ (Reklam, Universalbibliothek Nr. 1698), welches Rühr- und Wein-Volksdrama in 5 Aufzügen sich von den zahlreichen, einst vorherrschenden Stücken unseres guten, alten Raupach fast allein bis auf den heutigen Tag, und zwar auf östreichischen Bühnen erhalten, wo's, wie mir Dr. Kisch in Marienbad erzählte, alljährlich am Allerseelentage zur Aufführung gelangt. Täusch' ich mich ferner nicht, so lässt sich andererseits im Lesestücke der blosse Krampf schon nicht so breit ausmalen wie der Blutsturz, der sich auf dem Papier ja ganz sauber ausnimmt und nur bildlich dem empfindsamen Leser „das Blut in den Adern erstarren“ macht. Will ich meinerseits mich weder dem Schriftsteller noch dem Leseliebhaber maassgeblich aufdrängen, so muss ich doch vom ärztlichen Standpunkte die meisten Schilderungen dieser Art als keineswegs der „Natur abgelauscht“, sondern mehr als Ausmalungen jener Stimmung belächeln, die sich in herkömmlicher Angst und Zittern vor dem vermeintlichen Schreckgespenste des Blutsturzes verzehrt, und bedauern, dass diese der hygieinischen Gesundheitsfreudigkeit zuwiderlaufende Schwindsuchts- und Blutsturzangst auch noch in „schöngeistiger“ Fassung genährt wird. Zum Glück las ich wenigstens noch nichts von Bacillenspuckerei und -Seierei! —

Um dieser Schwarzseherei abermals mit der Ermahnung zu „ruhig Blutbewahren“ entgegenzutreten, erinnere ich daran, dass allerdings auch ein Göthe beinah auf den Tod erschrack, als sein Sohn Walther in den 20er Jahren vom Blutsturz ergriffen wurde, dass aber dieser Sohn selbst, obgleich seinerseits fortlaufend von der Angst vor Rückfällen gepeinigt, sein Leben auf volle 73 Jahre brachte (gest. 1885). Als ältestes Beispiel in der Literatur findet sich bei Herodot der Fall des persischen Reitergenerals Pharnuches, der beim Aufbruche von Sardes von seinem sich vor einem ihm zwischen die Beine gelaufenen Hunde entsezenden Pferde stürzte und darauf „Blut spie“, sich auch nicht wieder erholte, sondern in Abzehrung verfiel — offenbar das Seitenstück zu unserem Schnell-

läufer Käpernick, von dem's hiess, er habe sich die Schwindsucht „an den Hals gelaufen". Thatsächlich that er in militärischer Ausrüstung einen Sturz und verleztc sich überdies die Brust durch Stoss gegen den Gewehrschaft. Andererseits kennt man ebenfalls aus dem Alterthume die „Votivtafel" (Selbstheilungsbericht) eines gewissen Julian, der unter alltäglichen Verhältnissen vom Blutsturze ergriffen, alle Tage zu Fuss nach dem Sanatorium im Götterhain kommen und Pinienkörner schlucken musste. Aus den vielen, in meinem Lungenbuche berichteten weiteren Fällen sei nur der des Afrikareisenden Dr. Nachtigal hervorgehoben, welcher ursprünglich wegen heftigen und wiederholten Blutsturzes das Wanderleben antrat und sich dadurch so nachhaltig curirte, dass er die unerhörten Strapazen der Sudanreise ertrug und nachher einem ganz anderen Leiden, wenn auch nebenbei, wie's vertraulich hiess, dem gebrochenen Herzen erlag.

Im Gegensaze zu dieser „wahren Geschichte" nehme ich nun in den neuen Romanschriften gleich an dem Umstande Anstoss, dass die Blutstürze sich unter Verhältnissen ereignen, welche vom hygieinischen Standpunkte am wenigsten dazu „disponiren", nemlich: bewegliche Lebensweise, Landaufenthalt oder Reiseleben, wobei ich allerdings nicht übersehe, dass als unmittelbarer Anlass meist Gemüthsaufregung herhält. Ebenso oft aber finden sich nachher Schilderungen von Aufregungen in solchem Grade, dass man sich vom Standpunkte des Schreibers wundern muss, wie solche Scenen überhaupt von dem oder den Aerzten zugelassen werden konnten, wie sie aber merkwürdiger Weise nicht nur keinen Rückfall, sondern sogar raschere Erholung herbeiführten! —

Von diesem gesunden Standpunkte wurde übrigens schon früher Blutsturz verwerthet, z. B. von K. Immermann in seinem noch immer gern gelesenen „Münchhausen" (Buch VII, Cap. 7): der vom Blutverluste bis auf den Tod erschöpfte Oswald erholt sich unter den Händen eines Arztes, dessen Weisheit nach seinem eigenen Ausspruche nur darin besteht, dass er die der Natur feindlichen Gelegenheitsursachen fernzuhalten weiss. Ebenfalls unter dieser einsichtigen Gutheissung geht der erst noch Genesende mit der blonden Lisbeth die Ehe ein und kehrt nach mehrmonatlicher Hochzeitsreise „pumperl-gsund", wie der Wiener sagt, zurück!

Ebenfalls in solch' wohlthuender Entwickelung schildert Paul Heyse in seiner Meraner Novelle „Unheilbar" das Wiederaufleben eines sich als angebliche Todescandidaten kennen lernenden Pärchens, das darum vorerst nur vom Leben im Jenseits miteinander spricht. Indem sie sich aber darüber auch lieben lernen, schütteln sie um die Wette die Todesgedanken von sich ab und „kriegen sich" schliesslich, um als Ehepaar einen neuen Lebenslauf zu beginnen.

Im Gegensaze zu Immermann und Heyse nun stimmte den schwarzseherischen Ton leider ein ärztlicher Romanschriftsteller, der italienische Professor Dr. Mantegazza an, in der Erzählung „Ein Tag in Madeira, ein Kapitel aus der Hygieine der Liebe", welche ich gleich damals (1882) in der „Magdeburgischen Zeitung" einer eingehenden Kritik unterzog. Während der Verfasser darin die Verehelichung Schwindsüchtiger als förmliche Versündigung ausmalt, glaube ich in meiner Besprechung vielmehr nachgewiesen zu haben, dass gerade der Kummer über das über ihr Seelenbündniss verhängte Verbot dem hier in Briefen sprechenden Liebespaare das Herz gebrochen. Nebenbei und mit grösserer Berechtigung schildern diese Briefe die Geist, Körper und Gemüth auf's Tiefste alterirende Wirkung der von ebenso herzlosen als dienstgeschäftigen Specialärzten durchgeführten gründlichen Untersuchung mit Hammer, Plessimeter, Stethoscop u. s. w. Förmlich wieder auflebte die durch diese harte Schule gegangene Briefstellerin, als ihr der zuletzt aufgesuchte Arzt folgendes gesunde Recept verschrieb: „Geniessen Sie das Leben, bewegen Sie sich den halben Tag draussen im Freien, sei's zu Fuss oder zu Pferde, wie's Ihnen beliebt, um jeden Preis aber machen Sie sich Bewegung!" — Was das sofort „half", bekennt sie selbst später: „Nur wenige Stunden Bewegung in der frischen, freien Luft genügten, um bei mir sogleich eine bedeutende Besserung hervorzubringen".

„Zu Pferde!" — Diesen Rath beton' ich nochmals mit Rücksicht darauf, dass im allerneuesten Romane „Quisisana" von R. Ortmann (Reissner's Verlag) der tragische Knoten gleich zu Anfang mit Hülfe eines Blutsturzes geschürzt wird, den sich die Heldin, und zwar zum ersten Male, auf und durch einen Spazierritt zuzieht, dessen „Heraufsteigen" aber gleich in durchaus unwahrscheinlichen Einzelheiten geschildert wird. Nicht um den ganz fesselnd geschriebenen, wenn auch mit den recht profanen Motiven von Vermögensverhältnissen rechnenden Roman als solchen herabzusezen, sondern um leichtgläubige Leser vor dem Irrthume zu bewahren, als könne man vom blossen Reiten — natürlich abgesehen von Verunglücken in der oben geschilderten Art — Blutsturz bekommen, stell' ich dieser „Räubergeschichte" die wissenschaftliche Thatsache entgegen, dass von jeher von hygieinisch einsichtigen Aerzten wie Sydenham, Cullen, von Swieten, Tissot u. A. die Reitübung gerade als förmliche Cur gegen Brustleiden und insbesondere Blutsturz gerühmt wurde, ja dass der Erstgenannte sie hiegegen für ebenso heilkräftig erklärte, „wie (nach damaliger Meinung) die Chinarinde gegen das kalte Fieber". Gar nichts aber scheint sich Herr Ortmann dabei zu denken, wenn er erzählt, der

Arzt habe „eine ganze Viertelstunde lang an der Brust herumgeklopft und gehorcht!" — Auf die Uhr sah er dabei sicherlich nicht, wenn er auch wohl nicht berechnete, welcher Stümperhaftigkeit er damit seinen — sonst als recht vernünftig gezeichneten — Doktor in Kenneraugen zeihen musste! — Recht herzerwärmend liest sich andererseits nachher die Entwickelung, wie die schon Halbtodtgeglaubte im schlesischen Curorte Görbersdorf unter luftfreundlicher Pflege und gleichzeitiger Aufraffung aus eigener Kraft wieder vollständig genas und sich schliesslich ebenfalls mit dem Manne „kriegt", der ihr allerdings schon wenige Monate vorher auf dem vermeintlichen Sterbebette angetraut wurde, dann aber sofort in die weite, weite Welt hinaussegelte. Meisterlich auch versteht sich Herr Ortmann auf unbefangene, um nicht zu sagen keusche Ausmalung der landschaftlichen, klimatischen, wohnlichen und geselligen Zustände dieses, mir persönlich nicht bekannten, Höhencurortes als eines die Heilkraft des „warmen Südens" in völligen Schatten stellenden Inbegriffes von „Curmitteln". Zog er sich damit in einem anderen Blatte die Censur zu „die Vorführung von Görbersdorf in solcher Brillantbeleuchtung schiene uns entbehrlich", so liest sich das Ganze doch weit harmloser als die vor 2 Jahren vom Romanschriftsteller O. Welten herausgegebene oratio pro domo: „Die Heilanstalten von Görbersdorf; was sie versprechen und was sie halten; für Aerzte und Kranke auf Grund eigener Anschauung und authentischer Quellen dargestellt" (Berlin, Issleib's Verlag) — eine geradezu mit der Thür in's Haus fallende Verherrlichung der Dr. Brehmer'schen Heilanstalt, allerdings der ersten und wohl auch stattlichsten des Plazes. Gesteh' auch ich gern ein, dass ich schon im Jahre 1869 aus den Schriften dieses Begründers der einheimischen Höhenklima-Cur Gewinn für meine atmiatrischen Studien zog, so muss doch die Art, mit welcher Herr O. Welten für ihn als ersten und einzigen Meister und Erbpächter in's Geschirr geht, selbst den Abgehärteten so vor den Kopf stossen, dass ich damals die Schrift an die grosse Glocke schlagen zu helfen Bedenken trug. Ebenso fordern die den anderen, dort mittlerweile erstandenen Anstalten nacherzählten Klatschgeschichten kleinlichster Art die Gegenfrage heraus, ob denn in der Brehmer'schen Anstalt allein wirklich Alles so „reinlich und zweifelsohne" zugehe, oder ob nicht — wie ich aus mündlichen Berichten von dortgeweseuen Lesern meines Lungenbuches schliesse — zu stark in Ungarweintrinken, um so weniger aber in Hautpflegecur gearbeitet wird. Erschien doch auch gleich darauf im vorigen Sommer in den Tagesblättern eine umfangreiche Gegenerklärung, in welcher eine Anzahl namhafter, theilweise vorher bei Brehmer gewesener Curgäste mit Nachdruck zu Gunsten der

Dr. Römpler'schen Anstalt eintrat! Alles in Allem genommen ergibt sich aus diesem Federzwiste folgende Schattenseite: mag der Curort an sich mit seinen natürlichen und künstlichen Mitteln das Höchste leisten, so muss doch das innerliche Curgastleben unter diesem offen erklärten, sich bis auf freie Nuzniessung der Spazierwege erstreckenden Kriegszustande zwischen den Besizern der Anstalten und damit auch das moralische Ansehen der ärztlichen Leitung auf's Tiefste leiden! —

Wiederum im „warmen Süden“ und als richtiger, höherer Roman spielt E. Eckstein's „Jorinde“ (Reissner's Verlag 1888), nur dass mir diesem, von mir sonst hochgeschäzten Schriftsteller gegenüber der Vorwurf schwer fällt, er habe damit ein wahres Zerrbild von ärztlichem Denken, Wissen und Können geschaffen. Ausgehend von des Pessimisten A. Schopenhauer's Lehre von der „Metaphysik der Liebe“ (44. Capitel im zweiten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung“) schmiedet er einen jungen Mediziner in's Ehejoch mit einer Gattin, die ihrerseits bald darauf in's Ehebruchleben verfällt. Ohne sich nun etwas merken zu lassen, verlegt sich Max aus stillem Rachegefühl auf eine Art von Irrenhausexperiment, indem er einerseits im Aerzteverein einen „sprühenden, geistvollen, brillanten“ Vortrag hält, andererseits seine Gattin aus dem Hinterhalte laufend in solche Seelenpein versezt, dass er nach wenigen Monaten durch Percussion und Auscultation tödtliche Lungenschwindsucht „constatirt“. Nun erst seine schöne Seele enthüllend, gibt er der Aermsten gewissermassen den Todesstoss mit den Worten: „So, und nun werde ich deinen Botho erschiessen!“ —

Nachdem ich mit diesem Schauerromane dem werthen Leser aus dem bitteren Kelche schwärzester Gruselei zu kosten gegeben, steh' ich nicht an, ihm sofort aus eigener Apotheke, wenn auch auf die Gefahr der Censur „Reklame“, ein Gegengift zu reichen, und zwar aus der Feder der leider schon (1883) verstorbenen „Säule“ Herrn W. H. Vormann von Kettwig a. d. Ruhr in seinen Schriften: „Davos im Schnee, fliegende Blätter aus dem Kurleben“ (Zürich, Schmidt's Verlag, 1883) und „Von den Ufern der Passer, Meraner Federzeichnungen“ (Meran, 1884) — Schriften, welche ich nicht anstehe, als vielverheissende Anfänge frischer, fröhlicher Erzählungsliteratur für Schwindsuchts-Hypochonder zu begrüssen. Wenn mir auch persönlich unbekannt geblieben, zeichnete Herr Vormann unter dem Namen „ein Niemeyerianer“ seinen Gesundheitshelden u. A. mit folgenden Strichen:

„Seine Rede bewegt sich nur noch in den ebenso originellen als treffenden Wendungen und Schlagwörtern der ärztlichen Sprechstunden. Ausdrücke wie Athemspeise, Lufthunger, Luftmahlzeit,

Luftmund und Luftmagen sind ihm ganz geläufig. Auch die Bedeutung der Staublunge ist ihm nicht fremd und über die Ermüdungsschlacken im Blute weiss er ganze Vorlesungen zu halten. Alle Medizinkneiperei, welche die anderen Winterabiturienten mit Vorliebe pflogen, hat er längst abgeschworen. Ein Glas Aqua communis, durch Eispillen gekühlt, oder schlimmsten Falls ein Fenchelsamenaufguss genügen, um ihn in einer Nacht von seinen kleinen Indispositionen herzustellen, und wenn er dann am folgenden Morgen seine dürstende Epidermis durch ein Brausebad erfrischt und nach einigen Dosen Athemhaltung seine Pumpernickelsuppe und seinen Reis mit Pflaumen — ein Göttergericht! — verzehrt hat, so fühlt er sich wieder so frisch und wohl wie nur ein vollkommen gesunder Mensch sich fühlen kann."

Um meinerseits auch der andern Richtung ihr Recht zuzuerkennen, so muss ich, wenn auch persönlich nicht dafür eingenommen, doch den „geschlossenen Anstalten" ihre Erfolge gönnen. „Sie mögen von meiner Behandlung sonst denken, was Sie wollen, so werden Sie doch wenigstens zugeben müssen, dass Methode darin liegt" — so wenig ich, offen gesagt, mit diesem lezthin von einem namhaften Anstaltsleiter aus der Brehmer'schen Schule veröffentlichten Worte anzufangen weiss, so berechtigt klingt's mir jenen unmündigen, nun mal förmlich in die Schule genommen sein wollenden Brustleidenden gegenüber und so gut gefällt mir im Einzelnen die dort getriebene Zucht, dass z. B. den Pfleglingen fahrlässiges Beantworten fühlbaren Hustenreizes in aller Form untersagt wird u. s. w. Auch hier gilt halt der Lehrspruch: Practica est multiplex! —

Wenn ich nun im Gegensaze zu solch' spitalmässigem Kurleben dem Brustschwachen vielmehr gern zu freiem Ergehen die Zügel schiessen lasse, so thu' ich mir dabei das Meiste darauf zu gute, dass dadurch rascher und sicherer die Lebensgeister zur Gesundheitsfreudigkeit erweckt werden, wie sie sich als solche eben z. B. in den Vormann'schen Schriften fast auf jeder Seite ausspricht. Wird dabei auch den „Curmitteln" des Plazes das Loblied gesungen, so gibt darin doch weniger die erzpriesterliche Methode, als das Ganze der von mir in anderem Zusammenhange („Sprechstunden" Bd. II, 96) sogenannten guten Stube der Natur den Ton an und fliesst die oratio pro domo weniger aus gläubiger Patientenstimmung als aus frei überströmendem Herzen erwachender Genesungsfreudigkeit. Vor allem erfreut sich solcher Specialliteratur das nach Görbersdorfer Muster vor erst wenigen Jahrzehnten auf schweizerischer Bodenerhebung, aber in weit „höherer" Hochklimazone errichtete Davos und bestand auch siegreich die in Umlauf gesezten Bedenken über die erkältende Wirkung seiner

Witterungsverhältnisse zur Zeit der nachbarlichen Schneeschmelze. Solchen Beklemmungen tritt mit siegreichem Humor das am Plaze selbst erschienene Schriftchen von Deutsch entgegen: „Davos und seine Heilkraft, humoristische Lebensregeln für Davoser Kurgäste und Solche, die's werden wollen“ u. A. mit der „Reklame“:

„In Davos hat man den Erfolg,
Dass man halb Vogel wird, halb Molch.“

Wie schon Herr Vormann, so schilderte der frühere Besizer der Leipziger Engelapotheke, der einige Jahre lang aber mehr in Graubünden als an der Pleisse ansässige Herr R. Paulcke in der „Gartenlaube“ die Freuden des dort oben blühenden „drei S-Sportes“, besonders des „Schlittelns“ und auch die amtlicherseits von der Kurverwaltung etwa 2 mal im Monate herausgegebenen „Davoser Blätter“ athmen aus ihrer ganz ungezwungenen Berichterstattung über Witterung, Kurleben, neue Einrichtungen u. s. w. einen entschieden frischen, fröhlichen und darum unwillkührlich „einladenden“ Geist hygieinischen Gepräges, während die ansehnliche Kuranstalt von W. J. Hoelsboer allmonatlich ebenso prächtig als wissenschaftlich entworfene Witterungskarten herausgibt.

Um schliesslich noch des von mir anderwärts („Sprechstunden“ Bd. VI, 179) bereits weitläufig abgehandelten Kurortes Meran kurz zu gedenken, so verzeichne ich aus einem von Professor Fuchs im Auftrage der Wiener Academie herausgegebenen Studie über Erdbeben folgende, den oben hingeworfenen Vergleich von der „guten Stube“ wissenschaftlich stempelnden Saz: „Wenn wir die Gegend mit dem Auge des Geologen betrachten, so steigert sich noch die Bewunderung und das Entzücken, welches schon die landschaftlichen Reize allein erwecken müssen.“ —

Hygieinische Apotheke und Ausstellung.

„Medicamentum est, quodcunque vides, quocunque moveris“.

---

39. Der Kinderwagen von Kuhtz & Cie. in Brandenburg a. H.

Zur Verwendung in meiner eigenen Familie liess ich mir kürzlich einen Kinderwagen von Kuhtz & Cie. schicken. Hatte zwar schon die vorzügliche Empfehlung, die Sanitätsrath Dr. Niemeyer diesem „richtigen Stücke der Kinderpflege“ in seinen „ärztl. Sprechstunden“ (Bd. 5, S. 275) und seinem „ärztlichen Rathgeber für Mütter“ (S. 65) mit auf den Weg gibt, für mich persönlich hinge-

reicht, die genannte Fabrik mit der Lieferung zu betrauen, so fanden doch sowohl meine Frau als ich unsere Erwartungen übertroffen.

Ein Kinderwagen soll folgenden hygieinischen Anforderungen genügen:

1. Das Gestell soll so konstruirt sein, dass Erschütterungen des kindlichen Körpers und besonders des Gehirns möglichst abgeschwächt werden.
2. Der Korb soll gut luftdurchlässig sein.
3. Am ganzen Wagen dürfen keine gifthaltigen Farben verwendet werden.
4. Der Wagen soll leicht lenkbar und nicht zu schwer im Gewichte sein.
5. Die Gesammtkonstruktion soll eine gefällige, elegante sein.

Allen diesen Anforderungen entspricht nun der Kuhtz'sche Wagen im vollsten Masse. Die metallenen Räder sind nach dem Prinzip der Bicycle - Räder construirt und mit Gummireifen versehen. Die nicht senkrecht, sondern schief zur Radaxe stehenden Doppelspeichen schwächen jeden Stoss ab. Ausserdem wird der Stoss noch weiter abgeschwächt durch die „bewegliche Diagonalverstrebung," bestehend aus verschieblichen, die beiden Wagenaxen verbindenden Querspangen, die beim Befahren gepflasterten Bodens den aus Flachstahl gefertigten Federn das Ausweichen frei gestatten. Der aus Naturrohr geflochtene weitmaschige Korb ist ebenso leicht als elegant und alle am Wagen verwendeten Schrauben, Nieten u. s. w. sind aus bestem Metall, die Farben giftfrei, das abnehmbare Wagendach ist mit einem hübschen Vorhang versehen.



Kurz, ich freue mich, öffentlich bestätigen zu können, dass mein von Kuhtz & Cie. gefertigter Kinderwagen in jeder Beziehung tadellos ist, und verdienen, ein hygieinisches Musterfabrikat genannt zu werden.

Dr. Gerster.

Aus der hygieinischen Briefmappe.

Reisebericht aus Mexico

von Mitglied und Stammleser, Herrn Wilhelm Kessler.

(Vergl. Heft V, Briefkasten, S. Francisco.)

Das Klima Mexico's ist seit jeher wegen seiner Mannichfaltigkeit und sanitären Vorzüge berühmt gewesen. Man hat Mexico nicht mit Unrecht das Land des ewigen Frühlings genannt, wobei man jedoch nicht an einen deutschen Frühling mit dem üblichen Wechsel von Regen, Spätfrösten und gelegentlichen heissen Tagen denken darf. Der grösste Vorzug des Klimas im bei weitem grössten Theil des Landes ist seine Gleichmässigkeit und Sicherheit. In der ganzen Zeit vom Oktober bis Mai herrscht mit ganz vereinzelten Ausnahmen heiteres, trockenes Wetter, in dem übrigen Theil des Jahres, der sogen. Regenzeit, fällt Nachmittags meist starker Regen, während die Morgenstunden trocken und heiter sind.

Am angenehmsten ist das Klima in den mittleren Höhenlagen zwischen 2000 und 5000 Fuss über dem Meere, der sogen. Tierra templada, zumal, wenn der Ort, weil nicht zu weit vom Oceane entfernt, Feuchtigkeit und Frische von der See her erhält.

Die Luft in den höheren Lagen, der Tierra fria, ist natürlich dünner und schärfer. Lungen, welche nicht an dieselbe gewöhnt sind, empfinden den Wechsel, namentlich bei Anstrengungen wie Bergsteigen, zuerst lebhaft. Es ist als ob die Lunge stärker arbeiten müsste, um hier das erforderliche Volumen Sauerstoff einzuathmen, als in tieferen Lagen. Es wird auch behauptet, dass für nicht ganz taktfeste Lungen die Luft der Tierra fria und namentlich der Wechsel von niedrigeren zum Höhenklima gefährlich sei. Ich glaube nicht recht an diese Gefahr. Ich habe sehr häufig diesen Wechsel durchgemacht, der übrigens fast bei jeder grösseren Reise quer durch das Land unvermeidlich ist; habe wochenlang in Tierra fria ca. 10,000 Fuss hoch gelebt, ohne irgend erhebliche Beschwerden zu empfinden.

Vielleicht ist es nicht unbedenklich, wenn Leute, welche in Tierra fria geboren und aufgewachsen sind, nachher plötzlich nach der untersten heissen Region, der Tierra caliente kommen, ebenso wie der umgekehrte Wechsel zunächst manche Unbequemlichkeiten mit sich führt. Soviel scheint jedoch festzustehen, dass eigentliche Tuberkulose in Tierra fria nicht endemisch ist, während sie in den unteren wärmeren Lagen ziemlich häufig vorkommt.

So wechselvoll das Klima ist, so gleichförmig und monoton ist die Lebensweise der Eingeborenen im ganzen Lande.

Tortillas (dünne Maisfladen), frigoles (rothe resp. braune Bohnen) und chile (spanischer Pfeffer) sind die fast ausschliesslichen Nahrungsmittel des mexikanischen Volkes, namentlich indianischen Stammes. Selten tritt hierzu frisches oder getrocknetes Fleisch, während die zahlreichen Arten von Früchten, welche das Land hervorbringt, eine nicht unerhebliche Rolle als Zuspeise spielen.

Als Leckerbissen, welche jedoch meist nur in den Städten zu haben sind, gelten die dulces, d. h. dick verzuckerte Fruchtpasten, welche in den verschiedensten Arten zubereitet werden.

Tortillas und frigoles sind entschieden nahrhafte und gesunde Speisen, welche auch dem Europäer munden und gut bekommen, während im Gebrauch des chiles selbst für mexikanische Mägen meist zu viel geschieht und Europäer denselben nur in ganz schwachen Quantitäten geniessen sollten.

Von Getränken kennt glücklicher Weise der grösste Theil der Bevölkerung nur das beste und ursprünglichste, das Wasser. Im eigentlichen alten Aztekenlande, speciell im Hochthal von Mexico und dessen Umgebung, ist noch der pulque ein verbreitetes Nationalgetränk, d. h. ein aus dem Saft der Maguey, der Agave mexicana, hergestelltes Gährungsprodukt, dessen eigenthümlich fauliger Geschmack Ausländern selten behagt. Der pulque soll für Leber und Nieren sehr gesund sein und wird gegenwärtig als Gesundheitstrank viel nach den Vereinigten Staaten exportirt. Leider ist er auch sehr berauschend und giebt sein Genuss namentlich in der Hauptstadt zu mancherlei Excessen Veranlassung.

Aus derselben Pflanze, dem Maguey, welcher überhaupt eine der vielseitigsten Nutzpflanzen ist, wird dann noch ein kräftiger Branntwein, der mezcal, gewonnen, der sehr gesund sein soll. Ausserdem wird gewöhnlicher Schnaps, aquardiente, aus Zuckerrohr und anderen Stoffen bereitet.

Der eigentliche Mexikaner ist im Allgemeinen nüchtern und mässig. Nur die Indianer neigen theilweise zur Trunkenheit, speciell da, wo sie durch Arbeit in den Minen oder Fabriken und sonstigen Anlagen in Besitz des sonst bei ihnen seltenen Baargeldes gelangen und die Gelegenheit zu leichter Beschaffung berauschender Getränke sich bietet.

Neuerdings bürgert sich auch der Geschmack an Bier mehr und mehr ein, während Wein fast nur von den Ausländern consumirt wird.

Kaffee und Cacao, welche beide im Lande selbst in ausgezeichneter Qualität erzeugt werden, sind für die unteren Klassen der Bevölkerung noch immer nur Luxusartikel. Chokolade ist im Uebrigen das Nationalgetränk der besseren Kreise in Mexico und namentlich

für den Reisenden sehr zu empfehlen, weil sie überall leicht zuzubereiten und zugleich nahrhaft ist.

Ebenso stereotyp wie die Nahrung ist die Kleidung der unteren Volksklassen. Gleichviel ob Tierra fria oder caliente, der Mexikaner kleidet sich in weissen Baumwollenstoff (sog. manta) ohne weiteres Unter- oder Oberkleid. Den Kopf schützt der bekannte Sombrero aus Filz oder Stroh, an den Füssen werden lediglich Sandalen getragen. Zum Schutz gegen Kälte und Regen dient ausschliesslich die serape, eine schmale, meist rothfarbige Wollendecke, welche um den Oberkörper geschlungen wird.

Die überaus hässliche Frauenkleidung besteht aus billigem Kattun oder sonstigem Baumwollenstoff stets dunkler Färbung. Die Rolle der Serape vertritt der ebenfalls dunkelfarbige Reboso, eine Art Shawl, welcher sich fast immer in unsauberem Zustande präsentirt. So schleichen die mexikanischen Frauen in dem Gewande schmutziger Nachteulen einher und bieten bei ihrer so schon dunkelbrünetten Erscheinung dem Auge auch nicht den geringsten Farbenreiz. Wie es scheint, besitzen sie durchaus keinen Sinn für Farben und Schmuck, wie ihn z. B. die Asiatinnen so sehr entwickelt zeigen.

Auffallend ist die dem Ausländer komisch erscheinende Sorgfalt, mit welcher beide Geschlechter Hals und Mund oft selbst vor der mildesten, wärmsten Luft zu schützen suchen, während Füsse und Unterkörper ohne jede wärmende Hülle sind. Man kann es im Süden Mexicos erleben, dass, wenn Abends die Temperatur von 23° auf 20° R. sinkt, die Leute sich Mund und Nase vermummen, als ob ein Eiswind vom Nordpol her wehte.

Die Wohnungen sind ebenfalls sehr gleichförmig primitiv durch alle Regionen des Landes. Eigentliche Steinhäuser sind bei der unteren Bevölkerung, namentlich auf dem Lande, völlig unbekannt; höchstens bestehen die Wände aus Adobe, d. h. lufttrockenen Lehmziegeln. Im Süden herrschen fast ausschliesslich Holz- oder Rohrhütten vor, welche der Luft überall den freiesten Durchzug gestatten. Wenn dies nun auch im warmen Klima genügt, so ist doch zweifellos, dass für die höheren kälteren Lagen eine wärmere Wohnung erforderlich wäre. Hauptsächlich diesem Umstande, sowie der ebenfalls nur auf ein gleichmässig warmes Klima berechneten und als Schutz gegen Kälte ungenügenden Kleidung glaube ich es zuschreiben zu dürfen, dass man so vielen Katarrhen der Athmungsorgane begegnet. Denn so parodox es klingt, so wahr ist es; kaum irgendwo in der Welt hört man so viel husten, als in Mexico. Namentlich der tiefe, quälende und erschütternde Husten, welcher unten aus den Lungen kommt, begleitet den Reisenden als eine förmliche, namentlich seine Nachtruhe störende Plage durch das ganze Land.

Er hört ihn im Hotel der Hauptstadt wie in der einsamen Indianerhütte fast überall, und wenn dies Leiden auf chronischer Krankheit und nicht, wie fast immer der Fall, auf vorübergehenden akuten Katarrhen beruhte, müsste Mexico das lungengefährlichste Land der Welt sein.

Man kann aber andererseits nicht leugnen, dass die grössten Leistungen, welche wohl überhaupt von menschlichen Lungen aufzuweisen sind, gerade in Mexico sich konstatiren lassen. Ich will die als fabelhaft erscheinenden Erzählungen hier nur anführen, dass Indianer vom Stamme der Chamulas im Süden des Landes mit Lasten von 300—400 Pfd. tagelang bergauf und bergab marschiren, ohne das Bedürfniss nach Ruhe und Erholung zu zeigen! Aus meinen eigenen Erlebnissen aber kann ich Folgendes verbürgen. Ein Indianer von etwa 50 Jahren, welcher allmonatlich mehreremal als Bote von einer unfern der pacifischen Küste gelegenen Kaffeeplantage nach Oaxaca geschickt wurde, legte diese ca. 210 Kilometer betragende Entfernung, wobei die hohe Sierra madre mit 6000 Fuss und zwei kleinere Bergzüge mit ca. 2000 Fuss zu übersteigen waren, regelmässig in 50 Stunden incl. einiger Stunden Schlafes zurück und benöthigte zum Hin- und Rückwege nur 5 Tage, während ein Reiter zu der einfachen Tour 4 Tage gebraucht, wenn er dieselbe einigermassen bequem zurücklegen will. Rechnet man etwa 10 Stunden der Ruhe ab, so stellt sich heraus, dass der Indianer durchschnittlich und zwar im schwierigsten Terrain 5 Kilomtr. pro Stunde zurücklegte!

Man kann dreist behaupten, dass alle gerühmten Leistungen von Maulthieren und Pferden gegen solche indianischen Dauermärsche zurückbleiben, so dass auch hier die alte Wahrheit sich zeigt, dass der Mensch eigentlich auch in körperlicher Hinsicht das leistungsfähigste Wesen ist.

Dabei ist es wunderbar, dass selbst bei den grössten Anstrengungen und namentlich beim Bergsteigen bei diesen Leuten kaum eine grössere Beschleunigung des Athmungsprocesses und fast nie eine Erhitzung und namentlich Schweissbildung wahrzunehmen ist. Das Ideal eines sehnigen, trockenen Körpers dürfte hier erreicht sein. Die Ausbildung der Waden ist dabei eine mässige, ebenso wie der Brustumfang keineswegs ausserordentlich genannt werden kann. Bei den von mir gemessenen Personen von schwacher Mittelgrösse erreichte derselbe nur 85—90 cm. Nur eine verhältnissmässig starke Wölbung glaube ich konstatirt zu haben. Ob, wie von manchen Seiten behauptet wird, der reichliche Genuss des Chile, welchem cocaähnliche Wirkungen zugeschrieben werden, die Leistungsfähigkeit der Lungen erheblich befördert, vermag ich nicht zu entscheiden.

Ein merkwürdiges Vorurtheil hat der eingeborene Mexikaner — weniger der reine Indianer — gegen äussere Anwendung des Wassers, namentlich auf Reisen. Es besteht der Wahn, dass namentlich Waschen bald nach der Ankunft im Quartier sicher Fieber erzeuge; dass man kein Stück der Kleidung auf der Reise und bald nach ihrer Beendigung wechseln dürfe u. s. w.

Leider ist dies Vorurtheil auch auf Europäer und namentlich Deutsche übergegangen und man kann in dieser Beziehung bei Landsleuten wunderbare und nicht gerade ästhetische Erfahrungen machen. Ich kenne einen sehr intelligenten Herrn, welcher sich jetzt, nachdem er in kurzer Zeit ein Vermögen in Mexico erworben, nach Deutschland zurückgezogen hat. Derselbe hat es fertig gebracht, auf der etwa 8tägigen Landreise von der Hauptstadt nach Acapulco nicht nur niemals seine langen, schweren Reitstiefel auszuziehen, sondern — horrible dictu — nicht einmal Mund und Zähne mit einem Glase Wasser auszuspülen und zu reinigen, vom Waschen anderer Körpertheile gar nicht zu reden! Gegen solche Schmutzfinken ist selbst der dunkelste Indio noch ein Reinlichkeitsfanatiker!

In anderer Beziehung sind diese abergläubischen Herren leider viel weniger geneigt, von den Eingeborenen zu lernen, nämlich in der Mäsigkeit im Genuss geistiger Getränke. Hierin folgen sie nur zu sehr der vaterländischen Tradition und scheinen anzunehmen, dass durch Nichts besser und würdiger das Deutschthum im Auslande repräsentirt werde, als durch massenhafte Vertilgung von Alkohol, speciell in der Form von Bier und Wein.

Derselbe Herr, welcher sich fürchtete, einen Tropfen Wasser an seine Zähne zu bringen, führte eine ganze Ladung von Bier und anderen Getränken mit sich und suchte mit seinen Gefährten einen Stolz darin, an den Orten, wo übernachtet wurde, möglichst die Gasthäuser leer zu trinken. Nebenbei bemerkt, ist dies Laster oder diese Manie in Mexico, wo 1 Glas gutes Bier 1,50 Mark kostet, ein sehr kostspieliges Vergnügen. So kommt es, dass z. B. in der Hauptstadt junge Leute nicht selten sind, welche ziemlich die Hälfte ihres etwa 1000 pesos = 3000 Mark betragenden Einkommens in Bier verbrauchen!

Wie ja auch in Deutschland selbst eine gründliche Einsicht von der Oeconomie des menschlichen Körpers und den physiologischen Wirkungen der verschiedenen Nahrungs- und Genussmittel leider noch immer sehr spärlich verbreitet ist — mancher 10jährige Schuljunge in den Vereinigten Staaten weiss hiervon mehr als viele deutsche Professoren — so haben auch die meisten Deutschen im Ausland und speciell in Mexico keine Ahnung von den Gesetzen, welche den Lebensprozess regeln; der alte Studentenwahn, dass der

menschliche Körper nur ein Fil.rirapparat sei und Bier, Wein u. dgl. nicht verdaut zu werden brauchten, hat im Vaterlande schon so manche gesunde Kraft zerstört und führt im ungleich gefährlicheren Klima von Mexico mit Sicherheit seine Opfer einem frühen Ende entgegen.

„Wasser ist das halbe Leben!“ — Diese uralte Weisheit leuchtet leider vielen Europaern in Mexico viel zu wenig ein! Selbst H. Semler, der treffliche Schriftsteller über tropische Agrikultur und vielgereiste Mann, geht so weit, als erste Gesundheitsregel für Reisende in und nach Amerika und den Tropen aufzustellen: „Kein Wasser trinken und Wolle tragen“! Das Eine ist ebenso falsch wie das Andere! Gewiss ist es zu billigen, dass namentlich der Europäer das Trinken überhaupt nach Möglichkeit einschränkt, wie denn das Hauptbestreben dahin gehen muss, den Körper trockener und sehniger und dadurch widerstands- und leistungsfähiger zu machen. Da ein gewisses Quantum von Flüssigkeit aber schliesslich unumgänglich ist, so bleibt nichts übrig, als dasselbe in möglichst gutem oder mit unschädlichen Ingredienzien wie einigen Tropfen Bitter, Wermuth, Cognac, Citronensaft, versetztem Wasser zu nehmen. Kalter Kaffee und Thee leisten auch in Mexico recht gute Dienste. Als eine wesentliche Gesundheitsregel glaube ich es hinstellen zu dürfen, beim Essen möglichst Nichts zu trinken, um nicht den Magensaft zu verdünnen und so die so schon meist geschwächte Verdauungskraft noch mehr zu beeinträchtigen. So viel steht fest, dass 1—2 Stunden nach der Mahlzeit, namentlich am Abend, jeder Trunk am besten bekommt und mundet.

Als beste Erfrischungs- und Durststillungsmittel sind alle säuerlichen Früchte, namentlich Orangen, Citronen, Ananas u. A., die hier fast überall für wenige Pfennige zu haben sind, noch lange nicht genug gewürdigt. Mit 2 Orangen lässt sich die anstrengendste Tagestour in heisser Sonne besser überstehen, als mit allen sogen. stärkenden und in Wirklichkeit nur reizenden Getränken.

Geradezu unverständlich ist der zweite Theil des Rathes: „stets Wolle zu tragen“. Bei einem einigermassen gleichmässig warmen Klima, wie es der grösste Theil von Mexico besitzt, ist Wolle auf der Haut überhaupt unerträglich und dünne, leichte, weiche Baumwolle der einzige angemessene Stoff. Die Lahmannschen Reformbaumwollenstoffe sind ebenfalls viel zu heiss und schwer für diesen Zweck. Dagegen kaufte ich vor meiner Abreise in Berlin mehrere ganz dünne, weiche, farbige Baumwollhemden, welche mir ausgezeichnete Dienste geleistet haben. Für Unterbeinkleider ist dünnes, starkes Leinen das Beste, weil es zugleich kühl und rein hält. Für Strümpfe ist ebenfalls ganz dünne Baumwolle allein praktisch.

Hauptbedingung für alle Kleidung im wärmeren Klima ist, dass dieselbe recht weit und bequem ist. Deshalb ist auch selbst da, wo, wie in Tierra fria Wollkleidung zeitweise zweckmässig erscheint, mit den Jägerschen Trikots nichts anzufangen und sind weiche, weite, dünne Flanellhemden allein praktisch. Eher möchte ich für Seereisen im wechselnden Klima noch die anschliessenden Trikotstoffe für brauchbar halten.

Mexico und die Mexikaner stehen in vieler Beziehung mit Unrecht im Rufe der Unsauberkeit. Namentlich was Bäder anlangt, leistet Mexico weit mehr als manche europäischen Länder, z. B. Italien. In der Hauptstadt bietet die ganz vorzügliche Anstalt von Alberca Pane Bäder aller Art in grösster Vollkommenheit und selten habe ich bessere russische, römische und türkische Bäder gefunden als hier. Aber auch die kleineren Städte entbehren selten sauberer und guter Badeanstalten, welche fleissig besucht und benutzt werden.

Für praktische Hygieiniker bietet sich überhaupt in Mexico die Gelegenheit zu Genüssen, wie sie selten in der Welt geboten werden. In der Tierra templada und caliente kann man das ganze Jahr im Freien baden. Nichts herrlicheres giebt es als nach heissem, staubigem Ritte in die Fluthen eines frischen Gebirgsflusses unterzutauchen. Fast noch schönere Badegelegenheit bieten die in den südlichen Städten z. B. Oaxaca zahlreich vorhandenen offenen, grossen Bassins, meist in hübschen Gärten gelegen, wo man erst ein Sonnenbad nehmen und dann in das frische Wasser tauchen und nach Herzenslust schwimmen kann. Wahrlich, wenn die Reise nicht so weit und die Verbindung so schwierig wäre, kein besseres Gebiet zur Anlegung von Sanatorien und zum wahrhaft hygieinischen Naturleben gäbe es, als Südmexico und speciell gewisse Striche nahe der pacifischen Küste, wo in einer Höhenlage von ca. 2000 Fuss ein mildes, gleichmässiges Klima mit einer Durchschnittstemperatur von 18—20° R. herrscht. Wegen der Nähe des Oceans wird hier die Wärme niemals drückend, während alle Plagen des heissen Klimas wie Mosquitos u. s. w. gänzlich fehlen.

Mexico soll sich durch grosse Kindersterblichkeit auszeichnen. Neben der unzweckmässigen Ernährung der Kinder, welche in Ermangelung der im Lande seltenen Milch schon viel zu früh mit Tortillas etc. gefüttert werden, trägt hieran auch wohl die grosse Neigung der Einwohner für Medicinen und Aerzte resp. Medicinmänner die Schuld. Neben Pfandhäusern und Advokaten sind Apotheken (boticas) und Aerzte die verbreitetesten Institute und Personen im Lande. Es gilt als Zeichen der Kultur, unter ärztlicher Behandlung zu stehen und nie werde ich den Ausdruck triumphirenden

Stolzes vergessen, mit dem mir ein biederer Kaufmann und Haciendado, dessen 6jähriges Töchterchen am Typhus erkrankt war, erklärte: „dos medicos assisten“ („zwei Aerzte leisten Beistand“). Leider entzog sich das arme Kind der weiteren Behandlung der beiden Heilkünstler durch einen schleunigen Tod.

Das grösste und unheimlichste Krankheitsgebiet in Mexico ist das der Fieber. Vom gelben Fieber, welches ja bekanntlich an der Ostküste, namentlich in Veracruz, endemisch ist, bis zur einfachen Malaria und dem gewöhnlichen kalten Fieber bietet Mexico einen nur zu grossen Reichthum an allen Arten und Formen klimatischer, nicht selten auch perniciöser Fieber. Allerdings spielt die individuelle Disposition hierbei eine grosse Rolle und es giebt Leute, welche fast beständig an wenn auch leichten Fieberanfällen leiden, während andere, wenigstens so lange sie ihren Wohnsitz nicht ändern, sich dauernder Gesundheit erfreuen. Auffallend ist die geringe Widerstandsfähigkeit der einheimischen indianischen Rasse gegen Malariainfection; die Indianer erkranken entschieden noch leichter und leiden schwerer unter Fiebern als die Europäer. Dagegen bewährt sich auch hier die geringere Empfindlichkeit der Schwarzen, welche von allen Bewohnern der Ostküste Mexicos am wenigsten den Fiebern ausgesetzt sind.

Wenn man auch im Allgemeinen den Grundsatz aufstellen kann, dass eine gewisse grössere Bodenfeuchtigkeit die Fiebergegenden stets auszeichnet, so ist doch noch Vieles in der Verbreitung der Malaria durchaus räthselhaft. Es giebt entschieden Formen derselben, welche auch in trocknem Klima und Terrain zum Vorschein kommen, freilich auch wohl stets milder verlaufen als die Fieber der Sumpfgegenden.

Selbstredend kann eine zweckmässige hygieinische Lebensweise ausserordentlich viel zur Vermeidung der Malaria thun, man darf sich aber andererseits den Einfluss derselben auch nicht zu gross vorstellen. Dazu kommt, dass der Fremde und namentlich der Reisende in solchen Gegenden hinsichtlich seiner Lebensweise, Wohnung und Nahrungsmittel durchaus von den lokalen Verhältnissen abhängig ist und mit dem vorlieb nehmen muss, was er vorfindet.

In vielen Fällen tritt das Fieber erst nach Erscheinungen auf, welche den Laien an ganz andere Krankheiten denken lassen. Eine Eingenommenheit des Kopfes, welche allmählich in dumpfen Kopfschmerz übergeht, leitet die Sache ein und nur durch heftiges Transpiriren gelingt es, diese oft sehr qualvollen Beschwerden zu heben oder doch zu lindern. Inzwischen hat sich Appetit und Verdauung immer mehr verschlechtert und nach einigen Tagen tritt richtiges Wechselfieber ein. Dasselbe weicht energischer Chinin-

behandlung meist ziemlich rasch, hinterlässt aber oft lange anhaltende Schwäche.

Im Allgemeinen sucht man in Mexico bei Fiebern möglichst durch Herbeiführen reichlicher Transpiration und durch Abführmittel zu wirken; ein Verfahren, welches gewiss seine Berechtigung hat. Im Uebrigen ist Diät und sonstige Behandlung eine ziemlich eigenthümliche, für den Leidenden oft recht lästige.

Zunächst wird ihm, wenigstens von specifisch mexikanischen Autoritäten, jede äussere Berührung mit Wasser auf das strengste untersagt. Weder Hände noch Gesicht darf er mit dem noch dazu meist lauwarmen Wasser waschen, kaum sich den Mund ausspülen. Rasiren ist ebenso streng verpönt und selbst warme Bäder sollen erst 3—4 Wochen nach dem letzten Fieberanfall ungefährlich sein. Richtig ist allerdings, dass bei der durch das heftige andauernde Schwitzen herbeigeführten Empfindlichkeit der Haut jede Reizung derselben nicht unbedenklich ist und ich kenne einen Fall, wo durch ein Bad im Meerwasser von 20° R. 15 Tage nach dem Fieber fast ein Rückfall eingetreten wäre.

Als Getränk ist Wasser mit Citronen- oder Tamarindensaft gestattet, Milch dagegen streng verpönt als Hauptträger der Fieberkeime. Selbstredend sind während der Fieberperiode Spirituosen gänzlich ausgeschlossen; dem Reconvalescenten wird dagegen gestattet, seinem Trinkwasser etwas Wein beizumischen. Ein mexikanischer Arzt zu Tehuantepec erlaubte sogar seinem Patienten Bier mit Wasser zu nehmen, eine Mischung, welche der geniale Heilkünstler als durchaus unverfänglich ansah! Eine grosse Schattenseite ist auch bei dieser Gelegenheit das fast absolute Fehlen aller kühlen und namentlich kohlensäurehaltigen Getränke. Eis giebt es nur in wenigen grösseren Städten und wenn schon der Gesunde sich nur mit Ueberwindung daran gewöhnt, alle Getränke lauwarm zu nehmen, so lässt sich leicht ermessen, wie sehr der Fieberkranke einen kühlen, erfrischenden Trunk entbehrt.

Was die Speisen anbelangt, so sollte Fleisch während der Fieberzeit möglichst vermieden werden. Leider ist dasselbe an vielen Orten jedoch neben den für Kranke erst recht ungeniessbaren Maisfladen fast das einzige vorhandene Nahrungsmittel; wo es Reis giebt, kann man diesen zur Hauptspeise wählen, ausserdem lässt sich aus Maismehl ein schleimähnliches kühlendes und zugleich nahrhaftes Getränk, Atole genannt, herstellen, welches für Fieberkranke und Reconvalescenten stets angemessen ist.

Bei schlimmen Fiebererkrankungen sind die Folgen oft gefährlicher als das ursprüngliche Leiden; namentlich verdanken die im tropischen Klima so häufigen und verhängnissvollen Leberabscesse meist

einer Malariainfection ihre Entstehung. Bei leichteren Fällen bleiben jedoch gewöhnlich keine üblen Folgen zurück, namentlich wenn rechtzeitig eine Klimaveränderung vorgenommen werden kann. Eine naturgemässe hygieinische Lebensweise sorgt dann weiter dafür, dass der Körper alle Nachwehen des Fiebers überwindet und mit neuer Frische und Kraft den Aufgaben des Lebens sich unterziehen kann. —

Hygieinischer Lesetisch.

Dr. Meyer von Forsteck bei Kiel, mit 67 Jahren Anfangs Mai verstorben, verdiente bestens die ihm besonders von liberaler Seite gespendeten Nachrufe. Ich lernte ihn im Jahre 1874 auf seinem herrlichen Landsize bei Düsternbrook, gleich hinter Hôtel Bellevue, kennen, als er eben eine Sendung von Hermes-Säulen zur Ausschmückung der Parkanlagen aus Rom erhalten: ein Mann von feiner Bildung und Sitte, aber auch gelehrter Naturforscher, als welchem ihm, dem in der Geschäftswelt nach seinem Fabrikate „Stockmeyer“ Genannten, die Kieler Fakultät den Doktortitel verlieh. Sein Vater soll zu Anfang noch mit Stöcken Hausirhandel getrieben haben. Auf Forsteck jedoch bemerkte man von Geschäft Nichts, umso mehr aber von Kunstschäzen und wissenschaftlichen Seltenheiten, z. B. auf Herrn Meyer's Arbeitstisch ein Prachtstück von gesprengtem Menschenschädel d. h. alle 22 Knochen durch gequollene Füllung aus ihren „Nähten“ gelöst, hier aber durch ein kunstvolles Messinggestell im ursprünglichen Nebeneinander zusammengehalten. Auf den ersten Blick sah man's: dieser „Stockmeyer“ war nicht blos ein reicher, sondern auch ein glücklicher und edler Mensch! —

Hofrath Dr. Rosenthal, Professor der Medizin an der Universität Würzburg, gestorben am 3. Mai, gehörte zu den stillen Säulen der hygieinischen Richtung und wirkte schon vor 20 Jahren bei meiner Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der dortigen physikalisch-medizinischen Gesellschaft in Anerkennung meines grossen Werkes über Percussion und Auscultation mit. Später erhielt ich von ihm für sich ein Lobschreiben über meine hygieinischen Schriften mit dem Wunsche, dass ich zum Frühjahr in dortigen Kreisen „hygieinische Fastenpredigten“ abhalten möchte. Persönlich kennen lernte ich ihn leider nicht. —

„Aerztliche Tagesfragen, hygieinische Plauderei“ — mit dieser Aufschrift beginnt unser werther Dr. Gerster eine Reihe von Aufsäzen im angesehenen Wochenblatte „Zur guten Stunde“ (Nr. 38 d. d. 2. Mai). In leichtfliessendem, wenn auch gewähltem Plaudertone entwirft er eine Kreuzfeuer-Unterhaltung zwischen einem neugebackenen Schulmediziner einer- und einem „kezerisch“ angehauchten Sanitätsrath andererseits über Werth oder Unwerth der Antiseptik, des Impfzwanges u. s. w., nicht ohne auf lezteren Sprecher den Ausdruck „hygieinische Säule“ anzuwenden. Immer lebhafter gibt sich unser Münchener Bannerträger als selbstständig erstarkende und unverdrossen streitbare Kraft zu erkennen! Möchte aber auch die Redaktion späterhin nach dem Vorgange der Leipziger Illustrirten u. a. schöngeistiger Blätter den Schuljargon „hygienisch“ zum attischen „Hygieine“ umwandeln! —

Auch in Hannover kommt das Volksbrausebadwesen in Fluss. — Am 7. Mai hielt unser Dr. Lassar im dortigen Verein für öffentliche Gesundheitspflege mit der ihm eigenen Schneidigkeit einen Vortrag, aus dem ich folgende Einzelheiten verzeichne: Während zur Deckung des allgemeinen Bedürfnisses, und zwar nur für ein- oder zweiwöchentliches Vollbaden in Deutschland 45,000 Anstalten nöthig wären, stellt sich vorläufig das Vorhandensein von nur 1000 heraus. Das Lassar'sche Brausebad nun zeigt — abgesehen von anderen, schon öfter hervorgehobenen Einzelheiten — seine Billigkeit schon dadurch, dass es nur etwa 30, das Wannenbad aber 200 Liter Wasser, die noch dazu gleich beim Einsteigen ihre Reinheit verlieren, erfordert. Schon für 4500 Mk. lässt sich eine Anstalt mit 7 Zellen herstellen. — Die einheimische Commission in Hannover, wo am alten Zeughause bereits ein Brausebad gebaut wird, besteht aus: Kreisphysikus Dr. Gürtler, Dr. Simon (Schwager und thatkräftiger Gesinnungsgenosse von Dr. Lassar) und Professor Post. (Nach 1. Beilage von 108 des „Hannoverschen Tageblattes" mitgetheilt von Säule Dr. N.). —

„Holland in Nöthen" — so hiess sonst wohl ein geflügeltes Wort zur Bezeichnung von bösen Nothständen; jezt liesse sich's mit Hinblick darauf, dass der 70jährige Landesfürst (vgl. H. Jhrg. 2, S. 63), wie man von gewöhnlichen Sterblichen zu sagen pflegt, „nicht todt zu machen", in heiterem Sinne anwenden! Schon vor 4 Wochen durch „Irrthum der Aerzte" (wie die Tagesblätter sich rundweg ausdrückten) von den Generalstaaten für blödsinnig und regierungsunfähig erklärt, auch in Luxemburg durch einen anderen Regenten ersezt, ergreift König Wilhelm auf einmal aus eigenem Entschlusse die Zügel der Regierung wieder! — Ohne die immerhin damit geschaffene Ernsthaftigkeit des Ereignisses zu verwischen, darf man doch wohl getrost die Lehre daraus ziehen: Nicht immer ist's mit einer Krankheit gleich so schlimm, wie's „die Aerzte" damit machen, wenn nur der Kranke selbst sich aus eigener Kraft aufrecht zu erhalten Muth und Ausdauer findet! —

Wider die Binnenstaubluftplage in Schulhäusern thut eben Minister Gossler einen kräftigen Schlag, den besonders der sich meiner Studie in Heft 3, S. 66 ff. erinnernde Leser zu würdigen wissen wird. Noch mit Schrecken erinnere ich mich dieser Plage aus dem Leipziger Schulgebäude, in dessen 4 Treppen hoch gelegener Aula ich damals meine Vorträge für den Volksbildungsverein zu halten hatte: erst bekam ich im Klassenzimmer, in dem ich mich bis zum Beginn aufhielt, die tagüber aufgestaute und, sozusagen, ausgebrütete Staubdunstluft zu schlucken und nachher wirbelte die meist zahlreiche Versammlung beim gemeinsamen Hinabsteigen von den Treppen förmliche Staubwolken auf. Dieser Gossler'sche Erlass nun tritt der blossen trockenen Ortsveränderung (vgl. H. 3, S. 73) entgegen und befiehlt nasses Aufwischen nebst zeitweiligem Scheuern, aber nicht blos der Dielen, sondern auch an und in Schränken, Oefen u. s. w. Bis Ende Juni wird Berichterstattung von Seiten der Provinzialbehörden darüber erwartet, welche Anordnungen in dieser Richtung getroffen und was etwa noch weiter zu geschehen hätte. —

Professor Dr. Jäger oder „ein Geffkenprocesssturm im Glase Wasser" — mit dieser Aufschrift berichtete ich im „B. T." (Abendausgabe vom 7. Mai, Nr. 230) folgende mir aus Stuttgart mitgetheilte Thatsache: die ebenfalls bei A. Zimmer verlegte (mir dem Inhalte nach unbekannte) Schrift des dortigen Dr. Lindenmeyer „Wie kleiden wir uns vernünftig, gesund und billig?" erregte das Machtgefühl des Selbstherrschers der

„Welt als Wolle“ in solchem Grade, dass er unter Einreichung einer Beleidigungsklage vorläufige polizeiliche Beschlagnahme der Schrift, und zwar mit Erfolg, beantragte. Wie muss sich doch Hygieia dankbar gegen den Gewaltigen dafür fühlen, dass Er die Anti-Wolle-Bacille Nr. 99 (Heft 3) ungestraft durchgehen liess! —

Neue Bücher und Druckschriften.

Schickh, Chr., Edle von, auch eine Gottes-Idee. Dem Zeitgeiste gewidmet. 2. Aufl. Berlin, 1889. K. Sigismund. —

Volkmar, L., Die neue Heilkunst. Heft 10, d. d. 21. März mit „offener Erwiderung“ auf meine in Heft 3, S. 120 ff. enthaltene Auseinandersezung, auf welche ich mir ebenfalls in Briefform zu antworten erlaube:

Geehrter Herr! — Alle Achtung vor der würdigen Art, mit der Sie, mir von Ihrem Standpunkte entgegentretend, bestätigen, dass Sie — zum Unterschiede von jenen banausischen Schreibenkönnern — wissenschaftliche Gegnerschaft nicht mit persönlicher Feindschaft gleichsezen. Entschieden widersprechen muss ich nur, wenn Sie mir den tiefgelehrten Juristen Lassalle als Musterbeispiel der (überhaupt juristisch nicht studirten) Winkelkonsulenten entgegenhalten. Gern aber hak' ich ad vocem „Boxhorn“ zurück und erkläre: Sie belieben im Imperativtone zu schmettern, während Hygieia sich im Indicativtone bescheidet. — Andererseits kann ich nicht umhin, meine von Ihnen bestrittene Censur „Spätgelerntes“ just aus dieser Ihrer Nr. 10 (S. 75, Spalte 2 unten und S. 76 Spalte 1 unten) zu erhärten: „die Hize entsteht durch Reibung gegen die geschlossene Haut“ (sic!) mit diesem — nehmen Sie mir's nicht übel! — physiologischen Nonsens suchen Sie die — von den Hygieinikern jeder Farbe verworfene — „Einpansung“ des Körpers in Federbetten zu rechtfertigen (vgl. H. 2. Jhrg., Heft 1, S. 18)! — Zum „natürlichen Ausgang“ der Ausscheidungsprodukte erheben Sie die — Bauchhaut, welche, wenn gehörig nach System K. bearbeitet „nach dem Geseze der Diffusion“ die gerade dort massenhaft lagernden Krankheitsstoffe ausscheidet (daher wohl auch später die Anzeige: „Keine Clystiere!“). — Also: „Diffusion“ (doch wohl nur der Blähungen?) durch 1) die muskelstarke Darmrohrwand, 2) die doppelte secöse Bauchfellsackhaut 3) die Sehnenfadcien, 4) das Muskelstratum und 5) die Oberhaut des Bauches hindurch? — Dass und warum hier eher Ausscheidung durch „Miserere“ (Kothbrechen) als durch „Diffussion“ denkbar, mag Meister K. von jedem Realschulsecundaner erfragen und sich dann vielleicht seine Entdeckung erst nochmals überlegen. (Ueber die längst bekannte Erscheinung der Bläschenbildung im Badewasser, aber, bei Vollbad auch — am Oberleib und Extremitäten s. Ausführliches in „Sprechstunden“ Bd. XVIII, 109 ff). —

Heyl, Hedwig, die Krankenkost. Berlin, C. Habel, Lüderitz's Verlag. 1889. 301 SS. klein Quer-Oktav. —

„Der Mensch lebt nicht von dem was er geniesst, sondern von dem, was er verdaut“. — Wendet man diesen hygieinischen Receptspruch auf vorliegendes, sonst ganz anspruchslos auftretendes und auch manche nüzliche Praktiken lehrendes Büchlein im Ganzen und Grossen an, so dürfte man ihm bezeugen, dass danach auch ein Gesunder sich — zum Krankenkostgänger ausbilden könnte! —



Juli 1889 **Zweiter Jahrgang.** **Heft VII.**

Dritte Folge der ärztlichen Sprechstunden; der ganzen Reihe Nr. 119.

Sämmtliche Sendungen für die Redaction sind an den Herausgeber in Berlin W, 10, Inseratanfträge und Bestellungen an die Verlagshandlung in Stuttgart zu richten. Die Herren Mitarbeiter und Inserenten, welche nicht über geeignete künstlerische Kräfte zur Illustrirung ihrer Beiträge und Inserate verfügen, werden gebeten, sich zu diesem Zwecke mit der Verlagshandlung in Verbindung zu setzen. Abdruck oder auch nur sofortige Lesung und Rücksendung unverlangter Manuscripte oder Recensionsexemplare kann nicht gewährleistet werden.

Bacillen.

Vom gesunden Menschenverstande.

103) Schopenhauer's „Viele verstehen die Stimme der Natur nicht, weil sie ihnen zu einfach ist" spricht Grillparzer so aus:

„Was der Mensch erfand, ersann,
Als Höchstes wirst du finden:
Gesund natürlichen Verstand
Und richtiges Empfinden."

104) Zu diesem, einem Stammbuche entnommenen Verse schrieb der Maler Canon hinzu:

„Man kann's nicht schöner sagen
Und so einfach ist's erzählt,
Was in unseren Lottertagen
Zumeist dem Menschen fehlt." —

Die Berliner Ausstellung für Unfallverhütung,

über welche wohl die fernwohnende Leserschaft etwas in Hygieia zu hören wünscht, und die ich selbst natürlich schon wiederholt besuchte, bietet, so viel ich ihr auch abzugewinnen suchte, von hier in Betracht kommenden Gesichtspunkten nur geringe Ausbeute. Doch erhielt ich einen beinahe gleichen Eindruck aus den von der Tagespresse „pflichtschuldigst" gebrachten Berichten, deren Schreiber sich manchmal förmlich Mühe zu geben scheinen, ein kräftiges Ergebniss herauszupressen. Nicht als wollte ich damit den Werth des Unternehmens im Allgemeinen herabsezen oder meine Besuche als verfehlt bereuen, so schlägt eben das Ganze mehr in's Bereich des sogenannten medizinischen, chirurgischen und gewerblichen Polizeiwesens und besteht aus einem Nebeneinander von technischen Spezialitäten, die sich nicht unter einem gemeinsamen Gesichtspunkte, am wenigsten im Sinne der persönlichen Gesundheitspflepe abhandeln lassen. Manchmal glaubt man sich sogar in ein blosses Panopticum versezt und stösst auf Gegenstände, von denen man, so sehenswerth sie an sich, nicht einsieht, mit welchem Rechte sie in eine Ausstellung „für Unfall", wie Berliner Volksmund sich der Kürze wegen ausdrückt, gehören. Findet sich zwar die „Verhütungs"-Pointe laut Vorschrift hie und da durch rothen Anstrich hervorgehoben, so beschränkt sie sich doch z. B. an jener riesigen, mehr schon eine ganze Fabrik darstellenden Papiermaschine auf die verhältnissmässig winzige, Vorübergehende oder Arbeitende vor Berührung mit dem Schwungrade oder Treibriemen schüzende Gittervorrichtung. Manch' andere Nummer scheint, schon weil sie rothen Anstrich nicht erkennen lässt, nur die Gefahrlosigkeit des Ganzen in sich und z. B. die Bierbrauerei, Verhütung von Unfall durch — Verdursten veranschaulichen zu sollen, welchem „Unfalle" aber aller Orten durch Vorräthe von bereits fertigem Nass in so reichlichem Maasse vorgebeugt wird, dass man auch auf diese Ausstellung die schon von der damaligen hygieinischen geltende Censur anwenden kann: „grösste Kneipe von Berlin und Umgegend", jedoch, wie ich hinzuzufügen mich beeile, mit dem hygieinischen Beiwerke des fleissigen „Promenirens", und zwar fast stehend bei herrlichster, wenn auch ziemlich heisser Witterung. An Tagen, wo, wie z. B. Sonntag, den 23. Juni, die Besucher-Zahl bis auf's dreissigste Tausend anschwillt, geräth freilich die Promenade in arge Stockung und möchte man auch Verhütungseinrichtungen gegen das in früheren Heften (H. Jhrg. 1, 133 und 2, 90) schon abgehandelte Gedrängeweh zu sehen bekommen. Als Zufluchtsorte vor der Hize bewähren sich, so weit

der Plaz reicht die Kühlräume der Brauerei und der „Gefrierschacht“, in dem aber Erkältungsfürchtige behufs „Verhütung“ das Vorhandensein eines — leichtgeheizten Ofens vermissen sollen.

Mich persönlich beschäftigte, offen gestanden, bis jezt am Meisten das draussen im Parke theils sizende, theils wandelnde Bild einer bunten Menschheit aus aller Herren Länder und allen inländischen Standes- und Berufsklassen bis herab zum sogenannten Krethi und Plethi, welch' lezteres aber gerade Stoff zu hygieinischer Studie über den Stand der Volksgesundheit bietet. Beispielsweise verfiel ich im Anschlusse an die frühere Studie „Confirmirt“ (H. IV, 98) beim Anblicke erwachsener, „aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern, aus Handwerks- und Gewerbesbanden u. s. w.“ hier vorübergehend „an's Licht gebrachter“ Schementypen und in Erinnerung an die vom politischen Standpunkte sogenannten Bassermann'schen Gestalten auf die Diagnose „ausgebuddelte Gesichter“, denen in der That die hygieinische Bedeutung ihrer alltäglichen Wohn-, Schlaf-, und Arbeitsräume als „Vorhöfe des Kirchhofs“ auf der Stirn geschrieben steht. Sieht man ihnen heute den langentbehrten Anlauf zum Freierathmen in Sonne und Luft an, so möchte man sie auch, falls man dreinzureden hätte, zu Paaren in's ausgestellte Volksbrausebad treiben, wo Jeder für 10 Pfg. einschliesslich Seife und Wäsche mal seinen „alten Adam“ ablegen könnte. Zu solch' praktischer Ausnuzung jedoch fehlt hier von vornherein jede Anregung und so bleibt's einfach bei Befriedigung der Schaulust. Vielleicht aber trägt Dieser oder Jener als Recept zur Verhütung von Unfall im Körperinnern den Vers mit nach Hause, den ich zu meiner Ueberraschung auf einer dort ausliegenden Speisekarte zu lesen bekam: „Halb gekaut ist halb verdaut!“

Neben den in meinem ausführlichen Berichte über die Hygieine-Ausstellung („Sprechstunden“ XIII, Nr. 1 und 6) bereits geschilderten Volksbadeanstalten finden sich einige neuere, aber, wie ich nicht verschweigen kann, wenig glückliche Vorrichtungen nach dem Vorbilde unseres Zimmerbadeschrankes, eigentlich blosse Spielereien. Mögen sie durch ihre verhältnissmässige Billigkeit beim gedankenlosen Theile vorübergehend Absaz finden, so sieht sich der Kenner durch den blossen Vergleich in der Schäzung des, so viel ich bemerkte, nicht ausgestellten Lipowsky-Maquet als des „einzig wahren“ nur bestärkt.

Ebensowenig übertreffen die hier aufgetauchten neuen Fensteroffenhalter die uns bereits geläufigen von Knütter und Warttinger an Brauchbarkeit und Billigkeit, wenn auch wohl in Künstlichkeit und Preishöhe.

Zum ersten Male ausgestellt, wenn auch für uns alter Bekannter,

finde ich den G. Wolff'schen Freiluftathmer (s. Apotheke u. s. w. Nr. 35 in H. III, S. 89), und zwar inmitten einer grossen Gesellschaft von künstlichen „Lungenschüzern“ für die verschiedensten mit giftigen Gasen, Staubluft u. dgl. arbeitenden Gewerbe, deren Brauchbarkeit aber zu beurtheilen nur für den in diese Gesundheitswidrigkeiten Eingelebten möglich. Nach dem blossen äusseren Anblicke kommen mir manche solche Apparate so zusammengesezt und in anderer Richtung bedenklich vor, dass ich für meine Person sie anzulegen Bedenken tragen würde.

Verdienstlich finde ich die regelmässig zweimal an Wochentagen einstündige und Sonntag Vormittags zweistündige Abhaltung von Vorträgen und Demonstrationen über die erste Pflege von Verunglückungsfällen in Saal X, über deren Lehrkräfte und Ausführung ich aber, da der Anschlag keine Namen nennt und die Stunden nicht in meine freie Zeit fallen, Näheres nicht berichten kann. In der Nähe des Vortragssaales befindet sich ein stets zugängliches Lese- und Schreibezimmer, auch äusserlich eine behagliche Stätte zu geistiger Erholung und Sammlung, mit einer Fülle von hygieinischen Werken, Druckschriften, politischen, gewerblichen und sonstigen Zeitungen.

Nicht in's Einzelne schildern lassen sich die vielen Modelle von Fabrikanstalten, Bergwerken, Schulhäusern und sonstigen Massenanlagen, welche Zeugniss dafür ablegen, wie überall nicht blos auf Unfallverhütung im engeren Sinne, sondern auch auf Pflege und Gesunderhaltung der Arbeitnehmer oder Zöglinge im grossen Style hygieinischer Cultur Bedacht genommen wird. Am lebhaftesten athmet den leibsorgerischen Sinn des Arbeitgebers die Ausstellung des weltbekannten Hauses Dolfuss in Mühlhausen i. Els., von dessen Leiter ich auch schon in meiner Preisschrift über die Sonntagsruhe ein zustimmendes Schreiben brachte und der hier durch eine Anzahl von Ehrendiplomen als Begründer der schon lange bestehenden „Association de Muhlhouse pour prévenir les accidents de machines“ vorgeführt wird: „Le Fabricant doit autre chose à ses fabricants que le salaire“ — dies unter dem Bilde des Seniors Engel-Dolfuss zu lesende Wort sprach mich wie ein Verhütungswink gegen jenen höheren „Unfall“ an: die jezt hier oben bei uns aller Orten ausgebrochene Streik-Bewegung! —

Nicht gut erzählen lässt sich, sondern selbst sehen muss man weiter das Theaterchen, ein wahres Schmuckkästchen, in dem Abends wiederholt ½ Stunde lang Kleinigkeiten aufgeführt und Rundgemälde entrollt werden. Zwischendurch bricht wie von ungefährt Feuer auf der Bühne aus, ohne jedoch im Zuschauerraume die gefürchtete Panik zu erzeugen, da das Feuer im Entstehen ge-

dämpft, Thüren und Nothausgänge sich infolge leichten Fingerdruckes auf den elektrischen Knopf öffnen u. s. w. Beinah' eine wirkliche Panik gab's aber neulich im Opernhause während der Festvorstellung zu Ehren des Prinzen Friedrich Leopold und Prinzessin Braut: die Tänzerin Sonntag gerieth mit dem ihr anhaftenden Lametta-Flitterwerke so zwischen die Ausschaltungsstellen einer Batterie, dass die Kette sich schloss und der elektrische Funke ihre Kleidung in Brand steckte. Doch rettete sie die Geistesgegenwart eines mitspielenden Künstlers durch Ueberwerfen seines Mantelcostüms vor dem Verbrennungstode. (Ueber Theaterbrände im Ganzen s. H. Jhrg. 1, Heft 5, S. 211.) —

In wahrhaft feenhaftem Glanze elektrischen Lichtes strahlt Abends (für etwa 300 M. in der Stunde) der Ausstellungspark mit dem zauberhaften Mittelpunkte des Siemens & Halske'schen Pavillons und seiner Hunderte von Glühlichtern und anderen Funkenwirkungen.

Kurzum: diese Ausstellung verdient troz ihrer Planlosigkeit im Einzelnen als höchst anregende und fruchtbare Bildungsstätte technischen Anschauungs-Unterrichtes volles Lob und allseitigen Besuch. —

Anhang.

Ein „wissenschaftliches" Probestückchen aus der Vorgeschichte des Eisenbahnunfallwesens.

Bedürfte es überhaupt des Beweises für die fortschrittliche Bedeutung dieser Ausstellung, so lieferte ihn ein Vergleich des grossartigen vor Augen geführten Eisenbahnfahrtwesens und der in Rechnung gezogenen Unfallmöglichkeiten mit dem, was sich vor noch 50 Jahren amtliche Erbweisheit unter Gefährlichkeit dieser Beförderungsweise dachte. Wie nämlich nach dem „Fränkischen Courier" die (mir durch Säule K. H. auf Ziethen im Ausschnitt mitgetheilte) „Tgl. R." berichtet, findet sich im Archive der am 7. Dezember 1835 eröffneten Gesellschaft der Eisenbahnlinie Nürnberg-Fürth ein Aktenstück, nemlich ein von der Staatsregierung veranlasstes Gutachten des Münchener Ober-Medizinal-Collegiums über die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit des Eisenbahnbetriebes in dem's u. A. ziemlich wörtlich heisst:

Der Fahrbetrieb mit Dampfwagen ist im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege unbedingt zu untersagen. Die schnelle Bewegung muss bei den Passagieren unfehlbar eine Gehirnkrankheit erzeugen. Will man nun aber Denen, welche sich muthwillig dieser Gefahr auszusetzen wagen, kein Hinderniss bereiten, so bleibt doch der Staat verpflichtet, die die fahrenden Züge ansichtig werdenden

Bürger zu schüzen, und da auch der blosse Anblick des dahinsausenden Dampfwagens dieselbe Krankheit erzeugen kann, so muss der Bahnkörper beiderseits mit einem dichten, mindestens 5 bayerische Ellen hohen — Bretterzaune umgeben werden (sic!). —

Ich beschränke mich auf die Glosse: Einen Oberländer herbei, der diese prähistorische Unfallverhütung z. B. an der Berliner Stadt- und Ringbahn zur anschaulichen Vorstellung ausmalte! —

Aus dem hygieinischen Parabelbuche.

(Dem Niederrheinischen Verein für öffentliche Gesundheitspflege, aber hors de concours, gewidmet.)

Das wasserscheue Huhn und die wasserfreundlichen Entchen.

Einer Gluckhenne hatte man Enteneier zur Bebrütung untergeschoben. Als nun die falschen Küken ausgeschlüpft und halbwegs flügge geworden waren, hatten sie nichts Eiligeres zu thun, als dem nahen Teiche zuzuwatscheln und sich im Schwimmen zu versuchen. Nicht lange auch dauerte es und die geborenen Wasserfreundchen bewegten sich auf dem ganz ruhigen Spiegel wie in ihrem Elemente und die zuschauende Dorfjugend zollte dem frischen, fröhlichen Treiben lauten Beifall. Wer aber über dies Beginnen bis zur Verzweifelung ersshrack, das war die gute Gluckhenne. Wie eine die Hände über ihr ertrinkendes Kind ringende Mutter rannte sie am Ufer hin und her und wehklagte: „O über diese ungerathene Brut, die sich in ihrer Unerfahrenheit blindlings in's Verderben stürzt! — aus dem warmen Neste heraus gleich in's kalte Wasser! Da wissen wir doch aus Erfahrung, dass man sich mit solcher Tollkühnheit auf den Tod erkälten kann! —"

Doch auch der auf das Geschrei herbeigeeilte Hahn zeigte seine helle Freude an dem Schauspiele und belehrte die gute Henne also: „Weg mit den muhmerlichen Beklemmungen! Wir Grossen sollten doch gescheit genug sein, um die uns selbst nun einmal angequälte Verwöhnung nicht gleich auch dem unverdorbenen Naturtriebe der Kleinen aufzudrängen. Ueberhaupt merke: wer auf Schritt und Tritt aus Angst vor dem Tode zittert, den erreicht er schliesslich um so sicherer im — Bette!" —

Leidens- und Heilgeschichte des von Hüftweh geplagten Dichters u. Denkers Fr. Th. Vischer.

Erinnerungsbeitrag zu der am 30. Juni im Garten des Polytechnikum zu Stuttgart begangenen Enthüllungsfeier seines Denkmals.

„Lyrische Gänge" (Stuttgart etc. Deutsche Verlagsanstalt). In einem so überschriebenen, gleichzeitig auf goldbeschnittenen Büttenpapier verschwenderisch gedruckten und prächtig eingebundene, daher auch ziemlich kostspieligen Buche eine sich auf volle 33 Seiten erstreckende Krankengeschichte zu suchen, lag mir und liegt wohl auch den meisten Lesern so fern, dass ich mit folgendem, möglichst knapp gehaltenem Auszuge auch dem dies und jenes Vischer'sche Werk schon Kennenden etwas Neues zu bieten glaube. Ich selbst erfuhr den Fundort erst auf schriftliche Anfrage beim damals noch lebenden Herrn Verfasser mittelst Zuschrift d. d. Stuttgart, 27. Juli 1886 und wenn ich's auch seitdem schon wiederholt gelesen, so gewährte mir der vorgenommene Auszug doch nur Vergnügen und wird mir sowohl das Lesen behufs Korrektur als auch nachher im fertigen Hefte von Neuem Vergnügen bereiten; hoffentlich also auch der damit noch nicht bekannten Stammleserschaft, die aber vielleicht etwas wie ein in Verse geseztes Steudelianum (vgl. H. Jhrg. 1, S. 43) erkennt, wie ja denn Fr. Th. Vischer zu den Alters- und Studiengenossen des Verfassers vom „Nihilismus in der Medizin" gehörte und von ihm vielleicht seine eigene nihilistische Ader überkam.

Leidensbild der Ischias.

Der ewigen Stube zu entflieh'n,
Schleppt ich mich nach dem Parke hin,
Nach rechts auf meinen Stab gestemmt,
Denn ach! im linken Beine klemmt
Und zwickt und zerrt und zuckt und blizt,
Gräbt wie mit Messern scharfgespizt,
Multiplicirtem Zahnweh gleich,
Der Dämon aus dem Höllenreich.

Wer ihn so schleichen sah, den Kranken,
Einen alten Spittelmann sah er wanken,
Die Menschengestalt verkrümmt, verbogen,
Verschrieben, verzeichnet, verkrizelt, verzogen.
Es wuchs mir die Pein vom erzwungenen Gehen,
All vierzig Schritt musst' ich stille stehen,
Damit ihr Wüthen nur etwas verbrause,
Das Stechen und Bohren nur etwas versause. —

Nunmehr lässt er sich auf einer Bank nieder, und zwar neben einer alten, theils strickenden, theils die Vögel mit Brodkrume fütternden Frau und dann heisst's weiter:

Nicht leicht war der Akt, als Plaz ich nahm:
Es fuhr mir wie immer in's linke Bein
Ein Stich wie von glühendem Dolche hinein,
Dabei entfuhr mir ein leises Au! —
„Bist krank, mein Alterchen?“ sagte die Frau,
„Was fehlt dir, arme creatura,
Ist die natura
Dir nicht amica?“
„Ich habe ischiadica antica“
Sagte ich, stuzend ob dem Latein.
— — — — — — — — — — — — — — —
Doch sie fuhr schnell in der Rede fort:
„Hast gedoktert mein Söhnchen, wie? sag' an!
Was hast du denn Alles dagegen gethan?“ —
Zuerst, meine Beste, ward elektrisirt,
Mit dem constanten Strom operirt —
Nur wenige Mal, ich hatte nicht Zeit,
Denn zu verreisen stand ich bereit.
Noch konnt' ich es wagen, der Schmerz war eben
Noch leidlich; ich dachte: es wird sich schon geben.
Ich verreiste. Natürlich wurde das Geh'n
Saurer. Ich kam nach Isar-Athen,
Dort gab mir ein guter Freund den Rath:
In's Moorbad size! das ist probat!
Zum Bahnhof hinkt' ich, es galt den Versuch.
Unter manchem stillen Seufzer und Fluch
Kam ich an und dehnte verdrossen dumpf
Die Glieder im klebrigen Schlamm und Sumpf,
Sass gähnend im schmuzigen Zuber, im schnöden;
Wie schlichen die Tage, die trüben, öden!
Und was half das Dulden und Harren? Nichts! —

Im Moorbad.

Sieht man die Sau, den Büffel
Voll Schmuz am ganzen Rumpf
Mit Grunzen und Geschnüffel
Sich wälzen in dem Sumpf,

So hält man ohne Zweifel
Sich schnell die Nase zu
Und denkt: „Hinweg, pfui Teufel!
Wie ekelhaft bist du!“ —

Doch kommen andre Tage
Und anders klingt das Lied,
Wenn eine Höllenplage
Uns durch die Glieder zieht,

Wenn in das Kreuz uns blitzet
Der wilde Hexenschuss,
In die Gelenke sitzet
Der gichtisch böse Fluss,

Wenn sich die Ischiadik
In unsrer Hüfte schleicht
Und keiner Diplomatik
Der armen Heilkunst weicht.

Wenn also uns durchmürbet
Des grimmen Leidens Bolz,
Wie schwindet da und stirbet
Des Menschen spröder Stolz!

Mit anderen Gefühlen
Sieht man im dichten Dreck
Die Sau, den Büffel wühlen,
Man denkt: das Ding hat Zweck!

Käm es nicht appetitlich
Den guten Thierlein vor,
Sie schnauften so gemüthlich
Und grunzten nicht im Moor.

Einmal auf dieser Fährte,
Entsinnt man sich geschwind:
Geschaffen ist aus Erde
Ja doch das Menschenkind!

Stammt also nach der Bibel
Der Mensch vom Erdenklos,
So ist der Ruf nicht übel:
Zurück zum Erdenschoss! —

Nach so viel harten Proben,
Die nichts als eitel Dunst,
Ist es ein Wink von oben:
Den Abschied gib der Kunst!

Geh hin! Entschlossen wende
Dich nun zur ächten Kur!
Der Dreck ist ja am Ende
Nichts anderes als Natur!

Gefunden ist das Wahre!
Zum Henker die Arznei!
Entschliesse dich und fahre
Keck in die Sauerei!

Tauch in die klumpige Lauge,
Den dickzählehmigen Saft,
Aus Urwaldsmoder sauge
Des Erden-Centrums Kraft!

Wie fühlt sich in der Kufe
Der Mensch nun primitiv!
Die Schweins- und Büffelstufe
Wie fasst er sie so tief! —

Dass er nun dies Verständniss
Des Thiergemüths besizt,
Das mehrt ihm die Erkenntniss,
Wenn auch die Kur nichts nüzt.

Von Moorschlammschmuz umschlungen,
Zu dichten, das ist Kunst!
Und ist es nicht gesungen,
So ist es doch gegrunzt.

Elektrisir-Spezialkur.

Der Doktor auf meine Klagen sprach:
Mit elektrischem Eingriff helfen wir nach,
Und auf's Neue bot ich die Hüfte dar.
Thut eben auch nicht wohl fürwahr:
Es beisst, es prickelt, es fühlet sich
Wie Brennnesseljucken und Bienenstich.
Doch der Bienenstich war so wenig nutz,
Als im Zuber der Leim, der Papp, der Schmutz.
Ich sagte Ade! von Alt und Jung,
Freundlich vertröstet auf Nachwirkung.
Ich verliess, und nicht mit Segenswort,
Den ungnädigen Gnadenort
Und schleppte zur nahen Hauptstadt wieder
Die durchmoorten, durchtorften, durchharzten Glieder.
Und hinkte herum
Halb lahm und krumm
Und harrte.
Die Hoffnung narrte. —

* * *

Ich sollte nun Tag und Nacht mich plagen,
Einen Sack am linken Schenkel zu tragen,
Warmwasser in Guttaperchabehälter—
Unmöglich, beständig rutscht er, fällt er,
Wie man ihn gurten mag und knüpfen,
Und will nicht erlauben das Bein zu lüpfen.
Fluchend schmiss ich den Plunder in's Eck.

* * *

.... Es erschien auf dem Feldzugsplane
Mit seinem Kolben, Pinsel und Draht
Auf's Neu' der elektrische Apparat.
Drei Wochen, um konsequenter zu sein,
Durchknisterte man das störrische Bein.
Umsonst. — Da dachte der menschliche Witz:
Man probire ein Mittel weniger spitz.
Man durchknete mit starker, männlicher Faust
Die Muskel, worin der Nervschmerz haust!
Und es kam der Kneter und walkte und strich,
Und als nach Wochen der Schmerz nicht wich,
Meint' er zum Kneten
Fehle das Beten —
Doch statt das Beten nun zu probiren,
Ach, da begann ich das Mediziniren,
Da ging's an's Verschreiben und Rezipiren!
Wohlan, so hiess' es, jetzt wirkt man von innen.
Das treibt den Satan von hinnen.
Jodkali, vorlängst schon angerathen,

Schien uns zu schwach zu solchen Thaten,
Schärfer dem Feind auf den Leib zu rucken,
Musste ich Phosphorsäure schlucken,
Etlich Tropfen des Tags nahm ich wochenlang ein,
Doch nichts darnach fragte die Pein im Bein;
Mir schien es bereits, ich sollte auf Erden
Noch gar ein wanderndes Zündhölzchen werden.
Man beschloss, da auch dies nichts wollte verfangen,
Episodisch nach dem Schmiertopf zu langen,
Nach Salben, Dekokten, aus beizendem Saft,
Aus Pflanzen, aus mineralischer Kraft,
Die man hoffte durch tüchtiges, emsiges Reiben
Bis hinein in das Mark des Nervs zu treiben:
Zuerst eine Mischung von Laudanum,
Coctum Hyoscyami oleum
Und dazu als vermittelnden Spiritus
Schmerzbannenden aether sulphuricus—
Was aber, wie sehr es auch brannte und biss,
Auf Wirkung gemüthlich hoffen liess.
Nun rieth mir ein guter Bekannter,
Ein Leidensverwandter:
Sicherer wirke da nichts und schneller
Als Doktor Airy's Pain-Expeller,
Und ich schmierte als duldendes Lämmelein
Den amerikanischen Schwindel ein;
Doch wie ich auch hantirte und rieb,
Der Teufel im Nerv mir sitzen blieb.

Jetzt tauchte mir auf eine alte Idee:
Es hatte mir droben am Bodensee
Noch im Herbst ein wackerer Doktersmann
Als Mittel, das nothfalls heilen kann,
Gerathen in einem Colloquium
Kanthariden und Collodium:
Man müsse mit einem breiten Pinsel
Eine Art von langgestreckter Insel
Von der Hüfte über den Schenkel hin
Von dieser scharfen Latwerge ziehn;
Hat dies den gehörigen Brand erzeugt,
So soll der Kranke sich ungebeugt
Einen zweiten solchen Streifen führen
Und damit so lang continuiren,
Bis die ganze betreffende Hügelwelt
Nichts ist als ein einziges Wundenfeld.

Für diese „Saukur“, wie sie weiterhin nach Einem, der sie durchgemacht, genannt wird, dankte indessen unser Vischer, statt dessen:

Nun sollte doch aber gestiegen werden,
Gegriffen heroisch nach einem Unguent,
Das superlativisch beisst und brennt.
Man wählte das Oel aus Krotonkraut
Und verbrannte umsonst mir die arme Haut.

* * *

Nun versuchte man wieder von innen
Den Rettungsweg zu gewinnen.
Auf stieg der Gedanke kühn und gross:
Den Teufel durch Beelzebub zu vertreiben,
Muss man Gift gegen Gift verschreiben;
Metallisches Gift aus der Berge Schooss
Gegen des Satans Geistergift!
Das muss wirken, wohlan das trifft!
Und so nehm' ich denn jetzt mit Muth,
Hoffend, es thue gut,
In einem Löffelein
Per Tag sechs Tröpfelein
Arsenik ein. —

Nun folgt die langathmige und mir, offen gesagt, nicht recht verständliche Schilderung einer Art von Traumgesicht. Jenes alte Weib nemlich, welcher er, immer neben ihr sizend, diese Leidensgeschichte erzählte, verändert sich plözlich zu einem feenhaften Wesen, das ihm als heilkräftige Talismane die Worte Natur und

Humor offenbart. Dann lässt sie sich beichten, was Alles er früher gegen naturgemässe Lebensweise und gesunden Verstand verbrochen, packt ihn hierauf wie mit Zauberhänden und lässt ihn hoch aus den Lüften in ein tiefes Wasserbecken fallen, worauf das Ende vom Liede:

Vom Nacken löste sie ihre Hand
Und auf den eigenen Füssen stand
Mit einem lauten freudigen Ah!
Der Märtyrer endlich wieder da.

. . . . Vor Staunen stumm
Schaut' ich noch eine Weile mich um
Und ging — und hing
Noch immer nach rechts, mich zu schonen beflissen,
Und meinte noch immer hinken zu müssen
Und merkte doch nach und nach — Wie? Was?
Es geht ja, glaub' ich, auch ohne das!
Und als ich zu Haus nun angekommen,
Wo ich sonst so mählig die Stieg' erklommen,
So sprang ich in federleichtem Lauf
Wie ein Jüngling die Treppen hinauf.
Mit Hüpfen begrüsste mich frohen Lauts
Mein Hund, der arme Gefangne, der Schnauz.
Ich schellte — wie sonst nicht — stärker und schneller,
Die Schaffnerin kam. „Geh! hol' aus dem Keller
Eine Flasche herauf vom Achajawein
Ein feuriger muss es heute sein!"
Fragend sah sie mich an; zum Feste
War der Trank gespart für heitere Gäste.
„Geh' nur und und hole mir unverweilt,
Ein Fest ist, denn wisse, ich bin geheilt!"
Sie lief und brachte,
Ich aber dachte,
Indem ich schlürfte das köstliche Nass,
Der Tag ist des Festtrunkes werth vor Allen,
Uebrigens ist es doch kein Spass,
In die Hand der lebend'gen Natur zu fallen. —

Des schwedischen Majors Thure Brandt Massage des Unterleibes.

Von Dr. Gerster in München.

Mit manchen sehr einfachen Wahrheiten ist es eine eigenthümliche Sache. Die Wasserheilkunde musste, nachdem sie schon vor vielen Jahrtausenden der Menschheit bekannt gewesen war und unzähligen Leidenden zur Wiedererlangung der verlorenen Gesundheit verholfen hatte, im 18. Jahrhundert von dem schlesischen Bauer Priessnitz neu „entdeckt" werden, um wieder in der wissenschaftlichen Heilkunde Anerkennung zn finden. Erst verhielt sich die Phalanx der medizinischen Gelehrten völlig ablehnend gegen die „Pfuscherei" und den „Schwindel", dann gab man zu, dass „etwas Wahres" dran sei und schliesslich wurde die Wasserheilkunde sogar „klinisch".

Ganz ähnlich ging es mit der von dem schwedischen Major

Thure Brandt „erfundenen" Unterleibsmassage. Die schwedischen Aerzte wollten von dieser Heilmethode eines obscuren Heilkünstlers nichts wissen und nur der 25jährigen Consequenz und muthigen Ausdauer Brandt's ist es zu danken, dass die schon seit undenklichen Zeiten bekannte und zu allen Zeiten ausgeübte Behandlungsweise von Unterleibsleiden durch methodisches Drücken, Streichen und Kneten der betreffenden Organe nun ebenfalls das Bürgerrecht in der medizinischen Wissenschaft sich errungen hat. Freilich trugen zur Verzögerung der allgemeinen Anerkennung dieser Heilmethode die Massage-Apostel selbst bei, indem sie ebenso wie seinerzeit die Wasser-Apostel durch lächerliche Uebertreibung und aufdringliche Reklame Misstrauen erregten.

Die Massage des Unterleibes wird am zweckmässigsten in der Weise vorgenommen, dass der Arzt zur rechten Seite des Kranken steht oder sitzt und Letzterer in halbliegender Stellung auf einem Bette oder Divan ruht. Die Kniee müssen emporgezogen und alle Hindernisse des Blutkreislaufes beseitigt sein. Die Massage geschieht am passendsten entweder vor dem Frühstück oder eine Stunde nach demselben. Sie soll nie länger als 10 Minuten dauern und ist es rathsam nach je einigen Minuten die Sitzungen zu unterbrechen und gymnastische Uebungen vornehmen zu lassen. So nothwendig es erscheint, dass die Massage mit einer gewissen Kraft und Energie ausgeführt werde, so schädlich können derbe und grobe Eingriffe für den Patienten werden. In den meisten Fällen leistet jedoch die bei der Massage auftretende Spannung der Bauchmuskeln einen gewissen Widerstand, der die inneren Organe vor Schädigungen schützen kann.

Wenn man die Massage des Unterleibes noch durch andere hygieinische Heilfaktoren unterstützt, wird man ihre Wirkungen bedeutend erhöhen. So ist es sehr zu empfehlen, vor jeder Sitzung ein warmes Vollbad mit nachfolgender kühler Abbrausung zu nehmen und während der Sitzung langsam, tief und gleichmässig zu athmen. Dass die Diät eine dem jeweiligen Leiden entsprechende sein muss und auch heilgymnastische Uebungen und tüchtige Bewegung im Freien nicht fehlen dürfen, ist selbstverständlich.

Die Wirkungen der Unterleibsmassage sind folgendermassen zu erklären. Durch das Drücken, Streichen und Kneten, das in der Richtung der Darmbewegung geschieht, wird der Inhalt der Gedärme nach dem Mastdarm gedrückt und dadurch seine raschere Entleerung vorbereitet. Durch den Druck, der das Blut aus den Gefässen auf einige Zeit verdrängt, wird die Blutbewegung im Unterleibe und besonders in der Leber günstig beeinflusst. Ausserdem üben die vorgenommenen Klopfungen eine Reizwirkung auf die

Nerven der Bauchdecken aus, die sich auf das Rückenmark fortsetzt und von diesem wieder weitergeleitet wird.

Die Erfolge, die Thure Brandt mit Anwendung der Massage bei Frauenkrankheiten erreicht hat, haben sich nur sehr langsam die Anerkennung der ärztlichen Welt erringen können. Als aber Brandt auf Veranlassung eines deutschen Arztes 1886 nach Deutschland kam, um an der Klinik des Professors Dr. Schultze in Jena seine Methode einer strengen Prüfung unterwerfen zu lassen, musste Letzterer zugeben, dass die Heilmethode Brandt's die wissenschaftliche Anerkennung vollauf verdiene. Von nun an beschäftigten sich auch andere Kliniker und Frauenärzte mit derselben.

Brandt hebt ausdrücklich hervor, dass die örtliche Behandlung der kranken Organe bei Frauenleiden mittels Massage nur dann auf vollen Erfolg rechnen kann, wenn zugleich allgemeine Gymnastik des Körpers betrieben wird. Auf Letztere werden wir ein andermal zurückkommen und fügen für heute nur noch das Urtheil bei, das einer der ersten Kenner auf dem Gebiete der Massage, Dr. Reibmayr in Wien, in Betreff der künftigen Verbreitung der Brandt'schen Heilmethode bei Frauenkrankheiten äussert:

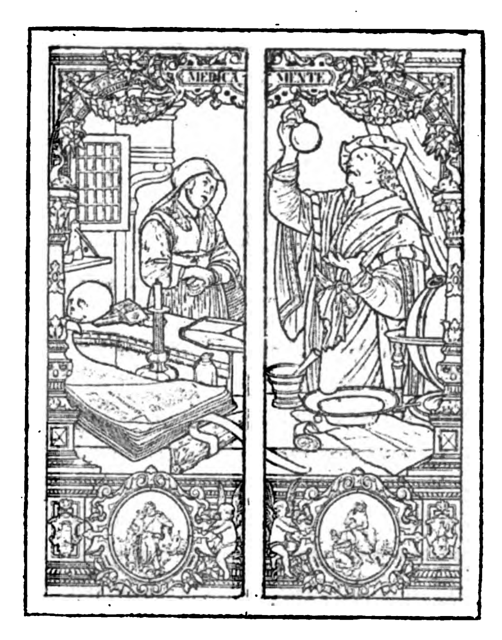
„Die Brandt'sche Methode wird gewiss siegreich durchdringen, da jeder gewissenhafte Gynäkologe die jetzige Behandlung vieler Frauenkrankheiten schon längst als eine ungenügende und häufig erfolglose erkannt hat und nur dabei geblieben ist, weil ihm keine andere bekannt war. Auch wird der Erfolg der Methode, sowohl auf die Aerzte als Patienten einen solchen zwingenden Druck ausüben, dass es nur eine Frage der Zeit ist, wann ihr Sieg ein vollständiger sein wird.“

Zusatz. — Die hier von meinem Münchener Herrn Mitarbeiter allgemein abgehandelte Specialität beschäftigte auch mich schon näher bei der Vorbereitung meines, nun endlich bald erscheinenden „Rathgebers für Frauen“, besonders im Stücke der sogenannten Frauenkrankheiten, die ich hier anhangsweise noch wenigstens so weit berühren darf, dass ich feststelle: diese unblutige Cur schwedischen Ursprungs verspricht der weiblichen Heilbedürftigkeit Befreiung von der bis jezt in den gynäkologischen Kliniken nur allzu — unbefangen ausgeübten blutigen und dabei im Erfolg zweifelhaften Eingriffen, besonders bei aller Art innerlicher Lageveränderungen. Mit Befriedigung bemerkte ich daher auch schon, dass sich an einem von solchen Leidenden aus bemittelten Kreisen mit Vorliebe aufgesuchten Badecurorte, nemlich in Franzensbad (über welches ausführliche Studie in „Sprechstunden“ XVIII, 130), ein ursprünglicher „Operateur“ von der Wiener geburtshülflich-gynäkologischen Klinik, Dr. P. Profanter, behufs „specieller Behandlung nach

Thure Brandt" niederliess. Ferner entnehm' ich ebenfalls einem Wiener Fachblatte, dass Professor Schauta von Prag bei längerem Aufenthalte in Stockholm selbst die Leistungen des Herrn Brandt rückhaltslos anerkennen lernte. In einem im Centralverein böhmischer Aerzte gehaltenen Vortrage schilderte er denn auch diesen „Laien" nicht blos als Meister der gynäkologischen Diagnostik, sondern auch als geschickten und zugleich mit zarter, schonender Hand vorgehenden Praktiker, dem — nach bereits 26 jährigem Wirken — Tausende von Frauen die Wiederherstellung ihrer Gesundheit verdanken. (P. N.)

Aus der ärztlichen Bildermappe.

Eigentlich müsste es diesmal heissen: „aus dem ärztlichen Fensterbilderschmuck", wie sich mancher Stammleser von einem Besuche in meiner oder auch in der Wohnung andererkunstfreundlicher Aerzte erinnert. Zunächst denke ich auch — mit Verlaub — bei dieser Mittheilung an die Herrn Leser-Collegen und stelle ihnen als Meister in Hervorbringung solchen — sowohl das Auge drinnen erfreuenden, als neugierige Blicke von draussen abwehrenden — Schmukkes meinen Freund Dr. Oidtmann in Linnich (Rheinprovinz) vor, der ein Meisterstück grossen Styles schon längst in der Burg Hohenzollern und ein neuestes eben wieder an der Berliner Heiligkreuz-Kirche lieferte. Kennt ihn Mancher bis jezt vielleicht nur als tapfern Vorkämpfer im Streite wider den Impfzwang, so erscheint er als Schöpfer der hier in freilich nur farblosem Abklatsche wiedergegebenen Bilder als ein, sich nach den Meistern der guten alten Zeit auch als Pfleger des Kunstwesens be-



Treppenfenster im Maassstabe von 1:20 nach G. Dow's „die ärztliche Sprechstunde" in Glasmosaik ausgeführt.

thätigender Arzt und wählt als solcher zur Ausschmückung von weltlichen Binnenräumen mit Vorliebe Gegenstände aus dem früheren Leben des ärztlichen Verkehrs, um sie in der Farbenpracht der sogenannten Emailmosaik, in Glas gebrannt, wiederzugeben.

Die hier vorliegende Probe nun stellt eine ärztliche Sprechstunde aus dem 16. Jahrhundert nach dem in der St. Petersburger Gemäldegalerie befindlichen Meisterwerke des Niederländers G. Dow dar: der Arzt, ein Charakterkopf von Ernst und Menschenliebe, in der malerischen Tracht des Mittelalters, einem alten Mütterchen vom Lande gegenüber, prüft, von ihr mit fragenden Blicken begleitet, die gegen das Licht gehaltene Flasche mit der Harnprobe des daheim darniederliegenden Kranken. Im Sockel des Gemäldes finden sich 2 allegorische Bilder: links die Gruppe Hygieia mit ihrem Vater Aesculap, diesem den Stab aus der Hand nehmend und auf einer Schriftrolle die Worte: „Medica mente, non medicamentis (Heilkräfte, nicht Heilsäfte)!“ zeigend. Rechts: die Quellennymphe als Verbildlichung der Wasserheilkunde, einer Heilbedürftigen eine Muschel zum Trunke an die Lippen führend.

Eignet sich dies grössere Lichtbild hauptsächlich zur Anbringung im Bereiche des Treppenaufgangs, etwa als höhere Form des sonst üblichen „Salve“, so empfiehlt Dr. Oidtmann die im zweiten Bilde gegebene Verkleinerung zur farbenprächtigen Ausfüllung des sonst kahlen „Lichtlochs“ im Wohnzimmer.

Mag man auf den ersten Blick an der altväterischen Handlung der „Uringuckerei“ Anstoss nehmen, so erinnere man sich, dass auch heute noch die Darstellungen dieser Art sich um irgendwelche neuere Art der Handwerkerei gruppiren, ja dass sich blosse Bildnisse von Aerzten für sich durch ein in der Hand gehaltenes Instrument (Stethoscop, Augenspiegel u. dgl.) zu erkennen geben. Auch die schon in einer früheren Studie (H. Jhrg. 1, S. 388) bemängelte Veranschaulichung des Pulsfühlens finde ich wieder in „Vom Fels zum Meer“ (Heft 8, Jhg. 88/9) nach einem Gemälde



Salonfenster.
Dasselbe Gemälde von G. Dow in aufgeschmolzenen Emailfarben nach Art der transparenten Porcelanmalerei.

von B. Vautier vorgeführt, mit der Unterschrift: „Eine bange Stunde“ — welche Stunde meines Erachtens dadurch am bangsten wird, dass die Schwerkranke in einer Körperhaltung sizend aushalten muss, in der einem Gesunden Athem und Puls vergehen könnte. Dieselbe Gesundheitswidrigkeit zeigt E. Ravel's, in „Gartenlaube“ (Nr. 43, Heft 12 v. J.) wiedergegebenes Bild „der kranke Künstler“: ein zwischen aufgebauschten Federbettkissen zur Seite des wärmenden Ofens wie zum allaugenblicklichen Herabrutschen sizender und matten Blickes sein unvollendetes Bildwerk betrachtender Lungensüchtiger — möcht' ich nicht geschenkt haben! Noch weniger aber das schauerliche Gemälde desselben Meisters „der Zahnarzt“ (nachgebildet in „Daheim“ Nr. 14 d. J.), zu dem ja auch der Textschreiber bemerkt: „Der Anblick entlockt Einem ohne Weiteres ein Brrr—rr—r!“ —

Zu einer anderen damals (H. 1. Jhrg., S. 391) gegebenen Anregung hier beiläufig: dass sich die Plastik früher, wenn auch nicht mit Glück, in hygieinischer Allegorie versuchte, ersah ich aus Dr. Knackfuss' Kunstgeschichte IV. Abth. S. 288, Abbildung Nr. 681: „Die Luft“, Gruppe aus Meissner Porcellan vom Jahre 1760 im v. d. Malsburg'schen Schlosse zu Eschenberg (b. Cassel) — ständ's nicht drunter, so würde man auf diese Bedeutung schwerlich verfallen.

Was wieder Dr. Oidtmann's Leistungen betrifft, so wählt er seine Mustervorlagen hauptsächlich nach dem Gesichtspunkte der Farbenpracht, nicht aber etwa ausschliesslich ärztliche Stoffe, sondern im Ganzen und Grossen Perlen der Museumsschäze, um danach das herrschaftliche wie bürgerliche Heim, sowohl im Salon als im Wohn- und Schlafzimmer durch Glasmalerei-Nachbildung je nach der Eigenart des Geschmackes ihrer Bewohner künstlerisch zu beseelen. Zur Förderung dieses grossartigen Unternehmens gibt er auch in zwangloser Folge eine Zeitschrift heraus mit Abbildung von Musterausstattungen überhaupt und von Glasmalereien für Treppen-, Flur-, Wohn-, Schlafstuben u. s. w. insbesondere, eine Zeitschrift, auf welche er mich bevollmächtigte, den Lesern der Hygieia ein „Gratis-Abonnement“ anzubieten. Bitte also gewünschten Falles, nur mittelst Kartenzuschrift seinen Namen für die Empfängerliste anzumelden an: Dr. Oidtmann & Co. in Linnich (Rheinprovinz). —

Hgyieinische Apotheke und Ausstellung.

„Medicamentum est, quodcunque vides, quocunque moveris“.

40. Eiswasser als Erfrischungs- und Heiltrank.

„Der Mangel an verkäuflichem Roheis in den Apotheken wurde kürzlich (Anfangs Mai) im ärztlichen Verein der Königstadt (Berlin) besprochen. Ein Arzt sprach sich treffend dahin aus, dass man, während die Pharmacopoe sonst so vielen unnüzen Ballast führe, beim Bezuge dieses wichtigen Heilmittels auf die Gefälligkeit eines Schlächters oder Konditors angewiesen sei. Hierauf wurde der Antrag angenommen: den Centralausschuss zu ersuchen, dass er die Aerztekammer veranlasse, die nöthigen Schritte zu thun, damit das Eis als offizielles Heilmittel eingeführt werde“.

Verzeichnete ich mit wahrer Freude diesen echt hygieinischen Beschluss Berliner Mediziner, so fand ich leider bald auch meine Befürchtung bestätigt, dass die Ausführung wohl noch lange auf sich warten lassen werde. Die „Pharmazeutische Zeitung“ nemlich, in deren Augen natürlich die Apotheke nicht des Publikums wegen, sondern dieses der Apotheken wegen da ist, berichtete bald darauf, dass bereits und bis jezt allein das Grossherzogthum Baden folgende Verordnung vom 18. Januar 1866 besass: „Die Besizer der inländischen Apotheken sind verbunden, entweder durch eigene Einrichtung oder durch Benehmen mit anderen Besizern von Eisbehältern sich in die Lage zu versezen, auf Verlangen jederzeit Eis zu Heilzwecken abgeben zu können. Der Preis darf den Betrag von 12 Kreuzern für das Pfund nicht übersteigen.“ Da nun aber über die Lästigkeit und Entbehrlichkeit dieser Bestimmung (natürlich wiederum nur vom — menschenfreundlichen Apothekerstandpunkte) in Versammlungen gesprochen und in Fachblättern geschrieben wurde, so erfolgte durch Verordnung vom 27. Dezember 1886 ihre Wiederaufhebung! —

Für den grossstädtischen Kreis — aus dem heraus ja aber gerade der Wunsch von Neuem verlautet — liesse sich, zumal bei augenblicklich herrschender Hize, geltend machen, dass nicht blos jeder Fleischer, Konditor, Gasthalter, Materialist u. s. w., sondern auch fast jeder grössere Haushalt mit diesem „Curmittel“ versehen oder sich aus den regelmässig umherfahrenden Wagen der Eiswerke damit versehen könne, wenn auch z. B. über Nacht bei plözlich eintretendem Bedürfnisse auch diese Quellen versagen könnten. In gerade nicht heissen Sommertagen jedoch und selbst in milder Winterszeit, wo überhaupt schon von Naturwegen Eis rar wird, hält's auch

bei uns am Tage schwer, welches zu bekommen, oder wendet man sich überhaupt lieber als an Gefälligkeit an eine verpflichtete Bezugsquelle. In ihrer Eigenschaft als umsichtige Haushaltungsvorstände verfügen auch wohl die meisten Apotheker schon um ihres eigenen Bedarfes willen über einen Eisschrank und, wenn zugleich Hauseigenthümer, wohl auch Eishäuschen, mit welch' lezterem sie sich auf dem Lande sogar als leistungsfähige Gesundheits-Apotheker bewähren würden. Nach meinen früheren Erlebnissen glaubte ich die offfzielle Bereithaltung auch in der Stadt schon deshalb wünschen zu müssen, weil ich damals oft genug auf Heilbedürftige stiess, welchen als „Heilmittel" nur das aus der Apotheke bezogene gilt, wenn sich auch ein Stück Roheis nicht apothekermässig emballiren und signiren lässt. Musste ich doch z. B. in einer mit einem Fleischer nachbarlich befreundeten Familie, als sich's um Stillung eines durch Gebrauch von Schnäpsen und Thee's verschlimmerten Magenkrampfes handelte, auf meine Vorhaltung, weshalb man denn das von mir im Voraus verordnete Roheis noch nicht geholt, die Antwort hören: in der Apotheke hab's keines gegeben und man wisse nicht, wo's sonst zu haben(!).

Dazu kommt die noch bei uns durch die landesübliche Furcht vor Magenerkältung tiefgewurzelte Angst vor kaltem Trunke überhaupt, dessen heilkräftige Wirkung sich bei „ohnehin schon krankem Magen" die Muhmenweisheit nun mal „nicht denken" (!) kann, wogegen sich die hygieinische Heilslehre herausnimmt, ihre ganze Magenapotheke aus drei „Curmitteln" zusammenzusezen, und zwar: Nr. 2: „Eiswasser" (Ausführliches s. „Sprechstunden" IV, 46 ff.). Allgemeineres Verständniss fände sie mit diesen Recepten im Vaterlande des common sense, wo Roheis zur Sommerszeit längst zum täglichen Brode und — Wasser gehört. Sogar während der Eisenbahnfahrt wird auf amerikanischen Bahnen unentgeltlich und in Fülle der eisgekühlte Labetrunk verabreicht, während wir's aber erst dahin brachten, dass wenigstens auf Bahnhöfen Brunnen — wenn sie nicht gerade abgeschlossen oder des Bechers beraubt sind — kostenfreies Wasser spenden. An höherer Gasthoftafel versteht sich allerdings schon sowohl der Eiskühler für Flaschengetränk als der Teller mit Roheis als Zusaz zum Wassergetränke. In Wiener Café's gibt's als Erfrischungstrunk mit Alcohol und Pflanzensäure z. B. den Sherry-Cobler, dessen „Grundeis" behufs Schonung der Zähne mittelst eines Strohhalmes eingesogen wird. Doch auch an Budiker-Kneipen und Stehbierhallen lockt durch's Fenster das Angebot: „Bier auf Eis", eine Lockung, welcher in diesen Wochen eines beinahe afrikanischen Vorsommers wohl auch sonst Erkältungsfürchtige nicht widerstanden.

Im Gegensaze zur landläufigen Angst vor innerlicher Erkältung fiel mir andererseits schon immer die „Unverfrorenheit“ auf, mit der dieselben Hände Roheis dem äusseren Menschen aufzupacken belieben: Eisblasen auf den Kopf, dem davon nachher die Haare ausgehen können, während die richtige Abkühlung des Schädelinnern in Erwärmung der Füsse durch heisswassergefüllte und mit Wolle umhüllte Kruken bestünde — auf die Brust bei Lungenblutung, die dadurch nur begünstigt wird — um den Hals bei Diphtheritis, wodurch der wünschenswerthe Schweissausbruch noch mehr zurückgehalten wird — auf den Unterleib bei Bauchfellentzündung, wo doch schon das blosse Gewicht der Bettdecke schmerzhaft empfunden wird, oder bei weiblicher Blutung, wo allein Massage helfen würde — mit einem Worte: lauter Erkältungscuren zur Unzeit! —

Da's im Uebrigen hier hauptsächlich auf die Behandlung des Stoffes für die Trinkpraxis ankommt, so verzeichne ich noch folgende Anweisungen:

Das en bloc bezogene Eis hält sich bei höchstem Wärmegrade auf längste Zeit beinahe trocken, wenn man das noch entbehrliche Stück mit Flanell umhüllt und dann in — Federbettkissen und einem Korbe, trockenem Kübel oder dgl. dicht verpackt hält.

Die Zerkleinerung erfolgt ohne jegliches Umherspringen von Stücken oder vorzeitiges Zerfliessen, wenn man ein handliches Stück mit einem groben Tuche umhüllt so packt, dass lezteres locker geschlossen bleibt und nun mit der andern Hand mittelst des Rückens eines Hackemessers oder eines Holzhammers darauf schlägt. Nachher kann man grössere Stücke mit Hülfe einer spizen Tuchnadel weiter zu „Eispillen“ zerkleinern. Durch Beimischung der lezteren zum Getränke in mittelgrossem und nicht ganz gefülltem Glase bereitet man schliesslich das Eiswasser, welches Festliegenden oder vielleicht gerade in nasskaltes Laken Eingepackten durch Vermittelung eines Strohhalmes oder einer kniegebogenen Glasröhre zum Munde geführt wird. —

---

41. Kölner oder Kappus-Schnitzel,

Erfindung der vegetarianischen Küche, nach Herrn G. Weidner in Köln.

Dies, wie mir scheint, Zwillingsgericht zu dem von mir („Sprechstunden“ XV, S. 80) beschriebenen „Grünkorncotelette“ wird aus Weisskraut, und zwar im Dampfkochtopfe (vgl. Apotheke Nr. 36 in Heft IV d. J.), ausgeführt, jedoch (was zur Noth auch im gewöhnlichen Wasserkochtopfe geschehen kann) nur bis zum Halbgarwerden des Kohles, der darum nicht zerpflückt, sondern in halben oder viertel Köpfen in den Topf gepackt wird.

Verhältniss: 3 Pfund Weisskraut, $^1/_2$ Pfund altes Weissbrot, 100 Gramm Zwiebeln, 4 Eier und etwas Salz.

Bereitung: Weisskrautköpfe, in der Mitte getheilt oder auch je nach der Grösse in Viertel geschnitten, werden gedämpft oder mit wenig Wasser und Salz reichlich halb gar gekocht. Etwas abgekühlt, schneidet man den, um das Auseinanderkochen zu verhüten, bis dahin ganz gelassenen Herzstrunck heraus, presst auch das überflüssige Wasser aus, hackt das Kraut fein und fügt ihm das alte, geriebene Weissbrod bei. Hierauf vermischt man die Masse weiter mit den gehakten und in reichlicher Butter hellgelb gedünsteten Zwiebeln, den Eiern und dem Salze. Das Ganze kann man nun, mit Panirmehl bestreut und unter reichlichem Butterzusaze in ca. $1^1/_2$ Stunden wie „Auflauf" im Backofen oder auch als Pfannkuchen zubereiten; am besten schmecken jedoch die daraus geformten Schnitzel (nicht aber Bouletten). —

Auf den Tisch bringt man die Schnitzel mit geschälten und gedämpften Kartoffeln, Kopf- oder Endiviensalat, Kartoffelsalat und Buttersauce oder blosser flüssiger Butter. —

Auch als kalter Imbiss zum Frühstück oder Abendbrod mundet das Kappus-Schnitzel für sich allein bestens. —

Nachschrift. Laut Erklärung in „der Vegetarier" vom Mai gibt sich unser Dr. E. Reich als Erfinder dieses Schnizels zu erkennen. —

Hygieinischer Lesetisch.

Eine echte und rechte hygieinische Staatsaktion vollzogen zu gleichen Theilen König und Volk von Neapel, und zwar gerade in der auf die Giordano Bruno-Feier folgenden Woche. Galt diese der sinnbildlichen Aeusserung geistigen Freisinns, so vollzog sich hier am 15. Juni eine Grossthat volkswirthschaftlichen Aufschwungs und körperlicher Befreiung aus dem Sumpfe selbstverschuldeter Gefährdung, deren Schreckensbild der Bürgermeister in seiner Ansprache durch Erinnerung an den lezten Choleraausbruch vor Augen führte. Nach ihm feierte Präsident Giacomelli das nun in Angriff genommene Werk der Reinigung von Grund und Boden, zu dem das ganze Vaterland freudig Millionen beitrage, als Anbruch der Zeit, wo binnen Kurzem an 3000 Familien sich unter gesunden Wohnungsverhältnissen ihres Lebens freuen werden — mit dem Dichter zu sprechen: „Und neues Leben blüht aus den Ruinen!" —

Den europäischen Kontinent zu Fusse durchreisten binnen zwölf Monaten zwei jugendliche Schotten, Herr Donald Cameron von Glasgow und Herr Bowmann von Newcastle-on-Tyne. Mit Tornister und „knotigem" Wanderstabe ausgerüstet, traten diese „Gebrüder Seume Nachfolger" (vgl.

„Sprechstunden“ III, 32) in Calais zu folgendem Rundreisemarsche an: Dieppe, Havre, Brest, Nantes, Bordeaux, Oporto, Lissabon, Madrid, Barcelona, Genua, Venedig, Triest, Krakau, Moskau, Petersburg, Riga, Norwegen und Schweden, Kopenhagen, Hamburg, Amsterdam, Antwerpen, Ostende und wieder Calais (Mittheilung von Säule A. im Haag). —

Angeblich bei lebendigem Leibe secirt wurde am 16. Mai in New-York ein Mann, der vor diesem Schicksale schon immer so bangte, dass er ausdrücklich bestimmte, man solle seine Leiche erst nach sichtbar eingetretenen Fäulnisszeichen berühren. Obgleich nun auch die Angehörigen seinen regungslosen Zustand nur für eine vorübergehende, früher schon mehrmals vorgekommene Ohnmacht erklärten, bestanden drei Aerzte auf frühzeitiger Eröffnung der Schädelhöhle, weil sie die Zeit nicht abwarten konnten, um das — wie sie vermutheten — abnorm gestaltete Gehirn zu studiren. Allgemeine Aufregung bemächtigte sich der Bevölkerung und die drei Wissbegierigen wurden auch sofort von Gerichtswegen verhaftet, als es hiess, Biskop sei unter ihren Händen bei vollem Bewusstsein gestorben und das Gehirn habe noch vor Wärme geraucht — beinahe unglaublich und keinenfalls medizinisch irgendwie verständlich! Einmal nämlich hätte unter Abwarten das Ergebniss der Sektion nicht gelitten und dann konnte man sich — nach dem über Hirnbildung in Heft 3, S. 91 nach Hyrtl verzeichneten Leitgedanken — einen greifbaren Befund von vornherein nicht versprechen, es sei denn, dass jene drei „Forscher“ sich zutrauten, nach einer Art von „Gehirnausdruckskunde“ einen Typus für die — vom wissenschaftlichen Standpunkte aber als solche überhaupt zweifelhafte — Fähigkeit der „Gedankenleserei“ zu entdecken! —

Auf Grund des Ausspruches der Leichenschau-Commission wurden denn auch die drei heisssporнigen „Forscher“ wegen „Verlezung der Gesundheitsrechte“ in Anklagezustand versezt.

Ungerechter Weise wurde im Mittelalter der Gründer der wissenschaftlichen Anatomie, A. Vesal, beschuldigt, bei einem spanischen Granden den Brustkasten so frühzeitig eröffnet zu haben, dass das freigelegte Herz noch Zuckungen zeigte, und nur die Gunst des allmächtigen Don Philipp II. bewahrte ihn vor der Todesstrafe (Ausführliches s. „Sprechstunden“ XIU, 70 ff.). —

„Naturärztlicher Curirtiger“ — so könnte man den Typus kennzeichnen, von dem unter dem Namen Onkel Dodo unser Th. Fontane im schon mal (H. Jhrg. 2, Heft 6, S. 190) erwähnten Unterhaltungsblatte „Zur guten Stunde“ (Heft 1 und 2 d. J.) eine ergözliche Schilderung entwirft: gewissermassen die epische Ausführung meiner Studie über die „neue Naturheilkunst“ (H. IV, S. 120). Als „Tiger“ führen sich diese Leute gleich damit ein, dass sie ungefragt auf Jeden ihnen als heilbedürftig Bezeichneten losreden, um ihn eins, zwei, drei in kaltes Wasser zu tauchen, im Dauerlauf abzuhezen, dem Sturmwinde preiszugeben u. s. w. Verstieg sich ein R. Hamerling (H. Jhrg. 1, S. 404) diesen Quälgeistern gegenüber zu der Censur „mitleidlose Wütheriche“, so zeigt sich Herr F. geradezu im Glanzbilde engelgleicher Opferlammschaft und schildert den ihn auf Schritt und Tritt mit seiner Heilsucht verfolgenden Onkel als einen im Grunde ja „guten Kerl“, dem er nur schüchtern zur Entschuldigung, dass er nicht gleich ohne Weiteres wie mit Siebenmeilenstiefeln mitrennen könne, das Sprichwort entgegenhält, aus einem Hasen sei kein Löwe zu machen, worauf ihm aber die Antwort zu Theil wird: „Was heisst Hase, Doktor? Seien Sie nur ein richtiger, ein richtiger Hase könnt' Ihnen Muster und Vorbild sein. Immer wachsam, immer im Kohl und wenn's noththut, anderthalb Meilen in zehn Minuten. Eine solche

Force-Tour und Sie sind für immer aus der Misère heraus." Da weiter Onkel Dodo, wie immer, beim Eintreten sämmtliche Fensterflügel aufgerissen, so vertraut uns der „junge Anfänger" an: „Ich hatte so gesessen, dass ich beim Schluss der Mahlzeit ein Reissen auf der ganzen rechten Seite fühlte, schwieg aber u. s. w."

Zweck und Ziele einer Brockenbergbesteigung erläutert der gute Kerl von seinem Standpunkte wie folgt: „Das Ziel ist nichts, sondern der Weg ist Alles, ohne welche Wahrheit und Reiseweisheit die ganze Brockenreputation sich keinen Sommer lang halten könnte. Denn haben Sie schon Jemand gesprochen, der vom Brocken aus was gesehen hätte? Ich nicht. Und ist auch nicht nöthig. Worauf es ankommt, das sind die Stationen: in Hohenstein einen Wachholder, auf der steinernen Renne was Belegtes, in Schiercke zwei Seidel und auf dem Brocken zu Mittag. Aber im Freien. Und wenn's dann so fegt und bläst und man erst seinen Reisestock und dann einen Stein auf's Tischtuch legt, damit's nicht weggeblasen wird, sehen Sie, Doktor, das ist die Freude, darin steckt die Genesung. Ob Sie die Thürme von Magdeburg sehen, ist gleichgültig und hat noch keinen gesund gemacht. Aber der Wind. Im Wind steckt Alles; kennen Sie die Geschichte von Christus und Petrus? Ohne Wind wär' Alles Pest und Tod. Der Wind ist die Gesundheit und das Leben und es wundert mich, dass die Griechen keinen grossen Windgott gehabt haben. Einen kleinen hatten sie." (Aeolus! P. N.)

Ein weiterer Vortrag über „Wasser thut's freilich!" gipfelte in der Unterscheidung von a) „Himmelswasser" (von Dodo eingeführter Ausdruck) nemlich Regen- und Thaufall, besonders in Gebirgsgegenden, und b) „Erd-Thau", nemlich: Fluss-, Quell-, Teich- und Seewasser, eine Art Infusum oder Aufguss, darinnen sich, verdünnt oder auch concentrirt, der Nährstoff von hunderttausend Wurzeln befindet (!). —

Da dem hier vornehmlich Ruhe suchenden Opferlamm schliesslich doch die Geduld ausgeht, schüttet er der Hausfrau sein Herz u. A. mit folgenden Worten aus: „Es gibt Nichts schrecklicheres als die Menschheitsbeglücker par force, die gewaltsam heilen, helfen und gar selig machen wollen. Ich habe nichts gegen das Seligwerden, aber, um den ewig alten Saz zu citiren, wenn's sein kann, auf meine Façon".

Aber o Schrecken: als er sich zur Abreise anschickt, wird auch Onkel Dodo telegraphisch zum Delegirtentage der Turner und Hygieinisten von Ober- und Niederbarnim berufen und sezt sich, angethan mit einer puzwunderlichen Kopfbedeckung, zu ihm in den Wagen. „Eine prächtige Brise!" ruft er aus, als ich gerade den Rockkragen in die Höhe stülpe (!). Auf dem Bahnhofe angelangt, hofft der während der Kutschfahrt bis zur Ohnmacht Angepredigte im Menschengewirr zu entschlüpfen und sich im Coupé für Nichtraucher zu bergen. Aber weit gefehlt: auch der Onkel sezt sich da, wo die Nichtraucher sizen, und freut sich, den Genossen glücklich wieder gefunden zu haben. „Bis Berlin hin" meint er weiter „lässt sich schon was reden. Wir haben ja auch durchgehenden Wagen. Es ist den Damen doch recht, wenn ich die Fenster aufmache und Luft hereinlasse?"

Da nach Ankunft in Berlin die bereits geplante gemeinsame Droschkenfahrt glücklich an ihm vorüberging, so fand der Geplagte endlich Musse zu einsamer Betrachtung über „les défauts des vertus" der besten Menschen. Doch schon anderen Morgens brachte ihm die Post zwei von Onkel Dodo verfasste Schriften unter Kreuzband mit dem Vermerk „eilig!" und mit dem Titel: „Beiträge zur Wiederherstellung des Menschengeschlechtes".

Ich füge hinzu: Von Glück konnte der wider Willen Beglückte darum noch reden, dass er nicht auch noch zum „Vergnügen" des Barfussgehens genothzüchtigt wurde! —

Den Schah von Persien sah ich zweimal so nahe vorbeifahren, dass ich das Schwarz seines mächtigen Schnurrbartes, sowie des sichtbaren Haupthaares als naturecht „constatiren" konnte. Wenn ihm nun, wie ich lese, weiter oben der „Schädel durch die Haare wuchs" so kann's nur an der wie ebenfalls angewachsen getragenen Lammfelldüte liegen. Ueberhaupt nahm sich Se. Majestät an der Seite unseres Kaisers Wilhelm troz seiner 60 Jahre recht stattlich aus, auch lichter in der Hautfarbe als die anderen bis dunkelgelbhäutigen Herren, worunter aber auch etwa 3 junge Bengels, vom Gefolge. Schade nur, dass wiederum als Einziger der „Schahinschah" selbst eine goldene Gestellbrille trägt, deren Arme er aber nicht über den Ohrmuscheln, sondern im Saume der Müze befestigt hält. Während der Tafel trug er, laut Bericht, diese seine „specticals" meist nur auf die Stirnfläche hinaufgeschoben, beim Umhergehen auch wohl in der Hand. Anderwärts sah man ihn Tabak nicht blos rauchen, sondern auch schnupfen. Wie schon in Warschau, so nahm er auch hier mit Gefolge im Admiralsgartenbade ein römisch-irisches Bad von + 54° R., (da er die ganze Anstalt mit Beschlag belegte, gegen Erlegung von ca. 300 Mark) unter gemeinsamem Hersagen oder Absingen von Gebeten. Nachher: Bademantel aus reiner Seide! So ernst nehmen diese „Heiden" die weltliche Handlung der Hautpflege! —

Der Circusreitkünstler Hager, ursprünglich österreichischer Reiteroffizier in Brünn, dann Schwiegersohn von Altmeister Renz, Anfangs Juni mit 57 Jahren verstorben, lieferte abermals den Beweis von der lebenerhaltenden Kraft der Reitübung (Nachtrag zu H. VI, S. 175). Schon vor wohl 15 Jahren von so magerer Körperbeschaffenheit, dass er, auch wenn stramm sizend, als Urbild seines Namens erschien, litt er überdies — wie ich zufällig durch die mir bekannten Leute, bei denen er während der Leipziger Messe wohnte, erfuhr — habituell an „furchtbarem Husten mit Auswurf" — doch war's nicht er, sondern sein 21jähriger Sohn, dessen Tod vor ca. 3 Jahren die Blätter meldeten, während der Vater fast bis zulezt „wie ein junger Gott" die hohe Schule ritt. Schon immer erinnerte mich dieser Künstler mit seiner Lebenszähigkeit an den seiner Zeit in Magdeburg stadtbekannten Bereiter Fernekorn (wenn ich recht behielt): auch dieser etwa hoher Fünfziger, hielt sich, obgleich seines miserablen Aussehens wegen allgemein als schwindsüchtig verschrieen, um Jahre länger als bett- und stubenhütende Leidensgefährten, täglich „on horse-back" und darum auch auf den Beinen aufrecht. —

Der Verein für Körperpflege in Barmen veröffentlichte seinen ersten (uns durch den ersten Vorsizenden, Herrn E. Rittershaus, zugegangenen) Bericht über die von ihm neben anderen segensreichen Handlungen betriebene Frühstücksvertheilung an bedürftige Kinder in den Volksschulen. Dank reichlich eingegangenen Geldspenden konnten ca. 150 Kinder aus 19 Schulen 3 Monate hindurch mit Milch und Weissbrod (warum nicht lieber Weizenschrotbrod?) versorgt werden, wobei die Herrn Lehrer die Arbeit der Vertheilung übernahmen. Ohne irgendwelche Störung im gewohnheitsmässigen Ablauf des Schulwesens zu verursachen, zeigte sich das Werk nur von bester Wirkung auf's körperliche Gedeihen und das moralische Benehmen der „Aermsten der Armen, der hungernden Kinder". Möge das gute Beispiel durch seinen Erfolg weitere Kreise zur Nacheiferung anspornen! —

„Hochgeboren" und zwar hoch oben in den Lüften wurde Anfangs Juni ein Engländer-Knäblein und zwar von der durch ihre „Unbefangenheit" schon in weiteren Kreisen bekannten Mrs. Gordon. Troz ihres ungewöhnlichen Zustandes betheiligte sie sich an der vom Luftschiffer Young im Ballon „Grossbritannien" unternommenen Auffahrt, wurde jedoch alsbald von Wehen befallen, was Herrn Young veranlasste, baldigst zu landen. Da darüber aber immer noch eine Stunde verging, so brachte die Gondel gleich einen ausgetragenen „Schreiling" mit zurück (dass und wo dies auch schon früher passirt, s. „Rathgeber" S. 16). —

„Geist des bezopften Chinesenthums"! So kennzeichnet sogar ein fachmedizinisches Blatt, die „Berliner Klinische Wochenschrift", die vom hiesigen kameradschaftlichen Vereine der Reserveärzte, meist frühere Pepins (vgl. H. Jhrg. 1, 213), durch Mehrheitsbeschluss ausgesprochene Erwartung, dass seine Mitglieder sich von den in diesem Jahre zu Paris stattfindenden wissenschaftlichen Kongressen fernhalten möchten. „Was soll" so meint das Fachblatt „aus der Wissenschaft, was aus dem gemeinsamen Gedankenaustausch, aus der Befruchtung und Anregung des wissenschaftlichen Strebens der Völker werden, wenn solcher Geist des bezopften Chinesenthums um sich greift?" — Wahres Glück, dass mich diese „Kameradschaft" nichts angeht, da ich sonst die mir angetragene Ehrenmitgliedschaft des Kongresses für Pflege der Sonntagsruhe auch nicht annehmen dürfte! Möchte aber die „Klinische Wochenschrift" doch auch mal das noch viel dickere Zopfthum der sogenannten Standesinteressenwirthschaft beleuchten, gegen das seiner Zeit sogar ein R. Virchow nothgedrungen kräftige Einsprache erhob (Näheres s. H. Jhrg. 1, S. 249). —

Frau Dr. med. Scharlieb heisst die erste, Mitte Mai von der Londoner Facultät zum Doktor promovirte Aerztin, die aber schon 1883 ebendort das sogenannte Baccalaureat der Medizin und Chirurgie erwarb. Hierauf liess sie sich in Indien nieder, wo sie unter den Eingeborenen bis 1887 ärztlich prakticirte. Nach England zurückgekehrt, wurde sie Aerztin im Frauenhospitale von Marylebone Ward und trägt seitdem gleichzeitig an der Londoner medizinischen Schule für Frauen gerichtliche Medizin vor. —

Der Grönlandfahrer Dr. Nansen, erst 27 Jahre alt, aber schon Ritter höchster in- und ausländischer Orden, erfreute sich Anfangs Juni in seiner Vaterstadt Kopenhagen einer förmlichen Huldigungsfeier von Volkes wegen. Von der gefahrvollen, auf Kosten des schon einmal in Hygieia (III, 78) rühmlichst genannten Staatsrathes Herrn Gamél unternommenen Reise nebst Gefährten glücklich zurückgekehrt, wird er von einem hygieinisch blickenden Berichterstatter so geschildert: „Ein hochgewachsener, blonder Nordländer, dessen sehniger Körper auf den ersten Blick als in allen Arten des Sports geübt und gestählt erscheint, überhaupt eine Persönlichkeit von seltener Frische und Elasticität, die sich unter dem Widerschein jugendfrischer und glückstrahlender Gesichtszüge zu dem Grade von freier, fröhlicher Lebenslust steigert, den der Lateiner als Hilaritas animi et corporis bezeichnet." — Herr Nansen selbst las an dem ihm zu Ehren von der Studentenschaft gegebenen Festabend den jungen Leuten etwas wie ein hygieinisches Prakticum: den von ihm vorher so gefürchteten Skorbut (vgl. „Sprechstunden" VII. 65) hatten er und seine Leute sich schon durch ihr unablässiges Sichausarbeiten vom Leibe gehalten. Viel zu essen gab's aber schon darum nicht, weil die amerikanischen Lieferanten sie „geschnitten" hatten; ihr Getränk bestand blos in Chocolade, Thee oder dünnem Kaffee; von Branntwein aber kein

Tropfen da wir sonst wohl niemals unser Ziel erreicht hätten; denn der Branntwein belebt nur für den Augenblick, aber auf die Dauer schwächt er." Betrug die gewöhnliche Tagestemperatur durchschnittlich — 40° C., so stieg sie an den kurzen grönländischen Sommertagen bei der Nähe der Insolationsstrahlung auf † 20°, so dass die Reisenden manchmal durch Schnee und Eis in Hemdsärmeln marschirten. Etwas wie Trinkwasser suchten sie, wenn auch ohne geniessbaren Erfolg dadurch zu gewinnen, dass sie Schnee in Flathen, auf der Brust getragenen Flaschen durch ihre Körperwärme zum Schmelzen brachten. Schmackhafter machte sich eine Mischung von Schnee und Citronenwasser. Als der zur Anfeuchtung der Lippen unentbehrliche Tabakvorrath zu Ende, rauchten sie Werg, bis sie endlich am Schluss ihrer Wanderung auf das „köstlichere" Moos stiessen. Zu waschen wagten sie sich nicht aus Furcht, dass ihnen bei der entsezlichen Kälte die Haut springen würde: „wir waren die reinen Schweine!" — Als vorzügliches Nachtlager schäzten sie zwei- bis dreischläfrige Säcke aus Rennthierfell. Laufend, von Durstgefühl gepeinigt, stürzten sie, als sie endlich den offenen Fjord der Westküste ansichtig wurden, jubelnd an's Gestade und tranken sich auf den Knieen um die Wette voll (ohne sich den Magen zu erkälten!) u. s. w.

Plözlich und unvermuthet starb am 16. Mai zu New-York Herr Allen Thorndike Rice mit 36 Jahren, kurz vor seiner schon vollständig vorbereiteten Abreise als Gesandter am Hofe von St. Petersburg. Allgemein und laut wird den zugezogenen Aerzten schuldgegeben, dass sie den ersten Anlauf — eine „Mandelentzündung" — leicht genommen, weil sich nach erfolgter Entleerung der „Geschwüre" das Allgemeinbefinden scheinbar besserte. Anderen Morgens jedoch fand ihn der Wärter so schwer darniederliegend, als ob „der aus den Geschwüren getretene Eiter in die Lunge gerathen und zu Erstickung geführt hätte". — Höchst unwahrscheinliche Geschichte! vielleicht Verwechselung mit sog. Glottis-Oedem (dessen Entstehung aber bei solcher Vorgeschichte auch unwahrscheinlich), wenn nicht gar mit jenem Leiden des Gehörganges, das man jezt als Ursache der sog. Meningitis cerobrospinalis erkannte? —

„Es würde Alles besser gehen, wenn man mehr ginge" — auf diesen in unserem Kreise bereits geläufigen Seum e'schen Receptspruch bringt von Neuem die Probe wie auf's Exempel die (mir im Ausschnitte von böhmischer Säule Sk. zugegangene) Berechnung eines Carlsbader Curgastes, der mit dem sog. Pedometer (Schrittuhr) in der Hand dort 3 Wochen lang einfache „Brunnenpromenade" nicht stärker wie alle Anderen betrieb: im Ganzen also that er 409,300 Schritte, was, die Schrittlänge auf durchschnittlich 60 cm veranschlagt, einer Gesammtstrecke von $245^1/_2$ Kilometer, also etwa der Länge der Buschtiehrader Bahn von Eger bis Prag entspricht. — (Auf Grund eigener Anschauung studirte ich vom gleichen Gesichtspunkte gerade auch das vielhügelige Promenadenterrain dieser „Königin der Bäder" in „Sprechstunden" XVIII, 123 ff.) —

„Zum hygieinischen Protestantismus" lautet eine Feuilletonstudie in „Deutsche Reichspost, Zentralorgan der Konservativen Deutschlands" (XVIII. Jhrg. d. d. 1. und 2. Juni) aus der Feder des Herrn C. Hunnius, eines livländischen, mir v. J. als durchreisender Besucher persönlich nahegetretenen und sich nachher in meine Schreibereien vertieft habenden Theologen. Als solcher tritt er in dieser Studie mit Feuereifer für den von mir auch auf leibsorgerischem Gebiete verfochtenen Freisinn und die Erhebung der Heilkunst zu einer Lebenslehre ein, nicht ohne

meiner Art der Durchführung Lobsprüche zu spenden, deren Abdruck an dieser Stelle mir die Bescheidenheit verbietet. Immerhin darf ich im Hinblick auf die geradezu niederträchtige Art, mit welcher die schulmedizinische Oberpriesterschaft durch ihre Kaplanpresse meine Richtung anzuschwärzen versucht (vgl. z. B. „Stimme aus der Unterwelt“ in H. Jhrg. 1, S. 170), diese mich schon durch ihre Freiwilligkeit überraschende Anerkennung zur Kenntniss meiner werthen Stammleserschaft bringen. Im Einzelnen theile ich nur das von Herrn Hunnius gezogene Ergebniss mit: „dass auch naturwissenschaftliche Wahrheit eines sittlichen Untergrundes nicht entrathen kann und eine noch so geistreiche Feder ihren lezten Adel erst durch die ethischen Herzenseigenschaften des Schriftstellers empfängt, wenn er anders im Dienste der Wahrheit stehen will, welche die flüchtige Gegenwart überdauert.“ Schliesslich wünscht er dieser meiner Hygieia als Organ des hygieinischen Protestantismus recht viele Leser, namentlich unter Pfarrern und Lehrern der Jugend. —

Als frevelhaften mit der Heilkunst getriebenen Ulk müssen wir folgenden, für das schaulustige Sonntagspublikum in die meisten Berliner Tagesblätter (d. d. 26. Mai) „lancirten“ Wink festnageln:

„Der zoologische Garten hat jezt auch seinen „medizinischen Affen“, wie einst das Aquarium den „Munkaffen“ (über den Näheres s. „Sprechstunden“ XIII, S. 46). Es ist zwar nur eine einfache kleine Javaäffin, an der ausser den Spuren einer verheilten Naht am Leibe gar nichts Absonderliches zu bemerken ist; nichts destoweniger wird sie den nächsten Gynäkologenkongress lebhaft beschäftigen. Ein bekannter hiesiger Frauenarzt hat nämlich an ihr eine zweimalige, sehr schwierige und gefährliche Operation in seiner Poliklinik glücklich vollzogen, um über eine jüngst aufgeworfene Streitfrage Klarheit zu gewinnen und es ist ihm in der That gelungen, durch den mikroskopischen Befund des bei der ersten Operation chirurgisch behandelten, bei der zweiten ganz dem Körper des Thieres entnommenen Organs diese Frage in einem für ihn günstigen Sinne zur Entscheidung zu bringen, während die „Patientin“ schon wenige Tage nach der zweiten Operation als vollständig gesund wieder mit ihren früheren Käfiggenossen vereinigt werden konnte, und der zoologische Garten von der ganzen Sache nicht einmal einen Schaden gehabt hat. Trozdem hat es sich der glückliche Operateur nicht nehmen lassen, dem Garten sich erkenntlich zu beweisen und einen anderen interessanten Vierhänder zum Geschenk gemacht. Für zarte, thierfreundliche Seelen sei noch zur Beruhigung hinzugefügt, dass es sich nicht um eine greuliche Vivisektion handelte, sondern dass die beiden Operationen mit Chloroform-Narkose und aller klinischen Assistenz, genau wie beim Menschen ausgeführt wurden.“

In meinem nächstens erscheinenden „Rathgeber für Frauen“ verbreite ich mich eingehend über diese Art von „sensationeller“ Berichterstattung. —

„Autopsie“ (Staatsbürger-Ztg.-Ausschnitt von Säule A. R.) heisst wörtlich blos: „Selbstbeaugenscheinigung“ (griech. autos, selbst und opsie sehen). Die von der „Staatsb.-Ztg.“ gegebene, aber auch in Dr. Sander's massgebenden Wörterbuche enthaltene Uebersezung „Leichenbesichtigung“, so weit ich's verfolge, von der französischen Medizin eingeführt und bei uns nur wenig üblich, wurde dem Worte erst durch den Gebrauch beigelegt. —

„Naus aus dem Haus!“ — Die von Hygieia (H. IV, 97) gebrachte Saison-Bacille nach V. v. Scheffel erschien mit dieser Ueberschrift für Tenor oder Baritonstimme von Carl Schotte in Musik gesezt und mit Pianofortebegleitung bei Tonger & Grever, hier (Pr. M. 1.—). —

Keppler, kein geborener Thorner, sondern Württemberger! — Der von mir in H. V, S. 137 begangene, aber im vorigen Hefte bereits verbesserte Schnizer wurde mir abermals von verschiedenen werthen Stammlesern durch Zuschrift „aufgemuzt“ — nehm' ich, wie gesagt, hoch auf, suche aber mit folgendem Geständnisse nach A. de Musset um Indemnität nach:

„Da ist mir ein arges Versehen passirt:
Statt Mahŏmet hab' ich Mahōmet skandirt!
Ich hätte fein sollen nachschlagen gehen,
War aber zu faul, vom Stuhl aufzustehen.“ —

Weiter lern' ich von Stammleser, Rektor Schn. in Altmark, dass Keppler (geb. in Magstadt bei Weil, in welch' lezterer Stadt sein Denkmal steht) zu den gross und berühmt gewordenen Siebenmonatskindern gehörte, und dass das von mir (H. V) aus zweiter Hand entnommene Kästner'sche Epigramm eigentlich so lautet:

So hoch war nie ein Sterblicher gestiegen
Als Keppler stieg — und starb in Hungersnoth.
Er wusste nur die Geister zu vergnügen,
Drum liessen ihn die Körper ohne Brot.

Endlich noch zu jener Studie folgendes Novum:

Zur Geschichte der Lehre vom Kraftwechsel; Briefe von F. R. v. Mayer und W. Griesinger aus den Jahren 1842—45 — gab eben unser „Privatdozent“ (H. I, 26) Dr. Preyer heraus in „Deutsche Rundschau“ Heft 8 (Mai) und 9 (Juni) d. J. —

Der Erlass einer Aerzteordnung wurde vom Minister v. Bötticher mittels Schreibens an den Vorsizenden des Aerztevereinsbundes, Dr. Graf-Elberfeld, abgelehnt, da ein dringendes Bedürfniss zur Begründung einer ehrengerichtlichen Gewalt nicht dargethan sei. — Sehr richtig! Wie ich schon („Sprechstunden“ XVII, S. 280) ausführte, würde solch' sog. Ehrengericht nur jenem hartgesottenen Zünftlerringe zur Ausübung eines Schreckensregimentes nach amerikanischem Vorbilde des Boycottsystemes zugutekommen wie's z. B. unverblümt einem jungen Collegen von einem hiesigen Koryphäen ausgesprochen wurde: bisher an einer bekannten, von einem approbirten Arzte geleiteten physiatrischen Heilanstalt thätig, meldete er sich zur Beförderung auf schulmedizinischer Laufbahn, wurde aber mit der trockenen Erklärung abgewiesen, dass diese Vorgeschichte ihn von vornherein von jeder Ebenbürtigkeit mit der jezigen academischen Heilkunst oder, wie ich sie in anderem Zusammenhang nannte „Receptschreiberinnung“ ausschliesse! — Welch' Zwiespalt aber auch im eigenen Lager herrscht, zeigen u. A. die Gehässigkeiten, mit welcher z. B. unser Dr. Langerhans, zugleich Abgeordneter und Stadtverordneter, wegen seiner freisinnigen Haltung in Sachen Geheimmittelunwesen u. dgl. in den Spalten des jezt von einem Berliner Zünftler geleiteten „Aerztlichen Zentral-Anzeigers“ laufend verfolgt wird.

„Aufgegeben!“ von **Karl Russ** (Deutsches Montagsblatt d. d. 3. Juni). — In diesem Feuilleton erzählt der bekannte Freund und Schriftsteller der Vogelwelt im Gegensaze zur Trauergeschichte von weiland Kaiser Friedrich seine eigene Leidens- und Heilgeschichte, die wiederum grösste Aehnlichkeit mit meiner eignen, in Jhrg. I, S. 42 von Hygieia berichteten Heilung von „Stimmbandverhärtung“ zeigt. Der jezt 56jährige, noch völlig geistesfrische Gelehrte erlitt mit 23 Jahren einen Hustenanfall mit darauf folgender Bewustlosigkeit, welche der sofort herbeigerufene Arzt als bereits „Imsterbenliegen“ constatirte. Der Patient selbst aber und zugleich halber Medizin-

studirter fühlte mit Sicherheit die Unrichtigkeit dieser Diagnose und schlief da er sich nicht weiter darüber beunruhigte, den Zufall wohlgemuth aus. Nach und nach jedoch entwickelte sich eine schleichende Kehlkopfentzündung, derentwegen ihm auf Monate hin das Sprechen so streng verboten wurde, dass er sich nur noch zu den „korrespondirenden Mitgliedern“ der Gesellschaft rechnete (über die Verkehrtheit dieses Verbotes s. mein Lungenbuch 6. Aufl. S. 249). Ferner liess er sich fortgesezt mit Trinken der ihm doch so widerwärtigen lauwarmen Milch quälen, bis ihm endlich eine Jugendfreundin den Trunk durch Zusaz von Kochsalz zu „versüssen“ verstand. Die „härteste Thierquälerei“ aber empfand er im zeitweilig verordneten Ansezen von 10—12 Blutiegeln auser am Halse (was die „helfen“ sollten?!). Am besten bekam ihm immer eine nach längerem Curaufenthalte in Bad Ems unternommene Wanderkur und obgleich er sich im Ganzen wesentlich erholte, wurde er doch von einer Lebensversicherungsgesellschaft wegen „Kehlkopftuberkulose“ abgewiesen. Mitlerweile um ein Vierteljahr älter geworden, hielt er in dieser Zeit auch viele hundert Vorträge! — Auch wegen eines Unterleibsleidens wollte ihn der berühmte Dr. Wilms operiren, da er ohnedies unrettbar verloren sein würde. Trozdem widerstand er dem Rathe und konnte nach Jahresfrist diesem — jezt längst verstorbenen Chirurgen — zu dessen Erstaunen melden, dass der Schaden „so wieder gut geworden“. — Möge sich dieser Freund der gefiederten Sängerwelt noch auf lange in ungetrübtem Wohlsein der Loblieder seiner Lieblinge erfreuen! —

Altdeutsche fürstliche Speisekarte. Mit der Aufschrift „chuchenzettel“ brachte ich als erstes Beispiel dieser Art in Bd. IV (S. 203) meiner „Sprechstunden“ das mir vom Grossherzoglichen Mundkoche Herrn König zugegangene „Menu“ eines zu Ehren unseres damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm am 22. April 1880 auf der Wartburg veranstalteten Festessens. Hier nun zweitens aus gleich sicherer Quelle die Tischkarte des Ende April ebenda für den heutigen deutschen Kaiser hergerichteten Mahles:

Bancket an des Landgrafen Hofe anno domini 27. April 1889.

Eine gute Schmaltzsuppen von allen Fleischsorten, die zur Tafel kommen.
Forellen blaw abgesotten, aus dem Hörselflusse.
Ohssenfleisch in angelsahsen wise, dorzu mangerlei.
Ein Köstlin (d. h. Essen) von Kappaunen, die fein abgewürgt und sauber geropfft sein.
Meer-Krebse, trucken auf eine Muschel.
Ein Rück-Brätlin von einem Elendt, dorzu Ciruri-Wurzel-Salat.
Ein Spargel-Gemüs.
Gebackenes in ein Silber angericht.
Ein Beer in Eis gefroren.
Allerlei gute Käss.
Confict und Obss aus fremden Land.

Ende des Bancket.

Motto: Besser ein Gericht Kraut mit Liebe,
Als ein gemästeter Ochse mit Hader.

Als Gegenstück geb' ich noch die Chinesische „Speisefolge“ wieder, welche nach dem „Ostasiat. Lloyd“ (mitgetheilt von Säule Br. in Salonichi) die Kaiserin Wittwe in Peking am 7. März zur Feier der Thronbesteigung ihres Sohnes den Vertretern fremder Mächte auftragen liess, nämlich: „Vogelnestersuppe. — Europäisch gebackenes Brot. — Gebratene Enten. — Grüne Erbsen in Essig. — Geschmorte Aepfel. — Hühnerbrühe mit Haifisch-

flossen. — Windbeutel. -- Hammelbraten. — Frische Gurken. — Gestovte Birnen. — Kleine gelbe Kuchen. — Fische in Gelée. — Schinken in Honig geschmort. — Brunnenkresse in Essig gelegt. — Holzapfel-Gelée. — Bambussprossen. — Bataten. — Geröstetes Spanferkel. — Grüne Bohnen in Essig. — Eierrahm mit Mandeln. — Getrocknete Früchte. — Zuckerwerk. — Mongolischer Käse (aus Schafsmilch bereitet)." —

Einen wohlanrüchigen Gesellschaftskreis (nach seinem Geschmacke) schildert der Berichterstatter des „B. T." (d. d. 26. Mai) von der Rennbahn bei Charlottenburg: „Auch sah man ein halbes Duzend Soubretten und Operettendivas in kühnster Lenzgala umherschwirren. Das eigenartige Parfüm der Pikanterie, das von den Bühnendamen ausgeht, vermischte sich mit der Jockeyklub-Essenz des Blaublutes und dem Tausendguldenkrautduft reicher Erbinnen vom Börsenadel!" Grossartig, aber doch — brr! —

An verschlucktem Knopfe erstickte hier in SW, Brandenburgstrasse 8, am 28. April Abends das einzige 2½jährige Kind der Frau Werle, welche, den Knaben allein in der Wohnung zurücklassend, ihm „zur Beruhigung" eine Anzahl an einer Schnur gereihter Knöpfe zum Spielen gab. Nach Rückkehr glaubte sie den sich ruhig verhaltenden Kleinen eingeschlafen; als sie aber Licht angezündet, fand sie ihn zu ihrem Schrecken mit blau angelaufenem Gesichte und krampfhaft geballten Händen schon verendet. Von der aufgegangenen Schnur hatte das Kind einen Knopf in den Mund genommen und in die falsche Kehle verschluckt! —

„Was der Wind erzählt." Poesieen in niederdeutscher Mundart von (Dr. med.) Hermann Wette (Köln, Verlag von A. Ahn, 1844) — dies mir vom Herrn Verfasser, den Hygieia schon (d. J. H. 2, S. 29) als Bühnendichter feierte, freundlichst zugesandte, fein ausgestattete Büchlein gibt ihn auch als „Arztphilosophen" zu erkennen, besonders im lezten „dat Läbens-Blatt" überschriebenen Gedichte mit folgendem Motto:

„Dat Menskenläben is en Feld,
De Mensk bebaut't äs Ackersmann,
En Jeden soviel tau is dellt,
As he met Flit bestellen kann!"

Ein angehängtes Wörterverzeichniss erklärt die schwerverständlichen Formen. —

Von einem „tollwüthigen" Affen gebissen wurde die in Cannes weilende Fürstin von Sagan (Mitte April), ohne dass sich irgend welche weitere Folgen danach einstellten. Erst als das Thier Wasserscheu zeigte und in einem Wuthanfalle verendete, kam man dahinter und obgleich die Gebissene selbst noch ganz wohlauf, so erklärte Herr Pasteur doch seine Impfcur für dringend geboten. Nun ja! steht doch in einem maassgebenden Lehrbuche geschrieben, dass die Lyssa bis 9 Jahre lang im Körper schlummern und dann erst ausbrechen könne, also: „sicher ist sicher!" Fehlt nur noch, dass auch Papageien, Kazen, Meerschweinchen und sonstiges von der höheren Damenwelt um und an sich (leztere „gegen Rheumatismus") gehaltenes Viehzeug tollwüthig wird! —

Muss man sich die Chloroformnarcose gefallen lassen? — Diese Frage gelangte Ende Januar hier zu gerichtlicher Verneinung: Ein wegen Fussverlezung bei der Arbeit in die Klinik des Dr. G. gebrachter Zimmergesell, welcher sich die ärztlicher Seits behufs gründlicher Untersuchung gewünschte Chloroformirung verbat, wurde deshalb entlassen und überdies von

der Berufsgenossenschaft wegen „ungebührlicher Widersezlichkeit“ mit Entziehung der bisher gewährten Rente bestraft, auch vom Schiedsgerichte mit seiner darob erhobenen Beschwerde abgewiesen. Das Reichsversicherungsamt jedoch ging auf die Recursbeschwerde mit folgender Ausführung ein: Da die Chloroformnarcose stets mit gewissen Gefahren für Leben und Gesundheit verbunden ist, so wird sie grundsäzlich nicht anders als mit ausdrücklicher oder stillschweigender Zustimmung des Behandelten oder seiner Vertreter vorgenommen und von den Aerzten allgemein niemals gegen dessen Willen angewendet. Der Kläger hatte aber darum, weil er auf Anordnung der Berufsgenossenschaft im Krankenhause Aufnahme fand, dort nicht geringere Rechte in Bezug auf freie Selbstbestimmung als alle anderen freiwillig Eingetretenen. Man hätte ihn vielleicht durch gütliches Zureden zu bewegen suchen können, sonst aber durfte er weder wider seinen Willen chloroformirt, noch für seine Weigerung mit Entziehung der Rente bestraft werden. (Eine ähnliche „hygieinisch durchgeistigte“ Freisprechung s. H. Jhg. I, H. IX, S. 342). —

Pabst Leo's XIII. nüchterner Tageslauf findet sich — behufs Widerlegung des Klatsches von „erschütterter Gesundheit“ im „Secolo“ (nach Mittheilung von Nürnberger Stammleser G. L.) so geschildert: Der nunmehr im 78. Lebensjahre stehende (geb. 2. März 1810), aber ohne Begleitung und sicheren Trittes fleissig in den Gärten des Vatican spazierende Greis geniesst seit 20 Jahren täglich zur selben Stunde, und zwar um 10 Uhr Vormittags und 1 Uhr Mittags Bouillon, das zweite Mal etwas Gebäck dazu. Früh 7 Uhr trinkt er Cafe mit Milch und zum Frühstück nimmt er eine Fleischspeise mit Fruchtobst zu sich. Ausserdem zweimal in grossen Zwischenräumen je ein Glas Bordeaux-Wein. Sein einstündiges Nachtgebet verrichtet er ohne Beschwerde knieend. — Im Anschluss hieran erinnere ich an die Bildnisse, welche die Blätter von

Kaiser Franz Joseph von Oesterreich (geb. 18. August 1830) aus Anlass seines vierzigjährigen Regierungs-Jubiläums brachten. Wie dieser Fürst ebenfalls im Ganzen als Musterbild gesunder Lebensweise dasteht, so zeigt ihn ein Bild in der Tracht als „gewaltiger Jäger vor dem Herrn“ und zwar, was mir ganz besonders gefällt, in Kniehosen und an dieser Stelle mit blossen Beinen. (Ueber die gesundheitliche Bedeutung der „Ventilation“ am Knieegelenke s. Sprechst. Bd. XVIII, S. 140). —

Vorstehender, schon vor 4 Monaten zum Druck beförderten Betrachtung füg' ich nachträglich hinzu: Welch' geradezu stählerne Nerven- und Geisteskraft offenbarte dieser bedauernswerthe Monarch, als die Schreckenstage von Mayerling auf ihn hereinbrachen, von denen er, als im ersten Augenblicke davon getroffen, klagen musste: „Lieber hätt' ich eine Provinz verloren, als dass diese Schande über mein Haus hereingebrochen wäre!“ —

Zur Warnung für Nervöse, die Bromkalium einnehmen. — Maurice Doyon veröffentlicht in der „Abeille médicale“ Angaben über Anhäufung des Bromkaliums in verschiedenen Organen. Man nahm bisher an, dass nach dem Einnehmen dieses Salzes alles Brom durch die Nieren über kurz oder lang wieder ausgeschieden werde. Dem ist nicht so! Doyon hat durch chemische Analysen nachgewiesen, dass sich das Bromkalium im Zentralnervensystem — Gehirn und Rückenmark — allmählig anhäuft. Dies ist begreiflich, da wir sehen, dass dieses Mittel, welches hauptsächlich auf die Nervencentren wirkt, bei lange fortgesetztem Gebrauche deutliche Anzeichen einer chronischen Vergiftung des Nervensystems hervorruft: Zittern, Muskelschwäche, Gedächtniss-

schwäche, Apathie, sogar Lähmungen und Bewusstlosigkeit. Doyon hat auch in der Leber solcher Personen, welche lange Bromkalium gebraucht hatten, eine grosse Menge dieses Salzes gefunden. Also Vorsicht beim Gebrauche von Bromkalium, Bromwasser und ähnlichen Präparaten!

Dr. Winckler, Würzburg.

Neue Bücher und Druckschriften.

Rheinboldt, M., Die Curorte und Heilquellen des Grossherzogthums Baden für Aerzte und Heilbedürftige. 2. Aufl., bearb. von der Vrelagshandlung. Baden-Baden, Emil Sommermeyer. 1889. Pr. 1 M. —

Thüringer Saison-Nachricht, offizielles Organ des Thüringer Bäder-Verbandes. VII. Ihrg. Bad Berka a. Ilm; jeden Sonntag in der Saison eine Nummer.

Dies, vom rührigen Dr. Willrich in Berka herausgegebene Wochenblatt liefert eine Musterprobe vom einmüthigen Zusammenhalten der zahlreichen Thüringer Badecurorte und ihrer ärztlichen Vertreter; zeigt sich auch insofern von hygieinischem Geiste durchweht, als die Heilkräfte von Luft und Wasser als „Curmittel" ersten Ranges laufend gepriesen werden. —

Kösen und seine Umgebung von Carl Techow. Mit Illustrationen. Kösen, Selbstverlag.

Empfehlenswerther, gut geschriebener Führer durch diese „Perle" Thüringens mit einer Fülle heilkräftiger Wasserquellen. Mit Rücksicht darauf, dass Aerzte nicht verzeichnet werden, nenne ich ergänzend als hygieinisch geschulten Curarzt Herrn Dr. Risse. —

Ein Menschenalter Militärarzt. Erinnerungen eines k. k. Militärarztes. Herausgegeben von Dr. V. Derblich, k. k. Oberstabsarzt i. K. Erster Theil. Hannover 1889. Helwing'sche Verlagsbuchhandlung. (Pr. 2 M.). —

Ebenso anspruchsloser als gemüthlicher, in Ernst und Scherz gleichmässig wechselnder Lebenslauf eines durch Leiden und Freuden im Ganzen gut vorwärts gekommenen österreichischen Militärarztes, der sich für seine Person aus dem Raupenstande eines „Pepin" (vgl. H. Jhrg. 1, S. 213) so reif entwickelte, dass er das reine Menschenthum als Kernpunkt ärztlichen Wirkens in treffender Epik zur Anschauung bringt. —

„Der internationale Bund für humane Lebensweise" — Programm des Zentral-Comité's in Schwerin (Mecklenburg): Fräulein A. Engel, Schelfstr. 8, kündigt monatlich 2maliges unentgeltliches Erscheinen eines „Korrespondenzblattes für humane Lebensweise" (Vegetarismus) an: neben „Thalysia", „vegetar. Rundschau" und „Vegetarier" nun also das vierte Organ dieser Richtung, deren ausgesprochene Anhängerschaft im In- und Auslande nach neuestem Adressbuche der Vegetarier kaum Eintausend beträgt! —

Kühner, A., Dr., Das Buch der Mutter. Eine Belehrung für junge Frauen über die wichtigsten Fragen ihrer Bestimmung, sowie über die Behandlung und Pflege der Kinder während der ersten Lebensjahre. Frankfurt a. M. Knauer's Verlag.

Ganz hygieinisch gehaltener Leitfaden! Im mir zugegangenen Exemplare störte mich aber die — offenbar blos durch den Buchbinder verschuldete — Unterbrechung des Textes zwischen S. 66 und 67 durch 16 unpaginirte, sich am Schlusse wiederholende Seiten geschäftlicher Anzeigen. —

Siebenter Jahresbericht des Deutschen Samariter-Vereins zu Kiel. 1888. —

Die Aerztin im 19. Jahrhundert von Dr. med. Caroline Schultze zu Paris. Rechtmässige Uebersezung. Mit dem Bildnisse der Verfasserin. Leipzig, Peter Hobbing.

Dies die schon in H. III, S. 79 im Voraus angezeigte und mit demselben Bildnisse wie dort ausgestattete Doktorschrift der neuen Pariser Collegin.

Führer durch Ilmenau und Umgegend. Mit Karte der Umgebung, von Thüringen und Eisenbahnkarte. — Wörl's Reisehandbücher. Würzburg und Wien. (à Mk. 0,50.) — Ebenso kurzer als vollständiger und praktischer Specialführer; die kartographischen Beilagen von generalstabsmässiger Sauberkeit und Zuverlässigkeit. —

Michelis, A. (Adolf Gumprecht), Reiseschule. Allerlei zu Nuz und Kurzweil für Touristen und Kurgäste. Vierte Auflage. Leipzig, Verlag von H. Haessel. —

Als ich vor bald 20 Jahren dies mittlerweile von mir wiederholt bei passender Gelegenheit gelobte Büchlein mit damaligem blossem Pseudonym las, packte mich der Inhalt so, dass ich den Verfasser — meinen jezigen werthen Freund A. Gumprecht, einen Berliner, aber laufend im schönen Meran wohnhaft — auskundschaftete. Von den in dieser 4. Auflage gebotenen Verbesserungen und Bereicherungen heb' ich die verschiedenen, bestens hygieinisch gefassten Winke zur touristischen Körperpflege hervor. In meinem Beitrage zur Pfeilstücker'schen Sammlung (H. Jhrg. 1, H. 4, S. 125) jedoch verzeichnete ich das Buch als bestes in dem höheren Sinne, in welchem Verfasser selbst in der Vorrede als Zweck erklärt: „nicht blos das Reiseleben, sondern auch die Lebensreise erleichtern und fruchtbarer machen zu helfen.“ Sehr gut! —

Weber, Mathilde (Tübingen), Aerztinnen für Frauenkrankheiten, eine ethische und sanitäre Nothwendigkeit. Vierte Auflage. Mit einem Anhange: Ein Besuch in Zürich bei den weiblichen Studirenden der Medizin. Preis 50 Pf. Tübingen. Fues' Verlag (schon besprochen: H. Jhrg. 1, S. 210). —

Bäder-Lexikon. Darstellung aller bekannten Heilquellen, Wasserheilanstalten und klimatischen Kurorte Europa's und des nördlichen Afrika's in medizinischer, topographischer, ökonomischer und finanzieller Beziehung. Für Aerzte und Kurbedürftige von Dr. med. Robert Flechsig, k. sächs. Geh. Hofrath und k. Brunnenarzt in Bad Elster. Zweite, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage. VIII und 731 Seiten. In Leinwand gebunden 5 Mark. Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Der Inhalt dieses von der rühmlichst bekannten Verlagsbuchhandlung mit bekannter Sauberkeit ausgestatteten „Bädekers“ für Kurheilbedürftige aus der Feder eines bewährten Altmeisters des Faches erfüllt auf jeder Seite alle durch die Titelschrift erweckten Erwartungen vollständig, auch was bei jedem Orte Angabe der Specialliteratur betrifft. —

Lindenmeyer, O., Dr., Wie kleiden wir uns vernünftig, gesund und billig? — Stuttgart, Zimmers Verlag. —

Vom Standpunkt des Verfasser's entschieden geschickt geschrieben (vgl. auch Lesetisch von Heft 6, S. 191). Doch kenn' ich den darin empfohlenen neuen „Gesundheits-Bekleidungsstoff“ nicht. —



August 1889 **Zweiter Jahrgang.** **Heft VIII.**

Dritte Folge der ärztlichen Sprechstunden; der ganzen Reihe Nr. 120.

Sämmtliche Sendungen für die Redaction sind an den Herausgeber in Berlin W, 10, Inserataufträge und Bestellungen an die Verlagshandlung in Stuttgart zu richten. Die Herren Mitarbeiter und Inserenten, welche nicht über geeignete künstlerische Kräfte zur Illustrirung ihrer Beiträge und Inserate verfügen, werden gebeten, sich zu diesem Zwecke mit der Verlagshandlung in Verbindung zu setzen. Abdruck oder auch nur sofortige Lesung und Rücksendung unverlangter Manuscripte oder Recensionsexemplare kann nicht gewährleistet werden.

Zur Erinnerung an den Dichter und Krankheitshelden

Robert Hamerling

geb. am 24. März 1830 zu Kirchberg in Niederösterreich,
gest. am 13. Juli d. J. zu Graz.

(Studie über diesen zweiten Scarron s. H. Jhrg. I, S. 403 und Fortsetzung in diesem Hefte, Briefmappe).

R. Hamerling wurde gestern Abend bewusstlos. Erst im lezten Augenblicke wurde ein Arzt berufen, da Hamerling keinen Arzt duldete.

(Drahtbericht der „V. Z.")

Nachlass-Bacillen.

105) Mitleid thut wohl, aber man lässt sich doch nicht immer gern seine Thränen mit einem fremden Taschentuche trocknen. —

106) Ein Mensch, der gelegentlich zu einem Andern sagt: „Dies Buch müssen Sie lesen!" trägt mehr zum Rufe und zur Verbreitung desselben bei als ein Recensent, der es in einem Blatte überschwänglich lobt. —

Ein Blick in's Seebadekurleben,

von unserem eigenen Berichterstatter.

Ein Vergnügen eig'ner Art ist doch eine Eisenbahnfahrt — durch's gesegnete Mecklenburg, besonders von da an, wo die „berechtigte Eigenthümlichkeit" des Sekundärbahnwesens beginnt und sich bandwurmartig weiter gliedert! — Vorher fühlt man sich sogar gehoben, nemlich durch Verweilen in dem auf Station Neustrelitz (Wohnort der Stammsäule J. M.) dem Zuge eingeführten Restaurationswagen, ein Binnenraum von wahrhaft prächtiger Ausstattung und einem Umfange, wie ihn sich die — mir von früher her wohlbekannten — Wagen der andern Bahnen mit Rücksicht auf die geringen Abstände der Geleise, die zu durchfahrenden Tunnels u. dgl. von vornherein nicht leisten können. Bei der Behaglichkeit dieses Aufenthaltes bedauert man eigentlich einerseits die hier noch eingehaltene Fahrgeschwindigkeit und fühlt andererseits den dann folgenden Schneckenpostgang im gewöhnlichen Fahrkasten um so lebhafter, wenn auch die Einrichtung der Durchgangs-Coupés wenigstens einige Beweglichkeit gestattet. Leztere wird denn auch von dem in dieser Reisezeit wimmelnden Kinderanhange der „zahlreichen" Familienväter lebhaft ausgenuzt, zumal das auf den Pläzen überall herumstehende Handgepäck oder richtiger „Sperrgut" mit seinen Ecken und Kanten das Sizenbleiben erschwert. Nur wenn Mamma sich anschickt, den wohlgefüllten Esskober zu öffnen und die hungrigen Mäuler zu stopfen, weicht das Gekribbele und Gekrabbele einer vorübergehenden Stille innerlicher Sammlung, während deren sich die Kleinen auch endlich der leidigen Kopfbedeckung, Halsumwurstelung, Umhängekleidung u. s. w. entledigen dürfen.

Die nunmehr abseits von der Heerstrasse einzuschlagende Reise durch's fette, aber flache, hie und da wenigstens von einem Seewasserspiegel unterbrochene Obotritenland gleicht eigentlich mehr einem dann und wann durch Weiterbewegung unterbrochenem Cursus in „10—20 Minuten Aufenthalt" ohne dass man aus Bädeker Anlass fände, sich die Gegend zu besehen oder dass auf Zugang verspäteter Fahrgäste oder aus sonstwelcher ersichtlichen Betriebsursache gewartet würde. Die Bahnhofsgebäude vollends gleichen einander wie ein Baukastenstück dem Andern, nur dass man hie und da hinter der stolzen Ueberschrift „Wartesäle" (so!) ein einziges ödes Gelass und eigentlich blos Vorraum des Billetschalters betritt. Ebensowenig entdeckt das spähende Auge etwas wie eingeborene Menschentypen, Sitten und Gebräuche, malerische Trachten, so dass

man schliesslich mit Betrachtung des im mitfahrenden Viehwagen herrschenden Stilllebens von Horn-, Wollen- oder Rüsselträgern vorlieb nimmt. Richtet man hernach an einen der endlich wieder zum Vorschein kommenden Beamten die bescheidene Frage nach der Ursache des endlosen Aufenthaltes an solchem Neste, so heisst's etwa: „Ja, das ist so noch von früher her, wo von hier aus kein weiterer Anschluss bestand“ und so weiss man nun wenigstens Bescheid, nicht ohne für sich zu murmeln: „zu Fuss wärst du vielleicht nicht viel später hingekommen!“

Auf Station Ganzlin (steht ebensowenig auf der Karte wie Karow, Kargow, Laage, Plaatz und sonstige freundliche Pläze, deren Inschrift an Ort und Stelle man zur Kurzweil vorwärts und rückwärts buchstabirte) schlägt endlich die Stunde der Erlösung und nun geht's an den „Wartesälen“ (!) vorbei in's offene Zweigespann, in dem Einem des biederen Bardey flinke Rosse landeinwärts tragen: hopp, hopp, hopp zwar über Stock und Stein, auch durch sprizendes Gepfüz, dafür aber durch duftende Waldung und bald auf geebneten Landweg. Auf diesem nun winkt eine Ueberraschung ähnlich der beim Heraustreten vom Treppenaufgange eines Panoramabau's in den Zuschauerraum, aber weit packender: das entzückende Naturbild des Plauer See's mit

Bad Stuer

lacht uns auf einmal entgegen und bezaubert, obgleich schon bekannter Anblick, unsere Sinne von Neuem! —

Wüsste man's nicht auch schon zum Voraus, so lieferte den schlagenden Beweis für die Anzahl der hier alljährlich zuströmenden Gäste der gleich hinter uns anlangende Cariolpostwagen, dessen Inneres nun einen gewaltigen Collo voll Briefe und Drucksachen entleert.

Nachdem ich schon früher („Sprechstunden“ Bd. III, S. 91 ff.) diese in ihrer Art einzige „gute Stube der Natur“ bis in's Einzelne geschildert, beschränke ich mich hier auf die allgemeine Feststellung: obwohl ich seit meinem lezten Besuche hier eine grosse Anzahl anderer, landschaftlich berühmter und auch ärztlich gut geleiteter Badekurorte aus eigener Anschauung kennen gelernt (vgl. z. B. meinen östreich.-ungar. Reisebericht in Bd. XVIII der „Sprechstunden“), halte ich nach wie vor diesen mecklenburgischen Plaz als meinen Lieblingsplaz fest und wenn ich damit auch weder andere ähnliche Anstalten herabgesezt noch auf weitere Kreise massgebenden Druck ausgeübt wissen will, so bekam ich doch von den vielen im Laufe der Jahre auf meine Veranlassung dorthingegangenen und nachher zum Theil Stammgäste gewordenen Freunden immer

nur befriedigte Berichte zu hören. Auch ohne mein Zuthun erfreut sich Stuer übrigens eines so bedeutenden Zuganges, dass troz der reichlich vorhandenen Räumlichkeiten gerade ein Theil meines Anhanges nach erfolgter Anmeldung nicht sogleich angenommen werden konnte. Auch der Heilbedürftige, auf dessen Wunsch ich diesmal die Fahrt dorthin unternahm, und mit ihm ich selbst musste gut 14 Tage warten, bis für uns Unterkunft geschafft werden konnte. Dabei darf ich die vorhin in anderem Zusammenhange bemängelte Umständlichkeit der Reise und Abgeschiedenheit des Plazes hier als einen Vorzug betonen, kraft dessen seine Bedeutung als Kurort blos für ernstmeinende und stilleliebende Pfleglinge auch nicht vorübergehend durch Vergnüglinge vom Schlage des sogenannten Sonntagspublikums getrübt wird. Als förmliche, aber für jede Art von Heilbedürftigkeit willkommene Spezialität heb' ich nur die Vorzüglichkeit der Beköstigung hervor, besonders des Mittagstisches, der troz seiner Anzahl von Kostgängern, sowohl nach Güte als Menge dem Begriffe der „gesunden, kräftigen Hausmannskost" im besten Sinne, und zwar einschliesslich des Wegfalls von Wein- oder Bierzwang, gleichkommt. Ueberhaupt gibt's Bier nur an abseits gelegenen, mit der Anstalt nicht zusammenhängenden Schankstellen. —

In schlichte Worte zusammengefasst fand ich das Andenken an dies Quisisana in folgenden in's Album eingetragenen Zeilen:

O Stuer, am klaren See, mit deinem Waldrevier,
Du stilles Friedensthal, wie sehn' ich mich nach dir! —

An „den Strom der Welt" sowohl im natürlichen als gesellschaftlichen Sinne versezt fühlte ich mich, nachdem ich mich abermals durch oben geschilderte „Aufenthaltscursus mit Fahrunterbrechung" heiler Haut hindurchgeschlagen und meinen Wanderstab oder vielmehr Regenschirm (der aber, wenn man ihn mitgenommen, wie bekanntlich immer so auch hier, ganz entbehrlich) im freundlichen

Warnemünde

niedergesezt: Pavillon-Hôtel Berringer, im lezten freien (aber vorher belegten) dieses mit dem nebenanliegenden Stammhôtel wohl an 400 Zimmer fassenden Gasthauses, in dessen Garten- und Veranda-Anlagen am anderen Sonntag Nachmittags der Reihe nach kommend und gehend sich noch gut 1500 „Passanten" zusammenfanden! Eine gleiche Menge wimmelte in und an den anderen Strandhôtels sowie nicht minder die ganze lange Uferstrasse an der Warnow-Mündung mit ihrer prächtigen Baumallee entlang; hier aber, wie auch im Innern des weitgestreckten Oertchens, die ständigen Gäste in der berechtigten Eigenthümlichkeit der „Glaskästen" d. h. fenster-

wandiger, vorn grösstentheils offen gehaltener, drinnen wohnlich eingerichteter Vorbaue. Troz der äusseren Aehnlichkeit mit grossstädtischem Gewühle fehlen hier doch die leidigen Zuthaten schlechter, aber um so rauschender Musikklänge, Gejohle oder sonstiger „Radau"-Lärm, Wagengerassel, Pferdegetrappel mit obligater Staubaufwirbelung, während andererseits die Sättigung der Luft mit erfrischendem Wasserdampf durch natürliche Ausströmung in einem von den grossartigsten Springbrunnen nicht erreichbaren Grade unterhalten wird, daher eben der Name: Seeluft. Abgesehen etwa von einem Duzend Velocipedreiter und nach Ankunft der Züge von ein paar Bahnhofswagen findet die Personenbeförderung nur auf dem Wasserwege statt: auf prächtigen Dampfern bis zur dänischen Küste hinüber, in zierlichen, kleinen Segelbooten, gewissermassen Wasserdroschken, in mittelgrossen an unsere Kremserfuhrwerke erinnernden Dampfschiffen, leztere, oft „wie zum Sinken überladen" den Verkehr mit der Mutter- und einstigen freien Hansastadt Rostock vermittelnd, die sich erst nach schwerer Bedenkzeit endlich herbeiliess, dies Tochterpläzchen als wirklich „mündig" und grossjährig anzuerkennen.

Bezeichnend find' ich's überhaupt, dass, während auf höheren Befehl schon vor Jahrzehnten ein anderer (mir nicht bekannter, aber in seiner Art gewiss auch sehr schöner) Plaz zum ersten Ostseebade überhaupt erhoben und mit allen Machtmitteln gefördert wurde, dies ganz auf sich und ausserdem auf Kampf gegen die Rostocker verbriefte Oberherrschaft angewiesene Warnemünde sich rein aus der Volkskraft heraus entwickelte und das „vornehme" Doberan längst überflügelte. Wenn ich früher mal (H. Jhrg. 1, S. 324) nach Zeitungsberichten der Beschaffenheit des dortigen Trinkwassers nichts Gutes nachsagte, so fand ich die Sache doch keineswegs so schlimm und sogar die — hier vor Allem in Frage kommenden — Abortanlagen, wenigstens in den Berringer'schen Gasthäusern, durch System Poppe (vgl. H. Jhrg. 1, S. 296, Apotheke 22), völlig geruchlos. An diesen Privatanlagen könnten sich z. B. die Väter der Haupt- und Residenzstadt Neustrelitz ein Beispiel nehmen, in deren offenen Strassenkörpern (z. B. am Abhange neben der Bruchstrasse) und erst recht „hinter den Coulissen" bewohnter Häuser ich Bilder von menschlichem Sumpfschmuz zu sehen und zu riechen bekam, die troz der geringeren Dichtigkeit der Bevölkerung an jenes Schauerbild des Pariser „Gadoue" nebst „mikrobischen Seuchenbrutnest" (vgl. dies Heft, Lesetisch) hinanreichen. An „Fixigkeit" können's die Residenzler am Zierker See mit dem Warnemünder Strandvölkchen gar nicht aufnehmen, indem mir z. B. folgende Thatsache an's „Nur immer langsam voran!" des weiland östreichischen Landsturmes zu erinnern scheint: die recht schöne Schwimmbad-Anlage am Ufer des

genannten See's und wie ich bei früheren Besuchen selbst sah, der Wallfahrtsort aller wasserfreundlichen Seelen, wurde im August 1888 ein Raub der Flammen, ein Schaden, der sich nach Berliner Begriffen binnen 8 Tagen wiederherstellen liess. Im guten Neustrelitz aber (dessen schöne Wannenbadeanstalt ich in „Sprechstunden“ XVI, 165 würdigte) blieb sie diesen ganzen heissen Sommer hindurch und bleibt voraussichtlich auch bis an's Ende — abgebrannt! —

Was nun wieder die Warnemünder Zustände betrifft, so muthet Einen das ganze Thun und Treiben des Kurlebens im besten Sinne volksthümlich und überhaupt naturwüchsig nach dem Grundtone an: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein!“ — Sieht man zwar auch hie und da Kleiderfirlefanz treiben, z. B. mit den (viel zu warmen) Kopfhäkelmüzen, welche „mit Chic“ zu tragen erst am Spiegel erlernt werden muss, so bleibt doch im Ganzen und Grossen die Qual modischen Costümzwanges, schulmässigen Promenierens, langweiligen Reunionswesens und anderer „Herdenhaftigkeit“, wie sie in höheren binnenländischen Bädern das Kurleben zum alltäglichen Klinik-, Salon- und Sportleben verkehren, fern. Mit dieser Betrachtung fass' ich aber nicht etwa blos diesen einen, von mir gerade besuchten Plaz, sondern — auf Grund von zuverlässigem Hörensagen und Lesen — jeden, nach diesem Vorbilde entstandenen Seebadekurort in's Auge. Beispielsweise soll auf Sylt, Norderney, Foer und Insel Rügen allenthalben sogar noch lebhafter als hier der Theil des Bildes hervortreten, den ich als den Pulsschlag solch' naturwüchsigen oder, wenn ich so sagen darf: Füllenlebens begrüsse: das Vorherrschen und wohlgelittene Ergehen der Kinderwelt, deren Vorposten in den Abendstunden zum Entsezen des neuangelangten und noch nervösen Clubphilisters bis in die geheiligten Räume des Lesezimmers vordringen! —

Im Einzelnen sticht das auf dem Sande frank und frei herumkrabbelnde, damit backende und bauende Treiben (über dessen tiefere Bedeutung s. Hft. I. S. 25) der Kinder merkwürdig ab gegen die gesittete Unbeweglichkeit, mit der die Grossen das Seeluftschnappen im Inneren der landesüblichen Strandkörbe, wie sie mir vorkommen, einer Art von Schneckenhaus, gewissermassen absizen. Mögen sie sich als Schuzwehr gegen Sonnenbrand und Windstoss bewähren, so fiel mir doch auf, dass solch' Ding sich niemals bis zum „entsezlich zugigen“ Aussichtsplaze am Ende des Molenbau's, hier „Spille“ genannt, verschlägt. Doch trifft Einen dieser Anblick durch die bildlichen Darstellungen des Seebadelebens „en pleine air“ völlig vorbereitet. Auch das muntere Gethier der Möven kennen wir Berliner schon aus der Winterszeit, wo sie bis zur Binnenspree vordringen. Genoss ich überhaupt durchaus nicht etwa zum ersten

Male das Schauspiel des unendlichen Meeres, der „Thallatta" so fielen meine früheren Besuche in Cuxhaven, Düsternbrook, Stubbenkammer, Binz, Zoppot u. s. w. doch immer ausserhalb der sogenannten Saisonzeit, also auch der Gelegenheit, mich als Badegast zu bethätigen, und so erprobte ich denn hier zuerst am eigenen Leibe die Berührung mit der „Salzfluth." Schmeckt sie in der That deutlich nach Kochsalz, so wusste ich doch schon vorher, dass die Ostsee überhaupt, sowohl was „Salz" als „Fluth" betrifft, der Nordsee nachsteht, ja sogar der eigentlichen Fluthbewegung ganz entbehrt, welch' leztere und den Kampf mit ihr gerade die Schwärmer für Ostende, Scheveningen, Zeyst u. s. w. als Gipfelpunkt des „himmlischen Badevergnügens" betonen. Immerhin möchte ich bei nüchterner Betrachtung diesen Unterschied nur als gradweisen hinstellen und darum auch unserer Ostküste dem hygieinischen Wesen nach als vollberechtigten Seebadestrande das Wort reden, das sich nun hier in Warnemünde mit allen Erfordernissen behaglicher Vorbereitung in Bezug auf Aus- und Ankleiden, Hinein- und Heraussteigen, Abgeschiedenheit der Geschlechter u. s. w. gegen billigstes Entgelt ausgestattet findet. Dabei bleibt troz der seitlich gezogenen Scheidewände nach aussen hin das Bild der „offenen See" ungetrübt und erfolgt der — gar nicht unbedeutende — Wellenschlag aus erster Hand. Wie mir ferner mein werther College, der wohlbekannte Gesundheitslehrer, Dr. Fr. Dornblüth in Rostock, an dessen gastlicher Tafel ich rasten durfte, berichtet, steigern sich gegen die Herbstzeit hin sowohl Salzgehalt als Wellenschlag zu fast nordseemässiger Stärke und warten darum die Nahewohnenden zum Kurgebrauche erst die andererseits mit Abnahme der Hochfluth des Fremdenbesuches zusammenfallenden Monate August und September ab.

Dass und warum ich von meinem hautpflegerischen Standpunkte die Salzbeimischung überhaupt von vornherein nicht sonderlich hoch anschlage, führte ich schon in meinen Studien über Soolbadewasser (Sprechstunden II, 300) aus. Wenn ich nun hier als Heilwirkung des nur kurz genommenen und troz seines blos 15° R. nicht sonderlich kalt anmuthenden Bades eine in der That „wunderbare" Erwärmung der Hautoberfläche — oder wie die Aengstlichen meinen „Aufregung" — feststelle, so muss ich sie auf Rechnung des Wellenschlages sezen, dessen Bedeutung ich aber auch schon in der Studie über künstliche Flusswellenbäder (II, 210) so hoch anschlug, dass ich sie als ziemlich ebenbürtigen Ersaz empfahl und — z. B. unser Sachse'sches Bad in Berlin O. noch empfehle. In einem Athem jedoch unterlass ich nicht zu ergänzen: Etwas ganz Anderes freilich ist's mit solchem Bade in der offenen See; nicht aber finde ich diese Überlegenheit in der chemischen oder physikalischen Eigenart des

Seewassers als solchen, sondern im Ganzen und Grossen dieser, nicht eben blos aus Seewasser- sondern auch aus Seeluftwirkung zusammengesezten Kur. Fällt in der Wellenbadzelle schon die freie Luftströmung fort, so überfluthet uns hier am Strande der „Ocean.“ Wie mit seinen Wasser-, so auch mit seinen wasserdampfgeschwängerten Luftwellen, und zwar lezteres noch all' die Stunden hindurch, die wir angekleidet in seiner Nähe verbringen. Sicherlich verhilft dies unaufhörliche Verweilen in „Zugluft“ ringsum wie den Lungenzellen, so auch den Hautporen zum förmlichen Wiederaufleben, bei dem man „neue Kraft durch Mark und Adern rinnen fühlt.“ Wenn die griechische Sage den Riesen Antäus im Kampfe mit einem Hercules immer wieder zu Kräften kommen liess, so wie er die Mutter Erde berührte, bis ihn sein Gegner in der Luft erdrückte, so möchte ich hier die Mythe von der „schaumgeborenen“ Venus (Anadyomene) als Vorbild der dem Wellenbade entstammenden Jugendschöne und -Kraft betonen. Wenn auch nach dem Äusseren keineswegs immer Venus oder Adonis, so verlässt doch nach dem inneren Menschen jeder Badegast den Strand mit dem Wohlgefühle der Abschüttelung seines „alten Adams“ und des „von Neuem geboren Seins.“ Auch „verschönert“ findet man ihn nachher daheim wohl deshalb, weil die Schaumwiedergeburt seinem „ausgebuddelten“ Gesichte (Hg. H. VII, 197) Rundung und Frischfarbigkeit verlieh. —

Vom nüchterern naturgeschichtlichen Standpunkte glaub' ich also die Eigenwirkung der Seebadekur in der amphiben Lebensweise suchen zu müssen: Bewegung in Wasser und Luft, beide von unverfälschter Güte und ungemessner Fülle, gleichzeitig aber auch in Sonne, deren Strahlung ja ebenfalls von der hygieinischen Richtung als „Heilfaktor“ ersten Ranges geschäzt wird (Vgl. Sprechstunden Bd. II, 226), nur dass diese Wohlthat manchen Tages durch den keineswegs wohlgefälligen Modergeruch des üppig wuchernden und unausrottbaren Seetanges getrübt wird. Als übliche last, not least, ja sogar als „Krönung“ des Ganzen kommt noch der Eindruck des oceanischen Naturspieles auf Gemüth und Lebensgeister des Landrattenthumes hinzu: statt des beengenden Anblickes von Giebeln, Fenstern und Dächern gegenüber eine unendliche Fernsicht auf ein ungewohntes Element und statt des beengten Spiessbürgersinnes das Erwachen der „Fühlung mit dem Weltenall“ dessen „Analyse“ zu entwickeln,, dichterische Federn nicht müde werden. —

In ferne Länder zog ich fort,
Ich war in Süd und war in Nord,
Ich war in Ost und Westen,
Zu Hause bleibt's am Besten.

Nach Abwechselung verlangt das Menschenherz aber auch, besonders der Sinn des nicht lange müssig sizen mögenden, sich „inter libros et liberos“ nun mal am Wohlsten fühlenden Philisters. Nachdem er also sein geistiges Auge am „Ocean, du Ungeheuer“ (Weber's Oberon, der aber auch ein höchst anmuthiges Gondellied enthält) halbwegs sattgesehen und seinen Leib an den „Brüsten der Natur“ vollgesogen, fühlt er sich nach Dunkelwerden beim spärlichen Lichte der hier noch alleinherrschenden Petroleumlampe vom Lesen obigen Geständnisses angeheimelt und gar nicht weiter nach Süd und Nord, Öst und West zu schreiten verlangend, trabt er eines schönen Morgens landeinwärts, nimmt noch die Gelegenheit, das prächtige Innere des bereitstehenden Postdampfers „König Christian“ zu durchwandern, wahr, lässt sich dann am Schalter sein (noch lange nicht abgelaufenes) Rückfahrtbillet pflichtschuldigst abstempeln und nimmt im Fahrkasten des diesmals glücklicher Weise Schnellzuges Plaz, mit einem Fr. Th. Vischer denkend:

Jetzt schnaube nur, Dampf, und brause,
Jetzt rolle nur, Rad, und sause,
Es geht nach Hause, nach Hause! —

Ferien und Ferienarbeiten.

Von E. Witte, Professor am Gymnasium in Pless.

Ferienarbeiten! Enthält nicht das Wort schon in sich einen Widerspruch? In den Ferien sollen, so meint man zunächst, Schüler und Lehrer von den vorangegangenen Mühen ausruhen und sich für die bevorstehenden Anstrengungen kräftigen. Auf der andern Seite sagte freilich einmal ein geistreicher Lehrer: „Die Ferien haben den Zweck, dass man in ihnen ungestört arbeite“. Welche dieser Auffassungen ist die richtige? Oder sollten vielleicht beide gleichzeitig berechtigt sein?

Die Schule, auch die vollkommenste, insbesondere aber unser heutiges Gymnasium, ist eine einseitige Bildungsanstalt. Nicht nur, dass sie einseitig den Geist pflegt, während sie der Ausbildung des Körpers verhältnissmässig wenig Aufmerksamkeit schenkt: Auch die Geistesbildung, welche die Schule gewährt, ist in hohem Grade einseitig. Dies im einzelnen nachzuweisen würde den Rahmen der vorliegenden Betrachtung überschreiten: im allgemeinen zeigt sich die Einseitigkeit der Schulbildung in dem Auftreten der meisten und zwar gerade auch der „guten“ Schüler, im Vergleich mit dem Benehmen eines jungen Mannes, welcher als Geschäftsmann, als Soldat, als Student das Leben kennen gelernt hat. Es liegt mir fern, aus dieser Einseitigkeit an sich der Schule einen Vorwurf machen zu

wollen; denn in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. Aber die Thatsache, dass die Schule eine einseitige Bildung gewährt, wird Niemand in Abrede stellen.

Gegen diese Einseitigkeit der Schulbildung nun sollen die Ferien ein Gegengewicht bilden. In ihnen soll das Gleichgewicht zwischen geistiger und körperlicher Ausbildung wiederhergestellt werden, und in ihnen sollen Fähigkeiten des Geistes zur Entwickelung gelangen, welche von der Schule weniger gepflegt oder vielleicht gar unterdrückt werden.

Zunächst also sollen die Ferien der Ausbildung des Körpers dienen. Nicht als ob in ihnen alles gut gemacht werden könnte, was etwa in der Schulzeit versäumt worden ist. Verständige Eltern werden die körperliche Entwickelung ihrer Kinder niemals aus dem Auge verlieren. Aber es liegt in der Natur der Sache, dass während der Schulzeit die Schule mit ihren Anforderungen in erster Linie berücksichtigt wird. Und wie die Hygieine jeder Verzärtelung und ängstlichen Inachtnehmerei entgegentritt, so wird sie auch nicht sogleich ein grosses Geschrei erheben, wenn die Schule einmal besonders hohe Anforderungen an die Arbeitskraft stellt. Ein hygieinisch erzogener Schüler ist auch einer gelegentlichen ausserordentlichen Anstrengung gewachsen.

Aber doch wird während der Schulzeit das harmonische Gleichgewicht zwischen geistiger und körperlicher Ausbildung bis zu einem gewissen Grade gestört, und Pflicht der Eltern ist es, dafür zu sorgen, dass das Gleichgewicht während der Ferien wieder hergestellt werde. In welcher Weise dies geschehen kann, das wird der hygieinisch Denkende in den meisten Fällen selbst finden; einige Winke werden ihm aber vielleicht nicht unerwünscht sein.

Zunächst lasse man die Kinder während der Ferien richtig ausschlafen. Das Schlafbedürfniss ist besonders bei der Jugend ausserordentlich verschieden, und es giebt Kinder, welche dieses Bedürfniss während der Schulzeit niemals völlig befriedigen können. Die Ueberreizung und Nervosität der gebildeten Klassen hat nach meiner Ueberzeugung ihren Grund zum Theil darin, dass die Kinder dieser Stände oft vom sechsten Lebensjahre ab nicht mehr recht ausschlafen. Auch die Sonntage bieten für den gestörten Schlaf der Wochentage häufig nur einen unvollkommenen Ersatz, indem die Rücksicht auf den Kirchenbesuch oder die Hausordnung eine gewaltsame Unterbrechung des Schlafes veranlasst. Hat man sich aber einmal klar gemacht, dass man auch in diesem Punkte dem Winke der Natur zu folgen hat, so wird man dem Gedeihen der Kinder wenigstens während der Ferien gern andere Rücksichten so weit wie möglich unterordnen.

Wie lange man die Kinder in den Ferien schlafen lassen soll, darüber lassen sich bestimmte Vorschriften nicht aufstellen. Ich habe beobachtet, dass gesunde, normal entwickelte und geistig rege Kinder und junge Leute bis zum 18. Lebensjahre 10—11 Stunden tief und fest schlafen, während andere schon vom 14. Jahre ab nach 8 Stunden völlig ausgeschlafen haben. Gestatten es die Verhältnisse, so ist natürlich frühes Zubettgehen dem Spätaufstehen vorzuziehen, und unter allen Umständen ist das Augenmerk darauf zu richten, dass die Kinder sofort nach dem Erwachen aufstehen.

Sodann lasse man die Jugend während der Ferien sich tüchtig austummeln. Auf dem Lande und in kleineren Städten wird sie bis zu einem gewissen Alter einer Anleitung in dieser Hinsicht kaum bedürfen; und auch eine allzu ängstliche Beaufsichtigung ist hier nicht angebracht. Ja, ich möchte vor einer solchen im Interesse des geistigen wie des leiblichen Gedeihens geradezu warnen. „Wer nichts wagt mit Kindern, der wagt sie selbst: den Leib wahrscheinlich, den Geist gewiss“. (Jean Paul.)

Je mehr Menschen aber sich auf kleinem Raume zusammendrängen, um so mehr Hemmnisse treten der körperlichen Entwickelung der Jugend entgegen, und für das heranwachsende Geschlecht der Grossstadt ist ein Landaufenthalt während der Ferienzeit, sei es bei Verwandten oder in einer Sommerfrische, geradezu Lebensfrage. Besonders möchte ich für die erwachseneren Schüler auch kleinere oder grössere selbständige Ausflüge und Reisen empfehlen. Wenn wir bedenken, welche Wege die Schüler in früheren Zeiten meist zu Fuss zurücklegen mussten, um nur bis zum Elternhause zu gelangen, und wie doch inzwischen die Landstrassen unzweifelhaft besser und sicherer geworden sind, so werden wir auch in dieser Hinsicht eine allzugrosse Aengstlichkeit im Interesse unserer Lieblinge bekämpfen. Und eine solche in Begleitung guter Kameraden unternommene Reise stärkt und erfrischt nicht nur Leib und Seele, sondern sie fördert die geistige Entwickelung in anderer Weise und oft weit erspriesslicher, als es die Schule thun kann.

Denn die Schule hat selten oder nie Gelegenheit den Muth, die Entschlossenheit, die Umsicht ihrer Zöglinge in ähnlicher Weise zu wecken und zu kräftigen, wie dies in den Ferien und besonders durch eine richtig geleitete Ferienreise geschehen kann. Auf einer solchen wird auch die Beobachtungsgabe in ganz anderer und oft wirksamerer Art angeregt als durch den besten Schulunterricht. Die Schule erzeugt ferner dadurch, dass sie ihre Zöglinge unaufhörlich gängelt und leitet, eine gewisse Unbeholfenheit und Unselbständigkeit. In den Ferien aber kann die Eigenart und die Selbstthätigkeit der Schüler zur Entwickelung gelangen. Eine besondere An-

regung bietet die Erlernung eines Handwerkes, der Buchbinderei, Drechslerei, Schlosserei u. s. w. Ganz abgesehen von dem möglichen praktischen Nutzen eröffnet sie dem Schüler Gesichtspunkte, welche ihm sonst fern lagen. Sie gewährt ihm Einblicke in das Leben welche ihm die Schule nie bieten kann, und welche für seine ganze Entwickelung bedeutungsvoll werden können.

Aber auch für die wissenschaftliche Ausbildung gewähren die Ferien eine Ergänzung der eigentlichen Schulbildung. Die Schule stellt an die durchschnittliche Leistungsfähigkeit ihrer Zöglinge hohe Anforderungen, und sie muss diese stellen nicht sowohl um des unmittelbaren Nutzens willen, der ja oft genug zweifelhaft ist, als vielmehr um die Schüler ausreichend zu beschäftigen. Durch das hohe Mass der Anforderungen auf allen Gebieten wird aber die Neigung zu selbständiger wissenschaftlicher Beschäftigung, ja nicht selten zu wissenschaftlicher Beschäftigung überhaupt unterdrückt. Während der Ferien dagegen hat jeder Schüler Zeit, und bei einiger Anregung wird sich auch die Neigung geltend machen, sich wissenschaftlich zu beschäftigen. Besonders dürften es die Naturwissenschaften, Botanik, Mineralogie, Geographie u. s. w. sein, für welche leicht das Interesse so weit angeregt werden kann, dass die Selbstthätigkeit geweckt wird.

Endlich will ich es auch nicht verwerfen, wenn sich ein schwächerer Schüler während der Ferien eine, aber eben auch nur eine der Schuldisciplinen zum besonderen Studium vornimmt. Bei mässiger Arbeit, welche sich mit körperlicher Erholung sehr wohl verträgt, wird er alsdann so viel leisten können, dass er an seinen Fortschritten Freude hat. Nur muss er sich von vornherein ein erreichbares Ziel stecken. Wer mit dem guten Vorsatze, alle Lehrgegenstände zu wiederholen, seine sämmtlichen Bücher mit auf Reisen nimmt, der wird sein Vorhaben nicht durchführen, und so wird das Ergebniss seiner Ferienarbeit, statt sein Selbstvertrauen zu erhöhen, ihn niederdrücken und entmuthigen. Dagegen bietet schon der Vorsatz der ausschliesslichen Beschäftigung mit einem Gegenstande eine gewisse Gewähr des Gelingens. Und eine solche Thätigkeit bildet zugleich wieder einen heilsamen Gegensatz gegen die Zersplitterung, welche während der Schulzeit durch die Mannichfaltigkeit der Lehrgegenstände bedingt wird.

Es ergiebt sich sonach als der Zweck der Ferien die Wiederherstellung des Gleichgewichtes zwischen geistiger und körperlicher Entwickelung einerseits, zwischen pflichtmässiger Arbeit und freier Selbstthätigkeit andererseits.

Im schneidensten Gegensatze zu diesem Zwecke steht nun das, was man auf den preussischen Schulen allgemein als „Ferienarbeiten“

bezeichnet. Um diese Art von Ferienarbeiten dem ausländischen Leser verständlich zu machen, bemerke ich, dass die Ferien bei uns nicht, wie z. B. in Österreich, im Zusammenhange am Schlusse des Schuljahres liegen, sondern dass sie das Schuljahr in vier etwa gleich lange Quartale theilen. Es steht also nach den Ferien im allgemeinen derselbe Lehrer vor derselben Klasse wie beim Schulschlusse. Aber wie gut auch die Schüler ihre Ferien zu körperlicher Erholung und geistiger Anregung verwendet haben mögen, so werden sie doch viele Einzelnheiten vergessen haben, auf welche die Schule Gewicht legen muss; und die Auffrischung der Genusregeln, der unregelmässigen Verba oder der mathematischen Formeln erfordert einige Zeit und Geduld. Diesem Vergessen soll durch die Ferienarbeiten vorgebeugt werden. Und in der That, wenn ein Lehrer für einen Lehrgegenstand derartige Arbeiten aufgiebt, so werden die Schüler sie am letzten Ferientage mehr oder weniger sorgfältig erledigen und werden beim Beginne der Schule mit dem betreffenden Gegenstande wieder einigermassen vertraut sein. Wenn aber jeder Lehrer in jeder Disciplin auch nur so viel Ferienarbeiten giebt, dass die Schüler durch dieselben auf dem Laufenden erhalten werden sollen, so häufen sich die Aufgaben dermassen, dass sie einen grossen Theil der Ferien in Anspruch nehmen. Und dann stehen diese Arbeiten nicht nur mit dem Zwecke der Ferien im Widerspruch, sondern sie wirken auch noch in anderer Weise schädlich.

Dass ihre Erledigung bis zum letzten Augenblicke hinausgeschoben wird, liegt in der menschlichen Natur und ist im Grunde genommen auch das Zweckmässigste. Aber die Aussicht auf diese lästigen Arbeiten trübt wenigstens dem gewissenhaften Schüler auch schon den Genuss der freien Zeit. Ja, sie ist für die freie Selbstthätigkeit geradezu ein Hindernis. Denn so lange mir die Erledigung einer lästigen Aufgabe vorschwebt, kann ich nicht mit rechter Freudigkeit mich einer selbständigen Arbeit widmen, welche mir unter andern Umständen Vergnügen machen würde.

In den letzten schulfreien Tagen werden dann die Ferienarbeiten mit Widerwillen, hastig und im Drange der Zeit häufig genug mit unerlaubten Hilfsmitteln angefertigt. Und da sie erfahrungs- und naturgemäss gewöhnlich schlecht ausfallen, so geben sie im neuen Quartale sogleich wieder Anlass zur Missstimmung zwischen Lehrer und Schüler.

„Aber die Ferienarbeiten nöthigen den Schüler wenigstens etwas zu arbeiten. Ohne dieselben würde er ganz verbummeln.“

Nun, Verfasser unterrichtet seit mehr als zwanzig Jahren an einer Anstalt, welche keine „Ferienarbeiten“ kennt, und er hat mit dieser Einrichtung die besten Erfahrungen gemacht. Der Thätig-

keitstrieb kommt in solchen Ferien sehr bald zur Geltung und kann durch eine geringe Anregung in die rechten Bahnen geleitet werden. Dass die Schüler in dieser Zeit sich selbständig beschäftigen, indem sie ein Handwerk erlernen, eine Kunst betreiben oder auch wissenschaftlich in irgend einer Richtung sich ohne irgend welchen Zwang weiter bilden, sind Erfahrungen, welche keineswegs vereinzelt dastehen. Und selbst diejenigen, welche „alles vergessen haben,“ kommen nach den Ferien mit einer gewissen Freudigkeit zur Schule zurück, weil sie sich keiner versäumten Pflicht bewusst sind, und daher wenigstens ein gutes Gewissen haben.

Also fort mit den Ferienarbeiten, damit die Ferien ihrem Zwecke, der harmonischen Ausbildung des sich entwickelnden Menschenkindes, zurückgegeben werden!

Für die Eltern freilich kann der Wegfall dieser Aufgaben unter Umständen recht unbequem sein. Wenn heute an einem regnerischen Ferientage der Junge klagt: „ich weiss nicht, was ich machen soll; es ist so langweilig,“ so wird er auf die Ferienarbeiten verwiesen und ist damit wenigstens zum Schweigen gebracht. Beim Fehlen der Ferienarbeiten müssen die Eltern nachdenken, wie sie die Kinder beschäftigen sollen. Denn diese gehen nicht auf den ersten besten Vorschlag ohne weiteres ein. Sie bedürfen einer ihrer Begabung und ihrem Alter angemessenen Anregung, und eine solche zu geben ist oft eine schwierige Aufgabe. Aber diese Schwierigkeit kommt dem Hygieiniker nicht unerwartet; denn er weiss, dass es bequemer ist, dem Arzte, welcher im Erkrankungsfalle herbeigerufen wird, die Verantwortung für die leibliche Gesundheit zu überlassen, als sich bewusst zu sein, dass man einen grossen Theil der Verantwortung für seine und der Seinigen Gesundheit selbst trägt, und dass man demgemäss die Pflicht hat, nicht nur schädliche Einflüsse nach Möglichkeit fern zu halten, sondern die Gesundheit durch hygieinisches Leben täglich zu stärken und zu kräftigen. Eben so ruht die Verantwortung für die gesunde geistige Entwickelung der Kinder in erster Linie auf den Eltern, und sie kann ihnen von der Schule nur bis zu einem gewissen Grade abgenommen werden. In den Ferien aber kommt das natürliche Verhältnis wieder zur Geltung, und ihre richtige Verwendung bildet geradezu einen Theil der Hygieine. In dieser Zeit muss die Einseitigkeit der Schulbildung ausgeglichen werden durch das lebendige Eingreifen derjenigen, welche an erster Stelle zur Erziehung berufen und für die gesunde Entwickelung ihrer Kinder verantwortlich sind. Die rechtzeitige Erfüllung dieser Pflicht wird in der freudigen Entwickelung der geliebten Kinder an Leib und Seele ihren reichen Lohn finden. —

Hygieinische Traurede
an ein Apotheker-Ehepaar.

„Verwandte sind sich alle hygieinischen Seelen!"
(Sprechst. II, 175). —

Mit dieser Überschrift darf ich hier, ohne Anstossen zu fürchten, die Beglückwünschung abdrucken, mit welcher ich mich am 6. August bei der Hochzeitsfeier im Hause eines ältesten Freundes, natürlich auch Säule und Stammlesers vom hygieinischen Standpunkte betheiligte, dasselbe Haus, in welchem ich (Juni 1875) die nachher als Ausgangspunkt für meinen „Rathgeber für Mütter" dienende Tauffestrede sowie eine (nur als Manuscript gedruckte) Glückwunschrede zur silbernen Hochzeitsfeier (April 1883) hielt. Diese „Traurede" nun lautete in der für diesen Tag besonders gedruckten Festschrift also:

Willkommen waren alle Gäste;
Doch nahte sich ein liebend Paar,
Dem reichte sie der Gaben beste,
Der Blumen allerschönste dar! —

Freilich nicht die hehre, himmlische Mädchengestalt Hygieia's selbst, sondern in ihrem Namen blos ein graubärtiger, aber treuherziger Greis erscheint hiermit auf der Bildfläche; aber auch Keiner „aus der Fremde" sondern, wie er sich rühmen darf, ein alter Freund der B.'schen Familie, und nicht blos als Blumenspender aus geheimnissvollem Revier, sondern als Träger einer im B.'schen Hause längst einheimischen und wohlgepflegten Binsenwahrheit, reiht er sich dem Kreise der das neue Paar Beglückwünschenden an, also auch keineswegs um sich predigend aufzudrängen, sondern nur, um frisch von der Leber weg zu erinnern:

Lebt gesund, so bleibt Ihr jung und gesund bis hinauf zur höchsten uns Menschen beschiedenen Altersstufe!

Gleich an der Schwelle des neuen, blinkenden und blitzenden Herdes verbannt das Angstwort „unberufen!" und mit ihm das Verlangen nach „Doktor und Apotheker!" Statt dessen setzt zur Schutzgöttin die immer frohlächelnde Hygieia und stetige Weckerin der Gesundheitsfreudigkeit ein. Wie Ihr damit gleichzeitig Wohlstand in's Haus schafft, wisst Ihr schon aus dem Merkspruche des sich auf diesen Erwerb am besten verstehenden Volkes: „Gesundheit ist Reichthum!" — Ein deutscher Gesundheitslehrer wiederum, College Dr. Reimann, nennt die Kunst des naturgemässen Lebens die Tugend des Körpers und zugleich das Ziel aller praktischen Lebensweisheit! —

Doch halt! Wie reimt sich, so hör' ich fragen, diese schöne Lehre mit der Wirklichkeit, dass ich sie an éinen Herrn und eine

Frau „Apotheker“ richte?! — Sehr wohl! antworte ich, der „ich meine Pappenheimer kenne“ ohne Besinnen und verwahre überhaupt die Hygieine vor der Nachrede, als wolle sie von den Herren Apothekern und Diese von ihr Nichts wissen. Was heisst denn überhaupt „Apotheke“? — Antwort: Kommt aus dem Griechischen und bedeutet nicht mehr als einen „Vorrath“ von allerhand Zusammengehörigen und als Medicament erklärt die classische Schule jedes Ding, das irgendwie auf unser Befinden einwirkt. Also gehört auch in die Apotheke im engeren Sinne nicht blos das, woran der Soldat beim Worte „Pflasterkasten“ oder der Bürger bei „Farbenapotheke“ denkt, sondern auch das Buch, das der grösste Arzt des vorigen Jahrhunderts, Dr. Boerhaave, als Inbegriff seines ganzen Heilmittelschatzes hinterliess, und das von seinen Erben nur gegen eine hohe Geldsumme aus der Hand gegeben wurde. Aber siehe da! nachher stand weiter Nichts darin als: „Halte stets auf kühlen Kopf, warme Füsse und offenen Leib, mit einem Worte: auf richtige Körperheizung, so wird Dir im ganzen Leben Nichts fehlen!“

So sehen wir ja gleich unseren Altmeister der deutschen Gesundheitslehre oder „Volksgesundheitsapotheker“ Dr. v. Pettenkofer in der Haupt- und Residenzstadt München als Königlichen Hofapotheker über dem „Kräuterboden“ wie auf Wachtposten hausen, mit einem Worte: ein vernünftiger Apotheker, in dem man den Mann von seinem Amte zu unterscheiden wissen muss. Nach diesem Vorbilde führt denn auch unser Dr. J. einerseits von Amtswegen und im grossen Style den Stab des medizinischen Apothekerwesens, und giebt sich andererseits heute ganz als der Mann nach dem Herzen Hygieia's zu erkennen, indem er mit unserer in hygieinischer Zucht aufgewachsenen und in hygieinischer Erkenntniss gereiften Frau M. den Herzensbund für's Leben schliesst. Mit inniger Freude begrüssen wir darum in dieser Ehe die Verbindung zweier echten und rechten „Säulen“ als Grundpfeiler eines Tempelbau's der Hygieia, dessen stets von Licht, Luft und Sonne durchdrungenes Innere als Pflanz- und Pflegestätte gesundheitsfreudigen Schaffens und fruchtbaren Gedeihens weithin leuchten wird. Gar nicht erst zu wünschen brauch' ich, sondern mit Sicherheit vorhersagen darf ich von meinem, in diesem werthen Familienkreise so dankenswerth gelittenen, Standpunkte, dass sich an Herrn und Frau Doktor und Apotheker J. das Dichterwort erfüllen werde:

Alt zu werden ist Gottes Gunst,
Jung zu bleiben des Menschen Kunst! —

Aus der hygieinischen Briefmappe.

Zur weiteren Erinnerung an den Dichter und Krankheitshelden R. Hamerling.
(Fortsezung, nebst Studie über die Ursache des Schmerzensschrei's).

Die diesem Dulder im ersten Jahrgang (Heft XI, S. 403) von Hygieia gewidmete, aber nicht etwa von mir gesandte, sondern selbstständig von ihm gelesene Studie trug mir folgende in saubersten, ja zierlichsten Zügen gehaltene Zuschrift, sowie später Zusendung eines — damals schon geisterhaften — Bildnisses ein.

Hochgeehrter . . . . .!

Die Verzögerung des brieflichen Ausdruckes meines herzlichen Dankes mögen Sie dem Kranken verzeihen! Sie haben mir mit Ihrer freundlichen Kundgebung in Hygieia eine wahre Freude gemacht. Verständniss und echte Theilnahme für langwierige Körperleiden sind etwas so Seltenes, dass ich Ihr edles Mitgefühl nicht hoch genug anschlagen kann, und doppelt wohlthuend berührt es mich, indem es mir von einem Arzte kommt, der ja meinen Krankheitsbericht auch skeptisch bekritteln oder gar bespötteln könnte. Sie verfolgen, ..., in Ihrer Zeitschrift höchst rühmliche Ziele, von welchen ich nicht zweifle, dass sie in der Richtung des wahren Heiles der Menschheit liegen. Meine aufrichtigsten Sympathien begleiten Ihre Bestrebungen. Vieljährige Krankheit ist auch eine medizinische Schule und gestattet wenigstens einem denkenden Kranken in medizinischen Dingen ein Urtheil.

Mit der Versicherung u. s. w.

Ihr
ergebenster
R. Hamerling.

Graz, 8. Dezember 1888.

Indem ich daran erinnere, dass der Verstorbene seiner Zeit auf der Universität auch Medizin studirte, finde ich die Urtheilsfähigkeit des „denkenden Kranken“ durch jenes Telegamm von seinen lezten Lebensstunden (S. 225 dieses Heftes) nackdrücklich bestätigt. Nicht etwa aus launenhafter Geringschäzung der Aerzte als solche verzichtete er auf ihre Hülfe, als aus der Ueberzeugung, dass sich bei ihm die Kunst nur auf Verabreichung von schmerzlindernden Mitteln beschränken könne, deren vielleicht augenblickliche und vorübergehende Wirkung er aber nicht um den Preis des von fortgeseztem Gebrauche z. B. des Morphiums drohenden künstlichen Siechthums erkaufen mochte. Vielleicht war's ihm auch bei anfänglichen Versuchen nicht entgangen, dass solche Narkosen keineswegs richtigen Schlaf, sondern nur Betäubung bis zu vorübergehender Empfindungslosigkeit, nachher aber auch einen höchst unbehaglichen

„Kazenjammer“ schaffen, und so ertrug er lieber die Schmerzen bei vollem Bewusstsein, indem er sie wohl mit jenem französischen Philosophen, Fontenelle (Sprechst. XV, 283), „weniger als Schmerz, sondern blos mehr als eine gewisse Unbehaglichkeit des Daseins“ hinnahm. Da er so wenigstens den Kopf frei und oben behielt, konnte er immer noch, wenn auch leider nicht seine „Kritik der modernen Erkenntniss“, so doch seine „Stationen auf meiner Lebenspilgerfahrt“ zu Ende führen.

Steht sie zwar auf anderem Blatte, so erinnerte mich doch jenes Telegramm in seiner Fassung an die Nachricht vom Ableben des 102 jährigen Chevreul (Sprechst. XVIII, 161), von dem also der Draht meldete, er sei „ohne vorangegangene Krankheit“ gestorben (!) — sollte wohl heissen: ohne hinzugetretene, nach gewöhnlicher Meinung die schleunige Herbeirufung eines Arztes erfordernde Störung, eine Fassung, in der man aber vom höheren Standpunkte eine Widerlegung jenes griesgrämigen Philosophenwortes „Senectus ipsa morbus (Altersschwäche ist an sich Kranksein)“ erblicken könnte.

Starb nun auch unser Hamerling vorzeitig an „vorhergegangener Krankheit“, so theilte er doch dank seiner Medizinenthaltsamkeit mit jenem Greise den Rousseau'schen Trostspruch, dass er den Tod wenigstens nur ein einziges Mal zu fühlen bekam (den Wortlaut s. H. Jhrg. 1, S. 220 unten). —

Aus seiner früher in Rossegger's „Heimgarten“ nach und nach und jezt eben auch als selbstständiges Werk erschienenen „Stationen meiner Lebenspilgerfahrt“ schrieb ich mir behufs Besprechung vom ärztlichen Standpunkte folgende bemerkenswerthe Betrachtung über den

Schmerzensschrei

aus.

„Es ist meines Wissens noch nicht aufgeklärt, warum der Mensch und das Thier bei heftigen physischen Schmerzen schreien. Als schmerzstillendes Mittel kann das Schreien doch nicht gelten; auch als ein Hülferuf lässt es sich nicht ein für allemal auffassen, denn die Absicht, um Hülfe zu schreien, fällt beim Thiere weg, und auch der Mensch wird in völliger Einsamkeit ebensogut als in der Gegenwart oder Nähe anderer Menschen einen Schmerzensschrei ausstossen, wimmern, ächzen, seufzen. Man ersieht hieraus, dass die Stimme bei Mensch und Thier zunächst dem Gefühlsausdruck dient und erst in zweiter Linie dem Bedürfniss der Mittheilung.“ —

Ganz richtig beobachtet! denn jedenfalls steht das „Schreien um Hülfe“ auf so ganz anderen Blatte als das vor Schmerz, wie man im Süden sagt, „Geradehinausschreien“, dass der Hören beide

Arten schon von Weitem genau unterscheidet. Klingt's z. B. „als ob Einer am Spiesse steckte“, so bedeutet das Verlangen nach befreiender Hülfeleistung, wogegen das Schreien „wie ein kleines Kind“ eine Gefühlsempfindung ausdrückt, die man bei anscheinend geringfügiger oder vorübergehender Ursache z. B. beim Zahnausziehen am Erwachsenen wohl dahin rügt, dass er sich „mehr zusammennehmen“ könne, wie's z. B. ein Mucius Scaevola that, der, ohne einen Laut von sich zu geben, zum Staunen des siegreichen Königs Porsena seine Hand im Feuer verkohlen liess. Ebensowenig verliess einen E. T. Hoffmann sein Galgenhumor auch dann nicht, als ihm „die Aerzte“ vom damals streng wissenschaftlichen Standpunkte wegen seines Nervenleidens den Rücken mit dem Glüheisen bearbeiten zu müssen glaubten, wobei er das Schmerzgefühl mit dem Ausrufe hinunterarbeitete: „Nun, Teufel, riechst Du den Braten schon?“ — Ein Hamerling dagegen wusste seine Schmerzanfälle ohne solch' frevelhaften Aufschrei in echt philosophischer Ruhe zu ertragen. —

Hört man andererseits Kinder schon laut schreien, wenn sie sich blos obenhin verbrannten oder auf den Kopf fielen, in lezterem Falle wohl erst, nachdem sie sich wieder aufgerichtet und offenbar nicht sonderlich wehgethan, so geschieht's, wie ich wenigstens zu bemerken glaubte, mehr aus allgemeinem, ihnen „in die Glieder gefahrenem“ Schreckgefühle, abgesehen allerdings von jenen verhätschelten Geschöpfen, die aus Erfahrung wissen, dass sie blos so zu thun brauchen, um einen „Schmerzensgroschen“ einzuheimsen, während andererseits der „böse“ Fussboden oder Stuhl, an dem sie sich stiessen, von der guten Muhme — seine Schläge bekommt! —

Naturgemässe Verhältnisse vorausgesezt, hört man nicht blos Kinder, sondern auch Grosse und selbst Solche, die Frau oder Mann und Kinder haben, vom blossen Erschrecken laut aufschreien, und zwar Manche erst dann, nachdem sie eine Weile vor Schreck wie stumm und an allen Gliedern gelähmt dagesessen!

Nun wohl! als naturberechtigten Anlass zu diesem nach griesgrämiger Ansicht „unmotivirtem“ Schreien mache ich in meinem unter der Presse befindlichen „Herz und Gefässe“ (zweite Auflage) das Bedürfniss geltend: dem gepressten Herzen Luft zu schaffen, wobei ich an das bei solcher Gelegenheit fühlbare Gefühl des „Stiches in's Herz“ anknüpfe, eine Empfindung, die sich z. B. auch nach Einathmung giftiger Gase einstellt und von der Schule als „Oppressionsgefühl“ bei zugrundeliegender organischer Störung (Herzfehler) auch als Stenocardie (Herzkrampf) geschildert wird. Als höhere Stufe scheint mir das sogenannte Alpdrücken (französisch: cauchemar) hieher zu gehören, dessen Opfer ja aus-

drücklich nach „Luft, Luft“ schreien. Eine merkwürdige zoologische Veranschaulichung findet diese Diagnose in der im hiesigen Garten bewahrten Dolchstichtaube, welche, sonst schneeweiss, auf der linken Brust einen puterrothen Fleck wie von eben herausgespriztem Blute zeigt. Doch trifft der Vergleich insofern nicht zu, als jenes Gefühl vom „Stich in's Herz“ nicht unmittelbar am Organe selbst, sondern weiter oben, aber allemal linkerseits empfunden wird, und zwar an der Stelle, welche auf dem früher (H. Jhrg. 1, 313) vorgeführten embryonalen Blutkreislaufbilde der Buchstabe a bezeichnet, beim ausgewachsenen Menschen die Wurzelstelle der Getässstämme und nach meiner Auffassung das Punctum saliens des ganzen Lungenherzkreislaufes. Die sich hier „bis zum Plazenwollen“ geltend machende Stockung nun wird durch den Schreiakt in seiner Eigenschaft als „Athemhaltung“ wie durch eine geöffnete Schleuse gelüftet und hierauf durch die nun folgende tiefe Einathmung weiter „dem gepressten Herzen Luft geschafft“. Hoffentlich verstehen mich auch die schon „vorgeschrittenen“ Säulen, wenn ich erkläre: Der Schmerzensschrei läuft am lezten Ende auf Bethätigung des Schwizstosses als vollen Befreiungswerkes von Schmerzempfindung jeder Art hinaus. Vielleicht aber weiss der Ein' oder Andere einen weiteren Gesichtspunkt oder Beitrag für diese Briefmappenstudie? —

Hygieinische Apotheke und Ausstellung.

„Medicamentum est, quodcunque vides, quocunque moveris“.

---

42. Eukalyptushonig.

Der Eukalyptushonig (Mel Eukalypti globuli) als Schutzmittel gegen Diphtheritis, Heilmittel der Skrophel- und Tuberkelsucht und Ersazmittel des schwerverdaulichen und aller antibakteriellen Heilkraft entbehrenden Leberthrans. Zur Einführung dieses neuentdeckten Schutz- und Heilmittels von Dr. W. Baring, Sanitätsrath und Stadtphysicus in Celle. Leipzig, Verlag von G. Fock. 1889. (Pr. 1 M.). —

Den in dieser Schrift eines angesehenen hannoverschen Praktiker-Veteranen durchgeführten Ton strengster schulmedizinischer Observanz wird der hygieinisch angelernte Leser leicht über der Wahrnehmung verwinden, dass im Grunde daraus eine ebenso liebevolle Überzeugung als menschenfreundliche Absicht spricht. Überflusses halber wird denn auch der allerdings landesüblichen Beargwöhnung des Handelns aus eigennüziger Absicht durch die ausdrückliche

Erklärung entgegengetreten, dass Dr. Baring für seine Person auf jeden Antheil am etwaigen Geschäftsnuzen verzichtete. Diese, bis jezt überhaupt noch wenig versprechende Frage bleibt Sache seines Freundes Carl Wehl, welcher, schon lange als Fabrik- und Grundbesizer in Australien ansässig und als Exporteur von Akazien- und Wattlebaumrinde besonders im Rotgerberkreise bekannt, nun auch für den australischen Medizinhonig in seiner Vaterstadt Celle (Wildgartenstrasse 2) eine Versandstelle eröffnete. —

Diese Art wird nemlich blos von der bei uns noch beinahe unbekannten, kleinen, wilden Biene Australiens in gewissen nur mit Fieberheilbäumen (Eukalyptus globulus) bestandenen Waldgegenden gesammelt, u. zwar in so hochgelegenen und versteckten Winkeln der 60—100 Meter hohen Baumriesen, dass die Verwerthung des Honigs schon an Ort und Stelle und nachher wieder durch langwierigen Transport zur sauren Erwerbsthätigkeit wird. Nach allgemeiner Erfahrung schon lange als Volksheilmittel geschäzt, wurde dieser Honig erst neuerdings von Männern der Wissenschaft, besonders Dr. Th. Caraman und Guilmeth chemisch und ärztlich geprüft und seine Überlegenheit über unseren inländischen Honig darin nachgewiesen, dass sein Grundstoff, die Lävulose, an Verdaulichkeit dem (im hygieinischen Kreise z. B. als Zusaz zur Kinderflaschennahrung geschäzten) Milchzucker gleichkommt, es sich mit einigen nicht minder wichtigen Kohlenwasserstoffen verbunden zeigt, welch' leztere sehr bald wieder zur Ausscheidung gelangen. Nur einen Esslöffel voll braucht man einzunehmen, um schon nach 1/2 Stunde am Wohlgeruche des Athems, später auch des Urins, das Arom dieser flüchtigen Stoffe wahrzunehmen und überhaupt ungewöhnlich leicht auf der Brust zu werden. Sehr begreiflich daher, dass Dr. Baring dies Mittel u. A. Rednern, Sängern und Asthmatikern als Diäteticum empfiehlt. —

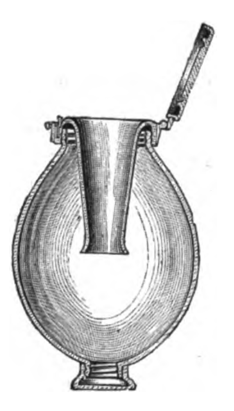
Von den übrigen in der Schrift aufgeführten, aber auch schon in der oben abgedruckten Titelinschrift angedeuteten Krankheitsformen heb' ich die des Kindesalters hervor, für das ich meinerseits dieser Honigkur schon darum mit Vergnügen das Wort rede, weil sie Befreiung von der, hygieinischer Seits zwar schon bekämpften, aber noch immer fortblühenden Leberthrancur in sich schliesst. Ebenso warm empfiehlt sie Dr. B. als Fieber- und Keuchhustenmittel und betont die allen Kindern wohlschmeckende Eigenschaft im Gegensaze zu „jenen theils bitteren, theils auf der Zunge brennenden oder im Halse krazenden und zum Erbrechen reizenden Arzneimitteln sowie den ihre Beibringung begleitende Aufnöthigungsscenen.“ Doch auch für Erwachsene schlägt er namentlich an klimatischen Curorten aus demselben Grunde die Honigcur statt der eklen Molkentrinkcur

vor. Zweifellos könnte sich dies australische Produkt auch neben unserem Obstgelée und Pflaumenmus zum Streichen auf Schrotbrod in der schon früher (Hg. I, S. 270) ausgeführten Absicht als drittes im Bunde sehen lassen.

Mit Rücksicht darauf, dass bei uns schon längst gewöhnlicher, gern „türkischer" genannter Honig, auch auf Jahrmärkten, als Heilmittel gegen allerhand Leiden ausgeboten wird, finde ich einerseits die Dr. B'sche Warnung vor den vielfachen, in diesem Handelsartikel üblichen Verfälschungen beachtenswerth und andererseits folgende Angabe über den überwiegenden Procentgehalt des stets und in reinster Mischung vertriebenen australischen Honigs: an Lävulose 618 Gramm und an Kohlenwasserstoffen 172 Gramm auf's Tausend. —

43. Taschenfläschchen für Hustende

nach Angabe des Geheimen Sanitätsraths Dr. **Dettweiler, Falkenstein,** von Gebrüder **Nölle** in **Lüdenscheid** (Westphalen).





Dies aus blauem Glase mit Zinnverschluss hergestellte, etwa handtellergrosse und auch nicht viel dickere Fläschchen soll zur Aufnahme der von Luftröhren- oder Lungenkranken hochgebrachten („expektorirten") Absonderung dienen und sie mittelbar von der eingerissenen Gewohnheit abbringen, den Auswurf auf den Erdboden oder in's Schnupftuch zu entleeren. Was erstere Unart betrifft, so muss man ihren Spuren mal an einem von Brustleidenden bevölkerten Curorte z. B. in M e r a n auf der Promenade nachgegangen sein: während laut Aufforderung des Curvorstandes die Schaalen der genossenen Weintrauben in einer Papierdüte gesammelt werden müssen, wuchert allenthalben am Boden wie Unkraut die Carotte des menschlichen Brustschleims! Zu dieser wegwerfenden Behandlung gesellt sich vom heutigen strengwissenschaftlichen, wenn auch nicht einstimmig behaupteten Standpunkte die Gefahr der Verbreitung der

Krankheitskeime durch die Luft und in Folge dessen Einathmung und Ansteckung der ahnungslos dahinwandelnden anderen Curgäste. Dabei kann man in diesem Zusammenhange auch dem — von schriftlichen Berathern mir immer häufiger gemeldeten — Irrthume, dass sie schon ganz schwarze oder auch gelblich-dickliche „Bacillen“ (sic!) auswerfen, eine harmlose Zurechtweisung angedeihen lassen. Handelt sich's nemlich thatsächlich im ersteren Falle um blossen Staubauswurf, im zweiten vollends um unschuldige „Mandelsteine“ (s. mein Lungenbuch 6. Aufl. S. 147), so kann doch der Reinlichkeit wegen auch auf Sammlung dieser „Materie“ im Taschenfläschchen gehalten werden, wie denn überhaupt Herr Dettweiler auf dem lezten Wiesbadener Congresse mit geharnischter Rede für Wiedereinsezung des Schnupftuches als Nasentuches in dem Sinne eintrat, in welchem in meiner Knabenzeit die Räthselfrage nach dem Dinge umging „was der Kaiser in die Tasche steckt, der Bauer aber auf die Strasse wirft.“

Seinen Zweck gewissermassen als Taschenspucknapf erfüllt dies Fläschchen um so sicherer, als es, unter gewöhnlichen Taschenverhältnissen unzerbrechlich und fest verschliessbar, auch nach erfolgter Öffnung des oberen Deckels nichts ausfliessen lässt, wenigstens so lange nicht, als der Inhalt nicht über die Hälfte (etwa bis zum Worte „für“) hinaufreicht. Andererseits erfolgt nach abgeschraubtem unteren Verschlusse schlanke Entleerung, besonders wenn zu Anfang die Innenwand durch Eingiessen von einigen Tropfen Wasser angefeuchtet wurde. Gründliche Reinigung erfolgt nachher einfach durch Eingiessen und Ausspülen mit kaltem oder warmem Wasser. —

Hygieinischer Lesetisch.

„Medizinische Aufklärung“ — mit dieser Aufschrift bringt abermals aus der Feder der livländischen Säule, Herrn C. Hunnius (H. VII, S. 217), die „Deutsche Reichspost“ vom 5. und 6. Juli eine Studie über und aus meinen „Sprechstunden“ sowie aus Hygieia. Ausgehend vom Boerhaave'schen Testamentspruche (H. Jhrg. 1, S. 408) bezeichnet er auch für die Krankenbehandlung als Ziel der Erkenntniss das sokratische Nichtwissen nach dem Geibel'schen Spruch:

> Studire nur und raste nie,
> Du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen;
> Das ist das Ende der Philosophie,
> Zu wissen, dass wir glauben müssen.

Insbesondere gewinnt er unserem — manchem Leser, wie ich hören musste, zu reichhaltigem oder zu buntem — Lesetische die gute, von mir allerdings beabsichtigte Seite einer hygieinischen Tageschronik und damit einer wesentlichen Ergänzung der laufenden Monatsliteratur ab. Andererseits lässt er

auch den Beiträgen meiner Herren Mitarbeiter, u. A. den Antiwolle-Briefen von Dr. Stepp, volle Gerechtigkeit widerfahren und schliesst mit folgender Betrachtung: „Heute, wo die Lehre von den Bacillen, deren Schaaren den Himmel trüben und den Werktagshorizont eines Medizingläubigen heuschreckengleich verdüstern, greift so Mancher nach einem medizinischen Buche, um seiner leiblichen Selbsterkenntniss auf die Beine zu helfen. Denn unser naturwissenschaftliches Zeitalter und seine Männer der Lupe und des Microscopes beginnen „Wahrheiten" zu entdecken, unter deren Eindrucke einem bürgerlichen Gewissen schon Hören und Sehen vergehen kann. Aber auch in einem mehr als durchschnittlichen Laiengehirne erwacht angesichts der neuzeitlichen „Entdeckungen" die Lust, den Herren auf die Finger zu sehen und etwas zu revidiren und zu controliren." — Auch die „Königsberger Allgemeine Zeitung" brachte lezthin aus der Feder des zweiten Redakteurs, Herrn P. Bötticher, eine eingehende Würdigung Hygieia's. Die Riga'sche Zeitung, welche durch laufende Auszüge aus dem Inhalte jeden Heftes uns viele Abonnenten warb, wurde vorläufig par ordre du Mufti unterdrückt. —

Auf den Dichter des medizinischen Nihilismus, als welchen ihn Heft VII feierte, auf Fr. Th. Vischer hielt bei Gelegenheit jener Denkmalenthüllung am 2. Juli Professor Dr. Klaiber eine Festrede, deren geistige Kraftfülle, gepaart mit tiefer Gemüthswärme, lautes Zeugniss dafür ablegt, dass die schwäbische Denkerrasse noch keineswegs erloschen. Mit ebenbürtigem Aufschwunge eines Seelenverwandten entwirft Herr Klaiber ein Lebensbild des dahingegangenen Helden, das ich am liebsten dem Wortlaute nach hier abdruckte, doch mag die Anführung genügen, dass die Wirkung der Vischer-'schen Lehrkraft, als die eines stählenden Gedankenbades gekennzeichnet wird, eine Wirkung, der sich sogar der Leser jenes Schwankes (so hiess ursprünglich nur die launige Erzählung, nicht aber, wie jezt, die Possenreisserei auf der Bühne) vom Moorbade (H. VII, S. 200) nicht entziehen wird. Die ihm eigene Grobheit wird erklärt: „Treu lieben und ehrlich hassen, das ist altdeutsch. Ehrlich hat er auch immer gekämpft und mit offenem Visier. Vergiftete Waffen kannte er nicht." Bravo! —

Den siebzigsten Geburtstag beging in voller Geistesfrische, wenn auch körperlich vom Podagra geplagt, **Gottfried Keller** in Zürich, geboren daselbst 19. Juli 1819 als Sohn eines Drechslers und seit Jahrzehnten dauernd dort ansässig, für die voraussichtlich geräuschvollen Tage der Festfeier aber „unbekannt, wohin?" verzogen. In seiner Eigenschaft als Schriftsteller schon lange vom „Concurrenten" Paul Heyse neidlos zum Shakespeare der Novelle ausgerufen, wurde er an diesem Ehrentage von der ganzen Lesewelt als ein schlichter aber herrlicher Mann gefeiert, der im Zeitalter des Blutes und Eisens als überzeugter Bürger eines freien Staates deutsche Art und Kunst wie kein Zweiter wahrnimmt, eine Feier, die gerade in der Gegenwart besonders bemerkbar, indem sie zeigt, wie wenig sich das geistige Bruderleben stammverwandter Völker durch politische Grenzpfahlzänkereien, wie sie nun schon seit Monaten zwischen der Deutschen Reichs- und der Schweizer Bundesregierung herrscht, in seiner Friedlichkeit und Freudigkeit stören lässt. Doch unterliess der Züricher Pfahlbürger als aufstrebender Jüngling nicht, sich an den Mittelpunkten deutschen Geisteslebens, in München, Heidelberg, Berlin u. s. w. umzusehen und namentlich aus der heutigen Reichshauptstadt mit ihren nunmehr 1,500,000 Seelen schon damals grossstädtische Eindrücke zu dauernder Erinnerung mitzunehmen, wenn auch sein im Thiergarten vor

bereits 40 Jahren entworfenes Sonntagsbild noch recht spiessbürgerlich anmuthet:

Aus den Thoren summt und brummt es
Und das Weichbild schwirrt von Geigen;
Fernhin watet in dem Sande
Staubaufregendes Volk Berlins.

Heutzutage trifft diese Zensur nicht mal mehr auf die einstige Sandbüchse der Hasenheide zu! — Wie er allmählig zum echten deutschen Humoristen der Erzählung heranreifte, berichtet er selbst theils ausdrücklich, theils zwischen den Zeilen seiner vom Grünen Heinrich an bis zum Martin Salander wohl in keiner halbwegs ausgestatteten Bücherei fehlenden Erzählungen. Hier möge noch als Stimme von Kellers Versönlichkeit gegen die von ihm sonst arg durchgehechelten Männer der nüchternen Forschung und Erfahrung folgender Vers aus dem Doppelgedichte „Denker und Dichter“ Plaz finden:

Nein! — zwischen uns soll Friede sein,
Die weisse Fahne steck' ich auf,
Dass in geharnischtem Verein
Wir wallen Einen Siegeslauf.

Voran, voran, ihr Bittern
In fegenden Gewittern!
Die Dichter aber schreiten nach
Mit klargestimmten Zithern. —

„Es ist ein Elend und eine Schande, dass ein solch' voller Poet, der mehr ist, als wir Mitlebenden alle, nicht mit Begeisterung aufgenommen und hochgehalten wird“ — mit dieser ebenfalls neidlosen Klage bedauerte ein anderer „Concurrent“ B. Auerbach den heute Gefeierten zu der Zeit, wo G. Keller noch von früh bis spät in der Zürcher Staatsschreiberei als blosser Duzendbeamter (etwa „Herr Aktuar“) sein täglich Brod erwarb, seine Dichtungen aber so unbeachtet blieben, dass er selbst wehklagte:

Das Menschenelend krabbelt mich
Wie eine schwarze Wolfsspinn an! —

Als reiner Mensch aber gab er sich z. B. durch die Anrede zu erkennen, die er seiner Zeit an einen H. Heine richtete, und die — mit Verlaub — Hygieia ihrerseits dem Siebzigjährigen widmet, nemlich: „trauter Herr und Zeitgenosse!“ —

„Maltesisches Fieber“. Diese seit lange schon auf der Insel Malta unbeschrieen herrschende, aber jezt durch die Erkrankung des Herzogs von Edinburg an die grosse Glocke geschlagene Typhus- oder richtiger Faulfieberform bricht beim Herannahen der heissen Jahreszeit aus. Die Kloaken der Stadt ergiessen sich nemlich in den Hafen und lagern ihren Bodensaz dort so lang in die Tiefe ab, bis mal ein Dampfer den Brei aufrührt und nun die Sonnenhize daraus das „Malaria-“ oder vielmehr Abortluftfiebergift ausbrütet. Auf gleiche Weise erkrankte einst, und zwar in Folge von Abtrittlufteinathmung als Gastbesucher auf einem Landgute, der Prinz von Wales auf den Tod (Näheres s. Sprechst. XV, 30). Ich selbst, als auf Besuch in einer landschaftlich prachtvoll gelegenen und inwendig sauber ausgestatteten Villa, roch beim ersten Schlafengehen einen Gestank wie von faulendem Fleisch, das ich in der Schublade des Nachttisches suchte. Anderen Morgens aber erklärte mir der Besizer diese Luftverderbniss ohne Umschweife als Folge der leider noch gesundheitswidrigen, dicht am Bette befindlichen Abortanlage. (Von Verhütung solcher Vergiftung handelt ausführlich das in H. Jhrg. 2, S. 81 besprochene Werk über „Lebensgefahr im eigenen Hause“). — Bedürfte es überhaupt noch der Verständigung, dass die Diagnose „maltesisch“ nicht etwa eine klimatisch-eingesessene, sondern eine geographisch zu ver-

stehende, überall „wo der Mensch hinkommt mit seiner Qual“ mögliche Endemie bedeutet, so lieferte sie die mir von Säule Thiele in Lausanne zugegangene Nr. 22 des in Paris wöchentlich erscheinenden Journal de Santé mit dem Aufsaze:

„la Gadoue de Paris“, welcher Ausdruck mich zunächst an die von Victor Hugo, ich glaube in „Les Misérables“, ebenso weitläufig als haarsträubend geschilderten Zustände der „égouts de Paris“ erinnerte, d. h. der unterirdischen Canalisationsanlagen. „Gadoue“ nun, wird hier mit „Marais humains“ erklärt, also etwa: Der Sumpf menschlicher Abgänge (déjections puantes), deren Ausdünstungen eine förmliche „pléthore microbique“ als Hauptquelle der grossstädtischen Kurzlebigkeit unterhalten sollen. Selbst das Seine-Wasser wird noch bis über's Weichbild hinaus als „bouillon microbique et toxique“ gebrandmarkt, von der, wie früher (H. Jhrg. 1, S. 80) berichtet, von der Stadtverwaltung beschlossenen Anlage von Rieselfeldern mit Gemüsebau nicht viel versprochen, weil auch die Pflanzenwelt auf solchem Mistboden nicht ordentlich gedeihe, und allerdings will man auch von den hier in Berlin aus diesen Feldern auf den Markt gebrachten Waaren nicht viel wissen. —

„Arztstelle in Ortrand“ (Provinz Sachsen, Reg.-Bez. Merseburg). — Mit dieser Aufschrift spukt in ärztlichen Fachblättern und jezt auch im Inseratentheile der Tagesblätter (z. B. „B. T.“ d. d. 24. Juli 2. Beibl.) ein die Elendigkeit des Heilkünstlergewerbes in Kleinstädten mal an die grosse Glocke schlagender Skandal: ein Bewohner, vermuthlich höherer Fabrikant, wünscht Niederlassung eines zweiten Arztes, während die Mehrzahl sie für durchaus entbehrlich erklärt; ebenso, wie man zwischen den Zeilen liest, der eben von da verzogene, zu näheren Mittheilungen erbötige Dr. Kr.! — Ich erinnere mich eines ähnlichen Skandals aus einem Fabrikorte bei Magdeburg, wo ein „grosses Thier“ rein aus persönlicher Schrulle blos den Anderen „zum Torte“ eine Doktorstelle mit 300 Thlr. jährlich Fixum ausschrieb, und an vielen kleinen Orten hört der Ankömmling als Hauptgegenstand des Alltagsklatsches die Uneinigkeit, in der die 3—4 ansässigen Aerzte „das Standesinteresse vertreten“. Hier aber mögen von vornherein nicht Wenige denken: „Nicht zehn Pferde brächten mich nach diesem Ortrand zur Niederlassung!“ (Einwohnerzahl: etwas über 2000!). —

Die Wolfenbütteler Vergiftungsgeschichte durch Schinkengenuss bleibt nach den bisherigen Berichten so dunkel, dass sie an jene im 18. Jahrhundert im Württemberg'schen passirte Vergiftung erinnert: nach einem im Hause eines Apothekers abgehaltenen Hochzeitsschmause erkrankte bald der grösste und starb auch ein Theil der Festgenossen. Die damaligen Sachverständigen beschuldigten das genossene Getränk als Ursache und der Apotheker wurde wegen fahrlässiger Weinvergiftung bestraft, während sich's, von heutigem Standpunkte betrachtet, da's auch frische Bratwürste gegeben, zweifellos um die, damals noch unbekannte Trichinose handelte. Auf den Fleischgenuss als Ursache überhaupt kam man nachher ebenfalls zuerst im Württemberger Forscherkreise und noch vor 30 Jahren bestand die Lehre vom Schlossberger'schen „Wurstgifte“ zurecht. Die Entdeckung der Trichinen fiel bekanntlich erst in die 60er Jahre und wurde mittlerweile so alleinherrschend, dass sogar die Einfuhr americanischen Speckes als dieser Infektion verdächtig aufhören musste. Am 24. Juli nun erkrankte nach einer Mahlzeit im genannten Braunschweig'schen Städtchen der erst 45jährige Professor Sievers sowie einige Hausgenossinen und binnen 24 Stunden starb

sowohl dieser sonst gesunde, kräftige Mann als die 20jährige J. Fricke und etwas später, die 24jährige B. Lippelt. Als Giftquelle wurde einstimmig der aus demselben Laden bezogene Schinken beschuldigt, doch ergab weder die Untersuchung des Corpus delicti noch die Leichenöffnungen, deren eine in Braunschweig vorgenommen, Trichinen noch sonst welchen greifbaren Giftstoff! — Vorläufig beschieden sich also die Sachverständigen mit Aufstellung einer Vergiftung durch Ptomainstoff (Näheres s. Jhgg. I S. 172 und 212) und obligate Bacilleninfektion, eine Erklärung, die mir angesichts solch' jähen Dahinsterbens kräftiger und jugendlicher Opfer, offen gesagt, nicht recht eingehen will, wenn ich auch nach den blossen Berichten einen anderen Vers nicht zu geben weiss! —

Das furchtbare Eisenbahnunglück bei Röhrmoos nahe München (7. Juli) erfuhr ich, als ich eben jene Probe vorsündfluthlicher Unfallverhütung (Heft VII, S. 147.) corrigirt hatte und ersah daher mit besonderer Freude, wie die heutigen Stimmen der Presse ebenfalls in München die wahren Unfallsgefahren klar erkennen und muthig an's Licht ziehen: Die vom diesmaligen „Sündenbocke“ begangene, allerdings unverantwortliche Fahrlässigkeit wurzelt in der von Knauserei und Gewinnsucht der Oberleitung verschuldeten Überbürdung der Arbeitskräfte, Spärlichkeit der Fahrgeleise und an bei uns hier oben schon vor Jahrzehnten an die grosse Glocke geschlagenen Missstände der Verwaltung, wie ich selbst das auf Verlangen von E. Keil schon 1864 in der „Gartenlaube“ ausführte, und zwar nicht blos in meiner damaligen Eigenschaft als Eisenbahngesellschaftsarzt, sondern auch als Augenzeuge jenes noch viel umfangreicheren und grässlicheren Zusammenstosses eines Harzer Vergnügungsextrazuges mit einem Rangirtrain auf Bahnhof Buckau bei Magdeburg. Dem damaligen Sündenbock, einem gewissen N., nebst sehr ordentlicher Familie, der nach Abbüssung der Haftstrafe bei einer Versicherungsgesellschaft Anstellung fand, hätte man nach seinem ganzen Wesen solch' Verschulden kaum zugetraut. Wurde nicht eben auch das sündfluthliche Schreckensereigniss von Johnston in America von der amtlichen Jury kurz und bündig der Fahrlässigkeit und Gaunerei der Herren vom Anglerklub in Toronto aufgebürdet, während ein Aufseher schon lange vorher, aber auf die Gefahr, entlassen zu werden, zur Vorbeugung gemahnt hatte! —

Nachträglich finde ich in der berühmten Arbeit unseres Eisenbahnwesenreformschriftstellers, Dr. G. Engel, dessen aus dem Volke heraus mit lautem Beifall aufgenommenen Vorschläge zur Verbesserung dem massgebenden Kreise gegenüber mehr in den Wind, als in's Ohr sprachen, als Hauptursache solcher Unfälle durch Weichenstellerversehen die Verspätung der Züge betont. So musste, wenn rechtzeitig abgelassen, auch dieser Unglückszug 20 Minuten vorher, wie üblich, in Dachau (statt in Röhrmoos) die hier von eingeübter Kraft bediente Wechselweiche passiren. Ferner würde gleich die erste Locomotive, was beim hier durch die Verspätung benöthigten Vorspann nicht der Fall, mit Hülfe einer Westinghouse-Bremse das Unglück noch im lezten Augenblicke abgewendet haben. Alles Ernstes will Dr. Engel (also lange bevor dieser neueste Unfall geschah) statt des armen Weichenstellers die Herrn Direktoren und Ressortminister zur Verantwortung gezogen wissen, ein Vorschlag, der ja im Häuserbauwesen längst von Gerichtswegen mit einem, wie ich nach einem mir seiner Zeit nahegegangenen Beispiele finde, hartem Nachdrucke befolgt wird. Bei Verunglückung von Bauarbeitern nemlich z. B. in Folge Zusammensturzes einer behufs Ausschachtung nicht gehörig abgesteifter Erdschichte wird nicht der das Ganze mit voller Muse leitende Herr Mauer-

polier, sondern — und zwar in seiner Eigenschaft als geistiger Leiter — der Unternehmer des Bau's in Hauptstrafe, der praktisch schuldige Theil allerdings auch, aber nur in gelinde Nebenstrafe genommen. Auffallend find' ich's dabei, dass auf der Unfallverhütungsausstellung sich wohl allerhand Vorkehrungen im Bereiche des aufstrebenden Häuserbau's, keine aber gegen solchen Einsturz zur ebenen Erde befinden. —

Wiederum durch Gummisäuger erstickt fand man hier im NO. Viertel Sonntag, 7. Juli, früh den bald einjährigen, bei den B. Eheleuten in Elisabethstrasse 4 in „Pflege" befindlichen Sohn des Tischlers Lehmann (Fortsezung zu Hg. VII, 221). Glimpflicher verlief bei einem grösseren Knaben das Verschlucken eines in die rechte Kehle gerathenen Fingerhutes, der nach einigen Tagen auf dem Weg alles Fleisches den Körper wieder verliess. (Über Fremdkörper in der „unrechten Kehle" vgl. Sprechst. X, 119 ff). —

Auf drei doppelsizigen Dreirädern sind dieser Tage drei junge Berliner Ehepaare, die schon mehrere Jahre dem Radsport huldigen, zur Weltausstellung nach Paris gefahren. Die drei Fahrzeuge waren mit Bändern, Schleifen und Blumen festlich geschmückt. Die Herren trugen wasserdichte graue Sportanzüge, während die Damen kurze Röcke aus leichtem grauen Stoff und bläuliche Trikottaillen angelegt hatten. Die Kopfbedeckung der Herren und Damen bestand aus kleinen Wachstuchmüzen mit breitem Schilde und einer Schuzvorrichtung für das Genick, ähnlich wie bei den Feuerwehrleuten. Die Rückreise wird ebenfalls auf dem Dreirad unternommen. (Ausschnitt von Ende Juni von Säule K. H. auf Ziethen). —

Preisgericht für Arbeiterbäder. — Über dies in Hygieia (H. VII, Briefk. 1. S.) angezeigte Unternehmen und seinen nunmehrigen Abschluss geht mir vom Vorsizenden, Herrn B. Knoblauch hier, folgender Bericht mit Bitte um Abdruck zu: „Leitender Gesichtspunkt ist geworden, dass lediglich Brausebäder nach Ansicht des Schiedsgerichts die Aussicht haben, in Betrieben aller Art — namentlich in Brauereien, die hier deshalb hervorgehoben werden mussten, weil der Preis vom deutschen Brauerbund ausgesezt worden ist — endgiltig und zu allgemeinem Nuzen eingeführt zu werden. Diesen Grundsäzen gemäss wurde der ausgesezte Preis von 1000 Mark zu zwei gleichen Hälften an Herren Boerner & Co., Berlin S. W. Bernburgerstrasse 14 (für ihr auf der Deutschen Allgemeinen Ausstellung für Unfallverhütung in Berlin befindliches Dr. Lassar'sches Arbeiterbrausebad) und an die Deutsche Jute-Spinnerei zu Meissen (für ihre in Zeichnung und Modell ausgestellte Arbeiter-Brausebadeanstalt) zur Vertheilung gebracht. Durch lobende Anerkennungen wurden ausgezeichnet die Firmen: David Grove, Berlin SW. Friedrichstrasse 24; Ernst Geppert, Weissenfels a. S.; Consolidirte Alkali-Werke, Westeregeln; Carl Hoerber, Nürnberg. —

Die Pasteur'sche „Heilmethode" in Italien und in Paris. — Die Methode Pasteurs hat in Italien zahlreiche Gegner, welche das von dem Spanier Ferran empfohlene System der Bekämpfung der Hundswuth vorziehen. In den zu den Universitäten gehörigen Instituten wird die Pasteur'sche Methode angewandt, während in den verschiedenen Privatanstalten nach Ferran verfahren wird. In Turin hatte, wie uns von dort geschrieben wird, seit einiger Zeit ein Dr. Bareggi, übrigens ein Schüler Pasteur's, ein solches eingerichtet, in dem er die Heilmethode Ferran's anwandte. Dr. Bareggi operirte jedoch mit grossem Missgeschick, das in den letzten Tagen sehr bedeutende Dimensionen annahm, indem er kurz hintereinander

fünf Todesfälle zu beklagen hatte. Die Sache sprach sich herum und Dr. Bareggi gab das feste Versprechen, die Ferran'sche Methode, deren Unzweckmässigkeit er nun erkannt, in Zukunft aufzugeben und zu der Lehre seines Meisters Pasteur zurückzukehren. Aber die Behörde fand, dass ein Arzt, der dergestalt seine Patienten als Versuchsobjekte missbrauche und ihr Leben auf's Spiel setze, keine vertrauenswürdige Person sei, der die Leitung eines Heilinstituts überlassen werden dürfe, und ordnete die sofortige Schliessung desselben an. Ausserdem beabsichtigen die Angehörigen der Opfer seiner Kuren den Strafrichter gegen ihn anzurufen.

Indes auch mit der echten Pasteur'schen Heilmethode sieht es misslich aus. Ein belgischer Arzt, Dr. Belval, hat sich die Mühe gegeben, aus den Zeitungen die seit November 1887 im Institut Pasteur stattgehabten Todesfälle an Hundswuth zusammenzustellen: es waren 28! und das ist doch jedenfalls nur ein kleiner Theil der Gesammtanzahl!

Hierzu vergleiche man die Thatsache, dass in ganz Deutschland mit 49 Millionen Einwohnern im Jahre 1888 nur 4, sage vier Todesfälle an Hundswuth vorkamen; aber in der Stadt Paris mit 2,300,000 Einwohnern in demselben Zeitraum 19!

Folglich ist die vorbeugende deutsche Maulkorbpraxis der zweifelhaften Pasteur'schen Heilmethode immer noch bei Weitem vorzuziehen. Der Werth der Pasteur'schen Impferei stellt sich immer mehr als höchst fragwürdig heraus. — (Dr. Winckler, Würzburg.)

Zur Geschichte der Seuchenpanikseuche wie wir sie jezt mit Cholera, Hundswuth, Bacillen u. s. w. erleben, liefert mir Säule Kr. in E. folgenden Beitrag aus einer Harzer Städtechronik:

Anno 1529 ist der Anfang des Jahres gar warm und gelinde gewesen, dass man sich um S. Matthias Tag (24. Februar) allbereit mit braun und blau Violenkränzen hat getragen: darnach ist der Sommer immer nass und feucht gewesen, daher sich eine wunderbarliche Krankheit hat verursachet, davon in Deutschland zuvor nichts erfahren, welche von den gemeinen Leuten die Schweisssucht oder die engelländische Sucht, darum dass sie aus Engelland erstlich in die Seestädte und darnach förder kommen war, genannt worden: daran viel tausend Menschen sind gestorben. Wen die Krankheit ergriff, den kam zugleich ein heftiger Angstschweiss und ein harter Schlaf an, und konnte sich Schlafens nicht erwehren, man rüttelt und schüttelt ihn denn so lange, dass er Schlafens vergass. Und gingen viele im Schlafe also dahin, und meinten derwegen die Leute, wer genesen wollte, der müsste sich Schlafens 24 Stunden enthalten; und zwar ergab es die Erfahrung, dass diejenigen, so 24 Stunden, nachdem sie die Krankheit angekommen war, überlebten, gemeiniglich aufkamen.

Darnach ward von etlichen fürgegeben, es müsste einer 24 Stunden schwitzen und das brachte manchen Menschen um den Hals; denn wo in einem Hause jemand sich nur ein wenig klagte, bald waren die anderen über ihn her und mit ihm zu Bette zu, und darnach einen Haufen Federbetten, Pelze und was sonst vorhanden, alles auf ihn gelegt, und dazu warm eingeheizt, alle Fenster und Thüren auf's fleissigste versperrt, dass nicht ein Lüftlein zum Patienten kommen können; und damit der Kranke ja nicht die Betten und anderes von sich werfen könnte, legten sich bisweilen die Anderen, so gesund waren, oben darüber her und beschwerten ihn dermassen, dass er weder Arm noch Beine regen können. Dieweil denn mancher unaussprechliche Hitze hatte, daher Herz und Glieder alles ermattet und hinfällig worden, und

noch dazu von aussen auch mit Wärme und Schweiss geängstigt ward, war es wohl nicht möglich, solches alles mit einander auszustehen, und mussten die Leute wohl also sterben und in der Ohnmacht dahingehen.

Zu Zwickau ist ein Doktor gewesen, der von Haus zu Haus gegangen und wo er jemand also zugedecket gefunden, die Betten hinweggerissen und die Kranken also zu martern zum höchsten verboten und darnach viel guter Leute dadurch errettet, die sonst gleich wie die anderen hätten ersticken müssen. Es sind oft ein Tisch voll guter Freunde beieinander gesessen, da nur mit einem Worte oder zweien dieser Krankheit gedacht worden, da einer nach dem anderen, aus Furcht dieselbe bekommen, aufgestanden, heimgegangen, sich geleget und den anderen Tag gegen Abend todt gewesen· darüber sich die anderen auch entsetzet, und gleichergestalt niedergekommen und dahingegangen: — denn Furcht that dieses Mal den grössten Schaden (vgl. Heft VI, Briefkasten, „Säule Just"). —

Im Luftballon verunglückte am 16. Juli zu Hamburg der Berliner Ingenieur Ravené, nicht aber etwa in Folge tollkühnen Benehmens nach Art jener fur Geld aufsteigenden und jezt auch herabfallenden Luftschiffer, sondern als blosser Lustfahrer, und noch dazu im Fesselballon, der freilich an jenem Tage vom Winde mächtig hin- und hergeschleudert wurde. Wenn's erst „vom Schlage getroffen" hiess, nachher aber nichts von Todesanzeige und Begräbniss des, einem angesehenen Berliner Hause angehörigen jungen Mannes verlautete, so glaube ich annehmen zu dürfen, dass er sich von der blossen „Bewusstlosigkeit" in der er laut anderem Berichte landete, wieder erholte. Keineswegs handelte sich's um die gewöhnlich unter „Schlaganfall" verstandene Todesart, sondern einfach um ein richtiges „Vergehen vor Todesangst", eine Diagnose, die ich im Anschluss an die Studie über Schmerzensschrei (s. dies Heft Briefmappe) so erläutere: Das Beklemmungsgefühl, das wohl jeder nicht schwindelfeste schon, z. B. beim Sizen in der Schaukel, Blicken in einen Abgrund oder auch nur Anschauen einer „halsbrecherischen" Seiltänzervorstellung, empfand, kommt von Stockung des Athems und damit des Lungenblutkreislaufs, die Einem, wenn übermässig gesteigert und fortgesezt, sehr wohl „das Herz abpressen" kann, wobei zu beachten, dass diese Art von Schreckstimmung, anstatt sich ebenfalls durch's „Geradehinausschreien" Luft zu schaffen, lautlos im Innern verarbeitet und von Anderen dem Aermsten nur im Gesichte abgelesen wird. Was das gleichzeitige, von Nacken und Brust bis hinab in den Unterleib rieselnde Kizelgefühl betrifft, so scheints mir ebenfalls aus stockender Durchblutung und damit gewissermassen Erkältung der Hautnerven herzurühren. Oder weiss vielleicht ein Leser aus eigener und grösserer Erfahrung eine tiefere Erklärung dieser, von der Wissenschaft noch wenig gewürdigten, Art des Schwindelgefühls? (Bericht von Entbindungen im Luftballon s. Heft VII, S. 216 „Hochgeboren"). —

Fledermäuse im Schlafzimmer — kommen auch, gewöhnlich aber auf einmal nur eine, durch's Nachts offene Fenster herein; sind jedoch offenbar selbst am frohesten, wenn sie mit Erfolg wieder das Weite suchten, was am raschesten gelingt, wenn man ein brennendes Licht an's offene Fenster stellt und sie sonst frei gewähren lässt. Sich in's menschliche Kopfhaar einnisten zu wollen, fehlt ihnen sicherlich jede Absicht und beissen sollen sie nur, wenn man sie packt und festhält u. s. w. — geradezu harmlos im Vergleich mit z. B. Scorpionen, gewissermassen Riesenwanzen, wie man sie bis fingerlang im „warmen Süden" auch bei geschlossenen Fenstern gleich

im Bette, an den Wänden u. s. w. entdeckt (mir auch schon passirt s. Sprechstunden XI, 216). —

Zur Lehre von der Seeluft (s. dies Heft S. 229) finde ich nachträglich die vom Forstchemiker Storb in Münden festgestellte Thatsache von der Verbreitung des Meersalzes durch Verdunstung aus dem Wasser und Fortführung durch den Wind. Dieser Gelehrte bekam nemlich einen Posten Blätter aus einer in der Luftlinie 3 Meilen von der Nordseeküste gelegenen Waldung und eine zweite von der Ostseite dieses Waldes, um zu entscheiden, weshalb der Baumwuchs nördlich vom Eiderflusse so spärlich und das Wachsthum der nach Westen freistehenden Bäume weit schwächer sei als bei den nach Osten stehenden. Da fand sich nun in den Blättern von der Westseite ein etwa 4 mal grösserer Kochsalzgehalt als in denen von der Ostseite, während die Bodenbeschaffenheit beiderseits ganz die gleiche ist. Mithin leidet der Baumwuchs an der schleswig'schen Küste einfach unter der von den Westwinden hineingetragenen Salzluft. (Mittheilung von Dr. Lahusen in Westerland-Sylt). —

Neue Bücher und Druckschriften.

Die heutige Ausbildung der deutschen Zahnärzte. Vorschläge zur Gründung eines neuen, einheitlichen Standes von Dr. med. R. Telschow, Hofzahnarzt weiland Sr. Majestät des Kaisers und Königs Friedrichs III. Berlin, Julius Bohne. —

Mit kraftvoller, einen ganzen Mann verrathender Rede bespricht ein namhafter und wegen seiner Fachleistungen kürzlich zum Dr. med. honoris causa ernannter Zahnarzt das in den ehrlichen Stand der „Dentisten“ durch die in Berlin erfolgte Einrichtnng eines königlichen Institutes, einer Art von Academie für Zahnheilkunde, hineingebrachte Zerwürfniss: durch Ueberschäzung der wissenschaftlichen Bildung (einschliesslich Gymnasialvorbildung) einerseits und Unterschäzung der technischen Bildung andererseits wurde diesen angeblich höheren Zahnheilkünstlern nur ein studentisches Selbstbewusstsein beigebracht, das sie nachher gerade zur Hauptsache der Praxis, der sie zu $^7/_8$ ausfüllenden technischen Hülfeleistung, theils unlustig theils ungeschickt und überdies herzlos im Benehmen gegen die Heilbedürftigen zeige. Statt dessen besteht Dr. Telschow auf staatlicher Anerkennung der hier bereits blühenden, aber von oben her mehr nur geduldeten Fachschulen nebst „Zahnkünstler-Innung“, sowie des beruflichen Prädicates „Zahnheilkünstler“ oder seinetwegen auch wie in England: „Dentist“. In packender Schilderung enthüllt er vorher die praktischen Leistungen der Berliner Zwitterhochschule und stellt ihnen mit gerechtem Selbstbewusstsein den Ruf gegenüber, dessen sich die „gemeinen“ Zahntechniker allerseits erfreuen. Ich für meinen Theil fand schon längst im hygieinischen Vereinswesen, besonders nach dem, was ich in der von unserem werthen Genossen Jüterbock geleiteten Lehranstalt gesehen und was wir an Vortragabenden von diesen „Dentisten“ zu hören, sowie an ausgezeichneten Modellen zu sehen bekamen, Anlass, mich ganz auf Seite des Dr. Telschow zu stellen. Zum Ueberfluss finde ich diese Ansicht auch in folgender, eben erscheinenen Schrift bekräftigt:

Die Mitschuld unseres höheren Schulwesens an der Ueberfüllung in den gelehrten Ständen von O. Perthes. Gotha, Perthes' Verlag.

Indem ich hier nur auf die von der zahnärztlichen Bildung handelnden Stellen S. 11—15 und 54—56 verweise, behalte ich mir Besprechung des allgemeinen Inhaltes durch die Feder eines Fachmitarbeiters vor. —

Jahresbericht des Thierschuzvereines für Hannover und Linden (begründet 1844) für das Jahr 1888. –

Dieser, nach dem Dresdener Hauptverein meines Wissens grösste und älteste in Deutschland zählt nach Ausweis der hier vorliegenden Liste über 1100 Mitglieder, darunter 36 Doktoren der Medizin, sowie 4 Wittwen von ihrer Zeit hochgestellten und vermuthlich bei der Gründung des Vereins thätig gewesenen Aerzten der einstigen Welfenresidenzstadt. Thut sich der Dresdener vornemlich durch unablässige Bekämpfung der Greuel der Vivisektion hervor, so verbreitet sich dieser Hannöver'sche Bericht hauptsächlich über Schonung der Zugthiere, Singvögel u. s. w. Dort heisst der Spiritus rector E. v. Weber, hier: A. v. Seefeld und als Dritte im Bunde, wenn auch im fernen Auslande, Frau Elpis Melena (vgl. H. Jhrg. 1, 246) und finden hoffentlich immer weiteren Anklang mit der Mission: „Der Gerechte erbarmet sich auch seines Vieh's". —

Naturärztliche Zeitschrift, Organ für Körper- und Geistespflege in gesunden und kranken Tagen nach den Grundsäzen wissenschaftlicher Naturheilmethode. Herausgegeben von Dr. med. M. Böhm, Wiesenbad: Sachsen. Nr. 1 und 2. —

Die Persönlichkeit des Herausgebers dieser, wie das Vorwort belehrt, einem dringenden persönlichem Bedürfnisse entgegenkommenden „Publication (Veröffentlichung)" (so — wozu das Doppelwort?) wurde von Hygieia bereits in Jhrg. 1 (April, S. 160) gewürdigt. Nebenbei geniesst der Leser darin Sprachunterricht! —

Insgemein bitte zu bemerken: Auf buchhändlerischen Geschäftsausaustausch geht Hygieia in der Regel nicht ein, übernimmt auch gegenüber den freiwillig in Fortsezung gesandten Nummern von ein erstes Mal angezeigten Blättern schon aus Rücksicht auf die Raumverhältnisse keine Verpflichtung zu weiterer Verzeichnung im Texttheile. —

Internationaler Congress

des Deutschen Vereins für naturgemässe Lebensweise
vom 13. bis 17. September zu Köln a. Rhein.

Zugleich Vereinstag des alten Deutschen, 1868 von Eduard Baltzer gegründeten Vereins.

Vorversammlung: Freitag, 13. September, Nachm. 6 Uhr in der „Wolkenburg".

Eröffnung: Samstag, 14. Sept., Vorm. 9½ Uhr. — Berathung der Vertreter der hygieinischen Reformvereine über einen regelmässig wiederkehrenden Congress. — Abends: Vorträge von Rev. Prof. E. A. Mayor (Cambridge) und Dr. Aderholdt (Paris). —

Sonntag, 15. Sept., Vorm. 11 Uhr. Oeffentlicher Vortrag über Gesundheitspflege. (Dr. Gerster München). — 12 Uhr. Festsizung, Mittagessen u. s. w. — Abends 7 Uhr: Festakt, Festmahl, kleiner Ball. —

Montag, 16. Sept., Vorm. 10½ Uhr. Schlussberathungen. — Abends 8 Uhr: Vorträge von Dr. med. Wehberg (Düsseldorf) und Dr. Stamm (Wiesbaden). Resolution. —

Ausführliche Prospekte, auch über die vorher (9. Sept.) beabsichtigte Rheinfahrt und nachherigen (17. Sept.) Ausflug nach Schloss Brühl versendet auf Verlangen der Geschäftsführer G. Weidner in Köln, städtische Turnhalle. Anmeldungen nebst 3 M. 5 Pf. für die Festkarte ebendahin noch vor 1. September erbeten. —



September 1889 Zweiter Jahrgang. Heft IX.

Dritte Folge der ärztlichen Sprechstunden; der ganzen Reihe Nr. 121.

Sämmtliche Sendungen für die Redaction sind an den Herausgeber in Berlin W, 10, Inseratauftträge und Bestellungen an die Verlagshandlung in Stuttgart zu richten. Die Herren Mitarbeiter und Inserenten, welche nicht über geeignete künstlerische Kräfte zur Illustrirung ihrer Beiträge und Inserate verfügen, werden gebeten, sich zu diesem Zwecke mit der Verlagshandlung in Verbindung zu setzen. Abdruck oder auch nur sofortige Lesung und Rücksendung unverlangter Manuscripte oder Recensionsexemplare kann nicht gewährleistet werden.

Bacillen.

Rechtfertigung des streitbaren Standpunktes.

107) Es ist durchaus falsch, die Toleranz, welche man gegen stumpfe, sinnlose Menschen in der Gesellschaft, die überall von ihnen wimmelt, haben muss, auch auf die Litteratur übertragen zu wollen. Denn hier sind sie unverschämte Eindringlinge und hier das Schlechte herabzusezen ist Pflicht gegen das Gute: denn wem nichts für schlecht gilt, dem gilt auch nichts für gut.

Schopenhauer.

Zurückweisung der „Eindringlinge" in die Schranken.

108) Grashalm, lass ab vom Jugendtraum:
Du wirst im Leben kein Eichenbaum!
Drum setze Dir das Ziel auf Erden,
Ein echter und rechter Grashalm zu werden.

L. Fulda.

Hygieinische Festgabe an jungverheirathete Frauen

von Dr. Ernst Brand, Geheimer Sanitätsrat in Stettin.

Wer je in England gewesen und Windsor besucht hat, dem wird in der St. Georgskapelle dortselbst das Denkmal aufgefallen sein, das Prinz Leopold, der spätere König von Belgien, seiner ersten Gemahlin Charlotte, Prinzessin von England, hat errichten lassen. Die junge, zärtlich geliebte und von Allen hochverehrte Frau war nach kurzer Ehe der ersten qualvollen Entbindung erlegen — zu unsäglichem Schmerze der Familie, des Gatten und des ganzen Volkes.

In dem Denkmal ist der Moment unmittelbar nach eingetretenem Tode plastisch in Marmor dargestellt in einer Vollendung, die auf den Beschauer geradezu fascinirend wirkt. Wie nach harter, übermenschlicher Arbeit zusammengebrochen liegt — ein Bild des Jammers — die Unglückliche todt auf einem Pfühl, gehüllt in durchsichtige Gewänder. In dem rührend-schönen Gesichte spiegelt sich, durch das zarte Gewebe erkennbar, das Drama wieder, das eben seinen Abschluss gefunden hat: die Qual der letzten Stunden — das Glücksgefühl, dass endlich Alles vorüber — der Schmerz, dass die Hoffnung auf Mutterglück vereitelt — die Trauer endlich, von Allem scheiden zu müssen, was dem Herzen theuer war. Ueber dem Lager schwebt eine Gestalt, welche wohl die Verstorbene darstellt, zum Himmel empor, den verklärten Blick nach oben gewendet, begleitet von zwei Engeln, deren einer das Neugeborene im Arme trägt. An den vier Enden des Sockels geben verhüllte Gestalten in klassischer Stellung dem namenlosen Schmerz Ausdruck, der die Familie durchtobt haben mag. Der Eindruck auf den Beschauer ist erschütternd und man kann sich wohl denken, dass, wer Aehnliches erlebt und erduldet hat, in Thränen ausbricht.

Ich selbst wenigstens habe diesen Eindruck — in 40 Jahren — niemals los zu werden vermocht und so oft die ärztliche Praxis in diesen langen Jahren mich in die unglückselige Lage gebracht hat, trotz aller menschlichen Kunst und Aufopferung in ähnlichen Verhältnissen Tod und Verderben nicht haben aufhalten zu können, ist mir Charlotte von England und jenes Denkmal in den Sinn gekommen.

Wer nun meine ärztliche Richtung kennt, die mich die Verhütung der Krankheiten und, sind sie vorhanden, die Vermeidung

eines schweren Verlaufes über das Heilen stellen lässt, der wird es begreiflich finden, dass mir im Laufe der Jahre der Gedanke gekommen ist, ob es nicht möglich sei, solchen herzerschütternden und besonders die Eltern niederschmetternden Ereignissen vorzubeugen. Viele Wege führen zum Tode, aber gerade dieser, wo eine glückliche Ehe zerrissen und ein geliebtes Kind, an dem die Eltern mit allen Fasern ihres Herzens hängen, vom Tode hinweggerafft wird in dem Augenblicke, wo es das hohe Glück erwartet, Mutter zu sein und in eine neue Lebensphase zu treten, scheint mir der furchtbarste, kaum zu ertragende. Und wie ich, werden wohl auch Andere fühlen.

Nachdem der Gedanke einmal entstanden, kam er mir nicht wieder aus dem Sinn, bis er ausgeführt war. Die Lösung der Frage war nicht einmal schwer; sie erinnert in etwas an das Ei des Columbus. Da gesunde Frauen den physiologischen Prozess, um den es sich handelt, regelmässig, ja fast immer ohne besondere Gefährdung und üble Ereignisse überstehen, so braucht man ja nur diejenigen, deren Wohl und Wehe einem anvertraut ist, zu dem Akte dadurch vorzubereiten, dass man sie so gesund macht, wie möglich.

Beseitigt und verbütet man überflüssige Fettbildung, sorgt man für gesundes Blut, gute elastische Muskulatur und eine glatte, schmeidige Haut, beseitigt man auch etwa vorhandene örtliche Mängel und verhindert das Zugrosswerden des erwarteten Ankömmlings, so kann nicht allein, sondern muss Alles leicht und gut gehen. Das ist ein Satz, den Jeder unterschreiben wird. Denn dass ein dünner Faden leichter durch ein Nadelöhr geht, wie ein dicker, das einzusehen braucht man nicht Arzt zu sein.

Die Hygieine und Diätetik gewähren dazu die Mittel und neun Monate sind mehr wie hinreichend, den Erfolg zu sichern.

Was Alles zu thun und zu unterlassen, findet man in folgender Anweisung zusammengestellt.

Anweisung.

1. Während der neun Monate darf kein Unwohlsein gering geachtet, sondern muss schleunigst beseitigt werden. Insbesondere sind die sogenannten Erkältungen nicht leicht zu nehmen, und niemals darf die junge Frau mit Husten in ihre schwere Stunde eintreten.

2. Der Genuss frischer, reiner Luft bei Tag und bei Nacht, im Sommer und im Winter ist eine der Grundbedingungen zu dem Erfolge. Ohne sie hilft alles Andere Nichts. Möglichst

viel und langer Aufenthalt im Garten, Flur und Wald ist dringend anzurathen. Auch in den Zimmern ist für genügenden Luftwechsel Sorge zu tragen. Insbesondere muss im Schlafzimmer die Luft immer rein und frisch sein, als dem Orte, an dem man einen so bedeutenden Theil des Lebens zubringt. Im Sommer hat den ganzen Tag über wenigstens ein Fenster offen zu stehen; des Abends vor dem Schlafengehen schliesst man es mit Ausnahme eines Oberfensters, das mittelst einer Schlinge 2—3 Finger breit offen gehalten wird. Ist es sehr kalt, so lässt man das Fenster im Nebenzimmer und die Verbindungsthür offen.

Sommer und Winter sollen alle Thüren der Wohnung geöffnet bleiben, damit eine gleichmässige Temperatur in der Wohnung herrscht (nicht über 15° R.). In der Nacht reicht 13—14° R. aus.

3. Das Schlafzimmer soll das beste in der Wohnung sein und womöglich nach Süden oder Osten liegen. Da die Sonne im Sommer bekanntlich hoch steht, ist es in den nach Süden gelegenen Zimmern weniger warm, als in den nach Westen gelegenen. Die nach Norden eignen sich am wenigsten, weil sie im Frühjahr, Herbst und Winter über Gebühr kalt sind und des Lichtes entbehren. Zum menschlichen Gedeihen gehört einmal Licht und Luft.

4. Schlafen im kalten Zimmer ist weder nöthig noch nützlich. Schläft man ruhig und bleibt man bedeckt, so mag es nicht schaden. Macht man sich dagegen bloss, nachdem man vielleicht transpirirt hat, so kann das unmöglich zuträglich sein. Ein anderer Grund, warum es besser ist, in einem temperirten Zimmer zu schlafen, ist der, dass man sich des Morgens zum Waschen, (so wie später gelehrt werden wird), nahezu gänzlich entblössen muss. Der grosse Temperaturunterschied zwischen dem warmen Bett und dem kalten Zimmer bringt seine Gefahren, wenn sie auch durch die darauffolgende kalte Waschung in Etwas abgeschwächt werden mögen und vielleicht gänzlich vermieden, wenn man unmittelbar nach der Waschung sich in frischer Luft ergeht.

5. Das Nachtlager darf nur eine Matraze sein, etwa über dieser noch eine zweite, weichere; niemals ein Unterbett. Unter den Kopf kommt ein Daunenkissen und auf dieses ein kleineres aus Pferdehaaren, das so steif sein muss, dass es sich nicht um die Ohren legt. Zum Zudecken dient eine in Leinwand geschlagene Decke und über diese — für kältere Nächte — eine Daunendecke oder ein leichtes Deckbett, das so weit nach oben gezogen wird, als die Temperatur im Zimmer es fordert. Wer es gewohnt ist, mag sich auch mit der Daunendecke direkt bedecken. Ein leichtes Dünsten in der Nacht ist dem vegetativen Leben des Organismus nur heilsam.

6. Die Zeit zum Schlafengehen ist für junge Frauen die 10. Abendstunde, die zum Aufstehen zwischen 6—7 Uhr. Unmittelbar darauf geht es an das Waschen. Hierzu ist nöthig: a) eine möglichst grosse Schüssel und entsprechend viel Wasser von der Temperatur des Zimmers im Winter, frisch aus dem Brunnen im Sommer; b) ein grosser und ein kleiner Schwamm; c) eine sog. englische Bürste, gute Seife und mehrere Handtücher. Nachdem man sich das Gesicht und die Ohren in gewohnter Weise gereinigt hat, lässt man die Bekleidung fallen und reibt sich mit der stark beseiften Bürste die bis zum Knie entblössten Theile ab, entfernt mit dem Schwamm die Seife und massirt nun mit den immer wieder in's Wasser getauchten Händen alle Theile durch, so dass sie rosenroth schimmern. Ist das geschehen, so reinigt man mit dem kleinen Schwamme besonders noch die zarten Theile, welche in der schweren Stunde in Betracht kommen, und trocknet mit den Handtüchern Alles ab. Nun angekleidet fühlt man ein Wohlbehagen ohne Gleichen und geht zum Frühstück. Die Füsse werden erst kurz vor dem Morgenspaziergang allein und mit wärmerem Wasser gereinigt. Wer das gänzliche kalte Waschen in Einem gewohnt ist, ist natürlich an diese Verordnung nicht gebunden und mag auch die Füsse gleich des Morgens in Ordnung bringen.

7. Zwei Mal in der Woche wird anstatt der Waschung ein warmes Bad genommen und zwar in folgender Weise: Ein Bad von 28° R. wird in einem wohldurchwärmten Zimmer zubereitet. Nach dem Auskleiden reibt man den Körper, besonders auch den Busen, mit guter grüner Seife leicht ein, setzt sich in's Bad und öffnet das Abflussventil und den Hahn zum Kaltwasserrohr, so dass also das warme Wasser ab — das kalte zuläuft. Während das Bad sich langsam abkühlt, frottirt man den Körper mit einer Bürste, so die Seife entfernend. Nach etwa 7 Minuten ist das geschehen und das Bad auch so weit abgekühlt, dass „es nicht mehr schön ist“. Man verlässt es nun, lässt sich gut abtrocknen und macht sich Bewegung in freier Luft. So vermeidet man durch die Kürze und Abkühlung des Bades auch bei minder gutem Wetter die Gefahr auf Erkältung.

8. In Bezug auf die Kleidung gestatte ich den zu Rheuma und Katarrh Geneigten gern feine, leichte wollene Unterkleidung und zum Unterschied von Anderen empfehle ich sogar das Tragen eines gut gearbeiteten Corsets. Dasselbe darf aber den Busen, den Magen und die Leber nicht drücken, sondern soll nur den ersteren tragen, muss also hinreichend weit sein. — In den (seltenen) Fällen, wo aus irgend einem Grunde der Unterleib schlaff und gross ist, empfiehlt sich das Tragen eines Glénard'schen Gürtels (ohne

Pelotten) oder des von Teuffel angegebenen, schon von früher Zeit ab. In der Nacht wird er natürlich abgenommen.

9. Häusliche körperliche Arbeit kann gestattet werden, ist sogar zu wünschen, ersetzt aber nicht die Bewegung in freier Luft. Selbstverständlich ist das Heben schwerer Lasten, das Langen nach Oben, z. B. Wäscheaufhängen u. dgl. unbedingt verboten. Stundenlanges Arbeiten im Sitzen, wie Stricken, Sticken, Häkeln u. s. w. kann nur schädlich sein. Mit Mass jedoch ausgeführt, ist es erlaubt. Auch gegen zeitweiliges Musiciren ist nichts zu sagen; es ist jedenfalls besser als Langeweile.

10. Zwei Mal täglich muss ein Spaziergang von 1—2 Stunden gemacht werden — bei jedem Wetter, im Sommer und im Winter. Es kommt dabei nicht auf das Zurücklegen grosser Entfernungen an, im Gegentheil — lange soll man gehen, nicht weit. Man soll sich nicht anstrengen, nicht müde machen, soll überhaupt nichts übertreiben. Die Sorge für gutes Schuhwerk, die Sicherung gegen Fallen bei Glatteis, z. B. durch Filzhacken, ist selbstverständlich.

Eine Ausnahme von dieser Regel machen die Fälle, wo die „Reise“ durch Frühgeburt schon einmal vorzeitig unterbrochen worden ist. Solche Personen müssen die Zeit, in welcher der Unfall einzutreten droht, auf dem Sopha liegend verbringen. Ist sie nach 6—8 Wochen vorüber, so können sie unbeschadet mit dem Spazierengehen beginnen.

11. Das Fahren im guten Wagen auf guter Chaussee, makadamisirten und asphaltirten Wegen ist gestattet, nicht aber auf holprigen Wegen und schlechtem Pflaster. Eisenbahnfahrten unterlässt man lieber; müssen sie aber gemacht werden, so wählt man ein Mittelcoupé, das nicht direkt über der Achse ruht. Eisenbahnen, die besonders rütteln und schütteln, wie z. B. die anhaltische, werden am besten ganz vermieden. Hierzu gehören auch die Pferdebahnen. Tanzen und Reiten ist unbedingt verboten.

12. Geistige Arbeit, der Besuch von Theatern, Konzerten, Gesellschaften u. dgl. ist den jungen Frauen zu gestatten. Nur müssen sie sich vor dem „Zu oft“ hüten und den Besuch rücksichtslos unterbrechen, wenn die Luft zu schlecht, die Zimmer zu heiss oder zu kalt sind. Aus „Rücksichten“ sich krank machen, wäre für eine junge Frau doppelt thöricht. Die Nothwendigkeit warmer Bedeckung nach dem Verlassen der Säle ist selbstverständlich. Die junge Frau thut überhaupt gut, immer ein warmes Umschlagetuch bei sich zu tragen für den Fall, dass das Wetter umschlägt oder der Abend kalt wird.

13. Stuhlverstopfung soll nicht durch Medikamente be-

hoben werden, sondern nur mit Eingiessungen von erwärmtem Wasser (23° R.) oder durch ein Stuhlzäpfchen von Glycerin und Seife. Sie pflegt sich übrigens bei gewissenhaftem Gebrauch der nun folgenden Diät zu verlieren.

14. Diät. Da der Zweck der Kur das Vermeiden des Zustarkwerdens für Mutter und Kind ist, so muss auf Alles verzichtet werden, was den Fettansatz begünstigt: zucker-, mehlhaltige und fette Speisen. Also:

Morgens: Milch, entweder rein oder nur mit sehr wenig Thee oder Kaffee vermischt. Dazu etwas Grahambrod (Schrotbrod) und ein weiches Ei. Keine Butter.

Frühstück: Etwas Obst oder eine Tasse Brühe mit Cibilsfleischextrakt oder etwas Grahambrot (20 Gramm) mit geschabtem rohen Rindfleisch, Schinken, Hamburger Rauchfleisch etc.

Mittags: Keine Suppe. Braten im eigenen Safte ohne fette Sauce, ohne Kartoffeln. Gemüse. Fische. Gekochtes Obst. Ein Glas Wein.

Nachmittags: 1 Tasse Kaffee, Thee oder Cacao ohne Semmel und Butter. Niemals Kuchen. Sehr starke Personen meiden am besten das Vesperbrot ganz.

Abends: 1 Teller Wassersuppe oder Milch, mit kaltem Fleisch und einer Schnitte Grahambrot. Die an Stuhlverstopfung leiden, nehmen Mittags und Abends 10—12 Backpflaumen, welche nach der weiter unten gegebenen Vorschrift zubereitet werden.

Das Fleisch kann von jeglichem Thier, nur nicht von Gans und Ente, gekocht, gebraten, geschmort, geräuchert, warm und kalt genossen werden. Pannirte Cotelettes werden vorher abgekratzt. Von den Fischen ist nur der Aal und der Karpfen nicht gestattet. Bratfische werden besser vermieden oder wenigstens die fette Einhüllung vor dem Genuss entfernt. Geräucherte Fische sind schwer verdaulich. Erlaubt sind auch Krebse, Hummer, Austern, Häringe, Sardellen und Sardinen.

Kartoffeln sind unter allen Umständen verboten. Ebenso Kuchen aller Art. Zu frisches Brot ist zu vermeiden. Gemüse jeglicher Art ist, mit Ausnahme der Hülsenfrüchte (Erbsen, Bohnen, Linsen), gestattet; Compots nicht, mit Ausnahme von Backpflaumen und gedörrtem Obst.

Von Getränken ist das Bier verboten, hier und da ein Glas Wein erlaubt. —

Anmerkung. Selbstverständlich hat diese Anweisung keinen Einfluss auf die seltenen Male, wo die Frauen ausgebeten oder verreist sind. Dann können sie essen und trinken, was geboten ist.

Die 20—24 zu Compot bestimmten (Katharinen) Backpflaumen

werden Abends mit weichem Wasser gewaschen, dann in einem glasirten irdenen Topf mit frischem Wasser übergossen so weit, dass das Wasser sie ganz bedeckt, die Nacht über stehen gelassen und am andern Morgen mit einer Messerspitze Natron (kein Zucker!) versetzt, auf eine heisse Platte gestellt (nicht an offenes Feuer!) und so lange ziehen gelassen, bis sie rund geworden sind und die Haut sich leicht abziehen lässt.

Die Gemüse werden mit Salzwasser gekocht, nach einiger Zeit abgegossen und frisches Wasser aufgefüllt. Wenn sie gar sind, wird das Wasser entfernt und Bouillon hinzugegeben (nach von Düring). —

Seit nunmehr 15 Jahren habe ich die jungen Frauen, deren Wohl und Wehe mir anvertraut ist, nach dieser Anweisung leben lassen und allen Grund, mit dem Erfolge zufrieden zu sein. Er ist geradezu überraschend.

Die die 9 monatliche Reise sonst begleitenden grossen und kleinen Unbequemlichkeiten treten entweder gar nicht oder nur in geringem Masse auf, die Gestalt verändert sich verhältnissmässig wenig, die Gesichtszüge, die sonst so entstellt werden, gar nicht, dem Körper ist wenig anzusehen, die Schwerfälligkeit fällt ganz aus. Oefter hört man unmittelbar vor dem letzten Akte die Frauen rühmen, sie fühlten sich so leicht, dass sie tanzen könnten. Der letzte Akt selber verläuft in der Hälfte der Zeit gegen sonst (4—5 Stunden von dem Zubettegehen ab), regelmässig und mit verhältnissmässig geringen Schmerzen. Niemals waren Operationen und sonstige Hülfleistungen nöthig. Auch das Chloroform nicht.

Mit einem Wort: die jungen Frauen treten frisch und gesund in die schwere Stunde ein und kommen, ohne viel ausgehalten zu haben, ebenso aus ihr wieder hervor — zusammen mit dem gesunden, kräftigen Sprössling.

Dieser günstige Erfolg stellt sich nicht nur bei den wirklich jungen Frauen ein, sondern auch bei solchen, welche aus irgend einem Grunde erst in der „höheren“ Jugend sich „auf ewig banden“.

Mehr noch. Selber in krankhaften Verhältnissen (grössere Deformitäten des Beckens natürlich ausgeschlossen) kann man sich seiner erfreuen. Eine Frau, welche 5 Mal die Reise umsonst gemacht hatte, weil der „Gefährte“ todt zur Welt kam, fand sich, als sie beim 6. Male meiner Anweisung gewissenhaft nachkam, durch ein lebendes, gesundes Mädchen belohnt, das heute noch lebt und gedeiht. Die Mutter hingegen, welche beim 7. Male es riskirte, ohne die Anweisung die Reise zu machen, starb im 9. Monat bei der

Geburt eines todten Kindes — doch wohl ein direkter Beweis von der Wirksamkeit des Verfahrens.

Andere, die früher der künstlichen Hülfe bedurft hatten, waren ihrer jetzt nicht benöthigt und wunderten sich über die Leichtigkeit, mit welcher der Akt vorüber ging.

Ein letzter Vortheil, den der Arzt weniger, die Frauen desto mehr schätzen, ist, dass, **wenn auch in der Zeit nach dem Akte darauf geachtet wird,** die Körperschöne fast vollständig erhalten bleibt. Beobachtet man alles gewissenhaft, so unterscheidet sich ein solcher Körper von dem jungfräulichen fast in Nichts.

Dass der „Kur“ diese günstigen Erfolge zu verdanken sind, beweisen die Fälle, wo Frauen das erste Mal sie brauchten und alle Vortheile davon hatten, im Glauben aber, dass es auch ohne sie eben so gut gehen würde, beim 2. Male verschmähten, sie anzuwenden. Eine solche, welche erst in späterer Zeit geheirathet hatte, machte die Reise unter meinen Augen überaus leicht durch; dann, von hier nach Ostpreussen verzogen, riskirte sie die Sache ohne „Kur“ und musste ihren Leichtsinn mit dem Leben bezahlen. Eine Andere starb zwar nicht, ist aber seit der Zeit nicht mehr aus den Händen der „Frauenärzte“ gekommen.

Nachtheile kann eine Lebensweise wie die obige selbstverständlich nicht mit sich führen. Ausnahmslos fühlen sich die Frauen gesund, kräftig und sehen deshalb dem Kommenden mit Ruhe entgegen. Doch fehlt es nicht an Einwänden. Sind auch die Sprösslinge gesund und kräftig, so hat man doch auszusetzen, dass sie — nur 5—6 Pfund wiegen. Das verletzt die mütterliche Eitelkeit. Schliesslich lassen sie sich mit dem Versprechen trösten, dass die Kleinen, eben weil sie gesund und kräftig, nur nicht fett sind, sich später nach Wunsch entwickeln werden und unter Umständen noch — Kürassiere werden können. Aus Riesenkindern ist übrigens noch nie was „Kluges“ geworden.

Manche beschweren sich, dass sie hungern müssten. Das ist Thorheit. Kein Mensch verlangt das. Die Frauen sollen sich satt essen, aber den Magen nicht — zur Scheune herabwürdigen.

Andere empören sich darüber, dass sie gezwungen sein sollen, bestimmte Speisen nicht zu essen, obendrein so lange Zeit hindurch. Einzelne gehen darin so weit, dass sie, die in sonstigen Zeiten gar nicht z. B. an Kartoffeln denken, nun mit einem Male es für unerträglich halten, sie meiden zu sollen. Man kann darauf nur sagen, dass, wer so hohe Vortheile haben, sich Leben und Gesundheit sichern will, so kleine Nachtheile sich gefallen lassen muss. Für Nichts ist Nichts.

Alle diese Einwände lassen sich widerlegen und mit einigem guten Zureden auch überwinden. Es gibt aber einen, dem man machtlos gegenüber steht — das ist die Phrase: Tausende und aber Tausende von Frauen machen ihre „Reise“ ungefährdet ohne diese Kur durch, warum soll gerade mich das Unheil treffen?

Nun, wer so denkt, dem lässt sich nur erwidern: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.“ Doch bringt manchmal, aber nur selten, diese Thörinnen zur Besinnung, dass es sich nicht allein um sie handelt, sondern auch um die Eltern, den Gatten und das Kind — **die Erinnerung an die arme Charlotte.** —

Aerztliche Grössen der Gegenwart oder Vergangenheit.

6. Dr Joh. G. Zimmermann (1728—1795).

Von Dr. C. Gerster.

Albrecht von Haller, der grösste Physiologe der neueren Zeit und einer der gelehrtesten Ärzte, nahm in der Zeit, in welcher er Professor in Göttingen war, einen jungen Studenten der Medizin in sein Haus auf und stand ihm während seiner Studienzeit als väterlicher Freund zur Seite. Der junge Mann, dessen geniale Begabung A. von Haller erkannte, war sein 1728 bei Bern geborner Landsmann Zimmermann, der nachmals ein Arzt von europäischem Rufe wurde und auch durch seine philosophischen Schriften sich hohen Ruhm erwarb. Nach beendeten Studien übte Zimmermann mehrere Jahre in Bern ärztliche Praxis aus und lebte dann still und zurückgezogen als Pensionärarzt in seiner Vaterstadt Brugg. Auf Empfehlung seines Freundes Dr. Tissot berief der König von England 1768 Zimmermann nach Werlhofs Tode zum hannöver'schen Leibarzte. Schwere Schicksalschläge und Widrigkeiten aller Art verbitterten Zimmermanns ferneres Leben und Wirken bis zu seinem 1795 erfolgten Tode.

Die hohe Bedeutung dieses Mannes zeigt sich aus seinen Werken, von denen jene „über die Einsamkeit,“ „über die Erfahrung“ und „über den Nationalstolz“ ihm einen Ehrenplatz unter den Arztphilosophen für alle Zeiten sichern.

Uns interessirt hier besonders das zweibändige Werk „Von der Erfahrung in der Arzneikunst,“ in welchem er fast auf jedem Blatte den Nachweis führt, dass in der ärztlichen Kunst nur die freie Forschung gedeihliche Erfolge zeitigen kann. Wenn

auch noch zum Theile befangen in medizinischen Lehrmeinungen seines Zeitalters, stand er doch auf einer ungleich höheren Warte als die meisten seiner ärztlichen Zeitgenossen und war ein ebenso muthiger als geistvoller Streiter für Befreiung aus dem Joche des Aberglaubens und des Pabstthumes in der Medizin. Wie weit dieser Mann seiner Zeit voraus war und wie sehr er ein Vorkämpfer des hygieinischen Protestantismus genannt zu werden verdient, möge eine Blüthenlese der schlagendsten Stellen aus dem genannten Werke erweisen.

Der gedankenlosen Arznei-Einnehmerei und Receptschreiberei gelten ebenso wie vielen unserer modernen Schablonen-Naturärzte die goldenen Worte:

„Die Arzneikunst ist in den Augen der meisten Menschen mehr nichts, als das ohngefähre Glück für jede Klage ein Recept zu haben und also eine blosse Empirie. Ein Empiriker*) in der Arzneikunst ist ein Mensch, der um die Naturgeschichte, um die Zeichen und Ursachen der Krankheiten, um Anzeigen und Methoden, und hauptsächlich um die Entdeckungen aller Zeiten und aller Völker unbekümmert, nach dem Namen einer Krankheit fragt; alle seine Arzneien der Reihe nach aufs Gerathewohl gibt, seiner Übung folgt und seine Kunst misskennt. Die Erfahrung der Empiriker ist immer falsch, weil sie ihre Kunst ausüben, ohne sie zu verstehen und andere Recepte abschreiben, ohne zu wissen, wo und warum man sie gebraucht . . . . Sie verschmähen allen Unterricht, verwerfen alle Grundsätze und glauben sich selbst mit allem was wissenswürdig ist, vom Himmel begeistert.“

In dem Kapitel „Von den Hindernissen des Beobachtungsgeistes“ sagt Zimmermann:

„Wer wohl beobachten will, muss mit uneingenommenem und gelassenem Gemüthe beobachten . . . . . Unsere und anderer Vorurtheile, unsere und anderer Leidenschaften sind die Hindernisse des Beobachtungsgeistes.

„ . . . . . Man soll die Natur nicht anders erklären als durch die Natur; wer aus Hypothesen sie erklären will, betrachtet sie durch seine Hypothesen wie ein Gelbsüchtiger durch seine Galle die Welt . . . . . Der scharfsinnigste Beobachtungsgeist ist nicht zulänglich, sobald man einer Hypothese zulieb beobachtet . . . . Die willkürlichen Systeme von dem Ursprung und den Ursachen der Krankheiten sind die vornehmsten Hindernisse der Erkenntniss der Krankheiten und folglich die Hindernisse ihrer Heilung . . . . . Wenige suchen die Natur in der Natur, wenige folgen dem einsamen

*) Unter „Empiriker“ verstand man damals einen Quacksalber.



Pfad, der in ihr Heiligthum leitet, wenige sind derselben getreuer als ihren Meinungen."

In Bezug auf die Nothwendigkeit und den Nutzen guter Beobachtungen empfiehlt Zimmermann, sich jeder Künstelei zu enthalten:

„Die besten Ärzte folgten der Natur und die Arzneikunst kam so oft in Abnahme als man ihr eine andere Grundlage zu geben versucht . . . . . Man sieht die Natur in ihrem wahren Lichte, sobald man sie durch kein System sieht . . . . . Ein Arzt, der die Heilung der gemeinsten Krankheiten durch gute Beobachtungen festsetzt, thut zum Besten der menschlichen Gesellschaft weit mehr als ein Arzt, der nur auf ungewohnte Beobachtungen losgeht, die zwar immer bei einer Akademie einen Preis haben, aber nicht so oft bei der Vernunft . . . . . Man soll die Erscheinungen in der Natur beurtheilen, wie man sie sieht und nicht, wie man sie beurtheilt."

In den weiteren Kapiteln des ersten Bandes seines Werkes gibt Zimmermann dem Arzte die Anleitung, in welcher Weise die Beobachtungen am Krankenbett gemacht werden müssen, damit der Arzt wie der Kranke davon entsprechenden Vortheil haben.

Von hohem Interesse für hygieinisch Denkende ist der Inhalt des zweiten Bandes, in welchem sich Zimmermann als einer der wahren Lehrjünger des Hippokrates zu erkennen gibt, „die," wie er sagt, „das Licht der Natur anstecken, während ihre Feinde es ausblasen."

Dass wir mit vollem Rechte Zimmermann einen seinem Zeitalter weit vorauseilenden, von den Wahrheiten der Hygieine überzeugten Arzt nannten, mögen nachfolgende Aussprüche aus dem zweiten Teile seines Meisterwerkes beweisen:

„Eine ganz eingeschlossene und lang nicht erneuerte Luft wird für den Menschen ein plötzliches und oft tödliches Gift . . . . . Die Ursache dieser Wirkung liegt in der Ausdünstung der Menschen . . . . . Herr Pringle versichert, dass niemand in einem Hospital glücklich heilen könne, wenn man die Luft nicht mit einem Ventilator reinigt . . . . . Krankheiten, die an sich nicht ansteckend sind, sieht man an jedem eingeschlossenen Orte ansteckend werden . . Die mildesten Pocken werden oft in verschlossenen Zimmern und endlich auch durch die Kleider ansteckend. Den Friesel zählet man sonst nach richtigen Wahrnehmungen nicht unter die ansteckenden Krankheiten, und doch wird er durch das verdammliche Einschliessen der Luft nicht nur sehr ansteckend, sondern auch sehr viel schlimmer. Aus den schädlichen Eigenschaften einer nicht genug erfrischten Luft erkläret der Herr von Haen die ungemeine Schwachheit, über die sich eine unzählbare Menge Kranke beklagen, und die fast jeder

Arzt einer angeblichen Bösartigkeit (des Friesels) zuschreibt, da doch durch die Entfernung aller frischen Luft und durch das übertriebene Zudecken des armen Kranken der Arzt oder die Umstehenden die Ursache dieser Schwachheit sind . . . . . Selbst in der Pest ist die Entfernung der Kranken von den Gesunden, nebst der Erneuerung und Erfrischung der Luft die grösste und beste Vorsorge.

„Die Speisen missbraucht der Mensch nicht sowohl, weil er ihren Gebrauch nicht kennt, als weil er ihren Missbrauch nicht fürchtet . . . . . Unstreitig neigt alles Fleisch unsere Säfte zu der Fäulung, und in einem ungemein schwachen Magen fault es zuweilen selbst . . . . . Dass man sich blos in der Absicht, die Neigung zu Fieber und besonders zu heftigen Leidenschaften zu hintertreiben, bei den Speisen aus dem Gewächsreiche und vorzüglich bei gekochten und von ihrer Rinde befreiten Aepfeln unendlich besser befindet, ist mir auch aus der Erfahrung bekannt.

„. . . . . Eine allzu grosse Menge von Speisen ist dem Leibe und besonders dem Geiste nachtheilig, eine beständige Fressbegierde macht die Leute dumm, die Gemütskräfte sind in den mässigsten Menschen am stärksten. Die beste Regel zur Aufrechthaltung der Kräfte des Leibes und der Seele ist, nicht mehr zu essen, als man verdauen kann, wie besser alles, was wir essen, verdaut wird, desto feiner wird der Nahrungssaft, desto freier der Geblütsumlauf und desto schärfer der Geist.“

. . . . . „Die ungeschickte Mischung von Speisen ist bei unserer heutigen ungeschickten und unnatürlichen Lebensordnung der Gesundheit sehr nachtheilig. Alles was die Natur gesondert hat, wird durch unsere Köche vereinigt, daher erschlaffen unsere besten Teile auf eine fast unwiederbringliche Weise, und die Säfte geraten in eine Verderbniss, die vielleicht ebenso zusammengesetzt ist als unsere Gerichte. Die vielen Abweichungen der Krankheiten von ihrem ursprünglichen Laufe, welche man besonders bei vornehmen Kranken bemerket, fliessen hauptsächlich aus dieser Quelle. Man sieht alle Tage, dass bei den Mächtigen und Reichen das Wohlleben die Mutter des Missvergnügens, des Ekels, der langen Weile, der Unverdaulichkeit, der Gebrechen und der Laster ist.

„Das sanfte Wasser scheint wie die Pflanzgewächse dem Menschen am angemessensten . . . . . Von den Griechen und Römern ward das kalte Wasser für eine allgemeine Arznei gehalten . . . . Der meiste Schaden widerfährt dem menschlichen Geschlechte aus dem Gebrauche der destillirten Getränke.

„Obschon der Schlaf ein grosses Gut ist, ist er doch kein Gut, wenn man ihn zu sehr missbraucht. Alle Teile des Leibes verfallen durch einen langen Schlaf in eine gänzliche Unwirksamkeit, die

festen werden geschwächt, das Blut läuft langsamer und verweilet besonders in dem Kopfe, die Ausdünstung wird gehemmt, der Leib erkaltet, die Säfte werden zäh, der Mensch dick und fett, zu allen feineren Uebungen des Geistes unfähig ..... Hingegen werden sehr oft Leute, die wenig schlafen, ungemein heftig und böse."

„Vielerlei Uebel entstehen aus einer allzu starken Leibesübung, aus dem gänzlichen Mangel dieser Uebung und aus gewissen eignen Stellungen und Bewegungen ..... Der gänzliche Mangel der Leibesübung entkräftet den Menschen noch weit mehr als eine allzu starke Leibesübung. Sie ermattet die festen Teile und durch diese den Umlauf der flüssigen, sie befördert den Anwachs unserer Säfte, sie verwickelt sie und macht sie stocken, sie verhindert ihre Absonderungen und ihren Abgang, sie zeuget einen Überfluss an Blut und Fettigkeit, allmählich eine gänzliche Verderbnis der Säfte und Entkräftung der festen Teile, eine gänzliche Unbeweglichkeit und Steifigkeit des Körpers und des Geistes, ein träges, schweres, aufgedunsenes Wesen in beiden, den Goldaderfluss, Schlagflüsse, die verschiedenen Gattungen der Wassersucht, einen ganz gedankenlosen Zustand, ein wahres Austerleben, und den Tod.

„Die Leidenschaften wirken in dem Körper entweder plötzlich, oder geschwind, oder langsam. Entweder folgt auf dieselben ein plötzlicher Tod, oder sie stürzen den Menschen in die Gefahr des Todes, oder sie zehren ihn nach und nach auf."

Den hygieinisch Denkenden und Handelnden sind wohl diese sämtlichen von Dr. Zimmermann vor mehr als hundert Jahren aufgestellten Gesundheitsregeln geläufig. Dass dieselben nicht von Zimmermann entdeckt worden sind, sondern von denkenden Aerzten schon seit Jahrtausenden allezeit als Bedingungen körperlicher und geistiger Gesundheit erkannt und der leidenden Menschheit gepredigt worden sind, wird Jeder bestätigen, der mit der Geschichte der Heilkunde einigermassen vertraut ist.

Wenn auch diese einfachen Wahrheiten im Laufe der Zeiten immer und immer wieder unterdrückt und verkannt worden sind, sie haben sich doch länger erhalten als so und so viele gekünstelte Lehrsysteme und Schulmeinungen, die wohl einst als Inbegriff medicinischer Gelehrsamkeit galten, nun aber versunken und vergessen sind. Die ihnen innewohnende Kraft, die sie bis zum heutigen Tage uns erhalten hat, bürgt für ihre Fortdauer in der Zukunft.

Welche Anfeindungen Zimmermann als Verkündiger dieser Wahrheiten von seinen zeitgenössigen Collegen zu erfahren hatte, ersehen wir aus den in jener Zeit gegen ihn erschienenen Streitschriften. Dass er aber gleichwohl den Muth der Ueberzeugung hatte und ihn öffentlich kundgab, gereicht ihm zur besonderen Ehre und

lässt ihn umso würdiger erscheinen eines Platzes im Ruhmestempel der Geschichte der Hygieine. —

Zusaz. — Einzelheiten aus Z.'s Leben, besonders sein freimüthiges Auftreten gegenüber Friedrich dem Grossen s. „Sprechstunden“ Bd. XV, 279 (z. B. der König: „Wie viele Menschen hat Er wohl schon umgebracht?“ — Dr. Z.: „Höchstens halb' so viel als Ew. Majestät in Ihren Schlachten!“) — XVIII, 61 (über die moralische Schattenseite der einträglichen Praxis) — H. I, S. 296 (Geschichte der von ihm selbst in Berlin erduldeten Bruchoperation und des daran geknüpften „Aerztestreites“). — P. N.

Aus der hygieinischen Briefmappe.

I. Die Grossstädter mit Kind und Kegel im ländlichen Stillleben, oder: „Es geht auch so!“

von Frau Anna Woas.

Diesem mir auf Ersuchen von der werthen Verfasserin von „Das Normalkind“ (Vgl. Heft III, S. 80) geschriebenen Berichte sez' ich eigenmächtig die Spizmarke „Es geht auch so!“ mit Rücksicht darauf voran, dass Viele noch immer den Besuch eines richtigen Badeukrortes für unerlässlich halten und ich selbst vielleicht diese Anschauung durch die Schilderung aus Warnemünde im vorigen Hefte nähren half. Auf Grund eigener und frischester Vergleichsanschauung nun eröffnet „Frau Meister Conrad“ (Vgl. Hyg. I, S. 46 oben) hier Gesichtspunkte, die das kindliche Füllenleben in solch' abgeschiedenem „Neste“ sogar noch als das bessere und, wie ich nach vertraulicher Mittheilung ergänzen darf, bei Weitem billigeren Theil hinstellen. Das Schreiben (d. d. 12. Aug.) lautet unverändert, wie folgt:

Anfangs Mai, als es anfing, warm zu werden, verliessen wir Berlin und zogen auf ein kleines Dörfchen in der Mark Brandenburg, welches ringsum mit Wald eingefasst ist, sodass wir dadurch herrliche Luft in dem Dörfchen haben. Die Häuschen stehen vereinzelt da, einstöckige kleine Häuschen mit sauberem Anstrich und grünen Läden; blühende Blumen auf den Fenstern sowie die Bäume vor den Thüren geben denselben einen malerischen Anblick. Abwechselnd treffen wir kleine Ententeiche im Dörfchen an, welche mit hohen Pappeln umrahmt sind, alles sauber und schön, wie wenn es auf dem Bilde stünde. — Das schönste aber, was wir hier haben, ist ein herrliches „Fliess“, das dicht an dem Dörfchen sich vorbeischlängelt, welches aus der würzigen Tiefe des Waldes kommt und

dann hier vorbeirauscht. — Das Wasser ist silberklar und ladet zum Baden ein. — Wir liessen uns denn auch nicht lange einladen und stiegen schon Anfangs Mai flott hinein und seitdem baden wir fast täglich. Zwei meiner Kinder haben das Schwimmen aus sich selbst gelernt. Mit Vergnügen sehe ich meinem sechsjährigen Jungen zu, der munter wie ein Fisch im Wasser herum schwimmt. Die Kinder des Dorfes baden auch täglich; die kleinen Kerls trocknen sich nicht einmal ab, wenn sie aus dem Wasser kommen; nass, wie sie sind, stülpen sie die Hemden über, und es thut ihnen nichts, ja gerade zu dieser Zeit fehlt ihnen am wenigsten. Nur im Winter, wenn sie wochenlang in den ungelüfteten Zimmern zubringen, dann kehren Krankheiten bei ihnen ein. — Meine Kinder laufen hier barfuss, ja die beiden kleinen Jungens dulden überhaupt keine Strümpfe und keine Schuhe an den Füssen. Nur wenn der Grösste zur Schule geht, dann zieht er Strümpfe und Schuhe an; wenn er nach Hause kommt, zieht er sie flugs wieder aus. Strümpfe und Schuhe sind für denselben geradezu eine Qual. — Wie oft habe ich schon gedacht: „wenn jetzt meine Bekannten aus Berlin kommen würden und würden meine Kinder so sehen, sie würden die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen über diesen naturwüchsigen Zustand.“

Ich habe mich neulich sehr über den hiesigen Schullehrer gefreut, als er an einem heissen Tage die ganze Schule ins Wasser führte und den Turnunterricht im Wasser abhalten liess. Das war ein Glück für die Schaar! Man muss die Fröhlichkeit der Kinder mit angesehen haben, das Jubeln wollte kein Ende nehmen. Ich konnte das Alles von meinem Fenster aus beobachten. Möchte dieser vernünftige Mann Andern zum Beispiel dienen! —

Nun machten mein Mann und ich kürzlich von unserem bescheidenen Badedörfchen aus einen Abstecher nach der Insel Rügen. Wie schön erwarteten wir erst da Natur, Aufenthalt und Bad! Und in der That, welch' einen Blick auf das Meer hatten wir von Stubbenkammer aus! Ueberwältigend, grossartig schön ist das Meer von da aus zu sehen. Auch in dem Seebad Sassnitz hielten wir uns kurze Zeit auf. Da konnte ich mich nicht genug wundern über die engen Gassen, die hohen Häuser, welche mich nur allzusehr an Berlin erinnerten. Vergeblich suchte ich weite Spielplätze für Kinder, worauf sich dieselben nach Herzenslust tummeln können, denn das ist ja gerade, was die Glieder stärkt. — Einige geputzte Kinder mit gelben Spitzenkleidern sah ich am Strande Muscheln suchen, aber die Gouvernante rief ihnen fortwährend zu: „Nur nicht schmutzig machen!“ Mit Schreien lassen sich die Kinder zum Seebade treiben. Es ist ja auch kein Wunder! Das Meer und die See finden wir Grossen grossartig aber für kleine Kinder hat das

Meer etwas beängstigendes. — Ich stellte in Gedanken Vergleiche an und fand, dass es meine Kinder eigentlich im stillen Dörfchen noch schöner und gesünder haben. Wiesen und Felder stehen ihnen zur Verfügung, worauf sie rennen und sich austummeln können. Frische Milch, das beste Nahrungsmittel für Kinder, haben sie und frisches Obst, frisch von den Bäumen können sie haben. Das ist besser wie jede Table d'hôte und ich lobe mir unser ländliches Stilleben. —

II. Annette von Droste-Hülshoff und R. Hamerling.

So schlicht sich obige Zeilen lesen, so scheint mir doch ebenso deutlich, aber in anziehenderem Tone als bei streitbaren Ergüssen aus ihnen jener Mutterwiz zu sprechen, den die Hygieine gern wieder bei der deutschen Frauenwelt geweckt sähe, jene „Naivität“ höheren Schlages, die ja schon in unserem Jean Paul ihren Classiker fand, welcher in seiner Levana z. B. auf das von Frau Woas geschilderte „Wassergeplansche“ folgenden Vers, wenn auch in gebundener Rede, bringt: „Man schau doch nur, wie leicht, behend und erquickt ein entkleidetes Kind sich fühlt, Luft durchschwimmend und trinkend, Muskeln und Adern freibewegend und vor der Sonne als eine Frucht reifend, der man die Blätter weggebrochen. So viele kindliche Spiele sind olympische und gymnastische! so lasse man wenigstens die Kinder Griechen sein, nemlich unbekleidet.“ —

Ganz und gar vermisst man leider diese Ader bei der Schriftstellerin, die im Ganzen und Grossen mit Recht als grösste Dichterin nicht blos Deutschlands, sondern aller Länder und Zeiten selbst von einem J. Scherr rückhaltslos gefeiert wird, der sonst so glücklich-naiv angelegten, aber schon mit 43 Jahren in jungfräulicher Vereinsamung (24. Mai 1848) dahingesiechten Annette von Droste-Hülshoff. Indem ich bei dieser Gelegenheit ihre Gedichte überhaupt als „Perle“ weiblichen Bücherschazes (aus Reclam's Universal-Bibliothek, Nr. 1901—4, für wenige Groschen gebunden zu haben) empfehle, kann ich allerdings nicht umhin, gerade die hygieinische Auslese, obgleich in Form und Empfindung ebenfalls Meisterstücke, vom hier behaupteten Standpunkte als die Schattenseite zu beklagen: „Die junge Mutter“ und „Die Mutter am Grabe“ — diese beiden Gedichte ersterben förmlich in jenen von Hygieia schon (Hyg, I, S. 343) gerügten, durch Ergebung in „Gottes Willen“ eine unbewusste Lästerung und unbegründete Schuldabwälzung begehenden Schwarzseherei und die ungewöhnlich lange Ballade „des Arztes Vermächtniss“ vollends entwirft ein wahrhaft schauriges Bild von Schreckgespenstern und Kirchhofsgrauen, überhaupt jener „Ruinen“ aus denen eben der hygieinische Weckruf „neues Leben erblühen“

zu sehen hofft. Wie allumfassend und förmlich „wie gemäht“ sich aber diese Dichterinseele das Todtenfeld vorstellt, rechnet sie am Schlusse ihres „Sylvesterabends“ sogar in Zahlen vor:

„Vergessen kann eine Mutter
Von zwanzig Kindern nicht eins!“

Diese trüben, von weiblicher Feder ausgemalten Bilder wieder zu verscheuchen, kam mir rechtzeitig das lezte Gedicht des Mannes und Dichters zur Hand, des im vorigen Hefte schon als Krankheitsheld gefeierten R. Hamerling, das ich, weil (wenn auch mittlerweile anderwärts abgedruckt) mir zuerst in Abschrift von Säule K. H. auf Z. zugegangen, ebenfalls noch in dieser Briefmappe bringe. Der von unsäglichen Schmerzen gepeinigte und regungslos niedergehaltene Duldner schwingt sich mit ungebrochener Seele noch in der lezten Stunde zu folgendem Jauchzliede auf;

So schwinde denn, finsterndes Todesgespenst!
Nachtnebel! In Nebel zerrinne!
Dass du nicht dem Aug' mehr das Morgenrot gönnst
Und nicht mehr des Abendrots Zinne!
Vergifte nicht länger den Lufttrank der Kehle,
Entfessle den Pulsschlag der ächzenden Seele,
Entweiche, dämonisch umstrickender Wahn —
Dem Leben gehör' ich noch an!

In eisiger Kruste hielt'st eng du umspannt
Tyrannisch mein Dichten und Denken,
Mir wühlte, Vampyr, deine krallige Hand
Zerfleischend in Mark und Gelenken.
Nun sollst du nicht länger mehr, lichtscheues Schemen,
Die Schwingen zum Fluge, zum hehren, mir lähmen!
Die Hoffnung zersprengt deinen magischen Bann —
Dem Leben gehör' ich noch an!

Hinaus aus des Trübsals verpestet Spital,
Ihr lebensentwöhnten Gedanken!
Trägt gleich Eure Stirn noch der Furcht düstres Mal,
Ob matt Euch die Glieder noch schwanken:
Lasst Skrupel und Bangen Euch geifernd umfauchen,
Hinauf, Euch in's Jungbad des Lichtes zu tauchen!
Der Aether hat Leben. Zum Licht himmelan!
Dem Leben gehör' ich noch an!

Beim Trauerchoralklang und Bussbeterpsalm
Steckt höher der Tod nur den Schatten,
Erklinge du Alphorn der lichtfrohen Alm
Auf hoffnungsergrünenden Matten.
Durchtönet die Seele mir, lenztraute Glocken,
Noch klingt als Echo des Liedes Frohlocken!
Ich singe dem Leben, so lang ich noch kann —
Dem Leben gehör' ich noch an!

Hygieinische Beglückwünschung
eines **silbernen Hochzeitspaares.**

Wenn auch nicht gerade auf „allgemeines" so doch auf mehrseitiges Verlangen und offen gesagt, auch aus eigenem Gefallen daran bring' ich nun auch die in H. VII S. 229 als Manuscriptdruck angedeutete Festrede vom 18. April 1883. —

Werthe Festgenossen!

Zur Theilnahme an der heutigen Festfeier eilte ausser anderen auswärtigen Gästen auch ich zu persönlicher Darbringung meiner Glückwünsche herbei. Nicht blos aber als einer der ältesten und innigsten Freunde des Jubelpaares erscheine ich, sondern auch als ärztlicher Vertreter des Berliner hygieinischen Vereins, welchem als Mitglied unser B. von Anfang an zugehört. Zweck und Ziel dieses Vereinswesens gehen — kurz gesagt — dahin, nach Art einer selbstständigen Gemeinde, unter Verzichtleistung auf medizinische Künstelei, Pflege des Wohlbefindens und im Falle der Erkrankung auch Heilung aus eigener Kraft anzustreben, überhaupt statt Krankheits- und Todesangst Gesundheitsfreudigkeit zu pflegen. Hat sich dieser Verein ordnungsmässig zwar erst kürzlich in der Reichshauptstadt gebildet, so stand doch seine Wiege hier in meiner Vaterstadt und Pathenstelle vertrat Niemand anderes als Freund B. mit seiner verständnissvollen Gattin, wie wir denn auch noch heute das B.'sche Haus als eine Hauptsäule unserer Sache schäzen.

Ein für unseren Kreis maassgebendes Werk über Kinderpflege (mein „Rathgeber für Mütter" jezt 2. Aufl. Stuttgart, 1885) nimmt seinen Ausgangspunkt von der bei der Taufe des jüngsten Sprossen, des nunmehr 7jährigen Musterknaben Paul von mir gehaltenen hygieinischen Pathenrede. Beim nächstjüngsten Sohne wandte sich eine im Rufe jäher Tödtlichkeit stehende Entzündungskrankheit rasch zur Genesung dadurch, dass sowohl die besorgten Eltern als auch der schwerleidende Kranke im Selbstvertrauen auf die Heilkraft der Natur standhaft blieben. (Ausführliche Berichterstattung über diesen Fall findet sich in „Sprechstunden" Bd. VIII S. 18 ff). In den Eltern selbst erkennen wir ein nicht blos im äusserlichen Festgewande, sondern auch, was noch mehr, in hygieinischer Kraftfülle prangendes Paar, das man, wenn's nicht der Silberschmuck verriethe,

erst für ein grünes halten möchte. Wie sie diesen Gesundheitsgrundbesiz rein aus selbstständiger Kraft erwarben, lehrt den einkehrenden Freund gleich der ihn überall anwehende hygieinische Hauch: in allen Wohnräumen frische, reine Luft bei Tag und bei Nacht, im Badezimmer ein beständig warm und kalt sprudelnder Wasserquell zur Übung der Hautpflege, an der Tafel bis auf die Brod- und Salzkrume eine ebenso schmack- als nahrhafte und gesunde Auswahl von Speise und Trank u. s. w. Nach Alledem, Geehrte, beglückwünsche ich hiemit im Namen des Berliner hygieinischen Vereins Herrn und Frau B. als leuchtende Beispiele für die Wahrheit unseres Lehrspruches: „Jeder ist, wie seines Glückes, so auch seiner Gesundheit eigener Schmied" und nach Alledem verheisse ich ihnen auch gesundes Durchleben eines zweiten Vierteljahrhunderts, also: Es lebe das angehende goldene Hochzeitsjubelfestpaar!" —

Kritik.

Alanus, Dr. med., praktischer Arzt; die Heilung der Schwindsucht auf diätetischem Wege. Berlin, Verlag von M. Breitkreuz. Pr. 1,50.—

Der Herr Verfasser, ein aufstrebender Arzt in bayrisch Franken, führte sich v. J. durch die im gleichen Verlage erschienene Schrift von der Pflanzenkost als Heilmittel (Vgl. Jhgg. I, S. 374) vortheilhaft in die hygieinische Schriftstellerei ein und bedachte auch schon Hygieia mit freiwilligen, mit Dank an- und aufgenommenen Beiträgen. In diesem Büchlein nun vertritt er wiederum den vegetarischen Standpunkt in seiner Anwendung auf das, was Andere „Tisch für Schwindsüchtige" nennen und dass ich mich da im Ganzen und Grossen auf seine Seite stelle, zeigt er selbst (S. 55) durch ein Citat aus meinem Lungenbuche. Nur bedaure ich, dass er seinerseits mir nicht in „Ueberschäzung" wie er's (S. 105) nennt, der frischen Luftcur oder, wenn auch nicht mir, so doch dem Altvater Hippocrates folgt, der durch sein „pabulum vitae" die reine Athemspeise zum Prima-Diäteticum erhob. Ganz irre geht er sogar, wenn er nach Klebs Fälle von schwindsüchtig gestorbenen Schäfern als Beweis für's Versagen der Luftcur vorführt. Diese Beispiele steh'n nemlich schon seit 1834 in des hygieinisch geschulten Dr. Baudelocque's Werk, und zwar als Beweis dafür, dass selbst bei luftfreundlichem Tageslaufe Schwindsucht erworben wird, wenn man — wie diese Hirten — die Nacht in der Schachtelluft eines Holzkastens verbringt! — Vollends das Tischtuch zwischen Collegen Dr. Winkler, wie er eigentlich heisst, und mir muss ich — wenn auch nur für

diese Sizung — zerschneiden, wenn er die Ansteckungsfähigkeit der Schwindsucht und damit die unheilvolle Bacillenlehre zum Ausgangspunkte wählt — dagegen die von mir weitläufig entwickelte (aber nicht atwa erst erfundene) mechanische Lehre völlig übergeht. Schon so arg greift die Schreckgespenstfurcht vor diesen harmlosen „Maden im Käse“ um sich, dass die Heilbedürftigen Staubauswurf oder blosse Mandelsteine als veritable Bacillen vorzeigen! — Auch abgesehen davon, gilt's vom hygieinischen Standpunkte ebenso gut für die Pflanzenkost, dass sie nicht blos mit dem Speise-, sondern auch mit dem Luftmagen verdaut sein will. Irrthümlicher Weise lässt ferner Dr. A. den Dr. R. H. Laenne an Verlezung durch tuberculöses Leichengift sterben, denn thatsächlich erlag dieser scharfhörige Koryphäe (dessen Bildniss ich vor mir hängen habe) der eigenen kurzsichtigen Curbehandlung mittelst Einathmung von Seetangdunst im Binnenraume, allgemeiner: der Unterschäzung der frischen, reinen Luft als Lebensspeise. Wenn ich meinerseits nun eben in einem Kalenderbeitrage über „guten kräftigen Mittagstisch“ den Besuch des vegetarischen Speisehauses empfehle, so möge mir hier der geschäzte Herr Verfasser die Censur zugutehalten: „Du siehst's wie ein verliebter — Vegetarier an!“ — P. N.

Penzoldt, Franz, Dr., Professor und Oberarzt der medizinischen Poliklinik in Erlangen; Lehrbuch der klinischen Arzneibehandlung. Jena, G. Fischer's Verlag.

Dies Werk, obgleich anscheinend pro domo geschrieben, enthält bemerkenswerthe Zugeständnisse über die vorherrschende Behandlungsweise mit Medicamenten z. B. folgendes:

„Ueber die meisten (Arzneimittel) geht das Urtheil der Ärzte sehr auseinander. Uralte, in früheren Zeiten hochangesehene Medicamente werden jetzt, je nach dem die Beobachter mehr oder minder skeptisch angelegt sind, ganz verworfen oder wenigstens geringer geschätzt. Zuweilen werden auch solche früher gebräuchliche Substanzen durch Jahrzehnte hindurch so gut wie vergessen, bis sie dann mit einem Male wieder gewissermassen neu entdeckt und gerühmt werden. Von manchen, besonders den ganz neu eingeführten Arzneikörpern kann man nicht selten zu gleicher Zeit Berichte mehrerer Forscher mit völlig verschiedenen Ergebnissen lesen. Ja, jeder Arzt erlebt an sich selbst, dass Mittel, auf welche er sich bisher verlassen zu können glaubte, ihm mit einem Mal unzuverlässig erscheinen.“

„Dass der Sammlung brauchbarer therapeutischer Erfahrungen am Krankenbett grosse Hindernisse entgegenstehen, ist genügend bekannt und ist bei der Complicirtheit der Arzneiwirkung einer-

und der Krankheitsvorgänge andererseits auch nicht zu verwundern. Worin die Schwierigkeiten aber im einzelnen Fall ihren Grund haben, ist nicht immer ganz durchsichtig. Derselbe kann in dem Arzneimittel, in dem Krankheitsfall und in dem Beobachter zu suchen sein."

„Die Beschaffenheit der Medicamente ist öfter Schuld an der Verschiedenheit der mit denselben erzielten Resultate. Aufgabe des Arztes bei der Arzneimittelanwendung ist es daher, sich von der Echtheit, Reinheit und Wirksamkeit seiner Medicamente zu überzeugen . . . . ."

„In der Art der einzelnen Krankheitsfälle, welche mit Arzneien zu behandeln sind, ist nicht minder häufig die Ursache abweichender therapeutischer Ergebnisse zu suchen. Schon die Unsicherheit unserer Diagnose im Allgemeinen lässt es nicht vermeiden, dass unter einer mit einem bestimmten Mittel behandelten Gruppe von Erkrankungsformen unabsichtlich auch andere nicht eigentlich dazu gehörige eingereiht werden . . . . . Die Unterschiede aber bis ins Einzelnste zu erkennen, ist bei dem heutigen Stande der Diagnostik schwierig und vielfach unmöglich."

„Endlich ist stets im Auge zu behalten, dass die Ordination eines Medicaments an sich schon dem Patienten fast immer eine gewisse Beruhigung und Genesungshoffnung gewährt, welche nicht nur subjektive, sondern zuweilen sogar eine objektive scheinbare Besserung vorzutäuschen im Stande ist. Auch das Umgekehrte findet nicht selten statt. „Individualisiren" heisst daher mit Recht die Parole, individualisiren dem Krankheitsfall sowohl wie der Persönlichkeit des Kranken gegenüber. Aber das Anwendungsgebiet der Arzneimittel ist vielfach so dunkel, unzugänglich und wechselvoll, dass auch mit dieser Richtschnur es vielfach nicht möglich ist, den rechten Weg zu einem sicheren Ziel zu verfolgen. Wenn wir aufrichtig sein wollen, müssen wir endlich den Grund der vielen Hindernisse der therapeutischen Erkenntniss auch in uns selbst, den ärztlichen Beobachtern, suchen. Die Art der Beobachtung ist unzulänglich, grösstentheils freilich ohne, zum Theil aber auch mit unserer Schuld . . . . . Eine vollständige klinische Untersuchung vor, während und nach der Arzneibehandlung gibt uns daher die grösstmögliche Sicherheit des Urtheils . . Leider ist dieses (das experimentelle) Verfahren nur bei den wenigsten Krankheiten anwendbar." —

Solche Ansichten über Arzneikuren sind für die unter hygieinischer Fahne Kämpfenden von Interesse. Nicht desshalb, weil sie uns etwas Neues sagen, auch nicht desshalb, weil Prof. Penzoldt als unser Gesinnungsgenosse gelten kann. Von Interesse aber sind

seine Ausführungen für uns desshalb, weil sie von einem Kliniker kommen, mithin von einer Stätte, die den „einfachen" praktischen Ärzten als Bezugsquelle der medizinischen Wissenschaft dienen soll.

Die Arzneibehandlung ist also nach Prof. Penzoldt, dem wir hier völlig beipflichten, nur dann ehrlich und erfolgreich anwendbar, wenn 1) die Arzneimittel von tadelloser Beschaffenheit sind, 2) die Krankheit vom Arzte völlig klar erkannt und 3) der Arzt im Stande ist, die Arzneiwirkung nach völlig einwandfreier Methode zu ermessen und zu beobachten.

In wie vielen Fällen, so fragen wir, treffen aber diese Voraussetzungen zu? Und gesetzt auch, sie seien alle erfüllt, ist nicht trotzdem unsere Diagnose „im Allgemeinen unsicher," ja „vielfach unmöglich?" Ist nicht trotzdem „das Anwendungsgebiet der Arzneimittel vielfach so dunkel, unzugänglich und wechselvoll, dass es vielfach nicht möglich ist, den rechten Weg zu einem sicheren Ziel zu verfolgen?"

Wir kommen demnach zu der Schlussfolgerung, dass die hygieinische Therapie, welche die Krankheiten nur in grossen und wesentlichen Zügen aufgefasst wissen will, sich schon dadurch vor der arzneilichen Therapie vortheilhaft auszeichnet, dass sie die Fehlerquellen, welche die Beobachtungen und Schlussfolgerungen der Arzneimitteltherapie nach dem Zugeständniss aller ehrlichen Forscher notwendigerweise stören, bis zu einem gewissen Grade vermeidet. Das Einfache und Klare wird über das Verwickelte und Dunkle siegen — die hygieinische Therapie wird dereinst die alleinherrschende sein, sogar in den Kliniken! —

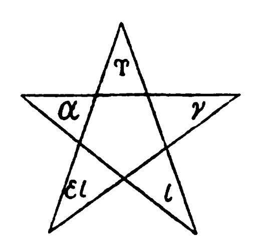
Dr. Gerster.

Hygieinische Apotheke und Ausstellung.

„Medicamentum est, quodcunque vides, quocunque moveris".

---

44. Voltmer's Muttermilch



nennt sich ein Präparat, das von Voltmer & Co. in Altona (Holstein) hergestellt wird und das den bisher bei künstlicher Ernährung von Säuglingen gebräuchlichen Kindermehlen gefährliche Concurrenz machen wird.

Das Verfahren zur Herstellung dieses Präparates ist folgendes: Aufgekochte Kuhmilch wird auf ihre mehr wechselnden Bestandteile täglich, auf die beständigeren von Zeit zu Zeit untersucht und nach Ergebnis

der Analyse mit soviel destillirtem Wasser, Zucker, Salzen und auf ihren Fettgehalt untersuchter Sahne versetzt, dass die mittlere Zusammensetzung von Frauenmilch erreicht ist. Dies Gemenge wird dann weiter so präparirt, dass die Gerinsel bei Säurezusatz denen der Frauenmilch ähnlich, nemlich höchst feinflockig, werden. Die so präparirte Milch wird schliesslich durch Erhitzen in einem luftdicht verschlossenen Kessel sterilisirt, das heisst frei von entwickelungsfähigen Keimen gemacht.

In der ärztlichen Praxis bewährt sich die Voltmer'sche Muttermilch in einer Reihe von Fällen ganz vorzüglich. Ist auch im Allgemeinen die unverfälschte und in geeigneter Weise zubereitete Kuhmilch der beste Ersatz der natürlichen, mütterlichen Nahrung, so ist doch zuweilen auch für Kuhmilch ein Ersatz nötig, wenn dieselbe entweder nicht in guter Beschaffenheit zu haben ist oder vom Säugling in keiner Verdünnung vertragen wird. In solchen Fällen versuchte ich in letzter Zeit Voltmer's Muttermilch und fand, dass sie selbst von sehr schwächlichen und herabgekommenen Säuglingen gut vertragen wurde und sie rasch genesen und gedeihen machte.

Das in luftdicht verschlossenen Blechbüchsen aufbewahrte Präparat ist von bräunlichgelber Farbe, hat ungefähr Syrupsconsistenz und wird im Verhältnis von 8—12 Teilen auf 100 Teile Wasser gelöst. Geruch und Geschmack sind angenehm und würzig, so dass es von den Kindern ausnahmslos gerne genommen wird.

Haben sich kränkliche Kinder bei dieser Nahrung etwas erholt, so kann man derselben allmählich und vorsichtig Kuhmilch beimengen und wenn selbe nun vertragen wird, zu ihr als ausschliesslicher Nahrung übergehen. Dr. Gerster.

Nachtrag. — Der früher (Jhrg. I S. 425) unter Nr. 29 geschilderte Apparat von Dr. Soxhlet wurde lezthin in der Düsseldorfer Tagespresse, wie ich aus mir zugegangenem Ausschnitte ersah, von Dr. Wehberg scharf angefochten, namentlich was die gesundheitliche Bedeutung der völligen Sterilisirung betrifft. Dr. Gerster nun, dem ich die Frage zur Entscheidung vorlegte, erkennt in einem Nachtragschreiben (d. d. 26. August) den Kern der Dr. W.'schen Ausführungen als berechtigt an, nachdem ihm selbst mittlerweile Fälle vorgekommen, in denen der Soxhlet „unbegreiflicher Weise" nicht gut gethan. Im Allgemeinen glaubt er das Für und Wider so entscheiden zu dürfen:

„Wo Kuhmilch hygieinisch richtig gewonnen und behandelt wird, ist sie der allein richtige Ersaz der Muttermilch. Wo aber die Kühe schlecht gehalten werden und die Milch der Gährung ausgesezt ist, da muss Soxhlet her. Das Kochen im S.'schen Apparate darf

nicht bis zur völligen Sterilisirung der Milch fortgesezt werden und vor dem Gebrauche ist das S.-Fläschchen einige Zeit lang der Luft auszusezen." —

45. Dreierlei Buttermilchschüsseln.

In hiesigem Kreise gilt schon immer statt der gewöhnlichen Brodsuppe da, wo sie angebracht und gerne genommen wird, durch Zuckerzusaz versüsste Abkochung mit Buttermilch sowohl für schmack- als nahrhafter. Nunmehr erhielt ich vom Stammleser, Herrn K. Haase auf Ziethen, noch folgende höhere Recepte:

a. Buttermilch-Suppe oder Buttermilch-Kalteschale.

Zu Buttermilch, die von nicht zu stark gesäuerter Sahne herstammt, wird nach Geschmack süsse Sahne zugesetzt. Geriebenes Roggenschrotbrod wird in der Pfanne unter Zusatz von wenig Butter und Zucker nach Geschmack geröstet. Nachdem dies abgekühlt ist, werden Buttermilch und Brod, jedes für sich, gereicht, so dass Jeder nach Belieben sich in die Buttermilch hineinthun kann. Man kann auch das Brod 1/4 Stunde vor Anrichten in die Buttermilch thun, es wird dann weich. —

b. Lausitzer Buttermilchsuppe.

Ein Viertelliter süsse Sahne wird mit einem gehäuften Esslöffel Weizenmehl verrührt, ungefähr 3 Liter Buttermilch, die von nicht zu saurer Sahne herstammt, dazu gegossen und unter fortwährendem Rühren bis zum Sieden gebracht. Währendem kommt hinzu: Citronenschale, Zucker, Salz, nach Belieben, auch ein wenig Zimmet. Wenn die Buttermilch aufkochen will, rührt man sie mit dem verquirlten Gelben von 4—5 Eiern ab, natürlich vorsichtig, damit nichts gerinnt. Nachdem die Milch vom Feuer genommen, füge man nach Geschmack etwas Citronensäure und einige Löffel guten Rum hinzu. —

c. Buttermilch mit Stampfkartoffeln.

Zur Buttermilch, die in obiger Weise bereitet ist, werden sogen. Stampfkartoffeln gegessen, d. h. die Kartoffeln werden mit der Keule zerquetscht und hineingemengt werden kleine Speckwürfel und gebratene, gehackte Zwiebeln. —

46. Essbare Pilze.

Die 24 häufigsten essbaren Pilze, welche mit giftigen nicht leicht zu verwechseln sind, in natürlicher Grösse dargestellt und beschrieben mit Angabe ihrer Zubereitung, von Dr. J. Röll. Mit 14 Tafeln in Farbendruck. Tübingen, Laupp's Verlag. Pr. M. 3,60, geb. 4,00. —

Dies Werkchen eines Darmstädter Fachgelehrten bring' ich in dieser Sparte mit Rücksicht auf den Umstand zur Anzeige, dass gerade in diesem Sommer die Meldungen von Vergiftungsfällen durch

Pilzgenuss sich wie „aus allen Ecken und Enden“ des Vaterlandes häufen, während mir das einzig sichere Gegengift oder richtiger Vorbeugungsmittel in einer Schrift wie diese geboten scheint. Mich erinnert sie zunächst an die in irgend einem Schulbuche enthaltenen Bilder von giftigen, aber jezt längst aus dem Weichbilde der Grossstadt verschwundenen Pflanzen und Früchten wie Schirling, Tollkirsche u. dgl. In unserem Thiergarten, Grünewald, Wuhlheide jedoch wuchert des Pilzes üppige Fülle noch immer fort und erst in der Neuzeit lernten wir dies frei umherwachsende Nahrungs- und Genussmittel als solches schäzen. Schon vor 3 Jahren hielt in unserem hygieinischen Verein (Vortragsabend vom 12. Nov. 86) die Schriftstellerin Fräulein Freitag einen Vortrag über essbare Pilze und gab uns durch Vorlegen eines „Musterlagers“ erst eine richtige Vorstellung von ihrer Häufigkeit und Mannigfaltigkeit. Wie reich auch von auswärts her die Zufuhr zu den Marktpläzen, bemerkte ich u. A. eines Maitages auf der märkischen Landstrasse, als mir ein förmlicher Train von bäuerlichen Einspännern mit lauter Körben voll frischer Morcheln begegnete. Auch der gewöhnliche Pfefferling gibt nicht blos ein schmackhaftes Gemüse, sondern nebenbei noch eine feinwürzige Brühe ab. Sei's nun, dass die Selbstsammler mit unkundigem Auge und Griffe vorgehen oder dass auch die Marktwaare gesundheitswidrige Stücke enthält, so bietet das Röll'sche Werk sichere Anleitung, um uns diese Schädlichkeit noch rechtzeitig vom Leibe zu halten. Die altväterische Giftprobe mit einem angeblich schwarzanlaufenden Metalllöffel erscheint von vornherein dadurch werthlos, dass ja unorganische Reaktion überhaupt nicht in Frage kommt. Wenn auch neulich ein Breslauer Fachgelehrter, Dr. Ponfick, der für unschuldigen, feinschmeckenden Morchel die Möglichkeit magenverderbender Wirkung nachsagen zu müssen glaubte, so gilt doch im Ganzen und Grossen die Unterscheidung von nichtgiftigen und giftigen Pilzen schlechthin und mag, wenn erstere mal schlecht bekommen, der Fehler in unvollständiger Zubereitung liegen. Nun wohl! in diesem Röll'schen Büchlein findet man sich nach beiden Seiten hin sicher berathen: einmal sieht man sämmtliche essbaren Pilze in sprechend ähnlicher, auch was die Farben betrifft, Abbildung von natürlicher Grösse, zum Ueberfluss auch auf Taf. III den mit Champignon leicht zu verwechselnden, aber gleich anders riechenden Knollen-Blätterschwamm, beisammen und dann liest man eine genaue Anweisung zu gesundheitsgemässer Zubereitung jeder einzelnen, zum Schluss noch: Anweisung zur Selbstzüchtung von Champignons. Wie die Kochbücher der Davidis, Kübler u. A., so sollte auch dies Röll'sche Pilzbuch als unentbehrliche Ergänzung auf dem Tische keiner Hausfrau fehlen. Der

verhältnissmässig hohe Preis rechtfertigt sich vollkommen durch die Genauigkeit und wahrhaft künstlerische Ausführung der Farbenbilder.

In welch' hohem Ansehen der Pilz im alten Rom, und zwar noch zur Zeit der Feinschmeckerei nach Lucullischem Maassstabe, stand, lehrt ein Epigramm des Martialis, welcher lieber auf Diamanten und Perlen als auf seine „Boleti" verzichten zu wollen erklärte, wörtlich: „Argentum atque aurum facile est laenamqua togamqua mittere; boletos mittere difficile est. Nach Lenz verstanden die Alten unter Boletus unseren Agaricus caesareus. Mit einem durch künstliche Beimischung vergifteten Pilzgerichte brachte Kaiserin Agrippina ihren Gemahl Tiberius Claudius um, daher der saubere Thronfolger Nero die Schwämme spöttisch Deorum cibus — Götterspeise nannte! —

Hygieinischer Lesetisch.

Dem Altmeister der deutschen Hygieine, Dr. M. v. Pettenkofer, den als solchen auch schon Hygieia (Jhrg. I, S. 407 und Jhrg. II, S. 2) an ihrem Theile zu feiern suchte, wurde nachträglich zu seinem 70. Geburtstage noch aus Italien eine grossartige Ehrung zutheil, nachdem schon auf dem Wiener Congresse (1887) die Regierung durch Professor Mosso eine ganz auf Seiten der Pettenkofer'schen Seuchenverhütungslehre (der sog. localistischen im Gegensaze zur contagionistischen, bacillären) stehende Erklärung abgegeben: Nicht mehr nemlich durch Absperrungsmassregeln (Quarantäne), sondern durch Reinhaltung von Grund und Boden sucht sie dem Cholera- und Typhusausbruche vorzubeugen (vgl. den Bericht aus Neapel in H. VII, S. 212). Als geistigen Urheber dieses Fortschrittes nun feierte die Mailänder Königliche Gesellschaft für Hygieine den schon von König Umberto durch hohen Orden ausgezeichneten Münchener Gelehrten mit Uebersendung einer prachtvoll ausgestatteten, auch von Hygieinikern anderer italienischer Städte unterschriebenen Huldigungs-Adresse (Ausschn. aus „Münchener klin. Wochenschrift" Ende Juni von Dr. Gerster). —

„Israelit und Jeschurun, Central-Organ für das orthodoxe Judenthum" herausgegeben von Dr. Lehmann in Mainz (XXX. Jhgg. Nr. 60, d. d. 29. Juli 5640=1889) bringt auf S. 1023 eine warme Empfehlung „dieser in keinem Hause und auf keinem Büchertische fehlen sollenden" Hygieia, als „einer Zeitschrift, aus welcher Jedermann selbst sein eigener und seiner Familie Gesundheitswächter zu werden leicht lernen kann." —

Präsident Carnot (in Hygieia schon Jhrg. I, S. 49, als schöngeistiger Schriftsteller eingeführt) erweist sich in körperlicher Leistung als ein wahrhaft gehörnter Siegfried, besonders was das drüben an der Seine so landläufige und zugleich „interessante" Leiden der Nervosität betrifft. Obgleich durchaus kein Jüngling mehr (geb. 11. Aug. 1857) und mit seinem kaum mittelgrossen, schmächtigen Körperbau, kleinen Kopf und schmalen Gesichte eher wie ein Schwächling aussehend, entwickelt er — jetzt zur Zeit der Ausstellung — schon seit Monaten eine fast übermenschliche Spannkraft und gönnt sich binnen 24 Stunden kaum mehr als 5 Stunden Schlaf. Bei

Tage bewegt er sich stundenlang in der Ausstellung, nicht aber im Bummelschritt und mit gelegentlichem Ausruhen, Einkneipen u. s. w., sondern in ausgesuchter (wäschegestärkter!) Kleidung, im feierlichen Schritte, Soldaten hinten, Soldaten vorn, zu beiden Seiten eine Mauer von Neugierigen und Zudringlichen, deren Jeder mit ihm Händedruck wechseln, ihn für irgend ein Fabrikat interessiren will. Alle Augenblicke brausen ihm die Töne der Marseillaise entgegen, muss er Anreden entgegennehmen und mit „verbindlicher" Gegenrede beantworten. Verlässt er endlich und nur noch automatisch nickend, lächelnd, winkend den Marterplaz, so fährt er nur eiligst nach dem Elysée, um sich zu einer weiteren Festlichkeit umzukleiden, abermals die Marseillaise über sich ergehen zu lassen, Reden anzuhören und zu halten, immer aber in „strammer" Haltung zu verharren; kurzum: der Mann „zerreisst" sich förmlich und hezt sich ab, ohne einen ruhigen Augenblick für sich zu haben, und sieht auch so abgespannt aus, dass man schon fragt, ob er's noch die vollen weiteren 3 Monate aushalten wird.

In dieser Widerstandsfähigkeit liefert Herr Carnot ein Seitenstück, aber ein weit gediegeneres, vernünftigeres und ausdauernderes, zu dem Helden der Revolution von vor 100 Jahren, deren Andenken und Bildnisse ja gerade jezt von den illustrirten Blättern wieder aufgefrischt werden, nemlich zum gewaltigen Mirabeau, der aber troz seines Riesenkörpers schon mit 42 Jahren (1791) elendiglich starb, nachdem er noch kurz vorher den Bedienten angeherrscht: „Halte meinen Kopf, den stärksten von ganz Frankreich!" Von ihm schrieb Graf Schlabrendorf u. A.: Er hatte sich im Zauberbecher des Nachruhms berauscht . . . Er konnte lüderlich, aber nicht gemein und niederträchtig sein; mit gleicher Leichtigkeit brachte er sich seinen Tugenden wie seinen Lastern zum Opfer; er lebte in beständiger Unruhe, ermüdete täglich allein 3 Pferde, 3 Bediente, ebensoviel Schreiber und Polizisten. Um 1 Uhr Nachts legte er sich hin, aber oft schon um 2 Uhr weckte er die Bedienten und griff zur Feder u. s. w. —

Ebenfalls dieser Tage und in der französischen Hauptstadt leistete eine Kraftprobe von „eiserner Nervenfaser" der

Oberstaatsanwalt Quesnay de Beaurepaire. Doch wohl auch schon ein guter Fünfziger, der Ankläger des grossen Boulanger (Vgl. Boulangitis" Jhrg. I, 241), sprach er in drei Sizungen zusammen etwa 15 geschlagene Stunden lang, und zwar frei aus der Brust heraus, ohne jemals ein Wort erst zu suchen oder sonstwie zu stocken. Im „Temps" nahm die Rede 51 Spalten zu 221 Zeilen kleiner Sazschrift ein, was in gewöhnliche Buchform übertragen einen Band von etwa 375 Seiten füllen würde. Dabei zeichnete sich der Vortrag durch solche Klarheit, Uebersichtlichkeit und Gliederung aus, dass die Zuhörerschaft ihrerseits durch alle hier enthüllten Schleich-, Irrwege, Hinterhalte u. s. w. des „brave Général" wie am Zwirnsfaden folgen konnte — in der That eine Herculesarbeit in einem Augiasstalle! — Nicht messen kann sich mit diesen „Arbeitern" der jezt gerade auch in Paris angekommene

Erfinder Edison, der erst 42 jährige America-Man, aber schon völlig ergraut und überdies stocktaub! Dabei muss er sich von den Franzosen noch nachsagen lassen, er erfinde weniger selbst als dass er in Erfindungen Anderer „mache". Noch krummer aber wird's ihm drüben genommen, dass er keine Sylbe Französisch versteht. Er seinerseits hat freilich auch schon die Belästigung durch die landesüblichen Interviewers sowie Festfeiern zu seinen Ehren herzlich satt und wüsste sich am liebsten schon heute oder morgen wieder

zu Hause! In seiner Art immerhin ein grosser Mann von catonischem Schlage, der nach seinem Besuche auf dem Eiffelthurme und auf dem ihm zu Ehren bei Brébant gegebenen Frühstücke zum ersten Male in seinem Leben Wein zu sich nahm! — Seinen heimischen Tageslauf schilderte er einem Berichterstatter, wie folgt: „Ich arbeite hart, schlafe dabei aber selten länger als 4 Stunden am Tage; manchmal allerdings auch 10 Stunden, befinde mich dann aber nicht so wohl, indem mich meine Augen schmerzen und ich mich trozdem noch verschlafen fühle. So ging's auch meinem Vater, der ein hohes Alter erreichte, aber dabei wenig isst und noch weniger schläft. Ich selbst esse täglich nicht mehr als ein Pfund und zwar ein geröstetes Brod, Kartoffeln und dgl. Einmal bei der Arbeit, bleib' ich Tag und Nacht dabei und schlafe in den Kleidern, etwa von 1 Uhr Nachts an. Steh' ich dann um 5 oder 6 Uhr wieder auf, so fühl' ich mich wie von Neuem geboren." —

Trichinose brach wieder, Anfangs August, aus im Städtcheu Opalenitza (Provinz Posen): über 40 Personeu, obenan der Bürgermeister selbst, Herr Thorzewoki! —

Der Giftmordprocess Maybrick, der ebenfalls Anfangs August, aber volle 8 Tage lang halb' England und die ganze, grosse Handelstadt Liverpool in Athem erhielt, eignet sich in der That für's bekannte Sammelwerk „Der neue Pitaval" das ich seiner Zeit, so weit's damals erschienen, von Anfang bis Ende durchlas, als wahrhaft „sensationeller" Beitrag. So alltäglich die Anlässe zur Schürzung des verbrecherischen Knotens — eheliche Untreue weiblicher Seits, aufgedeckter Briefwechsel u. s. w. —, so dunkel bleibt meines Erachtens der „objektiv" festgestellte Thatbestand, auf Grund dessen die Geschworenen ihr „Schuldig" und damit das Todesurtheil über die „junge, schöne Frau" aussprachen. Todesursache: acute Magenentzündung durch chemisch nachgewiesenes Arsenik (arsenige Säure), dessen Bezugsquelle aber nicht nachzuweisen. Statt dessen im Haushalte aus „Fliegenpapier" (hier zu Lande nicht mit Arsenik, sondern mit Kobalt getränkt), andererseits, was der höchst geschickte Vertheidiger, Sir Rassel, zu betonen nicht verfehlte, die Gewohnheit des Verstorbenen, gegen seine „Nervosität" allerhand Specifica, u. A. auch das „unfehlbare" Arsenik einzunehmen. Doch erfolgte die Verurtheilung hauptsächlich auf Grund eines nur mittelbaren Indicienbeweises, nemlich eines aufgefangenen Briefes der Frau M. an ihren Buhlen, in dem's, obgleich der Zustand des Gatten damals noch gar nicht bedenklich, hiess: „Er wird sterben!" — Ich für meine Person, der ich früher mehrmals als Geschworener (einmal auch als Zeuge einer Hinrichtung) berufen wurde, hätte mich zum „Schuldig" nicht entschlossen, obgleich ich eine andere Erklärung des jähen Todes als durch Darreichung einer starken Giftgabe — die aber nicht klar bewiesen — nicht zu geben wüsste. — Die zu Gunsten der unschuldig (?) Verurtheilten in's Werk gesezte Massenbewegung gestaltet sich immer grossartiger, an ihrer Spize z. B. der namhafte Anatom Dr. Forbes Winslow. —

Das Touristenleben „an Bord" glaub' ich, obgleich selbst eingefleischte Landratte, nicht blos mit Rücksicht auf unsere überseeischen Säulen in Adelaide, Neu-Zeeland, Texas, Mexico, Chili und sonstwo in den Kreis der Betrachtungen ziehen zu müssen, sondern auch mit Rücksicht auf's jugendliche Landrattenthum, unter dem, wie ich immer wieder höre, der Drang zum „trans mare currere" so lebhaft um sich greift, dass z. B. jezt im August die Ueberfahrtspreise nach Nordamerica für die Person bis 100 M. mehr als früher betragen. Auch der Sinn der Daheimbleibenden wurde durch die See-

reisen unseres Kaisers Wilhelm dafür so belebt, dass vielleicht mancher „alter Knabe“ doch noch daran denkt, seinerseits auch mal solche Art von Reise zu thun. Ich selbst, dass ich's nur offen gestehe, überwand das Auftauchen solchen Triebes auf's Leichteste, nachdem ich bei jenem Ausfluge nach dem Meeresstrande (Hft. VIII, S. 229) das Innere eines Dampfers erster Classe gemustert, und jezt, nachdem ich die Berichte über die Flottenschau bei Spithead gelesen, scheu' ich mich nicht zu erklären: gewiss grossartig, aber doch glücklich der, der dabei seine Haut und — Lungen nicht zu Markte zu tragen brauchte! — Ganz aus der hygieinischen Seele spricht mir nemlich unser vielgereister, ebenso wohlwollender als kaltblütiger L. Pietsch, wenn er von seiner mit 2—300 M. bezahlten und nachher in Folge der ja allgemein bekannt gewordenen „Unliebenswürdigkeit“ des Bremenser Lloyd nur halb genossenen Fahrt an Bord der „Saale“ u. A. folgende Bilder entwirft:

„Diese übermässige Fülle des krausen schwülstigen Barock- und Rokoko-Schnitzwerks, der Vergoldungen und Malereien an den Decken und Wänden der Speise- und Gesellschaftssäle wirkt erdrückend, beklemmend, beängstigend, zumal bei ihrer geringen Höhe. Die überladenen Plafonds lasten auf unsere Köpfe herein. Von hunderten tafelnder Menschen erfüllt, machen diese Räume den längeren Aufenthalt während des Frühstücks und Mittags für jeden an freie Luft gewöhnten Menschen zu einer kaum erträglichen Qual. Wenn irgendwo, so scheint mir in unseren modernen Schiffen, die ja in ihrem Aeusseren jeden überflüssigen Zierrath abgestreift haben, einfache und schiffsmässige Eleganz der Raumausstattung geboten, glattpolirte, möglichst naturfarbige Holztäfelungen, lichte Decken, gemusterte, leicht ornamentirte Verkleidungen mit glasirten Fliesen. Eine Rückkehr zu solcher Einfachheit, von welcher sich, so viel ich weiss, die Nordamerikaner in ihren Passagierschiffbauten nie entfernt haben, wäre auch für die unseren dringend zu wünschen und anzurathen. In Bezug auf ruhigen Gang wie auf Sauberkeit und Nettigkeit der den nöthigsten Leibes- und Lebensbedürfnissen dienenden häuslichen Einrichtungen ist die „Saale“ desto vollkommener und untadeliger. Wer sein Nachtlager in einer engen Kabine, die er mit drei Schlafgenossen zu theilen hat, erhält, zumal wenn dieselben auf dem Geschlossenhalten des einzigen kleinen Rundfensters bestehen, wird freilich Ursache haben, allnächtlich auch das im übrigen beste Schiff zu verwünschen. Aber auch dieser Uebelstand hat wieder eine gute Folge. Selbst erklärte, gewohnheitsmässige Langschläfer treibt die Luft und Temperatur solcher Schlafräume zeitig von ihrem Lager und aus ihren Kabinen aufs Deck, wo der markerfrischende Athem des Meeres uns umweht und alle Dumpfheit und Schwere von uns hinwegnimmt.“

Was an Luft fehlt, findet man um so reichlicher durch Speise und Trank aufgewogen; denn weiter heisst's:

„Einem mässigen Menschen erscheint es kaum glaublich, welche Massen von Speisen bei den vier verschiedenen kleinen und grossen Mahlzeiten an Bord den Tischgästen geboten werden. Ich bewundere aufrichtig jene Tapferen, die sich wirklich durch alle Gänge dieser Speisekarten hindurch arbeiten, auch während man in der dumpfen Schwüle des überfüllten Saales ersticken zu müssen meint. Diese wackeren Esser, denen die Meeresluft den gewohnten mächtigen Appetit noch geschärft hat, erweisen sich für diese Gaben durch einen ebenso gewaltigen Durst erkenntlich, dessen Befriedigung besonders erkauft werden muss, da alles Getränk, mit Ausnahme von Thee und Kaffee, in die für den Billetpreis zu liefernden Leistungen nicht mit einbegriffen ist. Was hier am ersten Reisetage während der Mahlzeiten, besonders aber

zwischen und nach denselben, an Bier, Sekt, Kognac, Rothwein, Grogk von Mittags bis Mitternacht getrunken worden, erschien mir wahrhaft grossartig."

Nachher aber klingt der Bericht in folgenden Lobgesang auf die an der Naturquelle, auf Insel Wight, unverfälscht genossenen „markdurchdringende" Athemspeise aus:

„Welche Luft weht darüber hin! mit welcher Fülle frischer, würziger Düfte gesättigt! ihre linde Wärme durch den Seewind jederzeit erfrischt! Welche Ausblicke von allen hochgelegenen Pläzen an dem dies Kleinod ringsumhegenden, blaugrünen, silberglänzenden Meeresgürtel!" —

General von Philippowitsch, der „östreichische Steinmetz" mit 70 Jahren, aber noch in voller Rüstigkeit (woran wohl?) plözlich am 5. August verstorben, mochte die neuere Form des Militärarztwesens so wenig leiden, dass er auf Wiederherstellung der Josephinischen Akademie (was bei uns noch heute die Pepinière s. Jhrg. I, S. 213) hinarbeitete. „Ich begreife nicht" meinte er oft „die Leute sind jezt besser genährt als vor 30 Jahren und doch fallen sie wie die Fliegen. Hätt' ich nur die Chirurgen von ehemals, die Leute würden sich nicht trauen, krank zu werden." — Nach den von Dr. Derblich veröffentlichten Erinnerungen (s. H. VII S. 223) mochte dieser Vergleich darauf hinauslaufen, dass die alten Chirurgen sich mehr für's Leben, als für die Schule ausgelernt zeigten. —

Vom Blizschlage getroffen wurde am 14. August Nachmittags ein Ulanen-Commando von 4 Mann am hiesigen Spreeufer vor dem vielbesuchten Erholungsgarten „Zelten Nr. 1." Von einem zuerst getroffenen Baume fuhr der Blizstrahl ab und mitten in diesen Trupp hinein und streckte alle 4 Ross und Reiter zu Boden. Ein Mann, der 20jährige Freiwillige Wille, nebst Pferd blieb todt liegen, die Anderen erholten sich bis auf einen zweiten Mann, der, am ganzen Leibe wie gelähmt, davongetragen wurde. (Frühere Beispiele s. Hyg. I, 336). —

Im Eisenbahnwagen erstickt, und zwar durch einfachen Lufthunger, fand man 17 junge, kräftige Füllen, die, von einem Pferdehändler am 12. August auf dem Viehmarkt zu Arolsen für c. 5000 M. erstanden und in einem Güterwagen verladen, in Hersfeld (mit Personenzug, nach der Karte zu urtheilen, noch keine halbe Tagesfahrt) mausetodt, meist mit Schaum vor den Mäulern (Lungenschlag!), herausgezogen wurden.

Durch Mehlstaub erstickte jäh ein Müllergeselle in der westphälischen Ortschaft Bünde, Mitte August. Um den Weg zur Treppe hinab abzukürzen, sprang er in einen Mehlhaufen, in dem er aber auch sofort vollständig versank. Obgleich ihn nun die Kameraden sofort wieder befreiten, zogen sie ihn, wenn auch mit heiler Haut und Knochen, doch durch den eingeathmeten Mehlstaub an Lufthunger gestorben wieder heraus. — Aehnliche, aber durch Wasser bewirkte Fälle von kleinen, sich selbst überlassenen Kindern berichtete unser Polizeibericht lezthin zweimal hintereinander: in der Küche spielend geriethen sie mit dem Kopfe zuerst in einen Wasserbehälter und vermochten nicht, sich noch rechtzeitig wieder Luft zu schaffen. — Im Gegegensaz zu diesen häuslichen Vorkommnissen wunderte mich's schon immer, dass — glücklicher Weise — niemals von unseren von den Schiffern mit Kind und Kegel bewohnten Spree- und Havelkähnen solch' Ertrinken verlautet. Wie oft seh' ich da eben flügge gewordene „Läuflinge" an Bord unter Umständen herumspielen, dass nur noch ein Haar am Hineinplumpsen zu fehlen scheint, aber, wie ein frommer Spruch lautet: „Des Kindes Engel wacht!" —

Stabsarzt Dr. H. Schmelzkopf von der Wissmann-Expedition starb thatsächlich als Opfer seines rettenwollenden Herzenstriebes. Am 20. Juli auf dem Dampfer „München“ mit zur Jagd auf eine Insel fahrend, blieb er, weil das an Land sezende Boot nicht ausreichte, an Bord zurück. Als die Gefährten aber noch anderen Tages auf sich warten liessen, trieb ihn das Verlangen, ihnen, trozdem der Capitän warnte, schwimmend und mit Vorrath an Lebensmitteln umgürtet zu Hülfe zu eilen. Eine Zeit lang konnte man auch vom Dampfer aus seine Fährte verfolgen, bis er plözlich und spurlos verschwand, und zwar vermuthlich im — Rachen eines Hayfisches. Indem ihm amtlicher Seits gewidmeten Nachrufe hiess es u. A.: „Ein Muster treuester Pflichterfüllung, kühn in allen Gefahren, liebenswürdig im Umgange, hat er alle Herzen zu gewinnen verstanden.“ —

Der Grönlandsfahrer Dr. Nansen (Vgl. Heft VII, 216) verlobte sich mit der norwegischen Sängerin Eva Sars, gleich ihm eine leidenschaftliche Pflegerin des Sports und besonders tüchtigste Schneeschuhläuferin — ein „gesundes“ Paar fürwahr! —

„Glimmel“ nicht „Rauchrolle“ soll's fortan statt Cigarre heissen!— Ein Bremenser Fabrikant schrieb nemlich für die beste Verdeutschung Preise aus, worauf von 400 Bewerbern gegen 200 verschiedene Namen vorgeschlagen wurden. Das Preisgericht entschied sich für Belohnung folgenden Kleeblatts: „Rauchrolle, Glimmrolle, Duftrolle“ ebenso der Fabrikant, ohne jedoch seinen Abnehmern Zwang anthun zu wollen. Nachdem nun die Mehrzahl für „Rauchrolle“ gestimmt, erklärt in „V. Z.“ (d. d. 7. Aug.) der der Sache persönlich fernstehende Herr Friedrich Hermann (wenn ich nicht irre, der in Paris lebende Volkswirthschaftsschriftsteller H. N. Kuhn) das Wort für unaussprechlich, zumal in Zusammensezung: „Rauchrollenrauch, -spize“ u. s. w., schlägt daher als sowohl mundgerecht wie auch das Wesen- das Glimmen und Glühen — treffend das Wort Glimmel (Glimmelspize,- tasche,- kasten u. s. w.) ähnlich wie Klingel von klingen, Klöppel von klopfen vor. Solle überhaupt bei der jezt in Schwung gebrachten Verdeutschung ein volksthümlicher und nachhaltiger Werth herauskommen, so müsse man anstatt blos todt zu übersezen, geistig schöpferisch vorgehen.

Sehr wahr! Meinerseits möcht' ich daher unsern Tabakshygieiniker, Säule Rivoir in Cassel (Vgl. Jhgg. I S. 202), angehen, dass er fortan sein Fabrikat als „Glimmel Hippokrates“ ausbiete. Zum Worte Tabak bitte noch zu bemerken, dass es vom indischen Tabago d. h. Rauchröhre, also ursprünglich nur „lange Pfeife“ kommt, also genau genommen schon nicht auf Cig—, wollte sagen Glimmel und schon gar nicht auf Schnupf- oder Kau-Nicotinwaare (vom Chemiker Nicot) passt. Reste von Rauchpfeifen fanden sich in mexicanischen Gräbern schon aus der Zeit, wo's heutige Tabaksblätter überhaupt noch nicht gab. —

„Wild-America“ „Wild-Africa“ und wer weiss, welch' drittes „Wild“ noch im Bunde wimmelt jezt im Weichbilde unserer Haupt- und Residenzstadt, ohne mir bisher wesentlichen Stoff zu einer abermaligen Studie nach Art der des „Arabers und sein Pferd“ (Jhrg. I, 361) geboten zu haben. Doch glaub' ich wenigstens als Anhang zu den beiden früher (Hft. VII, 220) mitgetheilten Speisekarten aus civilisirten Küchen folgendes „Menu“ vom Tage des von „Wild-Africa“ gefeierten Neumondfestes hier mittheilen zu dürfen: „Hammel-Kaldaunen-Suppe — Nilsardinen in Kokusnussöl — Dattelgemüse mit getrocknetem Nilpferdfleisch — Geröstete Hammelbeine mit Reis — Hammelfleisch, auf glühenden Steinen gebraten — Bananen, Feigen, Datteln.“



Oktober 1889 **Zweiter Jahrgang.** **Heft X**

Dritte Folge der ärztlichen Sprechstunden; der ganzen Reihe Nr. 122.

Sämmtliche Sendungen für die Redaction sind an den Herausgeber in Berlin W, 10 Inseratauftträge und Bestellungen an die Verlagshandlung in Stuttgart zu richten. Die Herren Mitarbeiter und Inserenten, welche nicht über geeignete künstlerische Kräfte zur Illustrirung ihrer Beiträge und Inserate verfügen, werden gebeten, sich zu diesem Zwecke mit der Verlagshandlung in Verbindung zu setzen. Abdruck oder auch nur sofortige Lesung und Rücksendung unverlangter Manuscripte oder Recensionsexemplare kann nicht gewährleistet werden.

Ueber den praktischen Werth der wissenschaftlichen Diagnostik für die Krankenbehandlung.

Mit dieser Ueberschrift glaub' ich den beliebtesten Fehdepunkt zwischen der im Felde der Krankenbehandlung immer streitbarer aneinandergerathenden Gegnerschaft zu berühren: den studirten Medizin-Aerzten einerseits und den nichtstudirten Heilkünstlern, besonders den sich so nennenden Naturärzten andererseits, zwischen welch' lezteren unter sich wiederum durch einen in Hygieia schon (H. IV, 120) sattsam gewürdigten „Entdecker" eine Art von häuslichem Krieg über die Frage ausbrach, ob man dem Heilbedürftigen Alles, was ihm fehlt, ohne Weiteres an der Nase ansehen könne oder nicht. Wenn nun Hygieia ihrerseits diese Frage mit Rücksicht auf ihre, wie's im Zeitungschreiberstyle heisst, aktuelle Bedeutung aufs Tapet bringt, so verzichtet sie jedoch von vornherein auf sonst wohl naheliegende Partheinahme für oder wider eine der vorhin angedeuteten Gegnerschaften und findet anstatt dessen, um

dies Ergebniss gleich im Voraus zu verrathen, die Wahrheit in der Mitte liegend. Da's ihr dabei am lezten darauf ankommt, dem „lieben Publikum und hochverehrten Adel“ gegenüber etwas wie eine gewerbliche Meisterschaft auszuspielen, so kann sie dem rein sachlich bedachten Leser eine wissenschaftliche, wenn auch kurz gehaltene Vorstudie nicht ersparen.

„Qui bene dignoscit, bene curat!“ — Mit diesen uralten, in populären Schriften namentlich von einem E. Bock laufend betonten Lehrsaze wird also die Fähigkeit, das Wahre der Gesundheitsstörungen richtig zu erkennen, als Ausgangspunkt ärztlicher Hülfeleistung hingestellt. Doch entspricht er offenbar auch der heilbedürftigen Nachfrage insofern, als die Meisten erst dann zum Doktor zu gehen pflegen, wenn sie wissen wollen, was ihnen eigentlich „fehlt“. Hier nun begnügen sie sich beileibe nicht etwa mit der kurzangebundenen Antwort „die Gesundheit“, während ihre eigene Wissenschaft gewöhnlich nicht weiter geht, als dass sie sich wohl erkältet haben „müssten“ (so!). Diese Weisheit kommt ihnen wohl aus den Tagesblättern, welche laufend von hohen und höchsten Personen zu melden wissen, dass sie wegen leichter Erkältung die Stube oder, wenn schlimmer, Bett und Stube zu hüten haben, wobei man sich aber genau genommen weder das Wahre noch überhaupt etwas Gescheutes denken kann. Auch die wissenschaftliche Heilkunde arbeitete noch mit solch' obenhin gefassten Diagnosen bis zu der Zeit, wo sie blos aus den (subjektiven) Klagen des Kranken Anhaltspunkte und nur nebenbei aus der Art des Pulsschlags, dem Aussehen der Zunge, des Urins und sonstiger Ausscheidungen scheinbar greifbare Zeichen entnahm, wobei jedoch z. B. die noch heute massgebende Diagnose Gelbsucht immer wohl die äussern Erscheinungen (Symptome), nicht aber das Wesen und damit den Fingerzeig für die Behandlung angibt. Auch die noch heute beim Durchschnittsarztthume übliche und dem Durchschnittspublikum gegenüber unerlässliche Pulsfühlung wurde bereits vor bald 70 Jahren (1823) vom ebenso einsichtigen als aufrichtigen Berliner Dr. Formey als zweckloser Hocus-Pocus mit dem Zusaze gebrandmarkt: „Es gibt unzählige fleissige Pulsfühler, die nach 30 Jahren noch nicht wissen, worauf es bei Untersuchung des Pulses ankommt.“ Andererseits wuchs schon damals der Meister heran, dessen Name gerade dieser Tage durch Anheftung einer Gedenktafel an sein Geburtshaus in der böhmischen Stadt Pilsen von den Blättern genannt wurde, Dr. J. Skoda (geb. 1805, gest. 1881 in Wien, wo ich ihn noch im Herbst 1879 begrüssen durfte), wenn auch nicht Erfinder, so doch Bildner der aus objektiven Zeichen gewonnenen, sogenannten physikalischen Diagnostik, an deren weiterer Ausbildung mit einem

dreibändigen, allerseits als streng wissenschaftlich anerkannten Werke, sowie mit einem in 7 fremde Sprachen übersezten „Grundrisse“ in einem Theile mitgewirkt zu haben, ich mich dreist rühmen darf und hier deshalb rühmen muss, um dem Verdachte vorzubeugen, als rühre mein scheinbar geringschäziges Sprechen vom Mangel an gehöriger Kenntniss und Übung.

Indem ich die praktischen Einzelheiten des Beklopfens, Behorchens u. s. w. als wohlbekannt voraussezen darf, berichte ich sogleich die für uns schier unglaubliche Thatsache, dass Meister Skoda seiner Zeit wohl ein Jahrzehnt brauchte, um wegen seiner „wunderlichen“ Kunstübung nicht mehr ausgelacht zu werden, nachdem ihm zu Anfang von der Spitalleitung das Percutiren und Auscultiren sogar als „unziemlich und schmerzhaft“ förmlich verboten worden! — Heutzutage muss man's schon rügen, dass die Heilbedürftigen selbst, nachdem sie kaum eingetreten, an's Ablegen ihrer Kleidung geh'n, um sich „perinde ac cadaver“ recht „gründlich untersuchen“ zu lassen. Wie wenig troz aller „Gründlichkeit“ bei solch' stummen Gegenübertreten herauskommt, zeigte ein in hiesigem Verein für innere Medizin (3. März 1887) vorgetragener und mir in Abbildung vorliegender Leichenbefund: bei einer 42jährigen Frauensperson hatte man während des Lebens wohl einen Herzfehler, nicht aber troz fortgesezter Beobachtung mit Hammer und Hörrohr folgende erst in der Leiche entdeckte Organverschiebung, wie der beliebte Ausdruck lautet, constatirt: in der linken Brusthöhle die Lunge fast ganz durch den bis zur Spize hinaufreichenden Magen verdrängt, darunter zwei Stück Darmrohr und zwischen diesen und der Brustwand die halbe (sonst in der rechten Hälfte liegende) Leber! — Nicht als wollte ich mit dieser Enthüllung die Kunstfertigkeit der Herren Aerzte herabsezen, so möcht' ich damit doch ein grelles Licht auf die fast täglich zu hörende Rede werfen: „Der Herr Doktor hat mich sehr gründlich untersucht, aber Nichts gefunden und darum erklärt, mir fehle Nichts!“ — Meine eigenen Gedanken durft' ich mir darum beim Lesen der Berichte über den Krankheitsverlauf beim jugendlichen Erbgrossherzog von Baden machen, wo ein Catarrh (welches Wort hier wenigstens wider Gewohnheit richtig geschrieben stand) bald nach unten, bald zur Seite, etwa wie eine Figur auf dem Schachbrette „schlich“ und einmal auch eine thalergrosse (so!) Verdichtung des Lungengewebes constatirt wurde! — Nachträglich kann man's da ganz begreiflich finden, wenn schon in den Vierziger Jahren ein Gegner diesen Fortschritt durch die Steigerung verhöhnte, man höre durch's Stethoscop sogar die — Flöhe husten!

Heute passt dies Wort vollends auf all' die Feinheiten, welche — laut mir vor Augen gekommener Niederschrift — z. B. Bade-

ärzte aus dem Brustkasten herausklopfen oder in die Luftwege hineinhorchen, während der hausärztliche Berather sich damit begnügte, einen „Spizencatarrh“ obenhin zu constatiren, eine Diagnose, die man, wenn man sie von vornherein sucht, sicherlich bei jedem dritten Erwachsenen, gleichgültig, ob im Augenblick krank oder nicht, finden wird. Gleichwohl las ich solch' Spizencatarrh'chen auf einem Arztzeugnisse als Grund dafür geltend gemacht, dass ein berlinmüdes Dienstmädchen für den Augenblick in ländlicher Stellung bleiben musste!

Weit entfernt jedoch, mit diesen Bemängelungen das Ganze als solches herabzusezen, wollte ich nur im Voraus den Missbrauch kennzeichnen, der, wie mit jeder Neuerung, so auch mit dieser von unreifen, in Handwerkelei aufgehenden Köpfen betrieben wird. Dürfte doch selbst die einseitig betriebene physikalische Untersuchung — um diesen, genau genommen, gleichfalls einseitigen Ausdruck der Kürze wegen weiter zu gebrauchen — auch dem Heilbedürftigen als das bessere Theil darin einleuchten, dass sie der Gesundheitsstörung in sachlicher Weise auf den Leib zu rücken sucht, wogegen die mittelalterliche Art, besonders die Uringuckerei, lediglich auf Vorspiegelung ärztlicher Meisterschaft durch erzpriesterliches Gethue hinauslief. Dabei erhielt sich diese Specialität bis zur Neuzeit in Blüthe, z. B. in der Provinz Sachsen im Oertchen H., wo ein Landarzt Heilbedürftige aller Stände von Meilen weit in der Runde her oder vielmehr nur ihre Boten mit einer „Bulle“ in der Tasche heranzog. Der für seine Person — wie sich das bei grossen Aerzten gehört — kurzangebundene Herr Doktor überliess vorläufige freundliche Begrüssung der Ankömmlinge seiner Frau Gemahlin, die sie natürlich theilnahmvoll über die Einzelheiten des schlimmen Falls daheim ausholte, dann selbst dem überlaufenen Gatten das corpus delicti ins Heiligthum hineintrug und zu möglichst rascher Erledigung empfahl, nicht ohne ihm gleichzeitig das Ganze ihrer vorherigen Erkundigungen auszuplaudern. Kein Wunder also, dass dann bei der endgültigen Berathung der heilkundige Seher aus dem blossen Inhalte der Flasche auch dann das Richtige traf, wenn der ursprüngliche Inhalt unterwegs aus Versehen ausgelaufen und der Kürze halber von einem Gesunden wieder ersezt worden! —

Ebensowenig wartete der weiland Wunderschuster Lampe von Goslar erst die Entdeckung des Augenspiegels ab, sondern seiner geistigen Begabung genügte ein gewöhnliches Brennglas, um durch Hornhaut, Linse und Glaskörper hindurch, womöglich, bis hinter den gelben Fleck der Nezhaut zu „kieken“ und danach Menge und Mischung des heilkräftigen Kräutersaftes zu bestimmen. Nachher brauchte der Curgast nur jeden Morgen mit aufgehobenen

Fingern die Zahl der erfolgten Stühle anzudeuten, worauf der Meister jenachdem die erste Verordnung aufrecht erhielt oder änderte.

Ohne Lupe wie auch Brille und schon auf mindestens 10 Schritt sieht's gegenwärtig, wie schon (Heft IV, S. 120) verzeichnet, ein Leipziger „Entdecker" jedem Kranken wie im Gesicht geschrieben an, wo's ihm fehlt, und sei's nur Bruchschaden, Vorfall, Geschwulst am Leibe und dgl. Nachdem wir uns aber mit dieser „neuen Heilkunst" und ebenso mit der Hinfälligkeit der früher in wissenschaftlicher Form blühenden Schädellehre (H. III, S. 91) zur Genüge beschäftigt, stelle ich hier nur noch fest: schon im Jahre 1839, wo also eben die Wiener Schule aufblühte, beschäftigte sich der Freiburger Kliniker Dr. K. H. Baumgärtner mit wissenschaftlichem Ernste damit, etwas wie eine Gesichtsausdruckskunde zu schaffen: Physiognomica pathologica lautete der Titel seines, mir seiner Zeit vorgelegenen Werkes in 1/2 Imperial-Folio mit 80 nach der Natur gemalten Krankenbildnissen und 280 Seiten Text, Preis: 158 Mark — an sich ein Buch von einerseits — nach damaligem Stande des colorirten Illustrationswesens — künstlerischem Werthe und lehrreichem, aus redlichem Bemühen und umfassender Erfahrung hervorgegangenen Inhalte, dessen praktische Ausbeute aber auf das Geständniss hinauslief, das ich ebenfalls damals schon unter dem Bilde des Erlanger Klinikers, des grundgelehrten Dr. Cannstatt las und mir immer tiefer einprägen lernte: „Je weiter man in der Erkenntniss vordringt, desto mehr sieht man ein, dass man nichts weiss: mit dem Wissen wächst der Zweifel" — ein Geständniss, das ich mit der nachher folgenden „Bacille" (Nr. 109) zusammenzuhalten im Voraus bitte.

Einem anderen damaligen Lehrer, dessen Andenken im Ganzen ich aber hiermit nicht getrübt haben will, weil er in nüzlichster Absicht die Kunstfertigkeit des raschen ärztlichen Blickes als Steckenpferd zu reiten pflegte, spielte der neckische Zufall folgenden, wie der Ernsteste zugeben wird, unwiderstehlich-lächerlichen Streich: Einen in die Poliklinik nach vorbereiteter Reihenfolge eingetretenen Jüngling, an dem der aufgerufene Cursist Nichts Krankhaftes entdecken konnte, stellte dieser Meister als einen Fall vor, dem der Geübte auf den ersten Blick die — Taubstummheit ansehe, worauf dieser selbst in die Worte ausbrach: „Herr Professor, Sie verwechseln mich mit meinem noch draussen stehenden Bruder!" —

Andererseits schwebt mir aus der Spitalsklinik das Gesichtsbild eines bejahrten Handwerkers vor, an dessen Betttafel auf lateinisch „Magenkrebs" stand: trockene, fahle Hautfarbe auf fettlosem Untergrunde, mattes Auge und gerunzelte Augenbrauen, wie wenn er fortwährend innerliches Schmerzgefühl, hier wohl Magenkrampf, emptände

— also wie geschaffen zur Diagnostik nach dem Gesichtsausdruck, wie ich denn in der That noch lange nachher ähnlich aussehende Gesichter auf den ersten Blick als des Magenkrebses verdächtig betrachtete. Nach näherer Untersuchung und gereifterer Erfahrung jedoch kam ich dahinter, dass aus solch' elendem Ernährungsstande und finsterem Ausdrucke höchstens, und zwar auch dann noch nur mit Vorsicht auf allgemeinen Säfte- und Kräfteverfall geschlossen und das zu Grunde liegende örtliche Leiden erst noch durch Untersuchung in's Einzelne festgestellt werden müsse. Sieht man denn nicht z. B. blos Zahnwehleidende kopfhängerisch und mit einem Gesichte „wie ein Topf voll Mäuse" herumschleichen? Kann nicht auch einfacher Durchfall gerade saftreiche Leute vorübergehend so aussaugen, dass sie trocken und blass wie Abgezehrte aussehen? — Andererseits bekommt man aus dem Munde von Heilbedürftigen, die sich zusammenzunehmen verstehen, Leidensgeschichten zu hören, die man ihnen thatsächlich nicht ohne Weiteres ansieht. Doch auch zugegeben, die Krankheit stände ihnen im Gesichte geschrieben, kommt man denn in die regelrechte Berathungsstunde blos, um Gelegenheit zu einem Errathungskunststück abzulegen? — da, wo's gelingt, lassen sich allerdings Wundergläubige blenden und verherrlichen den Scharfblick des Heilkünstlers, wogegen sie das — viel häufigere — Nichterrathen verzeihlich finden und darum nicht weiter Lärm darum schlagen.

Auf ganz anderem Blatte steht die in der physikalischen Untersuchung sogenannte Schnell- oder Blizdiagnostik, als deren Meister der Kliniker Dr. Oppolzer (erst in Prag, dann in Leipzig und Wien, gest. 1871) galt. Dieser in der That geniale Praktiker bekam's z. B. fertig, nach einem ersten Griffe auf den entkleideten Brustkorb „Offenstehen des Ductus Bofalli (d. h. des sonst geschlossenen Stranges zwischen grosser Körper- und Lungenschlagader, äusserst selten vorkommend)" zu constatiren — nicht aber etwa ein blosser Blizgedanke aus begnadetem Seherauge, sondern einfaches Ergebniss höchster Übung in Berechnung objektiv wahrgenommener Zeichen, eine „Routine", wie sie alltäglich an Brustkranken erprobt werden kann: gar nicht erst zu klopfen und zu horchen braucht man, so erkennt man mit blossem Auge aus der Bewegung des athmenden Brustkorbes den „Herd" der Verschleimung, Verödung, Brustfellverwachsung u. s. w. Weit gefehlt aber, dass es nun heisst: „Sie können sich wieder anziehen!" so gilt's erst noch, durch nähere Untersuchung die Probe aufs Exempel zu machen und die Einzelheiten festzustellen, nicht auch blos an dieser ersten Stelle, sondern an allen zugänglichen Organen, kurzum, das ganze Körperinnere, wie wir's im engeren Kreise nennen, zu inventarisiren, ein Plan, der ja vom gewissenhaften Arzte auch

ohne augenblickliche Heilbedürftigkeit, z. B. bei Untersuchung behufs Lebensversicherung durchgeführt wird, während die Gesellschaft sich für eine blosse Abschätzung nach der Gesichtsausdruckskunde mit Recht bedanken würde.

Damit nicht genug, so bietet das Ergebniss der physikalischen Untersuchung nun erst die Grundlage zum Entwurfe des Krankheitsbildes, also der Einfügung des örtlich konstatirten Befundes in den Rahmen des ganzen „kranken Menschen,“ besonders mit Rücksicht darauf, ob und in wie weit das Lokalleiden den augenblicklichen Ernährungsstand und die künftige Lebensfähigkeit beeinflusst.

Ebenso werthvoll erweist sich die physikalische Untersuchung natürlich auch da, wo sich schliesslich keine greifbaren Localstörungen ergeben, und zwar hauptsächlich zum Troste für den Heilbedürftigen, dem dann erklärt werden kann, organische Veränderungen liessen sich glücklicher Weise noch nicht nachweisen. Einen Kunstfehler jedoch begehen leider nur allzuhäufig die Untersucher, welche das „Nichts gefunden haben“ ohne Weiteres mit „Ihnen fehlt Nichts“ übersezen, oder bei fieberhafter Erkrankung erst noch abwarten, ob sich z. B. eine durch Beklopfen nachweisbare Lungenentzündung entwickeln werde oder nicht, eine Schulfuchserei, über die die sogenannten naturärztlichen Schriften sich hie und da mit Recht aufhalten. Jeder halbwegs heranreifende Praktiker jedoch schüttelt diese Eierschalenreste mit der Zeit ab, um zu erkennen, dass, während ihm in der Klinik mit Vorliebe schwerere Fälle vorgetragen wurden, in der Alltagspraxis viel häufiger solche vorkommen, bei denen man „nichts findet“. Erst recht bewährt sich hier aber die schulmässige Untersuchung insofern, als sie die Diagnose „kein organischer Fehler“ mit bewusster Sicherheit zu stellen befähigt. Dazwischen bleiben auch Beispiele nicht aus, von denen sich die Schulweisheit des Durchschnittsarztes Nichts träumen lässt. Erzählte schon 1834 ein französischer Classiker, Dr. Andral, den Fall eines Kärners „qui promenait sa charette dans tout Paris avec un côté de la poitrine rempli d'eau (Brustfellexsudat der ganzen Seite),“ so stellte mir bei einem Besuche in Bad Lippspringe der jüngst (an Blutsturz und Aneurysma) verstorbene Dr. L. Rohden einen etwa 35jährigen Lehrer B. aus M. mit solch' ausgeprägtem Pyopemmothorax (Eiterluftsack im Brustfelle) vor, dass man den Mann nur kräftig zu schütteln brauchte, um mit freiem Ohre das Brustinnere wie eine halbgefüllte Wasserflasche glucksen zu hören. Trozdem bewegte sich der nichts weniger als abgezehrte Herr B. unter den Curgästen ohne sichtliche Beschwerde und erst vor Kurzem, also nach gut 12 Jahren, traf ich ihn in Bad Stuer, natürlich gealtert, sonst aber anscheinend „wohl und munter“ wieder.

Aus solchen Beispielen nun, deren ich eine ganze Reihe schon in meinem Handbuche zusammenstellte, nach und nach selbst erlebte und auch in naturärztlichen Schreibereien an die grosse Glocke geschlagen finde, folgt meines Erachtens keineswegs die von diesen Krakehlern beliebte Vorhaltung: „Was habt Ihr denn nun von Eurem Klopfen und Horchen, wenn Ihr den herausgedüftelten Schaden doch nicht heilen könnt, aber der Kranke Eurer Meisterschaft zum Troz weiter lebt!“ Ich meinerseits könnte dagegen genug Beispiele folgender Art geltend machen: Ein junger Mann von auswärts mit einem Herzfehler (Schliessunfähigkeit der zweizipfligen Klappe), dessen Geräusch (Kazenschnurren) sich sogleich der aufgelegten Hand förmlich aufdrängte, wurde von einem der hervorragendsten Naturärzte obenhin auf „Rheumatismus“ und meines Erachtens falsch behandelt. Dass man, so schwer's dem Geübten eingeht, selbst die einfachsten, heute schon fast jedem Kinde geläufigen Zeichen, wenigstens in ihrer ärztlichen Bedeutung, thatsächlich erst studieren muss, zeigte gleich zu Anfang folgendes denkwürdige Ereigniss: Als der Anatom Harvey (1649) die Erscheinung des Herzschlages entdeckt hatte oder richtiger: als hörbares Zeichen in die Untersuchung eingeführt hatte, fand einer der hervorragendsten zeitgenössischen Koryphäen, der italienische Medizingelehrte Aemilius Parisanus nicht genug Worte des Spottes über solche „Sinnestäuschung“ eines Engländers, von deren wirklichem Vorhandensein sich ein Italienerohr schlechterdings nicht überzeugen könne!

Mag die gegenwärtig von Draussenstehenden zur Schau getragene Abneigung theils ebenfalls im Nichtkönnen theils aber auch in blosser Krakehlsucht wurzeln, so verrathen sie ihren „durch keinerlei Sachkenntniss getrübten“ Standpunkt sogleich durch falsche Auslegung des Wortes „curiren“ überhaupt durch die Unmittelbarkeit, mit der sie ärztliches Wissen und Können als blosses Mittel zum Zwecke, zum Heilenkönnen denken. Die grosse Kluft nun zwischen ihnen und uns liegt in folgender Zusammenfassung: die physikalische Untersuchung gehört nothwendig zur Ausbildung des mit Bewusstsein thätigen Arztes, der sich aber vermöge dieser wissenschaftlichen Vorbildung, wenn von der Heilbedürftigkeit in Anspruch genommen, nicht als Heilkünstler, sondern als blosser sachverständiger Berather fühlend, als Trumpf seiner diagnostischen Ueberlegenheit den Lehrspruch ausspielt: Medicus naturae minister, non magister d. h. nicht Meister, sondern Diener der Natur fühlt sich der wissenschaftlich gebildete oder, wie ihn der Classiker Galenus mit einem Worte nannte: Arztphilosoph. Gar nicht kommt's ihm also bei, das Ergebniss der Diagnose zur Beantwortung der landesüblichen Frage zu verwerthen, welche Medizin er nun zu verschreiben habe.

sondern „helfen“ kann er nur mit Entwurf eines Curplanes, und zwar vom hygieinischen Standpunkte nur aus der Apotheke der „Heilkräfte, nicht Heilsäfte!“ Auch hier nennt er's gewöhnliche, wenn auch geruchlose Receptschreiberei, wenn's blos z. B. heisst: „Kaltwassercur, Packung“ u. dgl. (s. nachher Anhang unter I).

Als Arztphilosoph gibt sich der wissenschaftlich gebildete Berather andererseits dadurch zu erkennen, dass er's ganz dem Belieben des Heilbedürftigen überlässt, ob er sich ihm oder dem nichtwissenschaftlich Gebildeten anvertrauen will, wie es ihm überhaupt gar nicht beikommt, sich als Erbpächter der allein gesund machenden Heilslehre aufzuspielen. Nach wie vor bleibt ja die Praxis mannigfaltig und werden die Kranken gesund „beim, troz oder auch durch den Gebrauch“ der ihnen verschriebenen Cur!

Um dies Bekenntniss nicht blos für meine Person, sondern auch für einen Theil der mir sonst wohl gegenüberstehenden Schulmediziner schliesslich durch die Thatsache zu erhärten, so verweise ich auf das Wohlwollen, mit welchem soeben das heilkünstlerische Treiben eines einfachen Landpredigers, Herrn Pastor Kneipp, im altbayrischen Dorfe Wörrishofen (bei Station Türkheim, Linie Memmingen-Buchloe) allerseits verfolgt und z. B. in dem unter der schulmedizinerischen Welt allgemein verbreiteten „Central-Anzeiger“ (Nr. 35) mit förmlicher Begeisterung an die grosse Glocke geschlagen wird. Wenn auch Unsereinem mit diesem Lobgesang auf die arzneilose Behandlung nichts Neues gesagt wird und diese meine Monatsschrift ebenso wie die ihr vorangegangenen 100 Hefte laufend ganz gleiche Heilberichte, und zwar oft aus der Feder des Geheilten selbst brachten, so soll doch auch von unserer Seite diesem Seel- und Leibsorger in einer Person in dem Sinne Anerkennung widerfahren, in dem ich ja schon längst (Vgl. Jhrg. I, S. 79 unten) den Saz ausführte: „Es soll der Pastor mit dem Doktor gehen.“ Kann' ich zwar nachher (Anhang unter III) nicht umhin, mit dem würdigen Herrn Kneipp in Sachen „Wissenschaftlichkeit“ ein Hühnchen zu pflücken, so schlag' ich hier solchen Lapsus im Voraus gering an gegen die Art, wie er das leibsorgerische Werk im Ganzen und Grossen segensreich an der leidenden Menschheit bethätigt: „Ohne viel Worte zu machen“ so heisst's u. A. in diesem ärztlichen Lobgesange nimmt er den ganzen Menschen in Beschlag und wendet sich in erster Linie nicht an den Verstand, sondern an das Stiefkind der modernen Erziehung, auch der hygieinischen, an den Willen und geht selbst mit gutem Beispiele voran.“ Gar nicht auch hört man ihn etwa mit erzpriesterlichen Machtsprüchen, wie „Wasser thuts freilich!“ um sich werfen oder sonstwie rechthaberisch gegen andere Heilmethoden

aufbegehren, sondern einfach bescheidet er sich menschenfreundlichen Herzens mit Bethätigung des von Wissenschaftlichkeit ja ganz unabhängigen Liebeswerkes: „Die Heilkunst besteht nur im guten Willen zu heilen“.

Auf die weiter im Berichte vorgerechneten „brillanten“ Heilungen lässt sich der hygieinische Vers gar leicht machen: als Diagnostiker bewährt sich Herr Kneipp den ihn überlaufenden Grossstädtern gegenüber nach dem Vorbilde des französischen Weltweisen Montesquieu: „le souper tue la moitié de Paris, le dîner l'autre“, als „ordinirender Arzt“ nach dem eines Seume: „Es würde Alles besser gehen, wenn man mehr ginge“ u. s. w. Im Ganzen erinnert das Curleben von Wörrishofen an die ursprünglichen Heilstätten des alten Griechenlands, die abseits vom Strome der Welt gelegenen und von Priestern priesterlich geleiteten Alipterien (so genannt, weil u. A. gesalbt und massirt wurde) und thatsächlich zeigt sich unser aufgeklärtes Jahrhundert in Stücken der Heilbedürftigkeit noch immer als grosse, in die Ferne schweifende und an's Gängelband genommen sein wollende Kinder, denen, trozdem hier ja Alles natürlich zugeht, doch auch das scheinbare Wunder des Glaubens liebstes Kind. Einfach nemlich ziehen sie hier, kanzelrednerisch gesprochen, den alten Adam aus und thun in Sack und Asche hygieinische Busse. Mit der Zeit geht ihnen darüber aber wohl ein Licht über den Kernspruch hygieinischer Diagnostik wie Curmethode auf: „Jeder ist wie seines Glückes, so auch seiner Gesundheit eigener Schmied und der Arzt kann ihm höchstens die Hand dabei führen“ (§ 1 der Statuten des Berliner hygieinischen Vereins). —

Anhang.

Blüthenlese aus naturärztlichen Schreibereien zur Rechtfertigung der von Hygieia beliebten Vorausschickung „sogenannt.“ (Vgl. auch Bacillen 107 u. 8, H. IX, 257.)

I. „Unter Bädern denken sich die Meisten solche Wannenbäder, wie wir sie in unsern Badeanstalten zu nehmen gewohnt sind. Diese sogenannten (so!) Vollbäder fordern in der Krankenbehandlung keine Anwendung, ein Trost für diejenigen Mütter, welche nicht im Stande sind, rasch und viel warmes Wasser zum Baden herbeizuschaffen. Das Vollbad kühlt bei Weitem nicht so energisch ab, wie das von der Naturheilkunde benützte Halbbad, weil bei diesem, wie wir sehen werden, Wasser und Luft den Körper unausgesezt umspülen; ausserdem hindert es die Ausdünstung (so!) und beengt durch das Gewicht des auf dem Körper lastenden (so!) Wassers.“ Canitz-Siegert, Naturheilkunde (S. 9).

Dieser widernaturärztlichen Weisheit begegne ich vor einem in Lehre und Praxis vom Schwizstoss (Jhrg. I, S. 15, auch als Sonderabdruck kostenfrei zu beziehen vom Vereinscomptoir, W., Jägerstrasse 74) eingeweihten Kreise Spasses halber mit folgender, wörtlich wahren Erzählung:

Eine wegen „Hizausschlages" von einem der hervorragendsten Naturärzte berathene Köchin brachte folgendes „Vielerlei"-Recept mit:

„1) Wöchentlich 3 mal — 15 Min. — 37° R Dampf, Ganzpackung, 24° R Halbbad, Knetung. 2) An den übrigen Tagen: Abends und früh 18° R Abreibung des ganzen Körpers. 3) Nachts: 18° R Leibumschlag und Beinpackung. 4) Diät: alles Essig-Saure, scharf Gewürzte und stark Gesalzene meiden."

Der diese Cur ein wenig umständlich findende Dienstherr rieth dem Mädchen lieber folgendes abgekürzte Verfahren: Hier haben Sie 50 Pfg. und ein hygieinisches Vollbad-Recept (s. Sprechst. XX, 69), nach dem Sie jezt in die städtische Anstalt baden gehen". Gesagt, gethan und natürlich mit einem Schlage geholfen!

Hiezu meinerseits folgendes naturärztliche Preisräthsel: Wenn schon das Gewicht von Wannenbadewasser „beengend auf dem Körper lastet", wie entziehen wir uns in Zukunft der Beengung durch die mit einem Gewichte von 15000 Pfund tagüber auf unserem Körper lastende athmosphärische Luft?! (Vgl. Sprechstunden Bd. II, S. 12, sowie nachher unter Lesetisch: Prozess Canitz).

II. „Wer viel temperirtes (?) Wasser braucht, sollte keine Seife nöthig haben. Alle Seife trocknet die Haut aus, entzieht den Talgdrüsen ihr natürliches Fett, macht die Haut alt, welk und runzelig ... Ausser den Händen und zuweilen dem Halse ist wohl kein Körpertheil von mir (also auch nicht die Füsse — brr! P. N.) je mit Seife in Berührung gekommen. Ebenso liegt die Sache bei meinen Jungens." Aus Bilz, Das neue Heilverfahren (ausgeschrieben von Säule Dr. S. in H.)

Vermuthlich stammt demnach aus dem lieblichen Meerane folgende, mindestens gut erfundene Geschichte: Ein Gewohnheitsschmuzpeter (Vgl. Bacillen Nr. 98, 99, Jhg. III, S. 65.) will zum Maskenballe gehen, weiss aber noch nicht, wie er sich am gründlichsten unkenntlich zu machen hätte, worauf ihm von einem Wasserfreunde der Bescheid wird: „Da brauchen Sie sich blos mal ordentlich zu waschen!" —

Ebenfalls Spasses halber halte ich dieser widernaturärztlichen Weisheit folgende mir von Säule Sch. in St. abgeschriebene „Bacille" aus Friz Reuter's „De Reis' nach Konstantinopel" entgegen:

„Wie geht es Ihnen, Herr Vetter," frog Herr Groterjahn (den Seifenhändler) — „Dank velmals, Herr Vedder, min Geschäft

geiht sihr gaud; je mihr Bildung in de Welt kümmt, je mihr Seep ward verbrukt. Dor is en Mann, ick glöw nu is he jo woll in München, de Mann heit Liebig, mi hett dat min Dokter seggt, de hett dat utfünnig makt, dat Seep und Bildung tausamen hüren, und sörre de Tid wascht sick nu Allens, wat sick vördem gornich wascht hett." — (Ueber die hygieinische Bedeutung der Seife s. „Sprechstunden" II, 287 u. IV, 77). —

III. „Man nehme zwei Messerspizen geschabter Kreide, die eine in der Frühe, die andere Abends, und das Weiss der Kreide wird das Weiss der Bleichsüchtigen bald wieder in's gesunde, lebensfrische Roth verwandeln." Kneipp, meine Wassercur, S. 141, ausgezogen von Säule Gr. i. Schl., mit folgendem Zusaze:

„Kn. begründet die Anwendung der Kreide damit, dass sie Kalk, Schwefel und andere Stoffe oder besser Baumaterialien enthalte, welche der menschliche Körper besonders zum Bau des Knochengerüstes braucht und weist ferner darauf hin, dass er zu reiflichem Nachdenken mahnen müsse, dass nicht allein die Hühner, sondern auch andere Hausthiere, Körnchen, Mörtel und Sand verschlucken."

Wie schon oben (S. 279) bemerkt, soll diese Unwissenschaftlichkeit dem Herrn Pastor nicht tiefer nachgerechnet werden, aber als gleichzeitiger Landwirthschaftskenner sollte er doch über die Gründe, aus welchen Vögel nebenbei Sand schlucken, reiflicher Bescheid wissen, oder sollten auf altbayrischen Gehöften die Hühner — mit rothen Backen herumlaufen?! —

IV. „Selbst bei schwächlichen Personen darf das Wasser bei äusserer Anwendung nie wärmer sein als die Körpertemperatur. . . Eine andere Regel ist die, niemals kaltes Wasser auf eine kalte Haut zu bringen; der Mensch darf also nicht frieren, wenn er sich kalt abreibt." (!) — Professor H. Mund „Einführung u. s. w." (S. 10).

In diesem Falle heisst's umgekehrt: vielleicht ein guter Professor-Musikant, aber —! — Fortgesezt wird diese Sammlung nicht, sondern unter Berufung auf Bacillen Nr. 107 und 108 (Heft IX, S. 257) mit folgenden Treffer-Bacillen wie mit Doppelpunkt geschlossen:

Bacillen.

Zur Zensur „naturärztlicher" Ueberklugheit.

109) „Die Unwissenheit ist allein souverän deshalb, weil sie im Gefühle einer durch keine Sachkenntniss getrübten Sicherheit über alle Dinge dreist abspricht." *L. Börne.*

Zur Beruhigung.

110) „Es ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen!" Altes Sprüchwort.

Friedhof oder Urnenhalle?

nebst

Studie über Bodenluft- und Trinkwasser-Hygieine.

Von

Dr. med. Maximius.

I.

„Pulvis es, et in pulverem reverteris."

Wenn ich diesen Satz an die Spitze der nachstehenden Abhandlung stelle, will ich mich damit nicht etwa als Parteigänger Brunetti's einführen, der jenen mosaischen Spruch einer kleinen Schrift „La crémation des cadavres" voranstellte, die er auf der Wiener Weltausstellung 1872 an die Besucher vertheilen liess. Ich citire vielmehr nur einmal citandi causa. Nimmt sich doch so ein Motto, oder — wie man gut deutsch sagen würde — Merkspruch am Kopfe eines Aufsatzes unter allen Umständen recht hübsch aus, und entspricht etwa den Caviarschnittchen zur Einleitung eines Festessens!

Und schliesslich habe ich als Nichtkrematist nicht auch Recht, jenen Spruch für mich reden zu lassen, vielleicht noch mehr Recht als der Paduaner Professor und Erfinder des Reverberirofens Brunetti? Der Deutsche greift in solchem Falle auf den „Urtext" zurück. Da heisst es in wörtlicher Uebersetzung des Verses 19, Kapitel III des ersten Buches Moses: „Und im Schweisse deines Angesichtes sollst du dein Brot essen, bis dass du zurückkehrest zur Adamah (Erdboden), von der du bist genommen; denn „Aphar (Erdstaub) bist du und du sollst Aphar werden." Haben nun auch die Gelehrten des Pentateuch mit letzterem Ausspruch nicht über eine besondere Form der Todtenbestattung präjudiciren wollen, so huldigten doch bekanntermassen die Juden, wie alle anderen semitischen Völker: Araber, Phönizier, Aegypter nicht wie die Völker indogermanischen Stammes der Todtenverbrennung, sondern der Bestattung in Gräbern oder Grüften. Citate, Zahlen und Miethssoldaten

gleichen sich darin, dass sie für Jeden fechten, der sie nur anzuführen versteht.

„Hie Erdgrab, hie Leichenofen!" gilt ja heute wiederum als Feldgeschrei wie vor mehr als anderthalb Jahrtausenden, als das Christenthum zuerst mit der heidnischen, im alten Rom herrschenden Sitte der Leichenverbrennung zu brechen suchte. Aus den uns erhaltenen Schriften der Kirchenväter Tertullian und des Minutius Felix (um 180 nach Chr.) ersehen wir, mit welchem Eifer von beiden Seiten der Kampf um Erd- oder Feuerbestattung geführt wurde, seitens der Christen freilich nur mit einer gewissen Zurückhaltung, weil sie nicht wagen durften, dem noch im 2. Jahrhunderte nach Chr. in Rom vorherrschenden Brauch entschieden entgegenzutreten, und zunächst mit religiösen Gründen weniger als mit pietösen und gemüthlichen, Seitens der Heiden aber mit dem Rechte des physisch Stärkeren, mit Gewalt. Nun, wir wissen ja, wie die Christenverfolgungen, so auch die schwere im Jahre 302 nach Chr. unter Diokletian, stets nur einen kurzen Rückschlag brachten, wie mit dem Vorschreiten des Christenthums und mit der Entwickelung der christlichen Theologie die Feuerbestattung im alten Rom mehr und mehr in Abnahme kam, wiewohl direkte Verbote seitens der christlichen Kirche auch in den späteren Jahrhunderten niemals erfolgt sind, weder seitens der Concilien noch der Päpste. Die weltliche Macht verbot allerdings später (unter Karl dem Grossen) die Leichenverbrennung sogar bei Todesstrafe. Gehen wir aber noch weiter zurück in der Geschichte, so finden wir als älteste Bestattungsart das Einbalsamiren, die Mumifikation der alten Aegypter. Es handelte sich hierbei bekanntlich um eine langsame Austrocknung der Leiche in der heissen und trockenen Luft Aegyptens unter Anwendung conservirender Stoffe, die eine Pökelung der Leiche bewirkten, ein Verfahren, das ja in allerjüngster Zeit in der in Amerika aufgetauchten Leichentrocknung („Desikkation") d. h. der möglichst raschen Austrocknung der Leiche in einem durch Heizofen erzeugten, ununterbrochenen Strome trockener Luft, ihr Gegenstück zu finden scheint. Wir kommen vielleicht später darauf zurück.

Während wir aber in der Mumifikation der alten Aegypter eine nicht nur in religiösen Anschauungen begründete, sondern auch sanitär hoch entwickelte Bestattungsart sehen, entsprechend der vorgeschrittenen allgemeinen Gesittung dieses Volkes, begegnen wir bei uncivilisirten Völkern den urwüchsigsten Arten der Entfernung der Gestorbenen aus dem Bereich des Lebens. So überliesen die Baktrer und andere Asiaten die Leichenbestattung den Hunden, die Perser boten die Leiber ihrer Verstorbenen, indem sie dieselben

auf die Spitzen besonders für diesen Zweck errichteter Holzthürme steckten, den Raubvögeln zum Frasse; das Gleiche geschah ja noch im Mittelalter mit den Leichen am Galgen Gerichteter. Andere Völker legten die Leichen unbedeckt in die Wälder zur Nahrung für Wölfe nnd Hyänen und einige südafrikanische Volksstämme sollen dieses Verfahren noch heute üben. Von den Tibetanern wird berichtet, dass sie mit ihren Leichen ihre Felder düngten, nachdem sie dieselben zu einem Brei zerstossen. Ja Herodot erzählt von den Scythen, dass sie ihre Leichen verzehrten. Bei dem „Leichenschmaus" wurde das zerschnittene Fleisch des Verstorbenen dem gleichfalls in kleine Stücke zerlegten Fleisch geschlachteter Opferthiere beigemischt und dieses Ragout von der Trauergesellschaft verspeisst; ob roh oder zubereitet und letzteren Falls in welcher Form (Klops, Rostbraten à la tartare etc.) wird uns nicht mitgetheilt.

Aus diesen Beispielen ersehen wir, wie erst bei den Völkern, welche Staatenverbände oder überhaupt grössere geschlossene Gemeinwesen bildeten, wie die alten Agypter, auch gesundheitliche Rücksichten bei der Behandlung der Leichen und deren Unterbringung in ihre Rechte treten, indem man frühzeitig darauf bedacht sein musste, die lästigen und gesundheitsschädlichen Wirkungen, welche die Anhäufungen vieler Leichen auf die Gesundheit der Lebenden unter ungünstigen Umständen auszuüben vermag, zu verhindern oder einzuschränken. Auch als vor etwa einem halben Jahrhundert fast gleichzeitig in Deutschland und Italien (Coletti legte 1853 den ersten Aufsatz über den Gegenstand der Akademie zu Padova vor) sich eine Bewegung für Aenderung unseres bisherigen Bestattungsverfahrens geltend machte, war es zunächst und in erster Linie der gesundheitliche Vortheil, der von den Vorkämpfern für die Todtenverbrennung in den Vordergrund gestellt wurde. Wer das Buch von Riecke „über den Einfluss der Verwesungsdünste auf die menschliche Gesundheit und über die Begräbnissplätze in medizinalpolizeilicher Beziehung" vom Jahre 1840 und das von Trusen „Die Leichenverbrennung als die geeignetste Art der Todtenbestattung" (1855) liest, wird mir darin beistimmen. Sehr bald allerdings wurde die Frage in Folge ihrer in das gesammte Volksleben tief eingreifenden Bedeutung auch von den verschiedensten sonstigen Gesichtspunkten aus in mehr oder weniger wissenschaftlich gehaltenen Abhandlungen erörtert. Es handelte sich, wie Küchenmeister (Eulenbergs Vierteljahrschr. Bd. XLVI., S. 399) treffend bemerkt, um einen „theoretischen Kampf." Da wurde die volkswirthschaftliche, die juristische und religiöse Seite der Leichenverbrennungsfrage zur Erörterung gestellt. Aus dem Kreise der

Aerzte, der Verwaltungsbehörden ward von den Anhängern der Todtenverbrennung der Kampf in die urtheilslosen Massen hinausgetragen durch Aufsätze in belletristischen Zeitschriften, wie Gartenlaube (Reclam allein 1874 4mal) u. A., und fortgeführt mit allen erlaubten, wenn auch keineswegs immer wissenschaftlichen Mitteln.

Und auf gegnerischer Seite all dem Geschrei der Crematisten gegenüber Stillschweigen; wusste man doch, dass wenigstens bei uns in Deutschland nicht so warm gegessen, wie zuweilen gekocht wird. Von der ruhig wägenden Natur des Deutschen und dessen fest wurzelndem pietösen Sinn (man wolle hier nicht von Vorurtheilen reden) durfte man getrost das Gegengewicht gegen romanischen Zelotismus erwarten. Und diese Erwartung ist denn auch nicht getäuscht worden, wie mich eine bis 1. Juli 1889 reichende Statistik über Feuerbestattung in Gotha in einer kleinen Schrift von Wettig: „Die Leichenverbrennung und der Feuerbestattungs-Apparat in Gotha“ (S. 26) (Verlag von Carl Gläser in Gotha) belehrt. Sind es doch auch — soweit mir die betreffende Literatur zugänglich — nur zwei Schriftsteller, Wittmeyer in Nordhausen (Deutsche Zeit- und Streitfragen, Jhrg. V., Heft 71) und Wernher, weiland Professor der Chirurgie in Giessen, (Die Bestattung der Todten in Bezug auf Hygieine, geschichtliche Entwickelung und gesetzliche Bestimmungen, 1880) die sich bedingungslos für die Beibehaltung der Erdbestattung aussprechen. Kopp in Varrentrapp's deutscher Vierteljahrsschrift VII. Band 1. Heft will für die grossen Städte von 100,000 Einwohnern an die Feuerbestattung eingeführt wissen. Alle übrigen Autoren, und ihre Anzahl ist wahrlich nicht gering, mit den schon erwähnten Riecke und besonders Trusen in Neisse an der Spitze sprechen sich für die Todtenverbrennung aus, befremdlicher Weise aber für die sogenannte fakultative, nicht die zwangsweise. Küchenmeister thut dies noch in dem 1871 erschienenen „Lehrbuch von der Verbreitung der Cholera“, in dem er die fakultative Leichenverbrennung zur Verhütung der Weiterverbreitung dieser Seuche empfiehlt. Ich sage „befremdlicher“ Weise; für mich als Arzt nemlich gestaltet sich die Frage so: Ist unser bisher geübtes Bestattungsverfahren für die Gesundheit der Lebenden in dem Masse nachtheilig, dass seine Umgestaltung im Princip unumgänglich nothwendig erscheint, dann müssen wir folgerichtig allgemeine zwangsweise Abschaffung der vermeintlich verderblichen Erdbestattung und allgemein gesetzlich angeordnete Todtenverbrennung vom Staate zu erlangen suchen, dürfen uns aber nicht mit dem Erstreben einer halben Massregel begnügen, die als solche das öffentliche Wohl in keiner Weise zu fördern und darum auch seitens des Staates nie Berücksichtigung zu finden vermöchte.

Sind wirklich, wie die Vertheidiger der Feuerbestattung meinen Gefahren mit der Erdbestattung verknüpft, welche die Beseitigung der Friedhöfe erheischen, dann darf es nimmermehr dem einzelnen Staatsbürger überlassen bleiben, ob er seinen Verstorbenen auf unschädliche Weise bestatten will oder nicht, sondern dann müssen sowohl Privatrechte, wie wirthschaftliche Bedenken der Gemeinden und des Staats dem öffentlichen Wohl und Recht geopfert werden in gleicher Weise wie das bei der Schutzpockenimpfung und anderen dem Gemeinwohl dienenden Einrichtungen geschieht. Wir vermögen demnach in vorliegender Frage nur zwei Standpunkte als berechtigt und überhaupt diskutabel anzuerkennen: zwangsweise allgemeine Erdbestattung, oder zwangsweise allgemeine Feuerbestattung.

Ist denn nun die zwangsweise allgemeine Todtenverbrennung in gesundheitlicher Beziehung etwa zu verwerfen? Durchaus nicht. Es wird vielmehr gern zugestanden, dass eine sachgemäss und nach gesetzlich geregelten Normen unter fortdauernder Aufsicht des Staates ausgeführte Leichenverbrennung keinerlei Gefahren oder Unzuträglichkeiten für die Gesundheit der Lebenden oder auch — zweckmässigste Herstellung der Verbrennungsöfen vorausgesetzt — nur Belästigung derselben in sich birgt. Andererseits aber, so fragen wir, ist denn der Erweis der Nothwendigkeit der Beseitigung des gegenwärtigen Bestattungsverfahrens in streng wissenschaftlicher Weise erbracht? Sind denn die Friedhöfe thathsächlich Verderber des Erdreichs, des Trinkwassers und damit erwiesener Massen auch der Gesundheit? Sind die Friedhöfe, wie man ihnen nachsagt, in Zeiten der Häufung ansteckender Krankheiten beständige Gefahr für die Gesunden? Oder aber sind die verdächtigten, viel geschmähten Begräbnissstätten dennoch besser als ihr Ruf? Und gibt es wirklich beglaubigte Fälle von Wiedererwachen im Erdgrabe, von denen uns namentlich der Dichter Kinkel so schauerlich schöne Bilder entwirft? Ist denn weiter unser gegenwärtiges Bestattungsverfahren, welchem manche Unvollkommenheiten anhaften mögen, gar keiner Verbesserung fähig, um dasselbe in Bausch und Bogen zu verurtheilen?

Ich will versuchen, auf diese Fragen in möglichster Kürze Antwort zu geben. Wir wissen heute, dass der nüchternen Beobachtung die vielfach rein aprioristischen Befürchtungen, welche rücksichtlich der öffentlichen Gesundheit von Alters her an den Begräbnissplätzen hafteten, keineswegs Stand halten. Sollte aber, solange auf streng wissenschaftlichem Wege der Erweis der Nothwendigkeit der Beseitigung des Erdbegräbnisses nicht erbracht ist, dem Staate ein Recht, geschweige denn die Pflicht zustehen, vollständig umgestaltend da vorzugehen, wo so mannigfache die gesundheitliche Seite der Frage nicht berührende Rücksichten, deren

Erörterung an dieser Stelle unterbleiben muss, für die Beibehaltung der bisherigen Sitte sprechen? Ich glaube es nicht.

Die Erde, welcher wir die Leiche übergeben, braucht zur Zersetzung derselben in ihre anorganischen Bestandtheile eine Reihe von Jahren, für deren Zahl bestimmend sind: die physikalische und chemische Beschaffenheit des Bodens, dessen Feuchtigkeitsgrad, die Lufttemperatur, Körperbeschaffenheit, Alter und Geschlecht der Leiche und endlich auch die Todesart, und dementsprechend schwankt die Verwesungsdauer innerhalb ziemlich weiter Grenzen, nach Riecke's Beobachtungen zwischen 3—25 Jahren. Denselben Endzweck, und zwar in gleich vollkommener Weise, erreicht der nach den Grundsätzen moderner Pyrotechnik erfolgende Feuerverbrennungsprocess bei 600—800° C. innerhalb weniger Stunden (die Zahl derselben wird im Wesentlichen von der grösseren oder geringeren Leistungsfähigkeit des Verbrennungs-Apparates abhängen). Die Endprodukte der Verbrennung durch Feuer sind ja im Allgemeinen dieselben, wie bei der Erdverwesung; nur gelangen die in der Leiche enthaltenen Flüssigkeiten bei der Verbrennung nicht unmittelbar in den Boden, sondern sie verdampfen, und anstatt Amoniak und Salpetersäure entwickelt sich freier Stickstoff. Als der vollkommenste Apparat in diesem Sinne gilt wohl — soweit mir bekannt — zur Zeit noch der von Fr. Siemens in Dresden erfundene und mit dem ersten Preise gekrönte Regenerativ-Ofen. Derselbe soll die Vorzüge rascher und reinlicher Arbeit (Verbrennung der Gase und Dämpfe im Feuer selbst) mit dem der grösstmöglichen Feuerungsersparniss (auch dann wenn er, wie jetzt, nicht ununterbrochen thätig ist? Vf.) vereinen und ist auch in Gotha im Gebrauch. Ausführlich beschrieben und abgebildet ist er bei Wegmann-Ercolani (Zürich) (Ueber Leichenverbrennung als rationellste Bestattungsart S. 38 ff.) Auch weiland Prof. Reclam hat ihn in verschiedenen belletristischen Zeitschriften beschrieben und empfohlen, und endlich gibt neuesten Datums Küchenmeister eine ausführliche Beschreibung dieses und des Gorini-Veninischen Apparates in Eulenberg's Vierteljahrschrift Jhrg. 1887 (S. 386 ff.). Das Princip dieses Ofens beruht bekanntlich in der Anwendung erhitzter Gase, welche in Verbindung mit dem Kohlenstoff und dem Wasserstoff der Leiche, die unter Zutritt eines regulirbaren Luftstromes mit verbrannt werden, die Leiche bis auf Reste weiss gebrannter leicht zerreiblicher Knochenmasse zerstören. Der Verbrennungsprocess soll nach H. Wettig „die Leichenverbrennung und der Feuerbestattungs-Apparat in Gotha" 1—2 Stunden, nach Wegmann-Ercolani 3, nach Kopp (Varrentrapps Vierteljahrschr.) nur 2 Stunden beanspruchen. Wir sehen also, dass die Bestandtheile der Leiche selbst bei diesem Verfahren zur Unterhaltung der Ver-

brennung mit beitragen, nachdem sie ihren Wassergehalt abgegeben haben. Ich möchte mir nur bescheidene Zweifel erlauben, ob der Verbrennungsvorgang auch dann, wenn wie es bei allgemeiner Einführung der Feuerbestattung geschehen würde, statt einer Leiche Jahr aus Jahr ein täglich Dutzende von Leichen zur Feuerbestattung kämen, so ganz unschuldig und ohne Belästigung von Statten gehen sollte, wie dies von den Erfindern der Oefen selbst und Andern nach Versuchen in Gotha und Dresden behauptet wird. Es wird indessen einzuräumen sein, dass die Leichenöfen weiterer Vervollkommnung wohl fähig sein dürften, so dass die jetzt immer noch obwaltenden Bedenken hinsichtlich der physikalisch-technischen Durchführbarkeit einer vollkommenen Verbrennung selbst vieler Leichen mit der Zeit wohl schwinden könnten.

Zusammenstellungen weiterer Verbrennungssysteme finden sich bei Kopp in der Varrentrapp'schen Vierteljahrschr. Bd. VII Heft I, auch bei Wegmann-Ercolani und neuesten Datums sehr ausführlich bei Küchenmeister in den Jahrgängen 1885, 86, 87, 88 der Eulenberg'schen Vierteljahrschrift. Als mehr weniger unbrauchbar haben sich die Apparate von Brunetti (1873) Polli-Claricetti (1876 Leuchtgas und atmosphärische Luft), Cadet, Kopp, Müller und Fischet (1878) u. A. erwiesen. Als dem Siemens'schen Ofen gleich wirkend, ja in manchen Beziehungen denselben noch übertreffend, wird nur der Gorini'sche, durch Venini verbesserte Ofen, genannt Crematorio Lodigiano, bezeichnet. (Paul Gorini hatte früher mittels des in seiner Zusammensetzung von ihm geheim gehaltenen „liquide plutonique“ (wahrscheinlich Salpeter) die Leichen zu verbrennen vorgeschlagen. Das Verfahren war aber viel zu theuer). Mehr der Curiosität halber als weil ich dem Vorschlage Karl Vogt's irgend welche praktische Bedeutung beilege, erwähne ich die von diesem und dem Genfer Ingenieur Schack-Jacquet ersonnene „beschleunigtere Selbstverbrennung im Grabe.“ Vogt beschrieb diese Methode in Nr. 15 des Jahrgangs 1879 der Gartenlaube: es handelt sich um eine zwar rascher als unter gewöhnlichen Umständen aber doch immer nur sehr langsam — Vogt nimmt $3^1/_2$ Jahre an — erfolgende Verwesung der Leiche durch beständige Zufuhr athmosphärischer Luft zum Innern des im Erdgrab beigesetzten Sarges und Absaugung der Verwesungsgase mittels permanenter Feuerung und eines complizirten Drainagesystems. Es war das ein recht kostspieliger und zugleich unpraktischer Versuch eines Compromisses zwischen Erdbegräbniss und Feuerbestattung.

Erfolgreicher würde sich diese Vermittelung vielleicht erreichen lassen durch das in jüngster Zeit nach einem Bericht der „Vossischen Zeitung“ in New-York aufgetauchte Verfahren der

„Leichentrocknung“ (Desiccation). Hier sollen die Ueberreste Verstorbener, anstatt im Feuer fast spurlos zerstört zu werden, in möglichst unveränderter Form durch Austrocknung der Leiche nach dem Muster der ägyptischen Mumien, erhalten bleiben, um dann gleich den letzteren in Erdgrüften oder Mausoleen beigesetzt zu werden. Was in Aegypten die heisse trockene Atmosphäre an den „gepökelten“ Leichen selbst besorgte, soll hier durch künstlich ausgetrocknete Luft erreicht werden. Die technische Ausführbarkeit des Verfahrens und dessen Geruchlosigkeit, wie verheissen wird, vorausgesetzt und ferner die Zweckmässigkeit der Aufbewahrungsräume für die Mumien angenommen, möchte in gesundheitlicher Beziehung wenig dagegen einzuwenden sein und mit dem Pietätsgefühle, oder wie die Lobredner der Feuerbestattung dafür sagen: mit den „Vorurtheilen“ der Bevölkerung würde in diesem Wege vielleicht eher eine Aussöhnung allmälig zu erlangen sein, als bei der „Cremation“.

Aber, wie schon erwähnt, lässt sich vom gesundheitlichen Standpunkt aus auch gegen die Feuerbestattung, sobald sie so ausgeführt werden kann, dass Gefahr oder Belästigung für die Lebenden vermieden wird, nichts einwenden, zumal — ein Gegensatz zu dem eben bezeichneten neusten Verfahren — hier nur ganz geringe Mengen gänzlich indifferenter Stoffe zurückbleiben.

Die Frage, ob nicht gelegentlich einmal ein Scheintodter den Feuertod erleiden könnte, lassen wir hier unberücksichtigt. Thatsächliches für dieses Vorkommniss weiss ich natürlich nicht anzuführen, dass es sich ereignen kann, wird Niemand bezweifeln dürfen. Das Lebendigbegraben Scheintodter ist allerdings bei der Cremation ausgeschlossen, nicht aber das Lebendigverbranntwerden. Welches von Beiden vorzuziehen, bleibt Geschmacks- oder Gefühlssache. Aber ängstliche Gemüther könnte immerhin vor derartigen schwülen Gedanken die Verbindung von Leichenhäusern mit den Leichenverbrennungsanlagen bewahren, ohne die wir uns, wie wir sie für die Erdbestattung allgemein herbeiwünschen, auch die Feuerbestattung nicht denken mögen. Nur wünschten wir, dass auch die Lobredner der Feuerbestattung etwas weniger freigebig sein möchten mit den Schilderungen des entsetzlich hilflosen Zustandes des im Grabe zum Leben Erwachenden, wie wir denselben bei Wegmann-Ercolani und besonders Kinkel begegnen, der in dichterischer Intrution den Lebendbegrabenen in Verzweiflung die „Nägel in den Sargdeckel graben und das Antlitz sich zerfleischen“ sieht. Es ist geradezu lächerlich, zu sehen, mit welch' unglaublicher Hartnäckigkeit diese thörichten Phantasie-Ausgeburten in Flugschriften und Büchern über Feuerbestattung nach-

erzählt werden, doch wohl vornehmlich in der Absicht, bei Gevatter Handschuhmacher Gruseln zu erregen und für die Sache Propaganda zu machen. Sehen wir näher zu, so finden wir, dass die bei Trusen, einem der eifrigsten Kämpen für Feuerbestattung, S. 156 und f. mitgetheilten Beispiele von wiederbelebten scheintodt Begrabenen durchgehends alter Zeit, den Jahren 1656, 1735 u. s. w. entstammen, ja (man staune!) sogar Plinius wird als Gewährsmann citirt Das waren Zeiten, wo strenge gesetzliche Bestimmungen über den zwischen dem Ableben und dem Bebgräbniss zu beobachtenden Zeitraum fehlten.

Ueberdies aber könnte man diesen Termin ohne Bedenken auch noch um einige Tage, also soweit verlängern, bis unverkennbare Zeichen des Todes, nämlich Verwesungserscheinungen, ausgesprochen sind, dann nämlich, wenn überall Leichenhäuser, namentlich auch auf dem flachen Lande für die arme Bevölkerung, für die wir durchaus nicht „monumentale" und entsprechend kostbillige Gebäude brauchen, errichtet würden. Dass mit diesen Leichenhäusern unter allen Umständen auch Leichenschau einhergehen müsse, wie Einige meinen, halte ich zunächst und an und für sich nicht für erfordert. Denn, wenn man sagt, die Leichenhäuser würden ihren eigentlichen Zweck verfehlen ohne Leichenschau, sie würden ausser Benützung bleiben und zum Beweise dessen auf Berliner Erfahrungen hinweisst, so bin ich von dem öffentlichen Nutzen einer sachverständig geübten Leichenschau zu sehr überzeugt, als dass ich dieselbe nicht gleichfalls herbeiwünschen sollte. Indessen halte ich die allgemeine Errichtung von Leichenaufbewahrungsanstalten für so dringend, dass ich dieselben nicht an die Bedingung der zur Zeit noch so vielfachen Hemmnissen begegnenden Leichenschau geknüpft sehen möchte. Ich glaube, das praktisch Erreichbare im Auge behaltend muss man vor allen Dingen nach der allgemeinen Einführung von Leichenaufbewahrungsorten streben, deren rechtzeitige Benützung seitens der Bevölkerung aber, wo es Noth thut, einfach erzwingen, solange bis die Kenntniss des wohlthätigen Einflusses dieser Einrichtung in weiteren Bevölkerungsschichten Eingang gefunden hat. Dann kann nöthigenfalls, um alle Besorgnisse wegen Lebendigbegrabenwerdens, die, wie eben erwähnt, der Regel nach durchaus unbegründet sind, zu zerstreuen, die Frist vom Ableben bis zur Beerdigung um 24—48 Stunden verlängert werden; und wenn bis dahin Verwesungserscheinungen aufgetreten sind, zu deren Erkennung es keineswegs besonderer kunstverständiger, sondern nur gewissenhafter und sorgfältiger Personen bedarf, dann mag die Leiche getrost zur Erde bestattet werden. Freilich sprechen ja für die Verbindung der Leichenschau mit der Einrichtung von

Leichenhäusern auch gewichtige Gründe der Rechtspflege, doch dürfen wir deren Erörterung hier ausser Acht lassen. Wenn ich aber meine Auffassung von der Nothwendigkeit von Leichenaufbewahrungsanstalten an die Betrachtung über das Lebendigbegrabenwerden anschloss, so bedarf es kaum des Hinweises, dass dieser Grund für die Unentbehrlichkeit der Leichenhallen ganz in den Hintergrund tritt gegenüber einer Reihe weit wichtigerer, gesundheitspolizeilicher Rücksichten, auf die hinzudeuten sich wohl im weiteren Verlauf dieser Darstellung Gelegenheit bieten wird.

Sahen wir also, dass vom gesundheitlichen Standpunkt aus gegen die Feuerbestattung in Betracht deren bereits ermöglichten leichten Ausführung sich Bedenken nicht erheben, so tritt die praktisch wichtige, ja Ausschlag gebende Frage an uns heran: „Ist diese Neuerung, die ja einer völligen Umwälzung unseres bisherigen Bestattungsverfahrens entspricht, nothwendig? Ist nachgewiesener Massen die Erdbestattung mit solchen Unzuträglichkeiten und Gefahren für die Volksgesundheit verbunden, dass wir dieselbe nothgedrungen aufgeben müssten zu Gunsten einer Bestattungsform, gegen welche seitens der Rechtspflege wie der Volkswirthschaft schwerwiegende Bedenken erhoben werden und welche auch in den breiten Schichten unseres zäh an der Väter Brauch und Sitte festhaltenden Volkes bis jetzt im Allgemeinen wenig Sympathieen gefunden hat?"

Erster internationaler Congress und zwanzigster Vereinstag

der Vereine für naturgemässe Lebensweise in Cöln vom 11. bis 16. September.

Es war eine grosse und kühne Idee des Herrn Turnlehrer Weidner in Köln, Vize-Präsidenten des von E. Baltzer begründeten Vegetarianer-Vereins, zu dem diesjährigen Vereinstage auch die englischen Vegetarianer und zugleich alle medizinketzerischen Vereinigungen, Natutärzte, Hydropathen, Impfgegner u. s. w. einzuladen. Mit echt deutscher Schwerfälligkeit sind aber die letzteren nicht erschienen, mit Ausnahme des treuen Dr. Dock von der Waid, des edlen Fräulein Fellinger von Waldesheim und Anderer, die zugleich auch Vegetarier sind. Die Engländer dagegen waren mit dem dankenswerthesten Eifer auf die Idee eingegangen und waren fünfzehn an Zahl erschienen, darunter die bedeutendsten und inte-

ressantesten Persönlichkeiten. Da war zuerst der Rev. John E. B. Mayor, Professor des Lateinischen in Cambridge, Präsident der grossen Vegetarischen Gesellschaft von Manchester, ein im höchsten Ansehen stehender Gelehrter, und der Rev. James Clark, Prediger in Salford-Manchester, der gewissermassen fünf vegetarische Generationen repräsentirte, da seine Eltern und Grosseltern schon vegetarisch lebten und ebenso seine Kinder und Enkel nicht nur vegetarisch erzogen, sondern auch energische Verfechter ihrer Prinzipien sind. Die Londoner Gesellschaft war vertreten durch den Rev. Geo. v. Briscoe, welcher zugleich für den Präsidenten derselben, den berühmten Erbauer der Panzerschiffe, Mr. Hill, erschienen war. Mr. Hill liess sagen, er würde selbst gekommen sein, wenn nicht durch den grossen Strike so bedeutende geschäftliche Erschütterungen verursacht wären, dass eine persönliche Abwesenheit zur Zeit unmöglich gewesen sei. Herr Thomas Lloyd von Norwich vertrat vier verschiedene Vereine von Alkohol- und Tabak-Gegnern, er selbst war 72 Jahre alt, davon 54 Jahre Gegner aller berauschenden Getränke, 35 Jahre Vegetarianer und geraucht hat er niemals; er war ein Mann von ungewöhnlicher Rüstigkeit, dem kein Weg zu weit wurde und der auch die Ersteigung der Kölner Domthürme mit Leichtigkeit mitmachte. Mrs. Ellen Hawkins und Miss Emily Harding sind Schwestern, die im Osten Londons in dem ärmsten Distrikte Wohnung genommen haben, um dort durch Lehre und Beispiel Gutes zu thun, die Kinder in Reinlichkeit und Ordnung zu unterrichten und durch vegetarische Speisungen die Armen zu der besten und billigsten Nährweise anzuleiten. Die Kosten pflegt Mr. Hill zu tragen, die Damen verrichten die Arbeit und warten, mit rothen Schürzen angethan, bei Tische auf; sie selbst lebten nur von Brod und Obst und nahmen bei Tisch höchstens einige Kartoffeln u. drgl. — überhaupt, ich muss es mit Beschämung sagen, waren die Engländer meist strenger als wir Deutschen. Ferner waren Herr André und Gemahlin aus Littlehampton, einem Seebadeort unweit London, gekommen, wo sie vegetarische Pension und Logirhäuser errichtet haben und sehr eifrig für die vegetarische Lebensweise Propaganda machen, und Herr Alfred J. Boult nebst Gemahlin aus London. Ferner Mr. James Marshall von Blandford, Mr. W. H. Sullivan von Shoreditch, Mr. Alfred Tongue von Seedley, Mr. Alfred Davidson von Chesterford und Mr. Charles E. B. Kibblewhite von London. Letzterer ist der Sohn des Verlegers der „Weekly Times and Echo", ein Blatt, das wöchentlich in 15000 Auflage erscheint und allwöchentlich Artikel und Briefkasten-Antworten aus der Feder des Dr. Allinson in streng hygieinischem Sinne bringt. — Man sieht, dass wirklich

von England aus der Einladung jede nur mögliche Ehre erwiesen war und um so mehr war es unverantwortlich, dass für den Empfang der Ankommenden nicht besser vorgesorgt war. Da war ausser Herrn Weidner kein Mitglied vom Vorstande, kein Mitglied vom „geschäftsführenden Comité", und zur Rheinreise war kein Führer da, nur drei Deutsche machten die Rheinreise mit! — Zum Glück war das Wetter so schön, dass der Rhein sich im besten Lichte präsentirte — und eine Freude war es, dass Wind und Luftzug allen Engländern angenehm sind — und frische Luft als eine Delikatesse geschätzt wird.

Auf die dreitägige Rheinfahrt bis zum Niederwald-Denkmal folgten drei Tage Vorträge, Verhandlungen und Vergnügen. Das Gesammt-Urtheil können wir dahin zusammenfassen, dass der Congress ein sehr gelungener war. Eine gleich grosse Zahl von Theilnehmern und ein gleich grosser Wechsel von Vorträgen ist meines Wissens noch nicht dagewesen (wenn nicht in Leipzig, wo ich nicht anwesend sein konnte), auch waren namentlich das Kinder-Abendessen, das Frühstück im Volksgarten, das trotz kalter Luft bei schönem Sonnenschein im Freien eingenommen wurde, und der Fest-Abend sehr gelungene Veranstaltungen.

Die Verhandlungen waren der unerquicklichste Theil des Ganzen, da es an präciser, geschäftsmässiger Leitung fehlte. Einer kann eben nicht Alles thun, und Herr Weidner hat übermenschlich arbeiten müssen, um Alles vorzubereiten, zu verabreden und zu ordnen. Wenn aber bei grösseren Versammlungen nicht Alles auf die Minute klappt, und obendrein persönliche Verstimmungen sich geltend machen, so fühlt sich jeder unbehaglich, und so ist nicht mal Herrn Weidner der warme Dank ausgesprochen, den er so reichlich verdient hat. Immerhin ist beschlossen, zwei Preisausschreiben zu erlassen über den Obstbau in gesundheitlicher und volkswirthschaftlicher Beziehung, ferner das Recht juristischer Persönlichkeit (als Genossenschaft) zu erwerben, einen Sekretär anzustellen, und bei der Einweihung von Baltzer's Grabdenkmal einen Kranz niederzulegen. Das wichtigste und folgenreichste aber ist der Beschluss, die internationalen Zusammenkünfte zu einer dauernden Institution zu machen. Als Comité für dieselben sind erwählt: Prof. Mayor von Cambridge, Mr. Hill von London und Herr André von Littlehampton mit dem Recht der Cooptation, und für Deutschland: die Herren Hering und Weidner vom Deutschen Verein; Dr. Förster und Amtsrichter Schlemm vom Berliner Verein; Schmeidel, Berlin; Professor Jäger, Stuttgart; Sanitätsrath Dr. Niemeyer, Berlin; Dr. Gerster, München; Dr. Bode, Dresden; W. A. Securius, Wiesbaden; Geheimer Commerzienrath von Zimmermann, Berlin und Dr. Oidtmann, Linnich. — Von Seiten des Londoner Vereins wurde bereits die

Absicht ausgesprochen, den nächsten Congress nach London zu berufen und womöglich auch Amerika dafür zu interessiren; wenn dann von Deutschland rege Theilnahme bewiesen würde, so könnte später wieder ein Congress in Deutschland oder der Schweiz tagen. Es ist also möglich und zu hoffen, dass in Cöln die Keime zu einer nachhaltigen und mächtigen Bewegung gelegt sind.

Ueber die Vorträge und manches andere zu reden, findet sich vielleicht Raum in einer späteren Nummer. (Ueber die Festschrift s. nachher unter „Neue Bücher u. s. w.")

A. v. Seefeld (Hannover).

Kritik.

Zur Selbsterziehung des angehenden Lehrers. Ein Capitel aus der angewandten Ethik von **Carl Andreae.** Programm der Königlichen Lehrerbildungsanstalt Kaiserslautern 1888—89. (48 S.)

Es soll der Lehrer mit dem Arzte gehen!" — Dieser von mir von langer Hand angestrebte Leitgedanke liess mich vorliegendes, äusserlich unscheinbare Schriftchen von vornherein mit Wärme zur Hand nehmen und nachher bedauern, dass ich seinen Inhalt deshalb nicht vollständig hier mittheilen kann, weil Hygieia ja keine Lehrerzeitung. Da sie jedoch unter diesem Stande eine Mehrheit von Lesern und Weiterverbreitern fand, so darf ich ihnen wenigstens im Allgemeinen dies „Programm" der Pfälzischen Lehrerbildungsanstalt als vollständigen Entwurf, um nicht zu sagen Vademecum, einer angewandten Ethik für angehende Lehrer dringend an's Herz legen.

Im Einzelnen wird der Inhalt des 5. Capitels „Zur Diätetik des Leibes und der Seele" auch vom ganzen Leserkreise gern entgegengenommen werden. Ich selbst begrüsse ihn zunächst mit Rücksicht auf den in meinen Schriften wiederholt beklagten Nothstand, dass in gewissen Seminaranstalten die leibliche Pflege bis zu einem Grade vernachlässigt wird, welcher den Lehramtscandidaten oft genug gleich auch als — Schwindsuchtscandidaten hinaustreten lässt (Vgl. z. B. „Studirkrankheiten" in „Sprechstunden" Bd. IX, S. 86, sowie die selbsterlebte Schilderung solchen Internates in Hft. V d. J., S. 152). Direktor Andreae nun, an seinem Theile auf dem Stand-

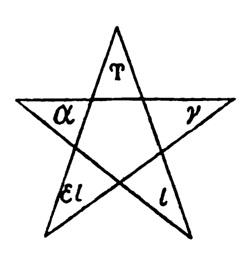
punkte der hygieinischen Selbstzucht stehend, lässt sie (S. 41) besonders der Lehrerwelt zugute kommen „weil sie zeigt, wie man auch in einem Berufe, der nicht nur überhaupt anstrengt, sondern die empfindlichsten Organe vorzugsweise in Anspruch nimmt, sich gesundheitsfreudig erhalten kann.“ Als „grundsäzliche Richtlinie, nicht Recepte“ für die Leibespflege zählt er auf: an erster Stelle Luftfreundlichkeit (Schlafen bei offenem Fenster); sodann Hautpflege, Sichausarbeiten u. s. w. „Gerade für den jungen Lehrer“ heisst's in der Anmerkung zu S. 42, „dürfte es vernünftiger sein, sich in den Besiz eines billigen Brause-Apparates zu sezen, als sich baldmöglichst ein theures Pianino zu borgen“ (Bravo!) — Die auf den lezten 4 Seiten folgende Diätetik der Seele enthält so viel goldene Lehren, dass sie sich nicht bruchstückweise ausziehen lässt, sondern als Ganzes gelesen werden muss. —

Hygieinische Apotheke und Ausstellung.

„Medicamentum est, quodcunque vides, quocunque moveris“.

47. Quaglio's Bouillon-Capseln.

(Nachtrag zum Ausstellungsberichte in Heft VII, S. 194.)



In der — noch immer stark besuchten — Ausstellung für Unfallverhütung befindet sich an der Schwelle des berühmten nassen Dreiecks ein Ausschank-Pavillon, in welchem nicht wie sonst an allen Ecken und Enden Bier, sondern Bouillon verabreicht wird, und zwar, laut verbürgter Mitteilung, Wochentags an bis 1800, Sonntags an bis über 2000 Personen! Während der Biertrunk frisch vom Fass nur in grösseren Zeitabschnitten quillt, bekommt man hier seine Portion gegen Erlegung von blos 10 Pfennig deutsche Reichswährung allemal frisch, aber auch brühwarm aus der Tasse und ebenso billig und gut kann man diese „Kneiperei“ auch daheim haben. Einfach nemlich nimmt man aus mitgebrachter Schachtel zu 1,00 eine der 10 darin enthaltenen Patronen, befreit sie von ihrer Stanniol-, nicht aber auch von der dann folgenden Galatinkapsel, wirft sie in eine bis $^1/_4$ Liter fassende Tasse, giesst ebensoviel über Spiritus, Gas oder sonstwie zum Kochen gebrachtes Wasser darüber und fertig ist der Aufguss aus feinstem Fleischextrakt nebst Zubehör an Fett

und frischer Küchenkrautwürze. Die ständige Erzeugungsstätte dieser „Quintessenz“-Patrone befindet sich im SO-Viertel (Holzmarktstr. 67) in einer nach oberflächlichem Ueberblicke einer Rübenzuckerfabrik in kleinem Massstabe ähnlichen Fabrikanlage: mächtige Posten von frischem Suppengemüse, Mohrrüben, Sellerei u. dgl. werden erst in einer Trommel abgewaschen, dann in Kammern erster und zweiter Ordnung erst grob, dann fein zerschnitten, hierauf in anderen sich drehenden und stampfenden Behältern zum „Urbrei“ zerquetscht, im Vacuum geklärt u. s. w., bis schliesslich aus dem Ganzen von Blasen, Kolben und Röhren das reinste Extrakt abfliesst — nicht also, wie bei früheren Präparaten ähnlicher Art, ein alcoholischer Auszug, sondern gewissermassen die Blume von „Fines herbes“, welche nun in entsprechendem Mengenverhältnisse mit dem fix und fertig bezogenen Liebig'schen Fleischextrakte unter Dreingabe einer Spur von reinstem Fettstoff in die gemeinsame, vorher durch Aetherbehandlung gereinigte Gelatin-Capsel gefüllt wird.

Nicht wenig wundern wird diese Nummer diesen und jenen Stammleser, der sich der in früheren Heften wiederholt enthaltenen Absprechungen über Bouillon erinnert. Doch finde ich keinen Widerspruch darin, wenn ich meinerseits der Meinung entgegentrete, dass man davon dick und stark werde, dass sich Kinder oder erwachsene Fieberkranke damit ungestraft überheizen dürfen, und ich noch heute gestehe, dass ich selbst mir nicht sonderlich viel daraus mache, mich dagegen andererseits als Ausstellungsbesucher mit dem Liebig'schen Ausspruche befreunde: „Eine Tasse Fleischbrühe hat häufig eine kräftigende Wirkung, nicht darum, weil ihre Bestandtheile Kraft erzeugen, wo keine ist, sondern weil sie auf unsere Nerven so wirken, dass wir uns der vorhandenen Kraft bewusst werden und empfinden, dass diese Kraft verfügbar ist“ — eine Aeusserung, welche u. A. der Afrikareisende G. Rohlfs, wie ich in seinen Berichten gelesen, mit dem Liebig'schen Fleischextrakte auf der Wanderung durch die Wüste Sahara erprobte, bei welchen Gelegenheiten dann auch die leichte Mitnehmbarkeit in Betracht kommt. Hier in der Ausstellung wiederum drängt sich die Ueberlegung auf: Richtiger doch handeln diese Consumenten, als wenn sie, wie sonst üblich, behufs Stärkung ihrer innern Menschen den üblichen Cognac schlucken, und viel besser als der übliche Schnapstrunk würde besonders Lohnarbeitern als Genussmittel solche Tasse Bouillon bekommen, die ja darum auch in den neueren Volksküchen neben Cafe einen Hauptplaz einnimmt. Ich selbst liess mir, eingedenk der Rohlfs'schen Mittheilung, wohl auf Reisen nach langwieriger Eisenbahnfahrt behufs Probierens eine Tasse „kräftiger Fleischbrühe“ reichen, die mir auch im Ganzen mundete, aber dann durch die Nachwirkung ihres Salzgehaltes unlieb-

sames Durstgefühl erzeugte, ein Uebelstand, der von dieser neuen Art nicht zu befürchten, da sie statt nach Salz, wie gesagt, nach frischem Gemüse vorschmeckt. Wesentlich gesteigert wird der Wohlgeschmack noch durch Einquirlen eines rohen Eies und Alles in Allem lautet das Gutachten des Sachverständigen, Dr. Bischoff: „Die Extraktivstoffe des Fleisches, Fett, Gewürze und Kochsalz, finden sich in sachgemässer Quantität und bester Qualität in leicht zergehenden Gelatinekapseln vereinigt, so dass sie, in heissem Wasser gelöst, sofort eine angenehm schmeckende Fleischbrühe liefern, welche von frischbereiteter Bouillon nicht zu unterscheiden ist." Kein Wunder also, dass Herrn Quaglio auf der Kölner Kochkunstausstellung die goldene Medaille zuerkannt wurde! —

Hygieinischer Lesetisch.

Die „Unpässlichkeiten" des Fürsten **Bismark** und des Prinzen von **Wales**, wie sie schon früher wiederholt und in den lezten Wochen von Beiden gleichzeitig gemeldet wurden, thun sich in ihrer Eigenschaft als hygieinischer Lesestoff vor den sonst üblichen durch sachlichen Untergrund hervor: nicht blos von „leichter Erkältung", sondern von richtiger Venenschwellung (Krampfader, Varix) am Unterschenkel bekommt man zu lesen, und so ungern man auch den hohen Kranken die besondere Schmerzhaftigkeit dieses Leidens gönnt, so überzeugt man sich doch auch, dass hier einmal unter ärztlicher Verantwortung nicht blosse vorgeschüzte Gesundheitsrücksichten das Wegbleiben von der Oeffentlichkeit rechtfertigen. Doch nahm der Reichskanzler wenigstens im Wagen sitzend am Erntefeste auf Gut Schonau Theil. In unserem Kreise kann z. B. die keineswegs „zimperliche" Frau L. wegen gar nicht so schlimm aussehender, aber kranzartig am Fussgelenk ausgebreiteter und leicht angeschwollener Varicen manchmal wochenlang kaum auftreten. Bei Kriegsmännern übrigens so geschichtliche Gesundheitsstörung, dass schon der römische Feldherr Marius darunter litt (Ausführliches s. „Sprechstunden" Bd. VIII, S. 166). —

Th. Edison nochmals! — Nicht blos, weil ich auf Grund Pariser Berichte das erste Mal (Hft. IX, S. 284) ein stellenweise falsches Bild entworfen, sondern auch, weil der, wie ich jezt gern „constatire", wirklich grosse Mann bei seinem Besuche hier fast die volle Woche hindurch ganz Berlin von sich reden machte, glaube ich nochmals auf ihn zurückkommen zu müssen. Also: weder mit dem Ergrautsein noch mit der Stocktaubheit, welche die Herren Franzosen mit „Nichtfranzösischverstehen" verwechselt zu haben scheinen, ist's so schlimm, sondern Herr Edison erfreut sich einer seiner Altersstufe entsprechenden Rüstigkeit und zeichnet sich durch ebenso freundliches als anspruchsloses „Dreinblicken" aus, trinkt auch wohl sein Glas Wein und lässt vollends den „Glimmel" (Hft. IX, S. 288) nicht leicht ausgehen. Seine hier zum Besten gegebenen Vorstellungen mit dem Phonographen erregten sogar das Staunen eines Dr. Dubois-Reymond. Hiess bisher wohl die Baukunst in ihren Leistungen „gefrorene Musik", so liefert dieser neueste

Edison-Apparat in Wachs gewissermassen „eingepökelte“ Tonstücke jeder Art z. B. die Schreilaute seines jüngsten Sprossen, die, Monat für Monat von Neuem auf die Walze gezogen, ein Familienstück einzig in seiner Art bilden. Noch mehr! Anstatt Briefe durch erst stenographirtes Diktat zu beantworten, spricht man jezt, „wie einem der Schnabel gewachsen,“ in den Phonographen, der dann, wenn die Reihe an diese Antwort kommt, sie dem „jungen Manne“ deutlich und langsam vorsagt und ihn zugleich der Arbeit des Copirens überhebt, mit welch' abgekürztem Verfahren im dortigen Comptoir gegen früher täglich gut 3 Stunden Zeit erspart werden — wirklich grossartig!

Auch auf der Heidelberger Naturforscherversammlung wurden dem „Weisen von Menlo-Park“ höchste Ehren erwiesen! —

Herr Burns, der Wortführer im denkwürdigen Dockarbeiter-Ausstande von London, zeigte sich am 15. Sept. in der an seine viel Tausend Mannen im Hyde-Park gehaltenen Triumphrede als ebenbürtiger „Dritter im Bunde“ mit den anderen Vermittlern, dem Lordmayor von London und Cardinal Manning, zugleich auch als hygieinisch erleuchteter Kopf mit folgenden (leider stümperhaft übersezten) Worten: „Eure Einnahmen werden grösser sein. Verwendet sie dazu, Euch ein besseres Heim zu schaffen. Vergesst nicht, dass Wasser und nicht Bier Euch zum Siege führte. Vermeidet den Besuch der Kneipen! Denkt lieber an Eure Frauen und Kinder! Der grösste Genuss ist, den Unsrigen das Leben zu verschönern. Behandelt also Eure Frauen besser, Eure Kinder liebreicher!“ Heisst das nicht: wie ein Vater zu seinen Kindern gesprochen? —

Medicinalrath Dr. Reuter in Nürnberg, mit etwa 60 Jahren gestorben, wurde am 6. September unter hohen Ehrenbezeugungen zu Grabe bestattet: 10 Redner legten Kränze nieder, unter ihnen der Oberbürgermeister und der Landesgerichtspräsident. Seiner Jünglingserscheinung erinnere ich mich aus dem Jahre 1848, wo er im kleinen Erlangen zum Doktor promovirte, noch wie heute: einerseits ein lernbeflissener Mediziner von offenem Kopf und warmem Herzen, andererseits ein begeisterter Turner und Burschenschaftler, in welch' doppelter Eigenschaft er dann zum Mitthäter und Mitrather nach dem Schleswig-Holstein'schen Kriegsschauplatz eilte. Ueberhaupt wuchs damals in den Kliniken eines Cannstatt, Stromeyer, Herz u. A. ein Stamm von ärztlichen Kräften heran, wie sie bis heute immer seltener wurden. —

Gerichtsverhandlung gegen den Naturarzt H. Canitz wegen fahrlässiger Körperverlezung vor der 2. Strafkammer hiesigen Landgerichtes I am 10. September. — Als ich die zu Anfang dieses Heftes (S. 10) gebrachte Stylblüthen-Auslese bereits unter die Presse befördert, bestärkte mich vollends in diesem streitbaren Vorgehen die von den Tagesblättern weitläufig gebrachte Berichterstattung über diese Gerichtsverhandlung, weil ich, obgleich darin als „academisch gebildeter“ Naturarzt auch mein guter, alter Freund Dr. Schulze (in den Berichten fälschlich: Schultz) eine Rolle spielt, den gefällten Urteilsspruch „unwissenschaftliche Behandlung“ nur gerecht finden kann. So wohlwollend ich der hiesigen Naturheilanstalt gegenüberstehe und so oft ich ihr unter der Hand Curgäste zuwies, so kamen mir doch auch wiederholt, und zwar ungesucht, abfällige Berichte zu Ohren, welche mich ihrerseits darin bestärkten, dass ich vor der Oeffentlichkeit selbst den Schein der ebenbürtigen Gemeinschaft mied. Auffallend fand ich's auch schon immer, dass, obgleich nach der Canitz-Siegert'schen Schrift, wie oben verzeichnet, das sogenannte (so!) Vollbad die Ausdünstung verhindern (!) soll, doch in dem von

ihnen geleiteten Vereine zu ermässigten Preisen Billets zum Besuch der Wannenbad-Anstalten (was ich an sich ja nur loben kann) ausgeboten wurden. Dieser Verhandlung nun liegt ein Krankheitsfall zu Grunde, in welchem — nach dem in „Sprechstunden“ Bd. XII, S. 303 vorgetragenen, ganz ähnlichen Beispiele — ein heisses Wannenvollbad mit kalter Brause sicherlich das ganze böse Nachspiel verhütet hätte: eine Lymphdrüsengeschwulst in der Leistengegend (Bubo) mit entzündlicher Schwellung der Umgebung, und zwar beides blos in Folge einer äusserlichen Beschädigung, also nicht etwa bösartiger Infektion. Mochte der Angeklagte die von ihm beliebte, rein örtliche Behandlung mit Packungen und Dampfkrnken auf die „Geseze der Naturheilkunde“ gründen, so erkläre ich vom hygieinischen Standpunkte, dass dem Kranken davon, wie's denn auch geschah, zum Aus-der-Haut-Fahren zu Muthe werden musste. Gerade nemlich die Regelung des Lymphdrüsenlebens hängt auf's Innigste mit allgemeiner „Ventilation“ der Säfte und nebstdem der Tiefathmung zusammen, von deren lezterer Heilwirkung bei einem ganz veralteten Falle solcher Anschwellung des ganzen Beines ich schon im poliklinischen Berichte („Sprechstunden“ Bd. VII, S. 266) ein glänzendes Beispiel erzählte. Nach dem Gesezbuche dieser Herren Naturärzte jedoch soll man vor Allem langsam ausathmen (so!). Beim Opfer dieses Processes, dem Tischler Gericke, nun kam zur unhygieinischen Behandlung noch die von anderer Hand verschuldete Fahrlässigkeit der Hautverbrennung und nachher vollends der Uebergang „aus dem Regen in die Traufe“ hinzu, als dem Aermsten auf schulärztliche Verordnung Eisumschläge aufgelegt, graue Salbe eingerieben (Vgl. „Sprechstunden“ Bd. XII, S. 302), Carbolwasser u. s. w. angequält wurde. —

Dass Herr Canitz überhaupt in besagter Leistengegend nicht sonderlich zu Hause, entnahm ich schon dem von ihm „nach den Gesezen der Naturheilkunde“ in seinem Leibblatte vorgetragenen Bleche von Behandlung des Leistenbruchschadens (ausführlich besprochen in „Sprechstunden“ Bd. XX, S. 101). Alles in Allem wird sich's auch hier zeigen: „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht“! —

Nachschrift. Mittlerweile schrieben mir Dr. Alanus und Dr. Gerster freiwillig, dass auch sie die Verurtheilung gerechtfertigt finden, und Lezterer fügt hinzu: „C. hat die Phlegmone (Hautentzündung) offenbar herangezüchtet. Ein einfaches Vollbad, nachher Bettruhe und kühlende Compressen auf die Leistengegend wären das Richtigere gewesen. C. hat blos die Naturarzt-Schablone angewendet“.

Dem Oberlehrer G. Eckler hier, von der Königlichen Turnlehrerbildungsanstalt, bei welcher er am 5. Oktober (wo diese Zeilen bereits gedruckt sein müssen) 25 Jahre lang wirkte, wird die ganze deutsche Turnerwelt ein gehobenes Jubelfest bereiten. Mit Verlaub betheiligt sich auch Hygieia hiemit an Ihrem Theile an der Feier, nachdem sie Herrn Eckler im Verein mit seinem Amtsgenossen Dr. Angerstein ihrem Leserkreisc bereits (H. II, S. 55) als richtigen Gesundheitsapotheker vorgeführt, und den die hiesigen Säulen zugleich als Besucher unserer Vortragsabende kennen. Nicht lange auch wird's mehr währen und das, jetzt schon bei der 10. Auflage angelangte Buch von der Hausgymnastik ebenfalls das Fest der 25. Wiedergeburt feiern. Möge Herr Eckler noch lange in der ihm heute eigenen Geistes- und Körperkraft in Förderung des Volksgesundheitswesens im grossen Stile fortwirken! —

Neue Bücher und Druckschriften.

Festzeitung zum internationalen Congress am 13.—17. Sept. zu Köln a. Rh., veranstaltet vom deutschen Verein für naturgemässe Lebensweise. Sonderausgabe des „Vegetariers.“ Herausgegeben von Hugo und Hermann Zeidler, Berlin, C., 22. Pr. 50 Pf.

Eine in der That ebenso festlich geschmückte als dabei inhaltreiche Ausgabe des sonst in schlichter Form erscheinenden Monatsblattes! Obenan Bildniss und Lebenslauf des jezigen Herausgebers Dr. Aderholdt, des feingebildeten Schriftstellers und ebenbürtigen Nachfolgers des edlen Baltzer (Vgl. Jhrg. I, 233). Hierauf facsimilirte Namenszüge und Denksprüche hervorragender Vegetarier (Dr. Alanus, Reich, Tonkünstler Eugen d' Albert, A. v. Seefeld, Oberst Spohr, W. H. Securius u. s. w.) vorher: feierliche Ansprache (deutsch und englisch) von Hering; nachher wissenschaftliche Beiträge von Dr. Alanus und Aderholdt u. A. m. —

Aerztlicher Ratgeber für Frauen im weiblichen Geschlechtsleben im Allgemeinen und in sogenannten Frauenleiden im Besonderen, vom hygieinischen Standpunkte. Neun Briefe in gemeinverständlicher Fassung von Dr. **P. Niemeyer** u. s. w. Jena, H. Costenoble.

Nicht etwa dies Buch eigenhändig zu empfehlen beabsichtige ich, sondern nur den mehreren seit Jahren darauf wartenden Säulen anzuzeigen, dass es nun endlich und zwar in ansehnlicher Ausstattung Seitens des Herrn Verlegers das Licht — des Buchladens erblickte. Obgleich von vornherein mit Eifer vorbereitet, verursachte mir diese Arbeit in Sachen der Form ungewöhnliche Schwierigkeiten, die ich gleichwohl trotz besten Willens nicht alle glücklich überwunden haben dürfte. Möglich daher, dass ich selbst von Eingeweihten hie und da anders, als beabsichtigt, verstanden werde. Für alle Fälle bring ich hier zur Verständigung das Schlusswort zum Abdruck:

„Faire venir l'esprit aux filles“ darf ich diese französische, ursprünglich auf die Geheimnisse der Liebe gemünzte Redensart hier nach dem Gesichtskreise hygieinischer Erkenntniss oder, wie ich's anderwärts betonte, Protestantismus erweitern, so wollte ich also mit meinem ersten Ratgeber vorzugsweise die — ja häufig genug nur als „höhere Töchter“ in die Ehe tretenden — jungen Mütter aus überkommener Vertrauensseligkeit zur verderblichen, ja kindermordenden Muhmen- und Ammenwirthschaft aufrütteln und zu selbständiger Uebung des ja gerade dem germanischen Stamme von jeher nachgerühmten, auch in der heutigen Generation schlummernden Eigenschaft des Mutterwizes ermutigen. Dieser zweite Ratgeber nun arbeitet darauf hin, diesen Mutterwiz weiter zum Mutter- und Frauenstolze auszubilden, der sich nicht so ohne weiteres ins Boxhorn des immer mehr chirurgisch werdenden Frauenarztthumes jagen lässt, sondern seinerseits auf persönliche Gesundheitsfreudigkeit pocht, eine Aufgabe, bei deren versuchter Lösung aber der Gebrauch guter, deutscher, ja wohl auch für manches Ohr derber Ausdrücke unvermeidlich. Mögen diese Briefe in diesem Stücke hie und da, wenn auch in reinster Absicht, über den Strang schlagen, so darf ich meinerseits doch auch mit einem Lessing bitten: bleiben Sie mir wenigstens für das verbunden, was ich zurückbehielt, und in der That, g. Fr., noch ziemlich ein ganzes vollgeschriebenes Kerbholz berg' ich um vorläufig „genug sein zu lassen des grausamen Spiels“ hiermit wieder im Dunkel der Schublade.

„Die Heilkunde ist der edelste Beruf, aber das elendeste Handwerk!" — diesen, Ihnen, g. Fr., aus meinen früheren Schriften schon bekannten Leitgedanken suchte ich, wie Sie hoffentlich bereits oft genug zwischen den Zeilen lasen, in diesen Briefen nach seinem ersten Theile dahin zur Geltung zu bringen, dass vom hygieinischen Standpunkte der Heilkundige auch da, wo er's mit fremdem „Mutterleibe" beruflich zu thun bekommt, mit Kopf, Herz und Hand im Geiste des uns Berlinern soeben in herrlichem Bühnenbilde von Neuem zu Gemüte geführten Wahlspruches handeln soll:

„Das Ewigweibliche zieht uns hinan!"

Hygieinische Episteln für Lehrer und Eltern von Ernst Schelmerding. Herausgegeben vom Deutschen Landeslehrerverein in Böhmen. I. Bd. Reichenberg, Fritsche's Verlag. 3 Mark.

Diese schon in der „Freien Schulzeitung" (1884—88) ohne Namensnennung des sich auch hier „schelmisch" verschleiernden Verfassers, eines böhmischen Schulmannes, erschienenen Briefe darf ich — da's ja auch gleich in der Vorrede unumwunden eingestanden wird — als eine aus meinen 20 Bänden der „Sprechstunden" ausgezogenen „Quintessenz" kennzeichnen, wobei ich aber nicht übersehe, dass — besonders gegen Ende — Herr „Schelmerding" sowohl nach dem Schweizer Classiker Dr. Sonderegger als aus eigenem klaren Verstande Episteln über Schulbildung, Genussmittel (z. B. Tabak) u. s. w. hinzufügte. Im Vergleich mit anderen aus Lehrerfeder geflossenen Gesundheitspflegevorschriften erhebt er sich dadurch auf einen wissenschaftlichen und dabei doch jedem Schulkinde zugänglichen Standpunkt, dass er nicht nach bäuerlich-naturärztlichem Vorbilde ein Steckenpferd (z. B. Wasserkur) reitet, sondern in grossem Style das Ganze der Körperheizung und ihrer naturgemässen Züchtung in allen ihren Theilen gleich gründlich vorträgt. Nicht auch betet er irgend einer Autorität nach, sondern die ganze Weisheit wuchs ihm sozusagen aus eigenem Leibe heraus und äussert sich gleich im Lobliede auf die Gesundheitsfreudigkeit durch den Ton der Ueberzeugungsberedtsamkeit, eine Eigenschaft, die ich schon bevor ich Fachstudium trieb, von meinem Jugendlehrer Döderlein als Blüthe innerlicher Wahrhaftigkeit und bewusster Erkenntniss schätzen lernte. —

Die besten Bücher aller Zeiten und Literaturen. Ein deutsches Gegenstück zu den englischen „Listen der 100 besten Bücher, eine Sammlung von ähnlichen deutschen Listen und von Aeusserungen lebender deutscher Schriftsteller über die besten Schäze der Weltliteratur und über die bevorzugten Bücher ihrer eigenen Neigung. Zur Berathung des lesenden Publikums zusammengestellt. Verlag von Fr. Pfeilstücker, Berlin. 1.—5. Tausend. Preis 50 Pf. — Motto: „Es gehört zur Reform unseres deutschen Familienlebens, den Besitz einer gewählten Bibliothek jedem geordneten Hauswesen zur Pflicht zu machen."

An dieser Sammlung betheiligte ich mich auf Wunsch mit einem Beitrage, welcher besonders die hygieinische Literatur als ebenbürtigen Bestandtheil einer gewählten Bibliothek zur Geltung zu bringen sucht und nebenbei als Receptur für Frischerhaltung der Lebensfreudigkeit eine Reihe humoristischer Schriften aufzählt. —



November 1889 **Zweiter Jahrgang.** **Heft XI.**

Dritte Folge der ärztlichen Sprechstunden; der ganzen Reihe Nr. 128.

Sämmtliche Sendungen für die Redaction sind an den Herausgeber in Berlin W, 10. Inserataufträge und Bestellungen an die Verlagshandlung in Stuttgart zu richten. Die Herren Mitarbeiter und Inserenten, welche nicht über geeignete künstlerische Kräfte zur Illustrirung ihrer Beiträge und Inserate verfügen, werden gebeten, sich zu diesem Zwecke mit der Verlagshandlung in Verbindung zu setzen. Abdruck oder auch nur sofortige Lesung und Rücksendung unverlangter Manuscripte oder Recensionsexemplare kann nicht gewährleistet werden.

Huldigung an's Ewigweibliche

aus ärztlicher Dichterfeder.

(im Anschluss an H. X., S. 320).

Lass mich dein wunderschönes Auge lieben,
So still geheimnissvoll, so frei und offen,
So himmlisch süss — es kann dich nicht betrüben,
Ich will ja nimmer wünschen, nimmer hoffen —
Lass mich dein wunderschönes Auge lieben.

Beim Gruss nur gönne mir's hineinzuschauen,
Zu ahnen drin die Welt in deinem Innern.
Ein still' Genügen und ein fromm Vertrauen
Gewährt es mir und einst ein schön Erinnern —
Beim Gruss nur gönne mir's hineinzuschauen.

Dass ich's bewundernd angebetet habe,
Wird einst vielleicht dich trösten und erheben,
Und dass ich's lieben werde bis zum Grabe
Voll tiefer Gluth — o' woll' es mir vergeben,
Dass ich's bewundernd angebetet habe.

Dr. C. H. Schauenburg

geb. 23. April 1819 zu Bünde (Westphalen)
gest. 21. Okt. 1875 zu Mörs (Rheinpreussen).

Friedhof oder Urnenhalle?

nebst

Studie über Bodenluft- und Trinkwasser-Hygieine.

Von

Dr. med. Maximius.

II.

Die Gefahren des herkömmlichen Bestattungsverfahrens, sagt man auf gegnerischer Seite, liegen in der Infektion der Luft und des Trinkwassers mit den organischen Produkten der Leichenverwesung. Ist denn nun erwiesen, dass Verwesungsgase beziehentlich auch Fäulnissgase, welche erstere bei reichlichem Luftzutritt und wenig Feuchtigkeit, letztere besonders bei reichlicher Anwesenheit von Wasser und mangelhaftem Luftzutritt sich bilden, unmittelbar nachtheilig auf den menschlichen Körper wirken? Ich theile zwar den Standpunkt derjenigen Aerzte nicht, welche, wie es heute als „pschütt“ (um in Berliner Jargon zu reden) gilt, nur noch in der Suche nach Mikroorganismen, nach Kokken und Bakterien das Heil für die Ursachenlehre der Krankheiten zu finden meinen, denen die Fäulnissgasfrage längst überwundener Standpunkt ist und denen übelduftende Cloaken und Abtritte nur noch in so weit ein Interesse abzugewinnen vermögen, als dieselben zur Jagd auf „Hyphomyceten“ und „Schizomyceten“, auf „fakultative Saprophyten“ und „echte Parasiten“ einladen, sympathisire nicht mit den Medizinern, die sich die Rittersporen der Wissenschaft durch Auffindung einiger Bacillensporen zu erringen wähnen; stehe ich, sage ich, auch nicht auf diesem engherzigen Standpunkt gegenüber der Fäulnissgasfrage, so halte ich diese doch auch noch nicht für im Sinne derer entschieden, die Alles, was stinkt, ohne Weiteres auch als gesundheitsstörend betrachten, wie es namentlich seitens englischer Hygieiniker geschieht.

Auch die Lobredner der Feuerbestattung schulden uns noch den bindenden Beweis (nur nicht nach der Maxime: post hoc ergo propter hoc!) der Schädlichkeit der Verwesungsgase. Ich finde z. B. bei Riecke 24 Beobachtungen mitgetheilt, welche für die

Eigenschaften putrider Gase zu sprechen scheinen, Riecke selbst aber schliesst diesen Erzählungen die Bemerkung an, dass in mehreren dieser Fälle der Zusammenhang zwischen der angenommenen Ursache und der Wirkung keineswegs streng nachzuweisen sei, andere Fälle aber nicht genügend beglaubigt seien, um in einer so bedeutsamen Frage ins Gewicht zu fallen. Auch Trusen theilt eine Reihe, theils selbst, theils von anderen, auch älteren Autoren, beobachteter Fälle von Erkrankung durch Leichengase mit, unter Anderen auch den bekannten und in der crematistischen Literatur (auch bei Wiss in Vierteljahrschrift 1879 Bd. 31, 1. Heft) immer wiederkehrenden Fall aus Chelvoor bei London vom Jahre 1752 (!), wo nach Oeffnung der seit 30 Jahren eine Pockenleiche bergenden Gruft die gesammte noch nicht durchseuchte Bewohnerschaft des Dorfes von Pocken befallen wurde. Einmal handelt es sich hier nicht um eine Erkrankung durch Verwesungsgase als solche, sondern um Infektion durch Pockengift; sodann aber waren in diesem Falle die Leichen theils in Kirchen theils in Grüften beigesetzt worden, und das sind Zustände, welche durch gesetzliche Bestimmungen (Allg. Landrecht 2. Th. Tit. 11, § 184) bei uns längst beseitigt sind und somit Nichts für die Unzulänglichkeit der Erdbestattung beweisen. Endlich ist zu bemerken, wie vielfach kritiklos derartige Erzählungen aus zwei Jahrhunderten zusammengesucht und aus einem Buch in das andere übergegangen sind. Wären die Friedhöfe wirklich so gesundheitsgefährliche Centren, dann hätte man wahrlich nicht nöthig, auf Jahrhunderte zurückzugreifen und einige dürftige Belege aus entfernten Gegenden und uncontrolirten Welttheilen zu entnehmen, sondern dann würden Erkrankungsfälle beständig, Verbreitung von Krankheiten von jenen Stätten aus jeden Tag und aller Orten vorkommen, da es Friedhöfe von jeher und überall gegeben hat und heute noch deren zahlreich mitten in bevölkerten Ortschaften gibt.

Wenn Trusen in seinem mehrerwähnten Buch zur Unterstützung seiner Anschauung von der absoluten Schädlichkeit der Verwesungsdünste für die Gesundheit auch behauptet, dass man selten gesunde Todtengräber finde, so bin ich darüber im Zweifel, welches den Leuten bedenklicher ist, diese Behauptung aufzustellen oder sie abzuweisen. Selbstverständlich zählen die wenigen beglaubigten Fälle hier nicht, wo Todtengräber durch unvorsichtiges Betreten seit langer Zeit geschlossen gewesener Grüfte, durch Einathmung daselbst angehäufter nichtathembarer Gase, wie Kohlensäure oder Stickstoff, aus der Bodenluft asphyktisch wurden, ein Schicksal welches bekanntlich auch Brunnenbauern und Weinküfern gelegentlich begegnen kann; denn gegen solche Unfälle schützen die einfachsten Vorsichtsmassregeln. Sonst athmen auch die Todten-

gräber etwaige Leichengase z. B. beim Aufgraben alter Gräber nur in so verdünntem Zustande, dass man in keinem Falle berechtigt ist, Thierversuche, wie z. B. Carnunati sie unter Anwendung concentrirter Mischungen von Kohlenwasserstoffverbindungen immer angestellt hat, ohne Weiteres auf die Verhältnisse zu übertragen, unter denen Todtengräber Kirchhofsluft athmen. Aber auch die praktische Erfahrung zeigt gar nicht, dass unter den Todtengräbern eine auffallend frühe oder hohe Sterblichkeit bestünde; vielmehr wird man gewiss ebensovielen kerngesunden Todtengräbern, die ihre Gesundheit bis in ein hohes Lebensalter bewahren, begegnen. Und lassen wir einmal Todtengräber Todtengräber sein und sehen uns Leute an, die tagtäglich und zwar nicht, wie die Todtengräber im Freien und auf Stunden, sondern oft den ganzen Arbeitstag und noch dazu in mehr weniger geschlossenen Räumen eine mit Fäulnissgasen geschwängerte Luft athmen wie etwa die Kanalarbeiter, die Gerber, die Darmsaitenmacher, die Seifensieder u. dgl. Dass diese Gewerbetreibenden lediglich in Folge der Einathmung putreszenter Stoffe häufiger erkrankten, als anderen Ständen Angehörige, ist durch Nichts erwiesen, ja bei Hirt & Ziemssens Sammelwerk Bd. 1, findet sich sogar die Behauptung einer gewissen Immunität, eines gewissen Geschütztseins dieser Leute gegenüber infektiösen Krankheiten. Es ist also zum Mindesten nicht nachgewiesen, dass die Gesundheitsverhältnisse der hierher gehörigen Gewerbetreibenden durch die Einathmung putrider Ausdünstungen ungünstig beeinflusst werden. Aber wir wollen es einmal als erwiesene Thatsache annehmen, dass Fäulnissgase bei einer gewissen Concentration und bei anhaltender Einwirkung den Gesundheitszustand mancher schwächlichen und nervös veranlagten Personen benachtheiligen können, und räumen ohne Weiteres ein, dass zum Mindesten Belästigungen schlimmster Art durch Leichengase denkbar und thatsächlich auch vorgekommen sind. Derartige Uebelstände würden darum noch lange nicht der Erdbestattung als solcher zur Last fallen, sondern fehlerhafter Anlage oder schlechter Verwaltung des Kirchhofes oder Beiden zugleich. Da hatte man vielleicht einen Platz gewählt mit lehmigem Boden, mit zu hohem Grundwasserstand, hatte einen im Verhältniss zur Bodenbeschaffenheit zu kurzen Begräbnissturnus gewählt, vielleicht auch die Lage des Friedhofs zum Orte nicht hinreichend berücksichtigt u. dgl. mehr. Es handelt sich in solchem Falle eben um anomale Zustände hinsichtlich des Friedhofs selbst und dessen Verwaltung. Auf ordnungsmässig verwalteten Kirchhöfen werden sich specifische Gerüche niemals geltend machen, und mir ist selbst eine ganze Reihe selbst grösserer Dörfer und Städte bekannt, wo der Friedhof seit lange inmitten des Ortes selbst

liegt, ohne dass je Klagen über Luftverderbniss oder Gesundheitsbeeinträchtigung der Ortsbewohner laut geworden wären. Man glaube nur auch nicht, dass die zur Erde bestattete Leiche bis zu ihrem gänzlichen Zerfall, zu Humussubstanz, also durch 6—7 Jahre einem ununterbrochenem Fäulnissprocesse unterliege. Das wäre eine ganz irrthümliche Meinung. Die Fäulniss der Leiche im Grabe, bei welcher allein sich putride Gase entwickeln, dauert nur relativ kurze Zeit, dann beginnt die Leiche auszutrocknen, schimmelt und fault dann nicht weiter, sondern verwest und hiebei bilden sich nur wenig, fast geruchlose Zersetzungprodukte. Etwa frei werdende Leichengase aber passiren, bevor sie an die Atmosphäre gelangen, eine so mächtige Bodenschichte, dass deren Elemente sie grösstentheils binden, beziehentlich weiter oxydiren und soweit das nicht geschieht werden sie durch die Aussenluft so stark verdünnt, dass sie die ihnen supponirten nachtheiligen Eigenschaften durchaus verlieren müssen. Oder wer möchte wohl den bedauerlichen Fall, der im Jahre 1854 in Herrnlauersitz bei Guhrau in Schlesien sich ereignet, wo die Leichen des Friedhofes durch Hochwasser ausgespült wurden, nach und nach gesammelt und von Neuem beigesetzt werden mussten für die Agitation gegen die Erdbestattung ausbeuten wollen? Auch dieser Unfall beweisst lediglich die Unzulänglichkeit des betreffenden Friedhofes. Nicht anders aber verhält es sich mit den Leichengasen an Kirchhöfen.

Nun beschuldigt man weiter die Friedhöfe, dass sie zu Ausgangspunkten und Herden ansteckender Krankheiten werden könnten — somit eine beständige Gefahr für das öffentliche Wohl bildeten. Diese Annahme würde an die Bedingungen geknüpft sein, dass 1. die chemischen Produkte faulender oder verwesender Leichen, sei es als direkte Krankheitserreger oder aber als Brutstätten und Träger organisirter Krankheitskeime, deren Entwickelung und Verbreitung begünstigend anzusehen seien und 2. dass dieses chemische Leichengift und die organisirten Krankheitskeime von den Friedhöfen aus in die Luft oder das Trinkwasser dringen, diese Lebenssubstrate infiziren und somit der Volksgesundheit nachtheilig werden könnten.

Wenn ich nicht irre, war es im Jahre 1873 als Prof. Selmi in Mantua in der über einem Friedhofe lagernden Luftschicht mit Hilfe des Mikroskopes einen organisirten Träger entdeckt haben und isolirt haben wollte, den er „Septopneuma“ nannte. Selmi behauptete von diesem Körper, dass er die Luft vergifte und zum Verderben der menschlichen Organisation verunreinige. Einige Tropfen einer Lösung dieses „Septopneuma“ in Glycose einer Taube unter die Haut gespritzt, führte nach Selmi Erscheinungen typhöser

Infektion und nach drei Tagen den Tod herbei. Diese Versuche sind, soweit mir bekannt, nicht wiederholt worden und entbehren anderweitiger Bestätigung. Die heute giltigen Auffassungen aber von dem biologischen Verhalten, den Lebensbedingungen der für die Verbreitung der ansteckenden Krankheiten essentiellen pflanzlichen Organismen widersprechen geradezu der Annahme, als würde deren Propagation durch den Fäulniss- oder Verwesungsprozess einer an einer ansteckenden Krankheit verstorbenen Person begünstigt. Die mit der Fäulniss einhergehenden oder auch dieselbe bedingenden Pilze überwuchern und vernichten im Kampfe um die Existenz um so früher und vollkommener die ihnen heterogenen Parasiten des Typhus, der Cholera in der Leiche, je günstiger die Bedingungen für ihr eigenes Gedeihen sind. Für die Saprophyten bei der Fäulniss und den Schimmelpilzen bei der Verwesung sind die Lebensbedingungen im todten Organismus bei weitem günstiger als für diejenigen Spezies der Spaltpilze, welche nach geltender wissenschaftlicher Anschauung die parasitären Krankheiten veranlassen; daher gehen diese zu Grunde in dem Masse als jene prosperiren. Ueberdies aber ist, wie bekannt, eine ganze Anzahl dieser infektiösen Kryptogamen, die sog. Aerobien, auf das Vorhandensein freien Sauerstoffs für ihr Gedeihen und Auskeimen angewiesen, solche Organismen aber können bei irgend vorgeschrittener Fäulniss in der Erde, wo Sauerstoff und neuer Sauerstoff nicht oder doch nur in geringsten Mengen zugeführt wird, unmöglich weiter gedeihen, ihr Leben und damit die Infektionsgefahr muss erlöschen, nachdem die Leiche zur Erde bestattet ist. Ueberdies dürfte die sich entwickelnde Kohlensäure vermöge ihrer fäulnisswidrigen Eigenschaften dem Gedeihen der Spaltpilze nicht vortheilhaft sein. Auch die tägliche Erfahrung scheint das zu bestätigen; denn trotz gegentheiliger Behauptungen der Lobredner der Todtenverbrennung ist thatsächlich von der Nähe der Friedhöfe, die, soweit sie aus früherer Zeit stammen, als „Kirchhöfe“ im buchstäblichen Wortsinne um die Kirche und mit dieser inmitten des Dorfes oder der Stadt liegen, ein Nachtheil für den Gesundheitszustand der Ortsbewohner mit Bestimmtheit nie festgestellt worden. Lägen aber die Verhältnisse wirklich so, wie sie von den Feuerbestattern dargestellt werden, dann dürften eigentlich Epidemien in Orten, wo Leichenäcker mitten in der Stadt oder Dorf liegen, gar nicht aussterben und müssten nicht einzelne, sondern zahlreiche Opfer fordern. Dem widersprechen also durchaus Beobachtung und Erfahrung.

Sehen wir jedoch einmal zu, auf welchen Wegen die Krankheitskeime von Cholera, oder Typhusleichen aus dem Grabe in unseren Körper gelangen könnten, so kämen in diesem Falle zwei Strassen,

mit einer gemeinsamen Zugangspforte in Betracht. Die beiden Strassen sind der Athmungsapparat oder schlichtweg die Lunge, und der Verdauungsapparat mit seiner Hauptstation dem Magen; die beiden Wegen gemeinsame Zugangspforte aber wäre der Mund, wenigstens bei denjenigen Menschen, die nicht gewohnheitsgemäss ausschliesslich durch die Nase athmen. Durch Lunge oder Magen oder auf beiden Wegen zugleich könnten die mikroskopischen Pilze, von denen man annimmt, dass sie Träger des Ansteckungsstoffes oder diese selbst sind, in unser Blut gelangen und von hier aus in ähnlicher Weise krankmachend auf den ganzen Körper wirken, wie es giftige Gase thun, die wir einathmen z. B. das Kohlen- aus schlecht ziehenden Stubenöfen oder den übel beleumundeten Natron-Carbonöfen, oder aber wie wir es bei chemischen Giften, Arsenik, Phosphor, etc. beobachteten, die wir durch den Magen dem Körper einverleiben. Um aber durch die Athmung oder durch die Verdauungswege in unsren Organismus eindringen zu können, müssten die ansteckenden Pilze oder deren Früchte, die sog. Sporen, ersteren Falles von den Gräben an die Luft, letzteren Falles etwa in das Trink- und Hausgebrauchswasser, also in unsere Brunnen gelangen.

Aus der XV. Jahresversammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege zu Strassburg

(14.—17. September).

(Dr. Krieger. — Billige, gesunde Miethswohnungen. — Eisenbahnfahrthygieine.)

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen!“ — Hörte man dies geflügelte Wort schon auf die politischen, gewerblichen und baulichen Zustände auf dem Boden der dem deutschen Vaterlande wiedergewonnenen Reichslande anwenden, so trifft das Bild vollends auf die Schilderung zu, welche in der ersten Sizung der Leiter der öffentlichen Gesundheitspflege, Geheimerath Dr. Krieger, entwarf. Aus der Münchener Stammschule hervorgegangen und frühzeitig durch Forschungen im Pettenkofer'schen Laboratorium, z. B. über Körperbekleidung (s. „Sprechstunden“ Bd. XI, S. 154) namhaft geworden, gibt er sich hier als ausgereifter Gesundheitspfleger von umfassendem Blicke zu erkennen. Unseren Kreis muss nebenbei die

Wahrnehmung anheimeln, dass es im Vortrage — wenigstens so weit er gedruckt vorliegt, hoffentlich also auch so gesprochen — statt der leidigen „Hygiene, hygienisch“ durchweg „Hygieine, hygieinisch heisst, wofür wir auch den nachher folgenden mittelbaren Vorwurf in Sachen Impfzwangs in Gemüthsruhe einstecken und den „viel zu vernünftigen“ Elsass-Lothringern sogar die „Wohlthat“ wenigstens animaler Impfung gern gönnen. Im Uebrigen müssen wir sie für die ihnen blühende Gesundheitspflege aufrichtig beglückwünschen zumal wir Berliner, die wir immer nur von neueröffneten Apotheken, gelockspizelten Geheimmittelhändlern, allerneuesten Bacillen und sonstigen „Wohlthaten“ zu lesen bekommen. Im Gegensaze zu solcher sich im Kleinen übenden Medizinalknirpskrämerei entrollt dieser Vortrag das Bild der von Meister Pettenkofer auf den Sockel erhobenen und im Grossen etwas verrichtenden Gesundheitswirthschaft, zugleich in Gesellschaft von Männern aus dem Volke, aber gleichzeitig Vertretern grosser Gemeinwesen, die sich ihrerseits bereits als Praktiker im Levitenwerke (wie's in der mosaischen Gesundheitswirthschaft hiess) bewährten, obenan der Oberbürgermeister meiner Vaterstadt Magdeburg, Herr Bötticher, unter dessen Fittichen ich einst als städtischer Armenarzt — dank seinem stets verständnissvollen Entgegenkommen — mit Erfolg wirken konnte.

Um uns wie im Fluge die von Herrn Krieger in fliessender und doch knapper Rede berichteten Fortschritte vorzuführen, so bestehen sie in folgenden Einzelheiten des gegenwärtigen Zustandes:

Die Correktion des Rheinstromes, in dessen Niederungen ein grosser Theil von Ober- und Unterelsass gelegen und darum von Ueberschwemmungen heimgesucht, unter Wechselfieber, Kropf und Cretinismus epidemisch zu leiden hatte, besonders die Illhochwasserableitung bei Ernstein, mit einem Kostenaufwande von vielen Millionen, aber auch durchschlagendem sanitären Erfolge, die Entwässerung und Reinigung der Städte Colmar, Bischweiler u. A.; Anlage von richtigen Dunggruben und Aborten auf dem Lande; die Wasserversorgung von Strassburg und 7 anderen Städten, im Ganzen 161 Gemeinden; Einführung der allgemeinen Schulpflichtigkeit und zu dem Zwecke einige Hunderte von Schulneubauten oder hygieinischen Umbauten. Ueberwachung der Familienhäuser und Herbergen durch eine Commission, welche Wohnungen und auch ganze Häuser ohne Weiteres für unbewohnbar erklären und bei Neubauten den Zeitpunkt der Beziehbarkeit bestimmen kann. Gleiche strenge Beaufsichtigung des Schlachtwesens, Errichtung von bereits 42 öffentlichen Schlachthäusern; Berufung der Thierärzte zu Fleischbeschauern; Nahrungsmittel-, besonders Milchcontrole; verbesserte Spitalgesezgebung bei

durchgehender staatlicher Beaufsichtigung; Irrenanstalten, deren grösste in Deutschland überhaupt die von Stephansfeld mit 1300 Pfleglingen, Schwimmbad u. s. w.; Blödenanstalt in Bischweiler (100); neue Besserungs- und Gefängnissanstalten, aus denen wir schon früher durch eben diesen Dr. Krieger erfuhren, wie gesund sich Schlafen bei offenem Fenster bewährt (s. mein Lungenbuch, 6. Aufl. S. 82); das grosse Besserungshaus für Knaben (4—500) bei Hagenau; das Arbeitshaus in Pfalzburg (300); das Zuchthaus mit Zellenbau (200) in Ensisheim; 67 theils ganz neue, theils umgebaute Amtsgefängnisse; in Angriff genommene Leichenhäuser in mehreren Städten; endlich der 1874 gegründete, jezt von Professor Strohl geleitete, ärztlich-hygieinische Verein mit 170 Mitgliedern. —

Nachdem nacher die Mitglieder sich durch den Augenschein von den im Vortrage aufgezählten Bauten und Anlagen überzeugt, gab der einst bei der Strassburger Stadterweiterung thätig gewesene Vorsizende, Oberingenieur Meyer (Hamburg) der allgemeinen Anerkennung in schwungvoller Rede Ausdruck. —

Einen nicht minder gehaltvollen und anregenden Vortrag hielt in der zweiten Versammlung Oberbürgermeister Miquel von Frankfurt a. M., eine gesundheitspflegerische Kraft, welche hoffentlich dem Wirkungskreise der „Väter der Stadt" auch ferner erhalten und nicht — wie eben die Tagespresse munkelt — in's Reichsfinanzministerium entführt wird. Seine Rede galt der Erreichung gesunden Wohnens im Anschlusse an die im vorigen Jahre vom Vereine entworfenen Grundzüge einer einheitlichen Vorschrift für das Bauwesen und für Herstellung und Benuzung von Wohnungen durch Reichsgesezgebung für ganz Deutschland, während jezt noch in ganzen Landestheilen gar keine Bauordnung, sondern nur ein „wildes Bauen" herrsche. Da würden die im Reichstage zu pflegenden Verhandlungen gleich insofern fruchtbar wirken, als sich das ganze Volk, besonders Communal- und Staatsverwaltungen erst einmal mit dieser Lebensfrage beschäftigen lernten. Keineswegs will er aber nun etwa mit einem Schlage alle alten Häuser eingerissen, sondern die neue Ordnung nur auf Neubauten und in jenen vielleicht auf Umbauten angewandt, also z. B. § 8 „Kellerwohnungen sind unzulässig" nur so ausgelegt sehen, dass fortan Kellerwohnungen nicht mehr eingerichtet werden dürfen. Vom gegenwärtigen Nothstande gab eine auf Herrn Miquel's Anregung vom Verein für Sozialpolitik in Grossstädten angestellte Enquête folgendes anschauliches Bild: bei mehr als 50 Procent herrscht Ueberfüllung so weit, das der freie Raum für den einzelnen Schläfer bis auf 3 Cubikmeter heruntergeht und 23 Procent aller Menschen nur einen einzigen Raum für sich und Familie besizen. Im Allgemeinen darf aber die

Wohnungsnoth nicht etwa als Produkt der modernen Entwickelung hingestellt werden, sondern sie folgt aus der Abneigung der Unternehmer gegen Herstellung kleiner Wohnungen: Während die Reichen nur $^1/_7$, müssen die kleinen Leute $^1/_3$ ihres Einkommens „verwohnen". In Frankfurt aber wurden von Stadtwegen neuerdings für Beamte mit 2500 M. und darunter Gehalt Häuser mit kleinen und dabei gut eingerichteten Miethswohnungen gebaut, ohne davon geschäftlich Schaden zu nehmen. Dabei wurde allerdings im Stücke der Luftfreilassung die im Vergleich mit den von anderen Congressen gestellten Bedingungen mässige Forderung von mindestens 5 Cubikmetern für jedes Kind bis zu 10 Jahren und von 10 Cubikmetern für jeden Erwachsenen als Maasstab angelegt, ein Verhältniss, bei dessen etwaiger sofortiger Durchführung im Augenblicke viele Menschen obdachlos würden. Abermals bescheidet sich Herr Miquel auch hier beim Verlangen, dass dieser Maassstab erst nach Ablauf von 5 Jahren Landesgesez werde, bis wohin sowohl Miether als Bauunternehmer Zeit fänden, sich darnach zu ihren beiderseitigen Vortheilen einzurichten. Gerade für die lezteren erblickt er nemlich nach seinen Erfahrungen eine Erleichterung des soliden Hausbesizerthumes und Befreiung von schlechter Concurrenz, die nach Inkrafttreten des 10 Cubikmetergesezes ihre elenden Wohnungen nicht mehr los würde.

In der nachher folgenden Berathung erregte für den Augenblick Herr Miquel allgemeine Heiterkeit durch folgende, einem römischen Juristen entlehnte Erklärung des Begriffes „Wohnung": Wenn man den Ort verlässt, wo man seine Heimath hat, dann reist man und wenn man zurückgekehrt ist, hat man aufgehört zu reisen, daher würde Wohnung der Raum heissen, in dem man sich aufhält, wenn man sich nicht wo anders aufhält. —

Im Ganzen galt die von Oberbaurat Baumeister (Carlsruhe) als Referenten geführte Berathung einem von den Herren Dr. Strauss (Markt-Gladbach) und Hartwig (Dresden) gestellten Antrage, sowie den 10 von der Commission bereits ausgearbeiteten Thesen für reichsgesezliche Vorschriften zum Schuz gesunden Wohnens, zunächst mit der wesentlichen Unterscheidung von 1) baupolizeilichen und 2) wohnungspolizeilichen Bestimmungen, von welch' lezteren mir hier folgende Punkte mittheilenswerth erscheinen:

(§ 6.) Räume, welche zu längerem Aufenthalt von Menschen dienen, müssen eine lichte Höhe von mindestens 2,5 Meter haben — höher als im vierten Obergeschoss, d. h. dem vierten über dem Erdgeschoss liegenden Stockwerke dürfen Wohnungen nicht hergestellt werden! (§ 7.) Alle . . . Räume müssen bewegliche, unmittelbar

in's Freie führende Fenster haben ... Die lichtgebende Gesammtfläche der Fenster soll mindestens ein Zwölftel der Grundfläche betragen . . . (§ 8.) Bei Wohnungen in Kellern darf der Fussboden höchstens 1 Meter unter und muss der Fenstersturz mindestens 1 Meter über der Erdoberfläche liegen. § 10 enthält die schon verzeichnete Binnenluftabmessung und ferner: in Mieträumen müssen, wenn sie als Schlafräume benuzt werden, ohne der Forderung ganz zu entsprechen, immerhin auf jedes Kind unter 10 Jahren mindestens 0,1 qm, auf jeden Erwachsenen mindestens 0,2 qm lichtgebende Fläche entfallen. Kinder unter 1 Jahr rechnen nicht mit — ein Zusaz, gegen den mit Recht, wenn auch ohne durchzudringen, — Dr. Löffler (Greifswald) im Sinne des hygieinischen Lehrsazes Einspruch erhob: „Kinder sind die luft- und lichtbedürftigsten Wesen."

Gegen die Ausführbarkeit dieser wohnungspolizeilichen Vorschriften erhob Oberbürgermeister Zweigert (Essen) das Bedenken, dass die Bestimmungen des Hausrechtes selbst der Polizei das Eindringen in Wohnungen Unbescholtener überhaupt und vollends zur Nachtzeit verbiete, ein Bedenken, welches aber Herr Miquel als hinfällig bezeichnete, weil sich Hausbesizer ebensogut wie andere Gewerbetreibende amtliche Controle gefallen lassen müssen u. s. w. —

Ebenfalls ein Stück Wohnungsfrage gelangte in der lezten Sizung zur Verhandlung: die Eisenbahnfahrthygieine, von der mir aber nur der vom Berliner Baurath Wichert gehaltene Eröffnungsvortrag im vollen Berichte vorliegt nebst einer Andeutung über die von (schon oben genannten) Dr. Löffler vorgetragenen Wünsche in Sachen ergiebigerer Lüftung, über welchen Gegenstand ich selbst einmal dem damaligen Minister Dr. Achenbach eine Denkschrift überreichen durfte (Näheres s. „Sprechstunden" Bd. I, S. 287 und III, 231). Herrn Wichert's Vortrag bot nur eine knappe, zum Theil launig gefasste Uebersicht der nach seiner Meinung allen billigen Wünschen entsprechenden Einrichtungen, erklärte die aus dem Publikum verlautenden Beschwerden für blosse Folge eines „Eisenbahnfiebers," die mangelhafte Beleuchtung sogar desshalb für Wohlthat, weil sie das ohnehin gesundheitswidrige Lesen während der Fahrt verhindere. Tabakrauchen habe nachträglich auch in den Frauencoupés durch Anschlag verboten werden müssen, weil selbst weibliche, besonders ausländische Fahrgäste diesem Genusse fröhnen. Für die als beste und zur allgemeinen Durchführung in's Auge gefasste Art der Erwärmung erklärte er die Dampfheizung u. s. w. —

Erster internationaler Congress und zwanzigster Vereinstag

der Vereine für naturgemässe Lebensweise in Cöln vom 11. bis 16. September.

II.



Eduard Baltzer,
geb. 24. Nov. 1814, gest. 24. Juni 1887.

Mit diesem Bildnisse betheiligt sich Hygieia ihrerseits an der am 24. Oktober zu Durlach (Baden) begangenen Enthüllungsfeier des Baltzer'schen Grabdenkmals, nach Entwürfen von Professor Hentze in Dresden, theils von seinem Neffen theils von ihm selbst ausgeführt. —

„Aus diesem vollbärtigen Antlize strahlte die Anmuth unbegrenzten Wohlwollens, hinter dieser Stirn thronte das Gehirn des Löwen, in diesen Adern kreiste das Blut des Adlers, in dieser Brust aber schlug das Herz der Taube.“ (Aerztliche Sprechstunden Bd. XX, S. 211). (P. N.) —

Am Sonnabend, 14. Sept. kam durch den Vortrag des Dr. med. Dock frisches Leben in den Verlauf. Redner sprach in seiner bekannten, herzgewinnenden Weise über vernünftige Kindererziehung, durchaus nicht vom einseitigen Ernährungsstandpunkte, sondern so, dass sich die anwesenden Frauen wohl sämmtlich damit einverstanden erklären konnten. Er stellte schliesslich 10 Gebote der Erziehung auf und genehmigte, dass dieselben von einer geeigneten Commission redigirt und für Massenverbreitung als Flugblatt gedruckt werden. Hieran schloss sich eine Abendtafel für Kinder, denen augenscheinlich die Chocoladensuppe nebst Kirschpudding sehr gut schmeckte. Auch die anwesenden Erwachsenen bebten vor dieser Abendmahlzeit nicht zurück. Am Abend hielt Dr. Aderholt einen Vortrag über „Neue wissenschaftliche Gründe für den Vegetarismus.“ Da ihm die französische Litteratur besser zugängig ist als uns, so ist höchst interessant wie er die deutschen wissenschaftlichen Forschungen durch parallele von französischer Seite zu ergänzen weiss. Hoffentlich wird der inhaltreiche Vortrag gedruckt, da sich ein kurzer Auszug nicht geben lässt. — Eine hervorragende Leistung war der Vortrag des Professor Mayor aus Cambridge, von dem aber nur die Einleitung deutsch gesprochen wurde. Redner bewies zwar durch diese Einleitung, dass er das Deutsche völlig korrekt spricht, wollte aber doch „aus Respekt vor der Sprache Luthers und Lessings“ sein Thema „Warum ich Vegetarianer bin?“ nur englisch behandeln „um der Sprache nichts Unrechtes zuzufügen.“

Sonntag, 15. Sept., fanden die Hauptverhandlungen statt. Eine Vereinigung der beiden deutschen Vereine ist nicht wesentlich gefördert; das schadet aber auch nichts, denn wenn nur jeder Verein in seiner Weise tüchtig arbeitet und mit dem andern „gut Freund“ ist, so haben beide genug zu thun. Zunächst sollen sie in ein gemeinsames Adressbuch kommen, dem auch die Adressen aus dem Auslande eingefügt werden. — Der verewigte Druckereibesitzer Th. Müller in Nordhausen (Vgl. H. V, 157) hat der Thalysia und dem deutschen Vereine je 500 M. vermacht. Letztere sollen benutzt werden: 200 M. für Wandervorträge, 100 M. für Congresskosten und 200 M. für 2 Preisschriften über den Obstbau und die Bedeutung des Obstes für die Gesundheit und den Volkswohlstand. —

Am Mittage fand der Vortrag des Professor Heyer über Obstkultur in Amerika statt. In Amerika giebt es nichts Alther-

gebrachtes, darum wird so vieles vernünftiger angegriffen, als bei uns, und wir können z. B. auch im Obstbau von dorther viel lernen. Hauptsache ist: der Obstbau wird dort im Grossen betrieben, genau auf die besten Sorten für bestimmte Zwecke gesehen, und das Trocknen und Conserviren zur Vollkommenheit ausgebildet. — In der Debatte wurde aber dann geltend gemacht, dass auch der Kleinbau verschiedener Sorten seine Berechtigung habe, dass er die Freude am Essen frischen Obstes aufrecht erhalte, dass nicht alles Obst zu Cyder verarbeitet werden müsse, und dass das gebleichte amerikanische Dörrobst durch schweflige Säure verschlechtert werde. Doch empfehle es sich, in Deutschland zirkulirende Obstdörr-Apparate anzuschaffen, wie man z. B. zirkulirende Dreschmaschinen habe. —

Der Gesellschafts-Abend am Sonntage war sehr hübsch, das Lokal geschmackvoll verziert mit Baltzers Bilde vor immergrünem Laube. Deklamatorische- und Musik-Vorträge erster Künstler und Künstlerinnen erfreuten die Versammelten, und für die Tafel waren alle Finessen vegetarischer Kochkunst zur reichsten Entfaltung gebracht. Dann noch ein Tänzchen — und Jedermann konnte zufrieden sein.

Die letzten Vorträge wurden am Montag Abend gehalten. Dr. Hundhausen aus Hamm (Westphalen,) sprach „über Pflanzeneiweissstoffe" und lieferte Proben eines neuen Weissbrodes, das er im Grossen herstellen lässt, und das für die Volksernährung von grossem Vortheil sein soll. Nach den Lehren der Ernährungschemie ist nämlich Brod nicht nahrhaft genug, da es zu wenig Kleber (oder Eiweiss) enthält. Der Kleber ist das werthvollste im Weizen, nach dem Klebergehalt berechnet sich der Preis. Und doch ist Kleber in isolirtem Zustande (also z. B. als Neben-Produkt gewonnen) werthlos, weil man keine Verwendung dafür hat. Darauf basirt nun dies neue Brod, welches 23% Kleber enthält, während Fleisch nur 20%, gewöhnliches Brod 9% und Hülsenfrüchte gleichfalls 23% Kleber enthalten. Es ist weiss, leicht, porös, hält sich lange und schmeckt gut, seine gute Verdaulichkeit ist durch Versuche erwiesen. — Wie sich der Preis im Vergleich mit anderm Brod stellt, weiss ich nicht — immerhin empfiehlt sich ein Versuch damit für Jeden, dem sein gewohntes tägliches Brod nicht gefällt. Wir in Norddeutschland sind so sehr an unser würziges Schwarzbrod (auch Pumpernickel und Schrotbrod) gewöhnt, dass wir uns schwerlich mit leichtem Weissbrod befreunden werden. Ueber Dr. Hundhausen's sonstige Pflanzeneiweiss-Präparate (zu Suppen etc.), die aus Weizen hergestellt, sich Jahrelang halten und sehr werthvolle Produkte sein sollen, wird man wohl noch mehr hören. Den Schluss machte Rechtsanwalt Volckmar mit einem Vortrage über die

Nothwendigkeit der absoluten Enthaltsamkeit von Alkohol, welcher mit dem grössten Interesse aufgenommen wurde. Die Trunksucht erklärt er für ein Laster im Sinne der freien Ethik, die beste Kur ist das Wasserheilverfahren, der Vegetarismus der beste Führer zur Enthaltsamkeit. Der Anfang ist in Deutschland schon gemacht, der Temperenz-Bund in Dresden z. B. zählt bereits 40 Mitglieder. — Rev. Mayor stimmt den Ausführungen bei und berichtet über die zahlreichen, mächtigen Gesellschaften in England. — Mit dem gebührenden Dank an Herrn Weidner, dem Veranstalter des Congresses, und mit dem Wunsch, dass alle Anregungen zu kräftigen Folgen und guten Resultaten führen mögen, trennte sich die Versammlung. — A. v. Seefeld.

Warum ich nicht mehr vegetarisch lebe?

Von **Dr. med. Alanus.**

[Nachdruck gestattet.]

Nachdem ich längere Zeit vegetarisch gelebt hatte, ohne mich dabei besser oder schlechter zu befinden als vorher bei gemischter Kost, machte ich eines schönen Tages die unangenehme Entdeckung, dass meine Arterien atheromatös zu entarten begannen. Besonders an der Schläfenarterie sowie an der Radialis (Pulsader) war dieser Krankheitsprocess unverkennbar.

Da ich noch keine vierzig Jahre alt bin und folglich dieses Symptom nicht als Alterserscheinung deuten kann, auch Spirituosen nicht ergeben bin, konnte ich mir die Sache schlechterdings nicht erklären. Ich sann hin und her, ohne des Räthsels Lösung zu finden.

Da fand ich ganz zufällig die Erklärung, die ich so lange gesucht hatte, in einem Werke des ausgezeichneten Pariser Arztes Dr. E. Monin. Der betreffende Passus lautet in wörtlicher Uebersetzung wie folgt:

„Um die Kritik des Vegetarismus fortzusetzen, dürfen wir die Arbeit des zu früh verstorbenen Gubler nicht vergessen, „über den Einfluss der vegetabilischen Diät auf die kreidige Entartung der Arterien." Die vegetabilischen Nahrungsmittel, reicher an Mineralsalzen als die Nahrungsstoffe animalischen Ursprungs, führen mehr Mineralsalze in das Blut ein. So hat Noël Guéneau de Mussy gezeigt, dass die Weiber auf dem Lande mehr Kalkphosphate täglich ausscheiden (6 gramm) als die in den Städten (1 bis 5 gramm). Raymond hat in einem Kloster pflanzenessender Mönche zahlreiche Fälle von Atherom beobachtet, unter anderen den des Priors, eines Mannes von kaum zweiunddreissig Jahren, dessen Arterien bereits stark verhärtet waren. Der Marine-

arzt Treille hat zu Bombay und Calcutta, wo viele Einwohner sich ausschliesslich von Reis ernähren, zahlreiche Fälle von atheromatöser Entartung beobachtet. Somit wird die Pflanzenkost das Gefässsystem ruiniren und dadurch das Individuum vor der Zeit alt machen, wenn es wahr ist, dass der Mensch „das Alter seiner Arterien hat;" es wird gleichzeitig den Zahnstein, den Greisenbogen der Hornhaut und die Phosphaturie hervorbringen."

Nachdem ich leider diese neuesten Ergebnisse medicinischer Forschung durch mein eigenes Beispiel bestätigt gesehen habe, bin ich selbstverständlich zur gemischten Kost zurückgekehrt. Durch Schaden wird man klug! Als normale Diät des Menschen kann ich die rein vegetabilische Diät nicht mehr ansehen, nur als eine Curmethode, welche in verschiedenen Krankeitszuständen Vortreffliches leistet. Wochen und Monate lang darf mancher Kranke diese Diät befolgen, aber zum fortdauernden Gebrauche für Jedermann ist sie nicht geeignet. Es verhält sich damit wie mit der Hungerkur, welche manchen Kranken curirt, aber znm fortdauernden Gebrauch für Gesunde nicht taugt.

Ich bin um eine Erfahrung reicher geworden, die mir gezeigt hat, dass eine einzige brutale Thatsache das schönste Theorieengebäude umwerfen kann. Den Vegetariern aber rufe ich zu: „Discite moniti!" „Lernt, denn ihr seid gewarnt!" —

Nachschrift. — Dank der von „Hygieia" von Anfang an beobachteten Neutralität nnd überhaupt „Eklektik" (Vgl. „Sprechstunden" Bd. V S. 278) darf sie wie hier geschieht, in demselben Hefte einerseits die Vereinsthätigkeit der Vegetarier nach Gebühr würdigen, andererseits als Sprachrohr einem Abtrünnigen dienen, und zwar einem Arzte, den sie erst noch kurz vorher (H. IX S. 277) der vegetarischen Einseitigkeit zeihen musste! — Was den von mir nicht als blossen Vegetarier, sondern als ganzen Menschen gefeierten E. Baltzer betrifft, so stellte ich — ganz im Sinne des Dr. Alanus — schon (Jhrg. I S. 233) fest, dass für ihn persönlich diese Lebensgewohnheit die allein richtige war, um sich troz schweren organischen Körperleidens bis zu so hoher Altersstufe zu erhalten. Gerade aber auch ein Baltzer, wie ich ihn wenigstens kannte, würde diese überraschende Absage des bisherigen medizinischen Fahnenträgers des Vegetarismus am Mildesten beurtheilt haben. Alle einsichtigen Leser glaub' ich auf meiner Seite, wenn diese Blätter nach wie vor fortfahren, das Gute zu nehmen, wo sie's finden, aber jeder Steckenpferdreiterei, wie sie besonders durch die jezt in Naturheilkunde machenden Schulmeister in Trab gesezt wurde, entgegenzuarbeiten, denn, um's zu wiederholen: Practica est multiplex! (P. N.) —

Zur Lösung der Frauenfrage vom hygieinischen Standpunkte.

Einleitung.

An Lösung dieser sich dank der Rührigkeit des leidenden Theiles immer „brennender" gestaltenden Frage glaubt Hygieia in ihrer Eigenschaft als Zeitschrift auch für Menschen- und Kulturkunde an ihrem Theile mitwirken zu müssen. Vom ärztlichen Standpunkte geschah dies schon durch Zustimmungserklärung zu der von Frau M. Weber vertheidigten Nothwendigkeit weiblicher Aerzte für Frauenkrankheiten (Jhrg. I S. 210), für welche ich selbstständig auch wieder in meinem „Ratgeber für Frauen" (Brief I) lebhaft eintrete, sowie durch persönliche Würdigung der in ärztlicher oder Samariterthätigkeit bereits namhaft gewordenen Frauen (besonders in Jhrg. II S. 76 ff.). Mit diesem Hefte nun treten wir der Bewegung in grossem Style bei, indem wir zunächst mit Wärme die aus weiblicher Selbsthülfe bereits erschienenen Schriften begrüssen, nemlich:

1) Frauenberuf, Monatsschrift für die Interessen der gebildeten Frauenwelt, herausgegeben von Frau J. Kettler. Weimar. Selbstverlag. Abonnementspreis: 1,50 vierteljährlich.

2) Was wird aus unseren Töchtern? von Frau J. Kettler. Weimar, Frauenberuf-Verlag. Schriftchen von 48 Seiten, Preis 50 Pf.

In besonnener, aber scharfer Rede handelt diese Schrift als Kernpunkt der Frauenfrage, besonders mit Rücksicht auf den gebildeten Mittelstand, die Hebung der tiefeingewurzelten Schäden durch das einzig wirksame Heilmittel des Rechtes auf Arbeit ab.

Hygieia ihrerseits bietet hiemit zu diesem edlen Werke ihre Beihülfe durch eine Reihenfolge von Beiträgen aus der Feder von Schulmännern und Hygieinikern, denen sich vielleicht aus dem Stammleserkreise auch weibliche Federn anschliessen, und beginnt mit dem Berichte über einen lezthin hier in Berlin gehaltenen und von den betheiligten Berliner Kreisen nach Gebühr gewürdigten Vortrag.

I.

Wie sorgen wir für die Zukunft und das Glück unserer heranwachsenden Töchter?

vom Vorsteher der Berliner Frauenarbeitsschule (Landsberger-Strasse)

Direktor Karl Weiss, aus Erfurt.

(Eigenhändiger Vortragsbericht).

„Die Gesundheit der Frau ist die Gesundheit der Nation!“

Diesen Ausspruch eines süddeutschen Volkswirthschaftslehrers von seinem Standpunkte auch auf die seelischen und sittlichen Gesundheitsverhältnisse der Frau, sowie auf die gesunden oder krankhaften Verhältnisse ihrer socialen Stellung übertragend, beantwortete der Vortragende die oben gestellte Fragen folgendermassen:

Für die Zukunft und das Glück unserer heranwachsenden Töchter sorgen wir, indem wir in erster Linie unsere Mädchen gesund an Leib und Seele erziehen und sie dann den Zeitverhältnissen entsprechend naturgemäss ausstatten für den Kampf des Lebens. Die ursprüngliche Bestimmung des Weibes ist, Hausfrau und Mutter zu werden. In der Familie soll das weibliche Wesen seine Kraft, seine Segnungen entfalten. Das Haus ist die Welt der Frau; die Frau ist die Seele des Hauses.

Dieses natürliche Verhältniss ist aber durch unsere Uebercultur durchaus verschoben. Nach dem letzten statistischen Jahrbuch des deutschen Reiches haben von vornherein 2,700,000 heirathsmündige Frauen nie Aussicht, einen „Eheherren“ zu bekommen. Bei der Abneigung vieler Männer gegen die Ehe werden nur 52% aller Jungfrauen durch Heirath versorgt. Diese Zahlen deuten auf eine bedenkliche Volkskrankheit, auf tiefe sittliche und sociale Nothstände. Die Erziehung und Bildung der Mädchen muss hierauf ernste Rücksicht nehmen. Wenn über die Hälfte aller Töchter in die Ehe treten und wir nicht wissen, welche, so muss der tüchtigen Ausbildung für das Haus die erste Sorge zugewandt bleiben, sodann ist aber die Schulung für einen Beruf in's Auge zu fassen. Die in Wahrheit vollendet für das Haus gebildete Jungfrau ist es aber auch in den meisten Fällen für das Leben.

Haus und Beruf erfordern die Frau von Charakter, ein fest in sich geschlossenes Sein, welches geneigt ist, in gesunder Religiosität seine Pflicht und Schuldigkeit zu thun und dafür den durch ewige Gesetze verbürgten Lohn erwartet. Das Haus verlangt von dem weiblichen Wesen ein ganz bestimmtes Können nach Seite der

Haushaltung und Wirthschaft, der gewerblichen und geschäftlichen Erweisung nach Seiten der Kindererziehung. Ohne dieses positive Können, welches in seiner Vollendung nach einer Seite hin schon die Versorgungsfähigkeit vieler Töchter in sich schliesst, schwebt alle ideale, alle sogenannte höhere Bildung geradezu in der Luft. Die Ausübung naturgemässen, weiblichen Könnens erhält die Frau physisch und psychisch gesund, die einseitige, überwiegende Pflege wissenschaftlicher und künstlerischer Erweisung macht sie krank und in vielen Fällen erwerbsunfähig. Darum Bildung des Weibes in Wahrheit und Natur für Haus, Beruf und Leben. Freie Bahn für Alle je nach den besonderen Anlagen. Auf gesunde Grundsätze gebaute, den Forderungen des Lebens entsprechende Anstalten in Fachschulen nach erfolgter Confirmation. Der Staat gibt unsern Söhnen Universitäten, Polytechnikum, Gewerbeschulen, Berg-, Forst-, Kunstacademien, Seminarien u. s. w., warum nicht eine einzige in sich vollendete Normal-Fortbildungsschule für Mädchen?

So lange der Staat nicht hilft, müssen wir uns selbst helfen, indem wir die Mädchen gesund an Leib und Seele erziehen und die besten Schulen für die Töchter und erwachsenden Jungfrauen aufsuchen und ihre Einrichtung begünstigen.

Hunderttausend wackerer Mädchen werden dann nicht als schwaches, darbendes, in Noth lebendes Geschlecht, sondern stark ins Leben treten. Tausende von Männern werden heirathen, wenn sie einfache, tüchtige Hausfrauen finden. Unsere Familien werden blühen in altdeutscher Liebe, Treue und Tüchtigkeit. Die Rückwirkung der einzelnen Häuser auf die Gesundheit der Nation kann nicht ausbleiben, und indem man die einzelnen Töchter vollendet für Haus, Beruf und Leben in die Gemeinschaft stellt, sorgt man nicht nur für sie, sondern gleichzeitig für unser ganzes Volk. —

Zusaz. — Eben da ich vorstehenden Vortragsbericht zum Druck gebe, bringen die Berliner Tagesblätter Berichte von einem bereits thatsächlichen Anlaufe in der von Herrn Weiss vorgeschriebenen Richtung: In Gegenwart der Kaiserin Friedrich fand am 10. Oktober in der Aula der Charlottenschule die Eröffnung der vom Wissenschaftlichen Verein veranstalteten Realkurse für Frauen statt. Die Eröffnungsrede hielt Fräulein Helene Lange und stellte als Hauptaufgabe des Unternehmens hin: der durch die bisherige Schulbildung einseitig gepflegten Entwickelung des Gemüthslebens gegenüber der Schulung auch des Verstandes zu thatkräftiger Kopfarbeit anzuleiten und zum selbstständigen Denken das erforderliche Rückgrat zu schaffen, wodurch das Echtweibliche keineswegs geschädigt, sondern erst recht begründet und vollendet werde. —

Nach Lesung solcher zielbewussten Erklärung möchte man diesem Neuerungswerke beinahe schon die günstige Vorhersage stellen, welche einst ein Bismark dem neuerstehenden Reiche in folgendem Bilde vorhielt: „Heben wir Deutschland nur in den Sattel; reiten wird es schon selbst können!“ (P. N.).

Kritik.

Die inneren Krankheiten der Pferde, ihre Entstehung, Verhütung und naturgemässe Heilung ohne Anwendung von Arznei von **Spohr**, Oberstlieutenant a. D., Hannover, Schmorl und v. Seefeld. Besprochen von Mitglied K. Haasse auf Ziethen bei Prechlau (Westpreussen).

Seit Jahren Freund der von dem Herrn Herausgeber dieser Zeitschrift gepredigten Gesundheitslehren, war es wohl sehr natürlich, dass ich als Landwirt versuchte, die Haltung meines Viehstandes und die Heilung der ihn treffenden Krankheiten mit diesen Lehren in Uebereinstimmung zu bringen, so weit es die Zwecke der Viehhaltung gestatten. Ich habe bei diesem Bestreben gute Erfolge zu verzeichnen. Aber es machen sich gerade bei dem Vieh wegen seiner Unbeholfenheit und Schwere besondere Schwierigkeiten geltend, so dass ich im Stillen oft den Wunsch aussprach, wann wird für uns Landwirte der Segenbringer erstehen, der uns zeigt, wie wir die Lehren der arzneilosen Heilweise in einfacher und praktischer Art auf das Vieh anzuwenden haben? Und siehe da, ehe ich es vermutet, ist er erschienen. Zwar behandelt der Herr Verfasser nur die inneren Krankheiten der Pferde; jedoch lässt sich selbstverständlich von einem denkenden Viehhalter die Anwendung der Heilmittel und Heilformen auf die anderen Vieharten übertragen. Aber es ist bezeichnend, dass dies Buch erscheinen kann, ohne dass der Landwirt in seinen Zeitungen darauf aufmerksam gemacht wird, trotzdem es sich zur Aufgabe stellt, einen der wichtigsten Teile unserer Habe vor Schaden zu bewahren. Ja noch mehr, aus dem Umschlage des Buches geht hervor, dass der Herr Verfasser schon eine stattliche Reihe von Büchern, die für den Landmann wichtig sind, hat erscheinen lassen, sogar in 3. und 4. Auflage, ohne dass die bedeutenden landwirtschaftlichen

Zeitungen, die ich wenigstens lese, sie je erwähnt, geschweige denn besprochen hätten. Diese Schriften scheinen mehr in Militär- und Sportkreisen bekannt zu sein. Die Redaktionen stellen sich leider nur zu leicht auf den päpstlichen Unfehlbarkeitsstandpunkt und anstatt den Leser über Wert und Unwert entscheiden zu lassen, möchten sie — nach berühmten Mustern — vorschreiben, was wir glauben sollen. Neue Lehren sind für die meisten Menschen sehr unbequem, in dem ausgefahrenen Geleise kriecht es sich viel bequemer, da ist es nur zu natürlich, wie die Geschichte zeigt, dass man anfangs versucht, das Neue todtzuschweigen. Erreicht man hiermit seine Zwecke nicht — und wann hätte man jemals eine Wahrheit todt machen können! — so greift man zu Acht und Bann. Nur so kann ich mir erklären, dass selbst Zeitungen, die das Gebiet der Thierzucht ausschliesslich behandeln, die Bücher des Herrn Verfassers unerwähnt lassen, weil in ihnen die Heilung noch vom Standpunkte der herrschenden Schulmedizin allein behandelt wird. Ich konnte nicht unterlassen, meine guten Erfolge meinen Berufsgenossen zu unterbreiten und sie zur Nachfolge anzumahnen; jedoch war es mir nicht möglich, in landwirtschaftlichen Zeitungen meine einfachen Berichte abgedruckt zu erhalten.

So begrüsse ich denn Herrn Oberst Spohr als Pionier, der Bresche gelegt in die übliche Thierheilkunde, die für den Viehhalter sehr bequem ist, aber doch mit ihren Medikamenten weiter nichts leistet, als dass sie uns blendet und unser Gewissen in Ruhe wiegt. Ich habe besonders die Heilweise derjenigen Krankheiten, die ich mich schon bemüht habe, auf naturgemässe Art und ohne Arznei zu beseitigen, studirt und kann nur bestätigen, dass die Erfolge, die der Herr Verfasser verspricht, auch wirklich erreicht werden. Ganz besondere Anerkennung verdient die klare Beschreibung, welcher Heilmittel sich die Naturheilmethode bedient, wie ihre Wirkungsweise ist und wie sie in einfacher und zweckentsprechender Weise bei den unsere Absichten nicht gerade unterstützenden Thieren in Anwendung zu bringen sind; sehr interessant sind auch die Mitteilungen über die schädlichen Folgen der Arzneistoffe auf den Organismus. Der Herr Verfasser bringt ferner einen kurzen aber äusserst anziehenden und klar geschriebenen Abriss des Wesens der Naturheilkunde und der Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit; zugleich wird darin gezeigt, wie wenig zuverlässig die Schulmedizin in dem ist, was sie zu leisten verspricht, wie allein der Nimbus, der sich im Laufe der Zeit infolge der Gedankenlosigkeit des Publikums und der Bequemlichkeit, Andere für sich denken zu lassen, es ist, der der Schulmedizin die Herrschaft erhält. Es sind meines Erachtens nach die drei ersten Kapitel ein Meister-

stück überzeugungstreuer und überzeugender Darstellung. Diesem Aufklärung verbreitenden und Wahrheit predigenden Buche ist weiteste Verbreitung besonders auch unter meinen Fachgenossen, den Landwirten, zu wünschen. (Einen werthvollen Beitrag zur menschlichen Krankenbehandlung vom Herrn Oberst Spohr brachten Heft XI und XII vom I. Jhrg., sowie eine Würdigung seiner früheren thierärztlichen Schriften Heft IV d. J., S. 114. P. N.)

Hygieinische Apotheke und Ausstellung.

„Medicamentum est, quodcunque vides, quocunque moveris".

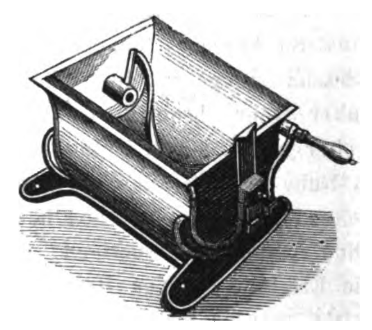
---

48. Schrotmehl-Mühle und Teigknetmaschine

von Aug. Zemsch in Wiesbaden.



Vegetariermühle.



Teigknetmaschine.

Der vom hygieinischen Standpunkte bedeutsamen Frage nach gesundheitsgemässem „täglichen Brode" trug ich, nachdem ich sie in den „Sprechstunden" (Bd. IV, S. 113 ff.) weitläufig begründet, weiter dadurch Rechnung, dass ich laufend Nachweise von „Apotheken" dieses „Curmittels" verzeichnete, und zwar nicht nur hier in Berlin, sondern auch anderwärts, z. B. in Nürnberg, wo mir solche Bezugsquellen sicher bekannt wurden. Wenn nun auch diese Empfehlungen einschlugen und die Herren Sökeland, Jänisch, Hailmann durch die Art der Ausführung der Aufträge das Vertrauen rechtfertigten, so ergab sich doch dies Exportgeschäft als zu voller Zufriedenheit, besonders was den Kostenpunkt betrifft, auf die Dauer nicht durchführbar. Steigert sich z. B. nach Russland durch Porto und Steuer der Preis um gut das Doppelte, so fallen doch auch bei

längerem Bezug im Inlande die „Spesen" erheblich in's Gewicht, weil auch hier frisch gelieferte Waare immer am Besten schmeckt. Zu diesem äusseren Grunde kommt dann noch mancher innere, um dem vom Wiesbadener Fabrikanten Herrn A. Zemsch ergehenden Rufe, besonders bei den auf dem Lande ansässigen Freunden, offene Ohren zu sichern: Mischt Euren Teig und backt Euer Brod selbst! —

Bekam ich zwar schon von jeher im vegetarisch zugeschnittenen Haushalte Vorrichtungen zum Selbstschroten zu sehen, so hörte ich doch auch über ihre Unzulänglichkeit und damit erschwerte Durchführung der Selbstbäckerei klagen, ein Nothstand, dem nunmehr durch diese verbesserte Wiesbadener Maschine oder „Vegetariermühle" gründlich abgeholfen wurde, deren Beschreibung in einem Vegetarierblatte also lautet:

„Die arbeitenden Teile sind zwei ringförmige Scheiben, aus deren Planflächen sich in concentrischen Kreislinien Zahnreihen von dreieckigem Querschnitt erheben. Bei der Arbeit bleibt die eine unbeweglich, während die andere rasch rotiert, wobei ihre Zähne in die Furchenkreise der ersteren eingreifen und umgekehrt. Die Körner werden im Centrum der Scheiben eingeführt und nach dem Umfange hinausgeschleudert. Um die Einführung der Körner zu erleichtern, sind die Mahlscheiben nach dem inneren Umfange hin vertieft, so dass ihre Flächen die Form eines flachen Hohlconus bilden. In Folge der Vertiefung sind die inneren Zähne bedeutend höher und stärker, als die äusseren, so dass sie, wenn gröbere Teile dazwischen geraten, als eine Art Vorbrecher dienen. Durch eine einfache Stellvorrichtung kann die lose Scheibe der festen je nach der beabsichtigten Feinheit des Mahlgutes mehr oder weniger genähert werden, wodurch ein feineres, bez. gröberes Mahlgut erzielt wird. Die Zähne der Scheiben schneiden nach beiden Seiten; ist also die eine Seite stumpf geworden, so lässt man die Scheiben in umgekehrter Drehung rotieren, wodurch sich die stumpfen Kanten durch die natürliche Abnutzung der Zähne wieder schärfen. Die Mahlscheiben bestehen aus dem widerstandsfähigsten Material „Hartguss" und können, wenn nach jahrelanger Benutzung sich die eine Seite der Zähne abgenutzt hat, gewendet werden, da auf der Rückseite sich die gleichen Zähne befinden. Ersatzmahlscheiben passen ohne jede Nachhilfe und sind zu billigen Preisen nachzubeziehen."

Ueberflusses halber füg' ich hinzu, dass diese z. B. in der berühmten Curanstalt von Dr. Dock auf der Waid bei St. Gallen eingeführte Maschine sich zum Schroten und Pulverisieren aller Getreidearten wie auch Hülsenfrüchten bewährt, also: Weizen, Gerste, Hafer, Malz, Mais, Reis, Erbsen, Linsen, Hirse, Bohnen u. s. w. —

Als erste in ihrer Art überhaupt bietet ferner Herr Zemsch auch dem nichtvegetarischen Hausstand seine Teigknetmaschine, also zum Backen nicht blos von Brod, sondern auch von Topfkuchen, Torten, Puddings u. s. w., wie das ja, besonders zur Festzeit, auch in der Grossstadt troz nächster Nachbarschaft eines Bäckers die Frau oder Töchter vom Hause gern selbst übernehmen. Nicht nur sichert man sich dadurch vor gröberen Verfälschungen durch die Gewerbtreibenden, sondern — mit dieser Maschine — auch vor Ermüdung der Hände und unsauberer Beimischung durch Dienstbotenhand, indem sogar ein Kind den Betrieb der Maschine übernehmen kann. Für's Backen selbst nehmen die Bäcker bekanntlich nur einige Pfennige und da dies ja nur die Nacharbeit, so darf's auch hier heissen: Selbstgebacken schmeckt am Besten! —

49. Das Saccharin.

Ueber diesen neuen, in Unterhaltungsblättern schon abgehandelten, mir selbst aber noch nicht vor die Augen oder über die Lippen gekommenen Stoff finde ich im „Vegetarier“ aus der Feder des in diesen Fragen für mich massgebenden Dr. Alanus eine lange „Klageschrift“, deren wesentliche Punkte hier auszuziehen ich für meine Pflicht halte.

Saccharin heisst also ein vom Chemiker Dr. Fahlberg erfundenes und von ihm nebst Genossen in der Fabrik zu Westerhüsen bei Magdeburg (mir aus früherer Zeit wohlbekanntes Dorf, auch mit Rübenzuckerfabrik) in grossem Massstabe hergestellter Stoff von zuckrigem Geschmacke, dabei aber nicht weniger als 300 mal süsser! — Noch lange nicht folgt jedoch aus dieser Geschmackseigenschaft die Gleichartigkeit mit dem bisher landesüblichen Zucker in seiner Eigenschaft als Nahrungsmittel (Kohlehydrat), sondern von diesem Gesichtspunkte stellt sich das Saccharin als unverdauliche, den menschlichen Leib blos wie ein Fremdkörper passierende, nachher vollständig und unverändert mit dem Urin abgehende Chemicalie heraus, nicht ohne nach Art der „gährungshemmenden“ Benzoe- und Salicylsäure die Verdauung zu stören, also nur ein Scheinsurrogat oder, wie Dr. Alanus meint, Talmi-Zucker.

Weit entfernt, mit dieser Feststellung etwa dem Herrn Erfinder den verdienten Ruhm der Kunstfertigkeit schmälern zu wollen, muss ich doch dem Warnungsrufe vor der von der gewerblichen Ausnuzung drohenden Gefahr der Nahrungsverfälschung beistimmen. Man denke nur: ein blos nach Saccharin schmeckender Artikel stellt sich um volle zwei Drittel billiger als ein mit wirklichem Zucker gesüsster! So befinden sich denn auch — nach eigenhändiger Bekanntmachung der Fabrikanten — bereits saccharinisirte

Fruchtsäfte, Syrupe, Confekte, Conserven, Brausebonbons, Liqueure, Fruchteis u. s. w. im Handel. Doch kamen schon Aerzte, welche den Zuckerkranken dies „Talmi“ als Ersaz für ihren an Süssigkeit gewöhnten Gaumen anriethen, dahinter, dass Magen und Nieren dafür büssen müssen, thatsächlich ihnen also das Leben eher noch — verbittert wird. Andererseits wurde die schlagende Thatsache bekannt, dass thierischer Naturtrieb ohne Weiteres unechten Zucker vom echten unterscheidet: Ameisen, Fliegen und Wespen rühren Saccharinschleckeriges nicht an und die noch klügeren Bienen gebehrden sich, wenn man sie dazu zwingen will, wie rasend! —

Die Franzosen, wohl an's kölnische Wasser denkend, sprechen bereits von einem Sucre de Cologne und sowohl die französische als die belgische und österreichische Regierung treffen amtliche Massregeln gegen die uneingeschränkte Saccharin-Einfuhr, besonders seit schon die Bierbrauer einen Theil des Malzes durch „Kölnischen Zucker“ zu ersezen anfangen sollen. Wie mir ferner Dr. Alanus brieflich mittheilt, bringt die Westerhüsener Fabrik jetzt auch ein Gemisch von 2 Teilen Saccharin mit 1000 Theilen Stärkezucker (an Stelle von Rohr- oder Rübenzucker) in den Handel.

Nach Alledem will Hygieia nicht hinter dem Comité consultatif d'hygiène publique de France (Bulletin commercial de Juillet 1888 S. 331 und d'Août S. 378) zurückbleiben und an ihrem Theile vor dieser drohendem neuen Fälschung dringend gewarnt haben. —

Schliesslich sei als recht zeitgemässes Werk über den echten Zucker und seine Bedeutung für den menschlichen Haushalt in gesunden wie kranken Tagen folgendes Schriftchen, in dem bezeichnender Weise vom Saccharin kein Wort vorkommt, empfohlen:

Der Zucker als Nahrungs- und Heilmittel, von Henri Hirschberg. Jena, H. Costenoble. 1889. Mit dem Motto nach dem Physiologen Cl. Bernard: „Thatsächlich bezieht sich Alles auf den Zucker“. —

Hygieinischer Lesetisch.

„Guter, kräftiger Mittagstisch, hygieinische Plauderei“ — Mit dieser Aufschrift lieferte ich auf Verlangen einen Beitrag in den eben erschienenen Berlinisch-Märkischen Kalender für 1890 (Verlag von H. Lüstenöder, W.), dazu der aus Kladderadatsch wohlbekannte Herr G. Brandt eine Zeichnung vom Zusammensizen der von mir vorzugsweise abgehandelten alleinstehenden Kostgänger des Abonnement-„Frasses“. U. a.

empfehle ich denen, die mehr auf richtiges Sattwerden als auf Hinunterarbeiten von mehrerlei zweifelhaften Schüsseln — z. B. Bouletten, auch „allgemeine Wochenübersicht“ genannt — ausgehen, zugleich als ungewöhnlich billig das vegetarische Speisehaus von C. O. Schultz, hier, Schönhauser Str. 10. — Auch diesen Kalender kann ich seiner sonstigen Reichhaltigkeit und hübschen Ausstattung wegen zur Anschaffung mit gutem Gewissen empfehlen. —

Monsieur Damala, der Gatte der berühmten Schauspielerin Sarah Bernard (Vgl. Hg. I, 434), nach dem von der Leipziger Illustrirten (d. d. 7. Sept.) gebrachten Bilde zu urtheilen, ein bildhübscher Mann rumänischer Abstammung und noch kaum 40 Jahre alt, starb am 18. August als Opfer seiner unbezähmten Morphiumsucht und hinzugetretenem „Gehirnschlage“. Andererseits muss man ihm die Selbstbeherrschung nachrühmen, mit der er bis zulezt, trozdem ihm jeder Fusstritt in einem Beine empfindlichen Schmerz verursachte, auf der Bühne erschien und in der „Cameliendame“ sogar — Cancan tanzte! — Rührend auch, wenngleich nach meinem Gefühle abstossend, liest sich der Bericht über die Art, wie D.'s irdische Ueberreste in den ersten Tagen gefeiert wurden: der einbalsamirte Leichnam, wie bei Lebzeiten angekleidet, wurde im Salon der Wittwe auf ein Fauteuil gesezt und nun gewissermassen in seiner Gesellschaft, sowie unter priesterlicher Leitung eine Art von Andacht abgehalten. Erst anderen Tages erfolgte Einsargung und richtige Leichenbestattung. Noch immer doch geistreiche Leute diese Franzosen — das muss man ihnen lassen! —

Vom Grafen Herbert Bismarck findet sich im Fremdenbuche auf dem Feldberge im Taunusgebirge, allwo auch ein vierfüssiges Langohr das Gnadenbrot geniessend umherläuft, folgender Stossseufzer über die damalige nasse Witterung (d. d. 22. August 1888, mitgetheilt von Säule M. in Cronberg):

Grauenhafte Begebenheit.

Immer grauer wird der Himmel,
Immer grauer treibt der Nebel,
Grau erblickt man Wies' und Wald;
Selbst des Esels Missgestalt
Will mir grauer fast erscheinen.
Ach! man möchte grau sich weinen.
Selbst die Seel' erfasset Grauen.
Himmel! Kannst du gar nicht blauen?!

Amtlich „constatirte“ Todesursache. — Von der in einem Londoner Irrenhause an einem Fensterkreuze hängend gefundenen Leiche der 33jährigen Mary Ann Dudley gab die Todtenschau-Jury folgenden Befund zu Protokoll: „Tod durch hochgradige Herzverfettung, welche durch „eigenhändige Strangulation am Halse wesentlich beschleunigt (so!) wurde.“ — Den westphälischen Stammleser denk' ich mir hinzufügen: „Das soll wohl sein!“ —

„Eine neue Behandlung des Kopfschmerzes hat man in Berliner medizinischen Kreisen gefunden, nachdem die erste Veranlassung dazu von London ausgegangen ist. Vor längerer Zeit machte daselbst ein Arzt bereits die Beobachtung, dass sich sein Kopfschmerz, der, wie bei so vielen Menschen, seine Ursache in zu starkem Blutandrange hatte, beim Schlürfen von kaltem Wasser milderte und bisweilen ganz aufhörte. Nun hat ein deutscher Arzt, Kronecker, schon früher die physiologische Erfahrung gemacht, dass das Schlürfen von kaltem Wasser den Puls beschleunigt. Diese beiden Thatsachen veranlassten nun den Berliner Medizinalrath, weitere Untersuchungen und Be-

obachtungen in Bezug auf den Zusammenhang zwischen Blutdruck und Kopfschmerz anzustellen, wobei er zu dem merkwürdigen Resultat kam, dass sich unter zweihundert Fällen von Kopfschmerzen ein grosser Theil nach Schlürfen von kaltem Wasser besserte, ein anderer kleiner Theil unverändert blieb und der Rest sich sogar verschlimmerte. Begründet sind diese letzteren abweichenden Fälle in einer besonderen zu dem Blutdruck in Beziehung stehenden Konstitution der Patienten. Beobachtet wurden die Wirkungen des kalten Wassers schon beim Nippen desselben, währenddessen der Puls sofort stieg, indessen er nach beendetem Schlucken wieder abnahm."

Diese weitschweifige Mittheilung hiesiger Tagesblätter druck' ich wortgetreu darum ab, um zu zeigen, wie gewisse „Forscher" nunmal den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Jedem Unbefangenen muss doch einleuchten, dass der — ganz richtig in's Auge gefasste — Blutdruck nicht von dem Bischen den Nasengang spülenden Wasser, sondern von dem dabei betriebenen Tiefathmen geändert wird. Beweis: Die Heilkraft der blossen Athemhaltung bei Nasenblutung (S. „Apotheke" Nr. 23. Jhrg. I, S. 299). —

Schulgesundheitspflege im Lande Meiningen. — Die herzogliche Schulinspektion erliess folgende Weisung an ihre Lehrer, Rektoren, Schulvorstände beiderlei Geschlechtes: „Von ärztlicher Seite ist darauf aufmerksam gemacht worden, wie wichtig für die Gesundheit der Schulkinder die zweckmässige Einrichtung der Bänke und Tische der Schule ist und welche Fehler bei Vertheilung der Schüler auf die verschiedenen Bänke zu vermeiden sind. Es soll deshalb künftig darauf gehalten werden, dass das Ordnen der Kinder der einzelnen Abtheilungen nicht sowohl nach den Fähigkeiten und Leistungen, sondern vielmehr nach ihrer Körpergrösse vorgenommen wird, damit diese im richtigen Verhältniss zu der Höhe der Bänke und Tische steht. Hiernach ist beim Setzen und Versetzen der Kinder zu verfahren. Bei Anschaffung neuer Schulbänke sind die Maasse von hier einzuholen."

Mich persönlich darf dieser Erlass um so lebhafter befriedigen, als ich mich rundweg als dessen geistigen Urheber bezeichnen kann. Schon vor 11 Jahren nemlich ehrte mich die Meiningen'sche Regierung mit dem Auftrage, zu den damals beabsichtigten und mittlerweile ausgeführten Schulbauten in der Hauptstadt den Entwurf nach der hygieinischen Seite hin einzureichen und verfehlte auch nicht, die von mir neu vorgeschlagenen Sizvorrichtungen („Subsellien") durchweg einzuführen. Nach diesem neuesten Erlasse zu urtheilen, hat man denn auch die Befolgung meiner Rathschläge, welche Seine Hoheit auch damals mit Verleihung eines Titels lohnte, probat gefunden. —

„Harte Herzen" von A. v. Perfall. — Aus der mit dieser Ueberschrift Anfangs d. J. in „Ueber Land und Meer" erschienenen Erzählung schrieb mir Säule Dr. Sch. in H. folgende „mit Hygieia" I. Jhrg., S. 221 ff. übereinstimmende Schilderung der Erlebnisse einer sich in der medizinischen Klinik ausbildenden Krankenpflegerin aus:

„Des Nachts, wenn der matte Schein der Nachtlampe so kalt, so nüchtern herabglitt an den nackten, weissen Wänden, über die weissen Bettlaken und die bleichen, abgezehrten Gesichter, und sie allein in dem endlosen Saale wachte, über dem eine schwüle, karbolgeschwängerte Atmosphäre und düsteres Schweigen lag, nur hie und da unterbrochen von dem Aufstöhnen oder Irresprechen eines Fieberkranken oder dem gepressten Seufzer eines vergebens den Schlaf Suchenden, da war es aus mit mit der erträumten Seelenruhe der inneren Befriedigung.... Ein Umstand

verletzte sie tief und hätte ihr den neuen Beruf fast verleidet: die Art und Weise, wie die jungen Aerzte und Professoren mit den Kranken umzuspringen pflegten. Ihnen war der Kranke natürlich nur Beobachtungsobjekt, ein kranker Organismus; das konnte sie nicht begreifen, das widerte sie an.... Besonders die klinischen Versuche erfüllten sie mit Schauder; wenn der Herr Professor mit einer Schar Studenten das Krankenbett umstand, dem sie sich vor wenigen Augenblicken auf den Zehenspitzen genähert, um den Schlummernden nicht zu wecken, mit lauter Stimme seinen Vortrag begann und mit rücksichtsloser Hand die Krankheitssymptome an dem schmerzenden Leib des Leidenden erklärte. Natürlich mussten nur die Mittellosen sich diesem Prozess unterwerfen, das trieb ihr die Zornröthe auf die Wangen. Sie begriff die Nothwendigkeit dieses Verfahrens im Interesse der Menschheit vollkommen, aber dass es oft mit solcher Herzlosigkeit geschah, dass gerade wieder die verlassenen Armen, auf denen die Last der Krankheit doppelt schwer lag, die Opfer sein mussten, das empörte ihr sittliches Gefühl... Offenbar fürchtete sie sich vor dem Krankenhause, das im Volksglauben nur eine Station auf dem Wege zum Friedhofe ist."

Es folgt nun eine längere Episode; die junge Krankenpflegerin leistet einem „Medizinalrath" Widerstand, als er in der geschilderten Weise ein eben in die Klinik aufgenommenes junges Mädchen untersuchen will. Sie wird darin unterstützt durch einen dazu kommenden Arzt: „Herr Medizinalrath, ich denke, unter diesen Umständen wäre es doch am Platze, die Kranke nicht weiter zu belästigen; es ist ja, wie Sie erkennen müssen, kein besonders bemerkenswerther Fall und da thuts am Ende ja auch ein wenig empfindlicher männlicher Kranker."

„Was kümmert Sie denn das? Wer sind Sie denn überhaupt?"

„Dr. Wimbacher, Privatdozent an der hiesigen Universität, und es kümmert mich nicht mehr noch minder, als es jeden anständigen Menschen kümmert, wenn er ein wehrloses, noch dazu krankes Mädchen der Willkür eines Mannes ausgesetzt sieht!"

„Und Doktor sind Sie, Doktor der Medizin und Privatdozent, und schwatzen solches Zeug zu mir, dem Medizinalrath v. Bernstein?"—

Ueber den Werth der Prügelstrafe, wie sie gegenwärtig von gewisser Seite her wieder eingeführt zu sehen gewünscht wird, findet sich ein verwerfendes Urtheil in einem Werke unseres Herrn Krohne, Direktor der grossen Strafanstalt Moabit („Lehrbuch der Gefängnisskunde" Stuttgart, Enke), indem er sie ein nicht blos ästhetisch, sondern auch sittlich ekelhaftes Ueberbleibsel der verstümmelnden und peinigenden Leibesstrafen nennt. Durch Staatseinrichtungen wird sie zur verschuldeten Nothwendigkeit nur in Ländern, wo die breiten Volksschichten auf tiefster Culturstufe stehen und die Strafvollzugsanstalten auf's Elendeste eingerichtet sind. Ihre Zwecklosigkeit als Besserungscur wird wörtlich, wie folgt, geschildert: „Wird, wie es gewöhnlich geschieht, mässig geschlagen, weil es dem Schlagenden vor den blutigen Striemen ekelt, da kommt nicht einmal der intensive körperliche Schmerz zur Geltung; der Bestrafte geht von dannen mit dem Gedanken: weiter nichts! und dazu soviel Umstände, lange Protokolle, ängstliches Erwägen, Beamtenkonferenz, ärztliche Untersuchung? Wird ordonnanzmässig geschlagen, so wird der feige, schwächliche Delinquent heulen, brüllen, auf dem Bock sich drehen und winden, dass die Lederriemen zu zerplazen drohen und er selbst in Gefahr ist, einen Bruch zu bekommen. Solchen Personen kann man auf

andere Weise beikommen. Der kräftige, willensstarke Sträfling beisst die Zähne zusammen, trägt seinen Schmerz schweigend oder flucht, höhnt und geht ungebrochen von dannen, von seinen Vebrechergenossen angestaunt als ein Held; der lezte Funken Ehrgefühl ist heraus- und grimmiger Hass hineingeprügelt. Wird ein Beamter öfters zu solchem Strafvollzug kommandirt, so sinkt er in der Achtung seiner Kameraden, er verroht und verkommt. Man findet nicht selten, dass Prügelaufseher dem Trunke ergeben sind." (Über die physische Wirkung von Stockprügeln, Bastonade, Spiessruthenlaufen u. s. w. s. „Sprechstunden" Bd. XII S. 88 ff.) —

36,784 Worte auf eine Postkarte brachte in einem Wettbewerb der americanische Stenograph Sylvanus Jones von Richmond, Virginia, und mit Recht wünscht eine hiesige Redaktion dies Beispiel nicht etwa von „papiergeizigen" Berichterstattern befolgt zu sehen. In voller Schrift bringt, und zwar ganz leserlich, unsere, deshalb auch „der Mann mit der Perlschrift" genannte Säule H. einen ganzen Brief auf die Rückseite des kleinen Cartons. Wenn man kleinsten Druck schon immer als „Augenpulver" für den Leser tadeln hörte, so erfordert sie doch erst recht von Seiten des Schreibers oder Sezers eine gewaltige Anstrengung der Sehkraft. Als wahren Non plus ultra's erinnere ich mich aus meiner Knabenzeit einer von einem Lehrer aufbewahrten Seltenheit: ein bayrisches Kreuzerstück (also etwa so gross wie das jezige 5 Pf.-Nickelstück) mit dem ganzen, völlig ausgeschriebenen (gestochenen?) Vaterunser-Gebet auf der Rückseite! —

Ueber die Magensonde bringt „Gartenlaube" (Nr. 39 d. d. 28. Sept.) aus der Feder eines böhmischen Badearztes einen Lehraufsaz, welcher von Neuem zeigt, wie sich dies ursprünglich durch einen Bock so „nihilistisch" getaufte Blatt nunmehr ganz in den Dienst der specialistischen Handwerkerei stellte. Nach der unblutigen und auch kaum schmerzhaften Art der Ausführung könnte man dies „Magenaushebern" (so!) sogar blos eine specialistische Spielerei nennen, wie sie mir zum Spass der jezt verstorbene Dr. Adelheim (Vgl. H. VII Briefkasten oben) an sich selbst zum Besten gab, jedenfalls auch viel unschuldiger als z. B. selbstausgeführte Morphiumeinsprizung, nebenbei schon darum, weil solche Ausheberei oder wie ich's im Vergleich mit den von mir oft gesehenen Arbeiten im Flussbette der Spree nennen möchte: Baggerei zu leidenschaftlicher Gewohnheit schwerlich werden kann! — Auch Dr. Adelheim war davon längst zurückgekommen und hatte sich sein Magenleiden, so weit bei seiner Altersstufe überhaupt noch möglich, nach dem hygieinischen Curplane curirt, den in sinnbildlicher Ausführung wir schon auf der Schulbank aus dem Munde des römischen Volksredners Menenius Agrippa lernten und den heute noch auf der Bühne Shakespeare's Coriolan (I. Akt 1. Scene) vorträgt. Im vollen Gegensaze zu dieser Auffassung nun behandelt der Ausheberer den Magen wie eine in den Unterleibsraum zusammenhanglos hineingezwängte, nicht einmal mit dem Darmrohre zusammenhängende Retorte, die man nach Belieben füllt, entleert, ausspült, mit Salzsäure, Peptonen und dergl. tränkt! — „Auf der Höhe der Verdauung" behufs Sondirung steht der Magen 7 Stunden, nachdem Patient folgendes Menu — gleichgültig, ob's ihm schmeckt oder bekommt — verarbeitet: einen Teller Fleischbrühe, ein Beefsteak und ein Tafelbrödchen mit Wasser- oder Weintrunk! Nun ja: „Der Mensch lebt nicht vom Brod allein!" — aber jedenfalls darf man dem Vegetarier darin beneiden, dass er von dieser Kur, wenn er sie überhaupt brauchen sollte, von vornherein ausgeschlossen bleibt. Nach erfolgter Ausheberung kann der Sondeur auch „Auswärtige brieflich"

behandeln, nur müssen Sie ihm alle Woche das auf der Höhe der Verdauung Selbstausgebaggerte fein säuberlich in einem Fläschlein zuschicken, dessen Inhalt er dann im Brütofen und sonstigem Apparate extrahirt, destillirt, microscopirt u. s. w., um danach zu verordnen, welche Säure oder anderes Medicament nunmehr in die Retorte hineinzuschütten — grossartiger Fortschritt! — Doch bleiben wir unsererseits lieber beim veralteten Standpunkte eines v. Hippel (Vgl. „Sprechstunden" Bd. IV S. 129): „das beste Mittel, gut zu verdauen, ist einen Hungrigen zu speisen. Wirf alle deine Magentropfen (und -sonden) zum Fenster hinaus und gebrauche dieses Mittel!" —

Richard Voss, der erst 38jährige Bühnendichter, geborener Pommeraner, dessen neuestes Stück „Brigitta" soeben im Berliner Schauspielhause zugkräftig wirkt, kann sich leider mit eigenen Augen seiner Erfolge nicht erfreuen, weil er durch unablässiges Geistesschaffen und förmliches „Arbeitsfieber" sein Körperleben zerrüttete. Unter der Pflege einer treuen Gefährtin sucht er in ländlicher Abgeschiedenheit auf italienischem Boden wieder zu erstarken. Auch auf ihn trifft die von einem Jules Janin auf die geistig starke, aber körperlich schwache Tragödin Rahel gestellte Diagnose: ein stählernes Schwert in thönerner Scheide! —

Daggeisches Fieber, Dangelfieber — unter diesem Namen brach Ende September in Griechenland eine in Aegypten und Kleinasien ständige Erkrankung in grösstem Maassstabe — gegen 4000 Personen — aus, und zwar angeblich aus Constantinopel eingeschleppt: erst starke Röthung des Gesichtes, des Halses und der Hände bis zur förmlichem Ausschlage; dann heftiger Kopfschmerz, Stechen in den Augen, Ohrensausen; allgemeine Abgeschlagenheit, Lichtscheu, Schlaflosigkeit. Schliesslich wirft sich die Krankheit in die Kniegelenke, welche blos steifes Stehen gestatten, weshalb eben die Orientalen den Namen Dandy-Fever aufbrachten, aus dem dann die Spanier dengy machten (Vgl. hiezu das ostindische Beri-Beri, Jhrg. I, S. 337), doch stellt sich meist binnen 8 Tagen die „Krisis" oder jedenfalls Beginn der Genesung ein. Wie's scheint eine Art Sommer- oder Heufieber von zurückgehaltenem Schwizstoss in Folge vernachlässigter Hautpflege und wohl gar Wollenregime's, aber keinenfalls ansteckend. Sicherlich wird sich die „Seuche" auch ohne Sperrmassregeln spurlos verlieren, sowie das Hellenenvölkchen durch die in Athen bevorstehenden Hoffestlichkeiten zur fürstlichen Vermählung auf andere Gedanken gekommen. —

Was heisst „körperliche Misshandlung?" Diese Frage beantwortete das Reichsgericht früher (Entscheidungen Bd. V. S. 129 und Bd. X. S. 407) so: „Eine körperliche Misshandlung, wie sie § 223. Str-G.-B. als Körperverlezung mit Strafe bedroht, liegt in jeder vorsäzlichen und rechtswidrigen Einwirkung auf einen anderen, durch welche in diesem eine Störung des körperlichen Wohlbefindens hervorgerufen wird." Dieser Entscheidung folgend hatte ein Gericht Misshandlung als vorliegend nicht angenommen, wenn der Betroffene eine körperliche Empfindung nicht gehabt, im vorligenden Falle wegen durch Geisteskrankheit bewirkten Mangels an Empfindungsvermögen. — Dieser Fall aber veranlasste das Reichsgericht zu folgender neuen, wie es meint, mit dem Sprachgebrauche übereinstimmenden Erklärung: „Misshandeln heisst jedes Behandeln, wie es nicht sein sollte, ohne Unterschied, ob das Objekt das Behandeln als unangemessenes, übles, schlimmes empfindet oder nicht" (Entscheidungen Bd. X S. 140), wobei aber zugestanden wird, dass nicht jeder Stoss oder Schlag gleich als Misshandlung angesehen werden darf. — Vom hygieinischen Standpunkte drängt sich da die Frage auf: Wohin würde

es führen, wenn in der Krankenpflege Alles „wie es nicht sein sollte“ als Misshandlung straffällig würde?! —

Bismarck und Crispi am Biertische. — Laut „Frankfurter Zeitung“ (mitgetheilt von Säule K. H. in Z.) berichtete der italienische Minister im Kreise Deputirter folgendes Erlebniss aus Friedrichsruh: Der Reichskanzler liess zwei gewaltige Schoppen Bier auf den Tisch sezen und lud mich ein, mitzutrinken. Zu seinem Erstaunen dankte ich mit der Bemerkung, dass ich nur Wasser trinke, aber ohne ein Wort zu sagen, leerte er erst das für ihn bestimmte Glas und griff dann gleich auch zum zweiten. Hierauf wurden zwei Tabakspfeifen gebracht und mir eine angeboten, während B. die seinige anzündete. Ich aber bemerkte: „Ich danke, Durchlaucht, ich rauche nicht.“ — „Wie“ rief er da beinahe entrüstet „Sie trinken nicht, Sie rauchen nicht — welch' ein seltsamer Mensch sind Sie doch!“ — Dann rauchte er unablässig weiter, so dass das Zimmer bald in dichte Wolken gehüllt war. — In der That ist Herr Crispi in seinem Vaterlande als „astemio“ d. h. weder Raucher noch Schnupfer noch Trinker berühmt; überhaupt gibt's in Italien eine Menge solcher „astemi“ und die Arbeiter in Rom und Neapel trinken zwar nur Wein, aber stets mit Wasser verdünnt, in Sicilien reines Wasser. Merkwürdiger Abstand gegen Südtyrol, wo schon die Hirtenbuben den ganzen Tag schmauchen und das Gesinde 3 mal des Tages seinen Wein zu trinken bekommt! (Vgl. „Sprechstunden“ Bd. VII S. 130 ff.). —

Ein netter „Aerztestreit“ kam am 24. Sept. vor der 100. Abtheilung hiesigen Schöffengerichtes zur Verhandlung und wurde von einigen Blättern mit voller Namensnennung eingehend berichtet: Dr. R. verordnete einer Frau W. eine Einreibung aus Croton- und Olivenöl, nach deren Gebrauch sie alsbald im ganzen Gesichte aufschwoll. Der nun herbeigerufene Dr. S. erklärte den Zustand für schwere Blutvergiftung und die Verordnung für lebensgefährlich. Doch wurde der vom Ehemanne W. angezeigte Dr. R. von fahrlässiger Körperverlezung freigesprochen, weil nach dem Gutachten der Sachverständigen keine Blutvergiftung vorgelegen. Sehr richtig! Denn Croton-Oel erzeugt nur heftige Haut- und Darmreizung (Ausführliches s. Sprechstunden VII, 115). Als hierauf Dr. R. gegen Dr. S. wegen Beleidigung klagte, wandte sich das Blatt folgendermassen zu seinen Ungunsten: Dr. S. hielt seine Ansicht von der Gefährlichkeit der Verordnung aufrecht, ohne jedoch damit persönlich beleidigen zu wollen, erhob aber seinerseits Wiederklage, weil Dr. R., als ihm von W. seine Aeusserung mittheilte, erwiderte; „Das ist ein Pfuscher, der nichts davon versteht und nur von Brotneid beseelt ist!“ Hiefür traf nun den Kläger wegen Beleidigung eine Strafe von 50 Mark oder 5 Tagen Haft! —

Wilkie Collins, der jüngst mit ca. 60 Jahren verstorbene Romanschriftsteller und Schwiegersohn von Ch. Dickens, gehörte, wie sein Freund, der Redakteur des „World“ Mr. E. Yates, berichtet, leider zu den hartgesottenen Morphinisten. Wegen gichtischer und nervöser Beschwerden nahm er seit Jahren unverdünnt und schliesslich solche Mengen Morphium ein, dass ein Gesunder wohl sofort todt umgefallen wäre. —

Fräulein Dr. Schultze, die in Hygieia schon (Jhrg. II S. 79) im Bildniss vorgeführte Aerztin verehelichte sich am 11. Oktober in Paris mit dem Chef der statistischen Bureaus der Hauptstadt, Dr. Jaques Bertillon (vermuthlich auch Mediziner.). —

Neue Bücher und Druckschriften.

Ein neuer Weg zur sittlichen und geistigen Hebung des Volkes von Dr. Heinrich Fränkel. Dreizigste (so!) Auflage. Berlin, Simion. Flugschrift des Vereins für Massenverbreitung guter Schriften mit der „Kanzlei" in Weimar und folgenden § 1 der Sazungen: „Der Verein hat den Zweck, dem deutschen Volke, namentlich dessen ärmeren Schichten, guten und wohlfeilen Lesestoff sowohl unterhaltender als belehrender Art zuzuführen, um dadurch auf die sittliche und geistige Hebung des Volkes hinzuwirken. Der Verein bleibt allen Parteibestrebungen fern."

In der sonst mit warmer Beredsamkeit geschriebenen Flugschrift wirkt auf Unsereinen abkühlend die auf S. 10—12 (also 3 auf im Ganzen 23 Seiten!) nach einem „erfahrenen Arzt und Hygieiniker" vorgetragene Bakteriengruselei über Bibliotheken als Frucht neuester Forschung. Wir gehen schon längst an diesen Quellen geistiger Nahrung deshalb vorüber, weil ihren Büchern überhaupt „nichts Menschliches fremd!" —

Verborgene Gräuel. Thatsache und Vernunftgründe gegen die Vivisektion. Gesammelt von Hermann Stenz. Dresden, Internationaler Verein zur Bekämpfung der Thierfolter. 20 Pf. —

Dar Normalkind; praktische Anleitung für Mütter, Kinder gesund, schön und gut grosszuziehen von Frau Anna Woas, 2. Auflage; Fr. Pfeilstückers Verlag. Pr. 80 Pf.

Wie sehr dies Büchlein die ihm in Heft III, S. 81 gespendete Empfehlung verdiente, beweisst nachträglich die Thatsache, dass binnen wenigen Monaten bereits die zweite Auflage erforderlich wurde. —

Gesittung und Krankheit von Dr. E. Reich. Berlin, H. und H. Zeidler's Verlag. Preis 2 M.

Mit bekannter Gediegenheit der Feder und scharfem Ueberblick handelt der fleissige Arztphilosoph hier ein höchst zeitgemässes Thema ab. —

Die häusliche Verwendung des kalten und warmen Wassers in gesunden und kranken Tagen. Eine gemeinverständliche Abhandlung von Medizinalrath Dr. B. Tritschler, Arzt der Kreispflegeanstalt Fussbach. Gengenbach, Fr. Klima's Verlag. Pr. 1 M. (?). —

Gegen den Wust naturärztlicher Salbadereien über blosse Kaltewasserkur sticht diese ebenso durchdachte als umsichtige, zugleich fliessend und doch nüchtern geschriebene Studie aus der Feder eines erfahrenen und selbstständig denkenden Arztes auf's Wohlthuendste ab, und zwar gleich mit ihrem Motto: „Was die Luft für die Lunge, das ist das Wasser für die Haut." —

Vegetarianisches Kochbuch für Freunde der natürlichen Lebensweise. Mit einem Vorwort und Nachwort von Eduard Baltzer. Neunte verbesserte und vermehrte Auflage, überarbeitet von Bruno Mayer. Leipzig, Hartung & Sohn. Preis 1 Mark.

Allen eine Fibel, Manchem eine Bibel, dem hygieinischen Kreise eine Gesundheitsapotheke liegt dies Büchlein nun bereits in neunter, von Herrn Bruno Mayer überarbeiteter Auflage vor, ohne weiterer Anpreisung zu bedürfen. —



Dezember 1889 Zweiter Jahrgang. Heft XII.

Dritte Folge der ärztlichen Sprechstunden; der ganzen Reihe Nr. 124.

Sämmtliche Sendungen für die Redaction sind an den Herausgeber in Berlin W, 10. Inseratanfträge und Bestellungen an die Verlagshandlung in Stuttgart zu richten. Die Herren Mitarbeiter und Inserenten, welche nicht über geeignete künstlerische Kräfte zur Illustrirung ihrer Beiträge und Inserate verfügen, werden gebeten, sich zu diesem Zwecke mit der Verlagshandlung in Verbindung zu setzen. Abdruck oder auch nur sofortige Lesung und Rücksendung unverlangter Manuscripte oder Recensionsexemplare kann nicht gewährleistet werden.

Bacillen.

Spiessbürgerliches Partheiungsunwesen.

(Vgl. Bacillen Nr. 101, 102, 107—110.)

111) Wo Partheien entstehen, hält Jeder sich hüben und drüben
Viele Jahre vergeh'n, eh' sie die Mitte vereint.
Jene machen Parthei, welch' unerlaubtes Beginnen!
Aber uns're Parthei freilich versteht sich von selbst.

Göthe.

Der nur der Sache dienende Führer.

112) Doch, was Ihr thut, lasst mich aus Eurem Rath!
Ich kann nicht lange prüfen oder wählen;
Bedürft Ihr meiner zur bestimmten That,
Dann ruft den Tell, es soll an mir nicht fehlen!

Schiller's Wilhelm Tell.

113) Kaltblütiger Standpunkt.

Treffen dich kritische Ruthenstreiche
Recke nicht zornig die Tatzen.
Gegen Kritiken und Mückenstiche
Hilft nur das Eine: Nicht kratzen!

O. Blumenthal.

Zur Lösung der Frauenfrage vom hygieinischen Standpunkte.

II.

Schönheits- und Gesundheitspflege fallen zusammen?

Mit diesem Kernspruche hoff' ich ohne Weiteres die Stirn der geehrten Leserin wieder zu glätten, die sich vielleicht beim ersten Anblicke des, wie ich gern zugebe, in Blättern wie diese ungewöhn-



lichen Bildnisses auf schmollendes Runzeln verlegte. Mich selbst, dass ich's eingestehe, erfasste förmliches Schaudern, als ich im neuesten Meyer'schen Conversationslexicon Bilder von nackten Leibern und Gliedmassen mit drauf gemaltem Fieberausschlag, Aussaz und sonstigen Verunstaltungen erblickte, im Gegensaze zu welchen

ich den Eindruck dieses in Luft, Sonne und Wasser gepflegten und darum schönen Frauenleibes geradezu wohlthuend nennen muss, kurz und gut: ein Stück „hygieinischer Klinik" und als solches der Anfang zu einer Reihe weiterer ähnlicher, mit oder ohne Illustration fortzusezender Studien. Wohlgemerkt auch, bitte: wie schon die Leier besagt, erscheint hier nicht etwa die unheilige Göttin der Liebe, die Venus des Alterthums, sondern eine urdeutsche, zwar auch schaumgeborene (griechisch: Anadyomene), aber in der Abgeschiedenheit geheimnissvoll waltende und dem Männervolke abgeneigte Frauengestalt: die Lorelei, und zwar nach dem plastischen, in hiesigem Passage-Panopticum lebensgross ausgestellten Meisterwerke.

Vom engeren Gesichtspunkte dieser Zeitschrift für Menschen- und Völkerkunde finde ich in diesem Einzelbilde den hygieinischen Gedanken zusammengefasst und gewissermassen ästhetisch verklärt, den schon vor Jahrhunderten (1545) Meister Lucas Cranach in einem Massenbilde mit realistischer, aber eben desshalb um so naturwüchsigerer und gesunderer Ausmalung veranschaulichte, nemlich in dem in der Gemäldegalerie unseres Berliner alten Museums unter Nr. 593 aushängenden und „Jugendbrunnen" unterschriebenen Gemälde, von dem's meines Wissens leider noch keine Vervielfältigung in kleinem Maassstabe gibt. Schauplaz: eine ländliche, von Waldung umsäumte Idylle mit einem Teichgewässer in der Mitte und einer theils zechenden, theils tanzenden Gesellschaft beiderlei Geschlechtes im Hintergrunde rechts. Vorn linkerseits werden von Ehemännern und sonstigen Angehörigen alte, vermummte und offenbar theils gebrechliche, theils innerlich kranke Weiber in allerhand Gefährten oder auch blos auf dem Rücken „Huckepack" heranbefördert, aber wie und wo sie nunmehr unter allerhand Qual und Mühsal zum Stehen gebracht und entkleidet werden, verheimlicht uns des Malers Höflichkeit. Genug: auf einmal sieht man die vorher Angelangten im Wasser herumplätschern und nachher, auf der rechten Seite des Vordergrundes, nicht blos wieder gesund, sondern wie von neuem geboren oder mindestens um Jahrzehnte verjüngt, ohne fremde Hülfe dem Wasser entsteigen, ihr inneres Wohlgefühl durch recht unbefangene Gebehrden bekunden, aber, da sie in der Nähe Mannsleute gewahr werden, sich in ein Zelt bergen, aus dem sie bald darauf sittsam gekleidet wieder heraustreten, um sofort von den ihrer harrenden Jünglingen zum fröhlichen Tanzreigen entführt zu werden.

Lebhaft bedaure ich nachträglich, dass ich dies Loreleybild nicht auch in meinen Ratgeber für gesunde und kranke Frauen aufnahm, und zwar als „Spizmarke" für's Capitel: „Entwurf einer

Gesundheitslehre für's weibliche Geschlecht", in dem ja Hautpflege die erste Rolle spielt. Doch that's zur Noth auch der hygieinische Sinnspruch:

Jugendbrunnens Zauberkraft
Ist nicht blosse Sage
Jugendkraft verleiht das Bad,
Zaubernd alle Tage.

An Stelle des auf jenem Gemälde sichtbaren Gewässers unter freiem Himmel besitzt jetzt aber die vorgeschrittene Cultur solche „Jugendbrunnen" unter luftigem Dach und Fach, dessen Besuch, überhaupt unabhängig von Witterung und Tageslicht, auch sonst alle denkbaren Behaglichkeiten in Bezug auf Sauberkeit sowohl des Wassers selbst als des Wassergrundes, auf Aus- und Ankleiden u. s. w. bietet; um hier nur zwei Musteranstalten zu nennen: die neue Schwimmbassinhalle im Admiralsgartenbade zu Berlin und die des grossartigen Stuttgarter Schwimmbades, welche beide nahezu an das, ebenfalls im oben genannten Panopticum ausgestellte, allerdings durch allerhand höheren Luxus verherrlichte „Bad der römischen Kaiserin" erinnern. Mit Vergnügen stell' ich auch fest, dass die Berliner, — vermuthlich aber auch die Stuttgarter und sonstwelche grossstädtische — Frauenwelt nachgerade mit der Männerwelt im Besuche dieser „Jugendbrunnen" wetteifert. Sieht man auf jenem Kunstgebilde lauter vollendete Schönheiten „schaumgeboren" entsteigen, so bleibt doch auch von den Alltagsbadenden keine ausgeschlossen, an der sich nicht die verjüngende Kraft in dem vom hygieinischen Standpunkte zu betonenden Sinne bewährte, den frischer Mädchenwiz behufs Abwehr eines unzeitigen Schmeichelwortes mit der Einrede bekannte: „Schön bin ich nicht, aber gesund! —

Nach dieser leichthingeworfenen Vorstudie behalte ich mir für die Folge eine gründliche und zusammenhängende Fortsezung dieser der Frauenfrage gewidmeten Sparte vor. Doch wollte ich noch in diesem Hefte mit Rücksicht auf die hereingebrochene Winterszeit rechtzeitig, wie schon früher an die männliche, so jezt mit Nachdruck auch an die weibliche Leserschaft die hygieinische Losung ergehen lassen:

„Auf in's Schwimmbassinbad!"

(Einzel-Beiträge zur „Frauenfrage" s. nachher unter Lesetisch.)

Friedhof oder Urnenhalle?

nebst

Studie über Bodenluft- und Trinkwasser-Hygieine.

Von

Dr. med. Maximius.

III.

Die Betrachtungen im vorigen Abschnitt führen uns auf ein in der wissenschaftlichen Medizin noch vielfach umstrittenes Gebiet, auf das der Verbreitungsweise ansteckender Krankheiten überhaupt. Ein offizielles wissenschaftliches Tournier um diese Fragen hat noch vor wenigen Jahren 1884—85 in der Reichshauptstadt stattgefunden, als unter staatlichen Auspizien eine aus Hygieinikern und Aerzten gebildete Abordnung tagte, um über Massnahmen gegen die Verbreitung der Cholera, die damals eben wieder einmal mobil gemacht hatte, und nicht lange vorher von der „deutschen Cholera-Commission“ unter Koch's Führung in Indien beobachtet wurde, zu berathen. Um den Feind von den Landesgrenzen fernhalten zu können, musste man doch vor allen Dingen die etwaigen Einbruchswege derselben kennen. Im Reagenzglase hatte man zwar den Feind bereits gezüchtet, ihn „gemächlich componirt in einem Kolben verlutirt und ihn gehörig cohobirt.“ So war das Werk im Stillen abgethan, das Was erkannt, es fehlte nur das Wie, gestritten wurde um das Tüpfchen auf dem J. Um das Tüpfchen auf dem J, um den Verbreitungsweg der Seuche entbrannten Troer und Achiver in hitzigem Wortkampf. Pettenkofer und Robert Koch waren die Rufer zum Streit. An diese beiden Namen knüpfen sich scheinbar unvereinbare Theorien über die Verbreitungsweise der Seuchen: „Hier Lokalisten (Pettenkofer,) hier Contagionisten“ (Koch).

Ich würde von unserem Gegenstand zu weit abkommen, wollte ich auf nähere Erörterung dieser Fragen, die zunächst und solange sie offene Fragen bleiben, lediglich vor das Forum der Wissenschaft gehören, an dieser Stelle eingehen. Zum Verständniss des Nachfolgenden nur dieses: Seit 1856 glaubte Buhl in München eine gewisse Abhängigkeit der Höhe der Sterblichkeit an Unterleibstyphus mit dem wechselnden Stande des Grundwassers beobachtet zu

haben. Unter Grundwasser versteht man bekanntlich dasjenige Wasser, welches von meteorischen Niederschlägen, vom Regen und Schnee herstammend, nachdem es die wasserdurchlässigen Schichten des Erdbodens durchsickert hat, auf undurchgängigen Gestein- oder Lehmlagen in grösserer oder geringerer Tiefe unter der Erdoberfläche sich ansammelt; unsere Brunnen sind ja der Mehrzahl nach bis auf diese unterirdischen Seen oder Ströme, die wir Grundwasser nennen, gegraben. Auf die eben erwähnten Buhl'schen Beobachtungen stützt sich die Pettenkofer'sche sog. Grundwassertheorie für Typhus und Cholera. Pettenkofer nimmt an, dass mit dem Fallen des die Poren des Erdreichs bis zu einer gewissen Mächtigkeit füllenden Wassers die bis dahin in dem feuchten, mit organischen, faulenden Stoffen gesättigten Boden ruhenden Krankheitskeime nun in der an die Stelle des Wassers getretenen Luft sich weiter entwickeln und durch den beständigen Verkehr, der zwischen Grundluft d. h. der die Zwischenräume des porösen Bodens füllenden Luft und äusserer Luft namentlich bei Temperaturunterschieden, bei Winden und barometrischen Druckschwankungen Statt hat, in die freie Athmosphäre gelangen.

Uebertragen wir diese Voraussetzungen auf die Verhältnisse eines Friedhofs von grobkörniger, dabei lettiger Bodenbeschaffenheit mit Rissen und Spalten, und einer nicht zu tief unter der Grabessohle sich erstreckenden für Wasser relativ undurchgängigen Schicht, so würde bei länger anhaltender Trockenheit dem Sauerstoff der Luft ungehinderter Zutritt zum Grabesinnern gestattet und damit der Verwesungsvorgang beschleunigt werden, in Zeiten reichlicher Niederschläge dagegen würden die Poren des das Grab umschliessenden Bodens mit Wasser gefüllt, entsprechend der Luftzutritt gehemmt und damit die Verwesung verlangsamt werden. Wir wissen, „das Wasser richtet so' ne Blitzleiche verteufelt zu Grunde," um mit dem Todtengräber in Hamlet zu reden. Würde das Grundwasser einmal besonders rasch fallen, „dann würde die bestattete Leiche nach Analogie der an die Luft gebrachten „Wasserleichen" in der theils Wasser theils Luft haltenden Erdschichte über dem Grundwasserspiegel, allerdings statt zu verwesen, faulen und es wäre denkbar, dass Fäulnissgase und gegebenen Falles mit diesen Krankheitskeime an die Aussenluft und im Wege der Athmung in den menschlichen Körper gelangen könnten.

Weiter könnten krankmachende Pilze oder deren Sporen aus Gräbern in bewohnte Gebäude dann gelangen, wenn der Gasaustausch zwischen Grundluft und Atmosphäre andauernd gehindert ist, also namentlich im Winter bei gefrorener Erdoberfläche. Unter solchen Umständen wäre es möglich, dass Leichengase und mit diesen Infek-

tionskeime nach dem physikalischen Gesetz des Diffussionsbestrebens zwischen Luftarten verschiedener Dichtigkeit und verschiedener Temperatur in die geheizten menschlichen Wohnungen eindringen und von deren Bewohnern geathmet werden. Endlich haben wir oben schon des Falles gedacht, wo bei zu kurzem Begräbnissturnus zumal auf übersättigten Friedhöfen grosser Städte, auf Kirchhöfen mit dem Verwesungsprocess ungünstiger Lage oder Bodenbeschaffenheit beim Aufgraben bereits belegt gewesener Grabstätten Krankheitskeime in die Athmungsluft gelangen könnten. Bei dem Ansteckungsstoff der Pocken wollte man ganz besonders diese lange Haltbarkeit in fest gemauerten Gräbern und selbst bis nach völliger Verwesung der Leiche beobachtet haben. Erwiesen ist nichts derartiges und würde, wie oben dargelegt ist, den Lebensbedingungen, den Vegetationsverhältnissen der krankmachenden Pilze soweit wir sie kennen, widersprechen, da der Fäulniss auch die Sporen jener pflanzlichen Gebilde, trotz ihrer sonstigen anscheinend grossen Widerstandsfähigkeit schwerlich gewachsen sein möchten.

Als den zweiten Weg, auf welchem krankmachende Pilze von Gräbern aus in die Blutbahn und durch sie in den ganzen Körper gelangen könnten, lernten wir den Verdauungsapparat und als etwaigen Träger des Ansteckungsstoffes das Trinkwasser kennen. Gerade diese Gefahr der Krankheitsverbreitung durch Kirchhofsbrunnen ist von den Gegnern des Erdbegräbnisses besonders betont und für ihre Bestrebungen ausgebeutet werden. Nun, wir müssen sagen, dass diese Befürchtungen rein theoretisch construirt sind, dass vielseitigste Erfahrung diese vermeintliche Bedenklichkeit des Wassers der Kirchhofsbrunnen ganz entschieden ins Fabelreich verweist. Theoretisch denkt man sich die Sache etwa so: Die durch die Gräber sickernden Meteorwässer, Regen und Schneewasser nehmen bei der Filtration neben schädlichen Gasen organische Substanzen, Infusorien, auch Pilzsporen, theils gelöst, theils in mikroskopischer Suspension mit sich in die Tiefe, treffen hier auf Grundwasser oder Quellstränge, infiziren diese sammt den durch sie gespeisten Trinkwasserbrunnen und begünstigen hierdurch die Entstehung und Verbreitung von Seuchen. Die Beobachtungen hat man sich nach dieser zweifelhaften Theorie zugestutzt.

Zweifelhaft nenne ich diese Theorie darum, einmal weil sie eben Theorie ist und sodann, weil sie als solche nicht einmal allgemein acceptirt ist. Namhafte Hygieiniker leugnen nach dem Ergebniss ihrer bakteriologischen Untersuchungen, dass überhaupt Pilze durch den Boden selbst in die Brunnen gelangen, da das Grundwasser in einiger Entfernung von den Brunnen stets bakterienfrei gefunden wurde. Diese Hygieiniker nehmen viel-

mehr an, dass die Pilze zum wesentlichsten Theil von den Innenflächen des Brunnenschachtes oder von der Bodenoberfläche u. s. w. in die Brunnen gelangen, also nicht im Wege der Filtration durch den Boden. Die Umgebung der Kirchhofsbrunnen ist aber bekanntlich durchweg reinlicher gehalten als die der Pumpbrunnen in Höfen und an den Strassen, daher auch die notorische grössere Reinheit der ersteren.

Da wollte man namentlich Typhusepidemien in ursächlichen Zusammenhang mit dem Genuss von Kirchhofswasser bringen und derartige Ereignisse, wenn sie auch bezüglich der Art ihrer Entstehung noch so wenig klar gestellt waren, wurden von den Anhängern der Feuerbestattung als vollwerthige Münze für ihre Propaganda an den Markt gebracht.

Sehen wir nun zu, wie es sich thatsächlich mit der Vergiftung von Luft und Trinkwasser durch die Begräbnissplätze verhält. Die Erfahrung sagt: Das Trinkwasser von Kirchhofsbrunnen ist häufig das reinste und beste Wasser des ganzen Dorfes, der ganzen Stadt, niemals aber ist es schlechter als das Wasser der übrigen Pumpbrunnen. Und der Grund für diese zunächst auffallend erscheinende Thatsache? Er liegt einfach darin, dass die Todten viel weniger zur Verunreinigung der Scholle, auf der wir leben, beitragen als die Lebenden. Das sollte man sich immer gegenwärtig halten und statt Leichen zu verbrennen, lieber ein wenig besser vor seiner Thüre fegen. Der Schmutz liegt meist den Lebenden so nahe, weshalb ihn bei den Todten suchen? Wir wissen, wie langsam die Leiche im Grabe in die einfachen organischen Stoffe zerfällt, wie wenig eigentliche Verwesungsprodukte demzufolge in der Zeiteinheit an das Erdreich abgegeben werden, wir kennen die selbstreinigende Kraft dieses letzteren — immer vorausgesetzt natürlich, dass der Kirchhof die der Verwesung günstige Bodenbeschaffenheit besitzt — vermöge deren die Erde die ihr übergebenen organischen Stoffe in völlig unschädliche anorganische Verbindungen zu zerlegen vermag. Wollen wir uns unter solchen Umständen wundern, wenn wir die Kirchhofserde häufig weniger fäulnissfähige, stickstoffhaltige Substanz enthaltend finden als den Strassenboden unserer volkreichen Städte oder die Bauernhöfe der Dörfer, welche von Zeit zu Zeit durch einen ergiebigen Regenguss ausgewaschen werden, dessen Nass demnächst in unsere Trinkbrunnen sickert?

Zahlreiche Untersuchungen haben diese Beobachtungen erhärtet. Es sind u. A. vergleichend chemische Untersuchungen der Brunnenwässer von Kirchhöfen und vom Innern der Stadt von Wittmeyer in Nordhausen mitgetheilt, wonach die in der Nähe der

Leichenäcker gelegenen Brunnen ein reineres, der Gesundheit zuträglicheres Wasser lieferten, als die in der Stadt inmitten des menschlichen Verkehrs liegenden. Zu dem gleichen Resultat ist ein Dr. Adams in Pittsfield (Massachusetts) gekommen. In einer Darstellung über die verschiedenen Methoden der Leichenbehandlung seit den ältesten Zeiten bis auf die Neuzeit theilt dieser Arzt mit, er habe an nahezu 400 Sachverständige theils in Amerika, theils in England eine Anfrage über den Einfluss auf die Entstehung und Verbreitung epidemischer Krankheiten gerichtet. Er erhielt die Nachricht, dass nur in 5 Fällen in Amerika und in 2 Fällen in England eine nachtheilige Einwirkung der Friedhöfe auf Bewohner naheliegender Häuser vermuthet worden sei.

Aus 15 dabei vorgenommenen Analysen müsse man ferner den Schluss ziehen, dass das Wasser „der nahe an den Kirchhöfen gelegenen Brunnen“ sogar ein sehr reines, von schädlichen Stoffen durchaus freies gewesen sei.

Aehnliches finden wir in einem Referat aus dem Correspondenzblatt des ärztlichen Vereins von Thüringen, Jahrgang X, S. 116 ausgesprochen. Da heisst es: „Eine Verunreinigung der Brunnen von Friedhöfen aus findet nach zahlreichen Erfahrungen über die Zersetzungsvorgänge in Gräbern mit äusserst seltenen Ausnahmefällen nicht statt. In der Regel ist das Wasser der Kirchhofsbrunnen reiner als das der Brunnen in bewohnten Städten“ und weiter: „Gesundheitsschädigungen der nahe bei Kirchhöfen Wohnenden von den Kirchhöfen aus sind nirgends zu konstatiren gewesen“.*)

Rüppel sagt in einer Arbeit „über die Wahl der Begräbnissplätze“ im Januarheft der Horn'schen Vierteljahrschr. 1868 (VIII. Bd., 1. Heft) S. 48: „Von den im Gebrauch befindlichen Berliner Kirchhöfen sind manche schon seit langer Zeit rings von Häusern umgeben und doch haben die Anwohner noch nie Veranlassung gehabt, darüber zu klagen, dass ihnen die Kirchhöfe Luft und Wasser verdorben hätten. Die Brunnen auf den Plätzen selbst liefern mit einer oder zwei Ausnahmen durchweg ein Wasser, das an Reinheit und Wohlgeschmack nichts zu wünschen übrig lässt und das in dieser Beziehung dem vieler Brunnen in den Strassen der Stadt weit vorzuziehen ist.“

Aus neuer Zeit lieferte einen Beitrag, um die übertriebenen Befürchtungen gegen zweckmässig angelegte und verwaltete Be-

*) Die neueren Untersuchungen über die chemischen Leichengifte oder Ptomaine (Vgl. Hygieia, Jhrg. I. S. 212) sind Verf.'n wohlbekannt. Doch sind diese Stoffe bisher weder im Kirchhofsbrunnenwasser gefunden noch haben sie sonst erwiesener Maassen von Begräbnissplätzen aus jemanden Schaden zugefügt.



gräbnissplätze zurückzuweisen, Dr. A. Buschmüller in der Oesterr. ärztl. Vereinszeitung 1887, Nr. 12. Der Genannte untersuchte in Gemeinschaft mit dem Hygieiniker Dr. Kratter in Graz das Wasser von 7 Pumpbrunnen, welche den seit 600 Jahren (!) bestehenden und bereits überfüllten Kirchhof in Donawitz bei Leoben von drei Seiten in nächster Nähe umgeben. Der Friedhof hat 3115 Quadratmeter Fläche, sein Boden ist zu oberst Humus, dann eine dünne Lehmlage, im Uebrigen aber durchweg bis zum Grundwasser Schotterboden. 60 Meter östlich von dem Kirchhof fliesst die Mur, deren Flussbett tiefer liegt als das Kirchhofs-Niveau. In den letzten zehn Jahren sind durchschnittlich 155 Leichen jährlich auf dem Friedhofe bestattet worden und niemals ist bekannt geworden, dass die benachbarten Brunnen Gesundheitsstörungen veranlasst hätten. Das Ergebniss der Analyse der Brunnenwässer gibt Buschmüller in einer besonderen Tabelle. Nach derselben erwiesen sich die Brunnenwässer als tadellos beschaffen und von einer geradezu idealen Reinheit, trotzdem in den letzten zehn Jahren eine Ueberfüllung des Friedhofs um 836 Leichen über das gesetzlich zugestandene Mass stattgefunden hatte.

Nicht minder schwach fundirt ist die Casuistik, durch welche die Gegner der Erdbestattung ihre Meinung in der Bedeutung der Luft von Kirchhöfen für die Verbreitung der Seuchen zu stützen suchen. Dass die Keime ansteckender Krankheiten auch in der Leiche noch eine Zeit lang lebenskräftig und wirksam sich zu erhalten vermögen, ist von vornherein wohl möglich und manche sonderlich an Cholera- und Pockenleichen gemachten Beobachtungen scheinen dafür zu sprechen. Keinesfalls aber darf die Rede sein von der Häufigkeit dieser Verbeitungsweise der Seuchen, wie sie noch von neueren Autoren z. B. Wiss „(über Leichenverbrennung vom Standpunkt der öffentlichen Gesundheitspflege") als durch zahlreiche Beobachtungen erwiesen behauptet wird. Wiederum sind hier die Fälle aus den weitest zurückliegenden Zeitperioden zusammengesucht. Wiss stellt an die Spitze seiner Casuistik einen am 7. August 1764 (!) beobachteten Vorfall, wo bei Oeffnung eines alten Grabes in der Kirche von Montpellier angeblich 5 Männer, die dasselbe zu betreten wagten, theils starben, theils schwer erkrankten. Nun, diese Erzählung bezieht sich doch nur auf die unvorsichtige Eröffnung einer lange geschlossen gewesenen Gruft, und dass unter solchen Umständen Menschen, welche die in diesen Räumen angehäuften nicht athembaren Gase, besonders die reichlichen Kohlensäuremengen, einathmen, (die ja nach Pettenkofer, Fodor u. A. stets in der Grundluft in einer mit der Tiefe steigenden Menge angetroffen werden,) dass solche Menschen asphyktisch werden und unter Um-

ständen auch ersticken können, ist ja eine allbekannte Erfahrung, die Brunnenbauer und Winzer so gut kennen wie wir und die sie sich nutzbar zu machen wissen. Um solche Unfälle erzählen zu können, braucht man weder bis Montpellier zu gehen, noch aufs Jahr 1764 zurückzugreifen. Dieselben beweisen aber auch für unsere und letztlich auch für die von Wiss erörterte Frage gar Nichts; ihre Anführung war ein Schlag ins Wasser.

Es wird einzuräumen sein, dass auf Kirchhöfen inmitten grosser Städte, wie Paris, London, welche seit alter Zeit als Begräbnisstätten für unzählige Leichen gedient haben, dann, wenn derartigen Böden fort und fort durch Zuführung von Leichen eine übermässige Arbeitsleistung hinsichtlich der Zersetzung organischer Substanzen zugemuthet wird, das Erdreich schliesslich die Verwesungsprodukte nicht mehr oder unvollkommen zu binden und zu einfachen anorganischen Verbindungen zu verarbeiten vermag. Unter solchen Umständen mag es gewiss hie und da vorgekommen sein und gelegentlich noch sich ereignen, dass übelriechende Gase theils durch die Grabdecke in die Athmosphäre, theils durch die Wände der Grabstellen unmittelbar in die menschlichen Wohnungen entweichen, wie wir Aehnliches ja unter gleichen Bedingungen bei undichten Gasleitungen beobachten sonderlich im Winter, wo ja eine beständige Luftströmung von dem erkälteten Boden aus nach den durch Heizung wie durch Haut- und Lungenathmung der Menschen erwärmten Wohnräumen Statt hat, hingegen der Luftwechsel nach oben wegen der Eis- und Schneedecke gehemmt oder aufgehoben ist. Ist dann noch der Begräbnissturnus auf solchen Friedhöfen ein zu kurzer oder unregelmässiger, dann mögen die vorerwähnten Uebelstände auch bei der Wiederbenutzung bereits belegt gewesener Grabstellen in die Erscheinung treten können.

Wir halten derartige Unzuträglichkeiten auch für durchaus nicht bedeutungslos und gleichgültig in gesundheitlicher Hinsicht, nur die übertriebenen Befürchtungen, welche die Anhänger der Feuerbestattung daran knüpfen, können wir nicht gelten lassen. Und wo hätten denn auch je bei uns selbst in früheren Zeiten Verhältnisse bestanden, wie etwa bei den „fosses communes“ in Paris? Bei den jetzt aber in dieser Beziehung geltenden strengen gesetzlichen und polizeilichen Bestimmungen, bei dem gegenwärtigen Modus der Erdbestattung, wonach Leichen immer nur nach langjähriger Verwesungsfrist die Stätten ihrer Vorgänger beziehen, bei der sorgfältigen Prüfung der für diese Zwecke bestimmten Plätze nach Lage, Bodenbeschaffenheit, Grundwasserstand etc. gehören in der That irgend gegründete Klagen in der fraglichen Beziehung zu den allergrössten Seltenheiten.

Die Grundluft selbst dicht bei Grabstätten, weist nur äusserst geringe Mengen von Ammoniak auf und ebenso ist der Ammoniakgehalt,

welcher sich als Abkömmling des organischen Stickstoffes in dem Wasser mancher Kirchhofsbrunnen vorfindet, im Vergleich zum Salpetersäuregehalt nur ganz unerheblich. Auch Schwefelwasserstoff ist in der Grundluft nicht gefunden worden. Die verschiedenen Bodengattungen nehmen eben je nach ihrer physikalischen und chemischen Beschaffenheit mehr oder weniger Gase auf und vermitteln unter Verbreitung des Sauerstoffs deren weitere Oxydation zu geruchlosen Verbindungen. Es käme von gasigen Produkten der Leichenverwesung auf gut angelegten und zweckmässig verwalteten Friedhöfen eigentlich nur die Kohlensäure in Betracht, die man bekanntlich ja auch den nicht athembaren Gasarten zuzählt. Aber auf unseren Leichenäckern befindet sich die dem Boden etwa entweichende Kohlensäure, wie schon früher angedeutet, in einem solchen Verdünnungsgrade, dass wir dieselbe als nachtheilig für die Gesundheit nicht zu fürchten nöthig haben, so wenig wie die Kohlensäure unserer moussirenden Getränke und unseres Trinkwassers. In unseren Wohnungen aber und besonders in öffentlichen Räumen mit mangelhafter Lüftung athmen wir dieses Gas vielfach in weit grösserer Concentration ein und mit ihm noch andere Gasarten viel schlimmerer Art, als das auf gut verwalteten Friedhöfen je vorkommt; das sollten sich auch die Gegner des Erdbegräbnisses mehr gegenwärtig halten; um wirkliche Gesundheitsschäden aufzufinden, braucht man wahrlich nicht bis auf die Leichenäcker zu gehen.

Wie vielfach die Gefahren der Leichenverwesung für die menschliche Gesundheit von den Anhängern der Feuerbestattung überschätzt werden, geht auch aus den Erfahrungen hervor, welche in den letzten Kriegen bei der Bestattung auf den Schlachtfeldern gemacht worden sind: ein nachweisbarer schädlicher Einfluss auf den Gesundheitszustand der Arbeiter und der Bewohner der den Schlachtfeldern nahe gelegenen Orte wurde trotz der durch die Verhältnisse bedingten oft nur oberflächlichen Verscharrung mehrerer Leichen in ein Grab nicht beobachtet, wohl aber brachen Typhusepidemien in dem Lager vor Metz aus, wo grosse Truppenkörper auf verhältnismässig engem Raum zusammengedrängt waren, in Folge der Verunreinigung des Bodens durch Fäkalien und sonstige Auswurfstoffe. Auch bei uns ist der Beweis einer Begünstigung der Verbreitung von Typhus- und Cholera-Epidemien durch Friedhöfe einer strengen Kritik gegenüber noch in keinem einzigen Falle erbracht. Schliesslich würde ja auch die Feuerbestattung die Möglichkeit der Ansteckung Lebender durch die Leiche nicht ausschliessen, da letztere ja wie bei dem Erdbegräbniss vor der Bestattung eine gewisse Zeit im Sarge liegt.

Ich muss daher in der Frage, ob „Friedhof oder Urnenhalle“, ob Umgestaltung des bisherigen Bestattungsverfahrens oder Bei-

behaltung desselben an dem Standpunkte festhalten: dass zwar in gesundheitlicher Hinsicht gegen die Feuerbestattung nichts von Bedeutung einzuwenden ist, sofern dieselbe es ermöglicht, die Leiche auf raschem, leichtem und unschädlichem Wege in ihre Bestandtheile zu zersetzen, dass man sogar gewisse gesundheitliche Vorzüge der Feuerbestattung in grossen Städten und sobald dieselbe obligatorisch gemacht würde, nicht absprechen darf, dass aber andererseits, so lange die Gefährlichkeit eines nach den Gesetzen der Wissenschaft und der Erfahrung angelegten und nach denselben Grundsätzen verwalteten Friedhofs weder theoretisch noch praktisch nachgewiesen ist, ich meinerseits es nicht für nothwendig und zeitgemäss halte, eine Aenderung des bisherigen Bestattungsverfahrens anzustreben. Wir haben im Allgemeinen auch nach der sanitären Seite hin keinen Grund und darum auch kein Recht, die Beseitigung des Erdbegräbnisses, wie es jetzt ausgeführt wird, zu fordern, da wir die Ueberzeugung hegen, dass, wenn diesem Bestattungsverfahren auch noch hie und da manche Unzuträglichkeiten anhaften, diesen durch zweckmässige gesundheitspolizeiliche Massnahmen wirksam begegnet werden kann. Es ist aber allbekannt, dass in dieser Frage nicht ausschliesslich hygieinische Rücksichten in die Wagschale fallen, dass gewichtige juristische und sonderlich gerichtsärztliche Gründe die sofortige völlige Vernichtung der Leichen als unthunlich, weil der Rechtspflege im Staate geradezu nachtheilig, erscheinen lassen, ganz zu geschweigen des harten Widerstands, den die Umgestaltung unserer Leichenbestattung an den pietösen Gefühlen der Bevölkerung finden würde. Denn wiewohl wir diese sittlichen und religiösen Gefühle bei unserem Volke hochachten und entschieden dagegen Verwahrung einlegen, dass man sie als „Vorurtheile" bezeichnet und auffasst, möchten wir doch bei der Abwägung von für und wider Erdgrab oder Urne gerade von den hier in Frage kommenden Gesichtspunkten aus an einen alten Spruch erinnern, einen Satz aus der jüngern Edda 3, S. 251. Da heisst es: Da sprach Thridi: „Das ist das Wichtigste, dass er (Allvater) den Menschen schuf und gab ihm den Geist, der leben soll und nie vergehen, wenn auch der Leib in der Erde fault oder zu Asche verbrannt wird".

Die Frage „Friedhof oder Urnenhalle?" wird in nicht ferner Zeit wieder mehr in den Vordergrund der öffentlichen Erörterung treten als heute. Es war der Italiener Coletti, der 1866 den Vorschlag den Behörden unterbreitete, Scheiterhaufen auf den österreichisch - italienischen und preussisch - österreichischen Schlachtfeldern für die Leichenverbrennung zu errichten. Sein Vorschlag war erfolglos. Hingegen wurde auf deutscher Seite auf

den Schlachtfeldern um Metz, wenn man auch nicht Scheiterhaufen errichtete, doch auf ein rascheres Verwesen der Leiche unter möglichster Hintanhaltung der Fäulniss Bedacht genommen. Man benützte damals die Falkony'sche Mischung, die aus Sägespänen und Zinksulphat besteht (in der Schrift question d'hygiène à propos des inhumations. Paris, 1860, findet man das Verfahren ausführlich beschrieben). Créteur verbrannte mit Zustimmung der Regierungen Deutschlands und Frankreichs auf den Schlachtfeldern von Sedan vom März bis Mai 1871 die bereits halbverwesten Menschen- und Thierleiber in ihren Gruben mittels Theer, der in die Massengräber geschüttet und dann durch in Petroleum getränkte Strohbüschel entzündet wurde.

Die Frage, in welcher Weise am raschesten, sichersten und sanitär unbedenklichsten die Schlachtfelder von den angehäuften Menschen- und Thierkörpern zu säubern sind, wird in den bevorstehenden schweren Kriegen abermals die Völker beschäftigen. Dann wieder werden Hekatomben von Menschenleibern diese greise Erde decken, die seit dem Tage des ersten Brudermordes Ströme von Menschenblut und Thränen getrunken hat. Die Ernte harrt des Schnitters.

Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!
Dahinter, dahinter! von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Schnitter, da kommt er, der — Tod!

Anhang.

Vorstehenden, die Frage zwar schon nach allen Seiten, und zwar ebenso leidenschaftslos als sachlich beleuchtenden Studien des Dr. Maximius hänge ich mit Verlaub noch die Äusserung eines Schriftstellers an, dessen Persönlichkeit Hygieia in diesem Hefte, pag. 368, als ärztliche Grösse vorführt, des kürzlich in Italien verstorbenen Dr. E. Grisanowski, der mir nach Lesung eines über den Gegenstand gehaltenen Vortrages u. A. Folgendes schrieb:

„Mit grosser Befriedigung las ich Ihre Äusserungen über die Leichenverbrennung. Kein Wort, das ich nicht wünschen könnte zum meinigen zu machen. Nur ein Mann von Kopf und Herz darf über solche Fragen reden, deren Lösung die Heisssporne und Steckenpferdreiter nur erschweren. Die Begeisterung vieler Cremisten ist auch nur aus dem Freidenkerthum zu erklären und da man doch ein an sich schon recht ledernes Calvinistenbegräbniss nicht noch lederner machen möchte, und der Bürgermeister, der schon mit den Civilsachen genug zu thun hat, schwerlich Zeit finden würde, an jedem offenen Grabe eine Notariatsformel herzuplappern, so suchen die poetisch angehauchten Naturen eine Entschädigung für die Poesie

des Gottesackers im Aschenkruge, ohne zu bedenken, dass die alten Römer nicht so oft umzogen wie die Bewohner der modernen Miethskasernen, dass ein Transport von Aschenkrügen auf Möbelwagen eher komisch als pathetisch wäre, und dass der seltene Besuch der Gräber vor der ewigen Präsenz des Aschenkruges im Wohnzimmer den Vorzug bietet, gleich dem seltenen Besuche Lebender (wie ein arabisches Sprichwort sich ausdrückt) die Liebe zu erhöhen!

Übrigens begreife ich den Werth der Cremation für alle grossen Städte, in deren Nähe es immer schwerer wird, passendes Land zur Gottesagricultur zu finden, zumal bei der durch unsere Polizeigesetze beschönigten Angst vor Kirchhofsausdünstungen, welche den Werth der Grundstücke ringsum auf die Hälfte herabdrückt, noch ehe die Verhandlungen wegen Anlegung eines neuen Kirchhofes begonnen haben.

Ein Theil der Begeisterung für diese Agitation mag also berechtigt sein und jedenfalls erscheint es tyrannisch, die Cremation „auf ungeweihtem Boden“ zu verbieten. Aber das Schlimmste bei der Sache ist, dass der grössere Teil des daran verschwendeten Eifers von einer tausendmal wichtigeren Frage abgezogen wird: man kann nemlich ebenso leicht lebendig verbrannt wie lebendig begraben werden. Wenn's wahr ist, dass unter 1600 im Durchschnitt Einen dies schreckliche Loos trifft, so wär's doch 1600 mal gescheiter, für obligatorische Einrichtung guter und heizbarer Leichenhäuser zu agitiren als für die Leichenschmirgelei. Auch schliesst das Eine das Andere nicht aus. Leichenhäuser müssten errichtet werden nicht nur auf jedem Kirchhof, sondern auch bei jedem Crematorium, und da es ausser der beginnenden riechbaren Verwesung keine sichere Diagnose des Todes gibt, so müsste die Einsargung nicht schon nach 72 oder gar, wie's horribile dictur in Italien geschieht, 36 Stunden erfolgen, sondern die Anfänge der Verwesung abgewartet werden, gleichviel, wie lange. Das Verscharren todter Menschen hier zu Lande, noch ehe die Nasenflügel erkaltet sind, ist wahrhaft empörend und in Neapel kommt's oft genug vor, dass die Todtgeglaubten sich auf dem Wege nach dem Kirchhofe eines Besseren besinnen. Doch selbst in Deutschland müsste beim Reichstage dahin petitionirt werden, dass er sich für die moribunde Zwangsimpfung durch einen Leichenhauszwang zu entschädigen suche.“ —

Indem ich noch aus eigener Tasche auf die in meinen „Sprechstunden“ (Bd. V, S. 3 und Bd. XVII, S. 66) berichteten Beispiele von beinahe Lebendigbegrabenen verweise, berichtige ich schliesslich noch die im Kreise der Cremisten geläufige Redensart: „Lieber mit einem Schlage von den Flammen als nach und nach von den Würmern gefressen werden.“

Dieser mittelbar schon von Dr. Maximius (S. 325) vorgebeugten Vorstellung nun halte ich aus Dr. J. Hyrtl's massgebendem Lehrbuche der Anatomie (17. Auflage, S. 128) folgende Stelle entgegen: In der Erde vermodert das Fleisch langsam, ohne Entwickelung fauliger Gase — es verwest, d. h. es ändert allmählig sein ganzes Wesen und wird zu Humus („wieder zur Erde“ wie's in der Bibel heisst. P. N.) Kein beerdigter Leichnam wird von Würmern gefressen wie der gemeine Mann und jene gelehrten Philologen glauben, welche das Wort Cadaver aus den ersten Sylben der drei Worte entstanden sein lassen: caro dato vermibus (anstatt von cadere, fallen, also „Gefallenes“, griechisch: Ptoma, woher auch das neue: „Ptomaine“. P. N.). In der Erde gibt es keine Würmer ausser den Regenwürmern und diese nähren sich nicht von Fleisch. Nur zur Sommerszeit, wenn die sich einer unglaublich schnellen Vermehrung erfreuenden Schmeissfliegen ihre Eier in Unzahl auf die unbeerdigten Cadaver legen, verzehren die auskriechenden Maden, welche doch kleine Würmer sind, den Leichnam sehr schnell und unter stinkender Gasentwickelung („Aasgeruch“. P. N.) Ganz richtig sagt ein arabisches Sprichwort, dass die Fliege das Aas eines Cameels in kürzerer Zeit verzehrt, als es ein Löwe thun könnte. In der Erde aber kann sich bei der Verwesung kein stinkendes Gas bilden. (Weiteren Nachtrag s. unter „Neue Bücher“ nachher am Schluss d. H.) —

Aerztliche Grössen der Gegenwart oder Vergangenheit.

7. Dr. med. u. phil. E. G. Fr. Grisanowski.

Geb. 10. Mai 1824, gest. 31. Mai 1888.

Dr. E. G. Grisanowski. Mittheilungen aus seinem Leben und seinen Briefen von Elpis Melena. Nebst einer Würdigung seiner Schriften von Pastor Emil Knodt. Hannover, Schmorl & v. Seefeld. (Prachtband, 6 Mk.).

Die Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Menschen und Arztes nachträglich, so viel an mir, an's Licht zu ziehen, beeile ich mich um so mehr, als er selbst durch anfänglichen Gebrauch von Schleiernamen sein Licht geflissentlich unter den Scheffel stellte. So hatte auch ich längst die im Jahre 1877 von „Jatros“ und 1881 von „Dr. Hammer“ gegen die Vivisektion veröffentlichten

Schriften als die eines auserwählten Vertreters des echten Arztthumes schäzen gelernt, eh' ich erfuhr, dass sie aus gleicher Feder wie die im Jahre 1881 endlich unter seinem wirklichen Namen erschienene Schrift „Das ärztliche Concil zu London“ geflossen, obgleich sich auch ohnedies die Gemeinsamkeit der Urheberschaft aus der geistigen Gleichartigkeit ziemlich sicher erschliessen liess. Nicht aber Mangel an Muth, sondern reine Selbstlosigkeit veranlassten den edlen Grisanowski, jene ersten wuchtigen Angriffe gegen das Bollwerk schulmedizinischen Ritterthumes mit geschlossenem Visier zu unternehmen, nicht ohne sich nachher des Erfolges einer gehörigen Breschelegung zu erfreuen. Im unentwegten Standhalten und Weiterstreiten bestärkte den für seine Person zur Friedfertigkeit Neigenden seine ebenbürtige Geistesverwandte, die — wo's den Schuz der wehrlosen Kreatur gilt — ihrerseits stets geharnischte Frau Elpis Melena, überhaupt eine ebenfalls auserwählte Heldin von der Feder, die denn nun auch im oben angezeigten Werke vorzüglicher Ausstattung dem Dahingeschiedenen ein würdiges Denkmal zu sezen sich befleissigt. Nach dieser sicheren Quelle folgt hier ein Abriss des dem Inhalte nach zwar einfachen, der Form nach aber vielbewegten Lebenslaufes unseres droben im Norden, zu Königsberg in Preussen geborenen und nun drunten in italienischer Erde ruhenden Landsmannes.

Von Kindesbeinen an körperschwach und darum verspätet in den Schulbankdienst getreten, aber um so hellerer Kopf erreichte Gr. schon mit 21 Jahren den philosophischen Doktorgrad (1845), und zwar besonders im Gebiete der Sprachenkunde, wie sie gerade damals von der Regierung behufs Anstellung im auswärtigen Konsulatswesen geschäzt wurde. Da er's seinerseits nöthig hatte, meldete sich Gr. ohne Weiteres und ohne sonstige Fürsprache persönlich beim Minister von Canitz, der, an ihm Gefallen findend, ihn zwar vorläufig vertrösten musste, aber schon 1847 der preussischen Gesandtschaft in Rom attachirte, wo er dann bald die dort unten besonders „toll“ ausbrechenden Wirren des Revolutionsjahres miterlebte. Für seine Person akklimatisirte er sich sehr bald auch in geistigem Sinne zugleich mit einem landmännischen, ihm, soweit nicht der Tod dazwischentrat, bis an's Ende treugebliebenen Freundeskreise. Seine amtliche Stellung jedoch gab er, da er sich von seinem Vorgesezten heimtückisch behandelt fühlte, schon bald freiwillig auf, um zunächst die ebenso einträgliche wie behagliche Stellung als Hauslehrer beim Sohn des Herzogs Sforza im herrlichen Landsize von Genzano zu übernehmen. Im Stillen aber hegte er den heissen Wunsch sich seinen Mitmenschen als Arzt nüzlich zu machen und als ihm ein — ungenannt gebliebener — Gönner freigebigst die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stellte, unternahm er den neuen, im vorliegenden Buche mit „Studenten- und Wanderjahre“ überschriebenen Lebenslauf, zunächst an der Hochschule zu Pisa, hierauf zu Montpellier, wo er leider plözlich wie auf den Tod an einem Brustleiden (Blutsturz?) erkrankte. Während nun seine leiblichen Verwandten, ein Schwesterpaar, im fernen Königsberg festsassen, fand er in der edlen Frau v. Schwartz eine wahrhaft aufopfernde Pflegerin,

welche, von weither an sein Lager geeilt, ihn unter peinlichsten Vorsichtsmassregeln nach einer Villa bei Rom überführte und hier troz schwärzester ärztlicher Vorhersage und wirklich tiefsten Kräfteverfalls, aber Dank seiner geistigen Widerstandskraft und Elasticität wiedergenesen sah, nachdem sie als Mitpflegerin die eine Schwester ebenfalls dorthin berufen. Bald darauf konnte Gr. allein die Reise nach Heidelberg unternehmen und an dieser Hochschule am 13. August 1855 auch den medizinischen Doktorgrad „mit höchster Auszeichnung“ erwerben. Nach Italien zurückgekehrt, liess sich der „kleine Doktor“ oder das „Omega“, wie man ihn wegen seines Aeusseren im vertrauten Kreise nannte, in Livorno, zwischendurch vorübergehend auch in Pisa, Florenz und sonstwo als Arzt nieder, nicht ohne die Dornen des Weltklugheitsspruches zu empfinden, dass „heutzutage ein Doktor, der gut verdienen will, mehr mit den Beinen als mit dem Kopfe arbeiten müsse“. So fand er wenigstens Musse, um sich sogleich auch als Schriftsteller zu bewähren, wenn auch nicht — aus schon angedeutetem Grunde — ohne Weiteres berühmt zu werden. Im Juli 1865 mit einer englischen Predigerstochter, Miss Green, vermählt, unternahm er wiederholt Reisen nach Wales, Deutschland, durch die Schweiz, bis er (1875) abermals durch Erkrankung, dies Mal ein Herzübel, Veranlassung fand, sich dauernd in Livorno festzusezen. „Seine Unterhaltung“ so lautet die Schilderung aus dieser Zeit „verrieth, welch' klassische Nahrung er in seinem zurückgezogenen Studienleben seinem Geiste bot. Sein Gespräch war ein Sprühfeuer genialer Einfälle, zu welchen auch das Unbedeutendste humoristischen Anlass bot, während sein rücksichtsvolles, chevalereskes Benehmen mich, wie ich ihm scherzweise zu sagen pflegte, stets an das eines Gentilhomme aus der Zeit Ludwigs XIV. denken liess.“ Ebenso urtheilte von seinen Arbeiten ein Mann der Wissenschaft: „Alles was aus Gr.'s Feder fliesst, ist formvollendet; in seinen Schriften ringen geistvoller Gehalt, poetische Darstellung und Reichthum des Wissens um die Palme“. — Dass er allmählig auch als ärztlicher Praktiker immer mehr theils von weither, theils weithin gesucht wurde, ergibt sich aus seinen Briefen immer häufiger und einmal führte ihn eine Berathung sogar über die Alpen herüber in's Haus eines schweizerischen Gutsherren. Nachdem ihm sein Gesundheitszustand wieder grössere Vergnügungsreisen gestattet, wurde er am häuslichen Herde im Januar 1886 von einem Gehirnschlaganfalle betroffen, dem im März ein noch schwererer folgte. Troz des auf Betreiben der unermüdlichen Freundin unternommenen Curaufenthaltes in einer süddeutschen Heilanstalt erholte er sich nicht wieder und endete bald nach Rückkehr durch unaufhaltsamen Kräfteverfall. Dass ihm selbst aber der Tod als Erlöser willkommen, konnte ich meinerseits schon aus dem Briefe ersehen, mit dem er mich ein erstes und letztes Mal, besonders auch durch freiwillige Mitgliedwerdung beim Berliner Verein, erfreute. In der Einleitung zu den an anderer Stelle (H. XII, 366) abgedruckten Zeilen schilderte er sich schon damals als körperlich, besonders in der Gliederbewegung und im Gesichtssinne gebrochenen Mann, der sich aber noch gleich einem R. Hamerling (Hft. VIII, S. 241) zu klarer Federführung aufzuraffen verstand. Nachdem ich meine Stammleserschaft schon in den „Sprechstunden“ über seine Veröffentlichungen auf dem Laufenden erhalten, genüge hier der Hinweis auf die von Herrn Knodt in diesem Buche veranstaltete Sammlung und auszugsweise Würdigung des Ganzen. —

Was nun diese Geschichte im Allgemeinen betrifft, so würde ich einem Kreise von Duzendlesern gegenüber den Vorwurf der

Abwegigkeit fürchten, da ja dieser Lebenslauf gar nicht der landläufigen Vorstellung von einem „richtigen Doktor“ entspreche. Eine ernste Leserschaft aber weiss ich schon von früher her („Sprechstunden“, Bd. XVII, S. 228 ff.) in den Standpunkt eingeweiht, von dem ein C. Gutzkow seine Lebensgeschichte von L. Börne abfasste, wenn er sie mit folgenden Worten einleitet: „Es ist nichts leichter als von achtbaren Eltern geboren werden, guten Schulunterricht geniessen, mit viel Sittsamkeit die Hochschule beziehen, mit viel Anmaassung sie verlassen, im schwarzen Frack die Runde bei den Spizen machen . . . . Was du thatest, that dein Amt, deine bürgerliche Stellung, deine nächste äusserliche Pflicht. Du hättest auf diese Art die Welt erobern können und doch nicht nöthig gehabt, dein Bett zu verlassen. Man kann sterben und drei Tage lang von einem ganzen Lande mit Läuten der Glocken, angelaufenen Degen und Florbinden betrauert werden und hat doch nicht wahrhaft menschlich gelebt!“ —

In wenig veränderter Form lässt sich dieser Standpunkt auf die „hervorragendsten Koryphäen“ anwenden, in deren Rufe sich als ewige „Schüler“ zu sonnen, besonders unsere Heilkünstlerschaft sich nicht entblödet. Selbstständiger Sinn jedoch denkt von jener Meisterschaft mit einem Schopenhauer: „Die Gelehrten, wie sie in der Regel sind, studieren zu dem Zwecke, lehren und schreiben zu können; daher gleicht ihr Kopf einem Magen und Gedärmen, daraus die Speisen unverdaut wieder abgehen. Eben desshalb wird auch ihr Lehren und Schreiben wenig nüzen, denn Andere nähren kann man nicht mit unverdauten Abgängen, sondern aus der Milch, die sich aus dem eigenen Blute abgesondert hat!“ —

Ebenfalls bei Schopenhauer findet sich folgender Vers auf die Schülerschaft: „Studirende und Studirte aller Art und jeden Alters gehen in der Regel nur auf Kunde aus, nicht auf Einsicht. Dass die Kunde ein blosses Mittel zur Einsicht sei, an sich aber wenig oder keinen Werth habe, fällt ihnen nicht ein, ist hingegen die Denkungsart, welche den philosophischen Kopf charakterisirt . . . . Die Gelehrten sind die, welche in den Büchern gelesen haben; die Denker, die Genies, die Welterleuchter und Förderer des Menschengeschlechtes sind aber die, welche unmittelbar im Buche der Welt gelesen haben.“ —

Nun wohl! dieser „kleine Doktor“ gehörte insofern zu den Lieblingen Hygieia's, als er, sich mit Adlerflug über das Spazengelichter des Streberthums erhebend, als Praktiker unmittelbar im Buche der Welt las und als Schriftsteller die aus dem eigenen Blute abgesonderte Milch bot. Reihen wir ihn demnach hiemit unseren

„ärztlichen Grössen" an, so können wir zugleich dies seinen Nachruhm verkündende Buch schon als ein Denkmal im Sinne des Dichterwortes begrüssen:

> **„Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan,**
> **Der hat gelebt für alle Zeiten!"**

Hygieinische Apotheke und Ausstellung.

„Medicamentum est, quodcunque vides, quocunque moveris".

---

50. Sichere Ausrottung der Warzen und Hühneraugen ohne schneidendes Instrument.

Traf auch meine Vorhersage von Entdeckung eines Hühneraugenbacillus noch nicht ein, so bescheerte uns doch die wissenschaftliche Forschung schon, wie jüngst die Blätter aus der Dr. Schweninger'schen Klinik meldeten, mit einem richtigen Warzenbacillus, zugleich als Beweis, dass diese Plage (vermuthlich nach dem Beispiele der Kräzmilbenwanderung) ebenfalls übertragbar. Nichts ändert diese glänzende Entdeckung jedoch an der schon früher von mir bekannt gegebenen Behandlung beider Missbildungen, welche (nach Bd. II der „Sprechstunden") kurz zusammengefasst so lautet: für 20 Pfennig entnimmt man aus der Droguenhandlung concentrirte Essigsäure, und zwar in einem Gefässe mit eingeriebenem Glasstöpsel. Etwa 3 mal täglich befeuchtet man durch Umkehren der Flasche den Stöpsel von innen her und betupft dann damit die Oberfläche der Warze oder des Hühnerauges (von hörnin ouge, altdeutsch- hörnenes Auge), worauf sich die Säure (was bei anderen nicht sogleich der Fall) ohne Weiteres einsaugt, ohne sonderliches Schmerzgefühl zu erzeugen, aber unter sichtbarer allmähliger Einschrumpfung. Dies Verfahren sezt man (etwa 8 Tage lang) fort, bis schliesslich eine glatte Hautfläche zu Tage tritt.

Bei ausgebreiteter, kümmerlicher Warzenbildung genügt blosses kräftiges Frottiren des ganzen „Fellstückes" mit rauhem Stoffe (Lufah) und Hühneraugen (Fussweh) verhütet man bekanntlich überhaupt durch Tragen gesundheitsgemässen Schuhwerkes. —

51. Dr. Lindenmeyer's neuer Stoff zu Leibwäsche „Linolan".

„Wie kleiden wir uns vernünftig, gesund und billig" betitelt sich ein im Verlag von A. Zimmer (E. Mohrmann) in

Stuttgart bereits in zweiter Auflage erschienenes Schriftchen, das schon durch seine Geburtsschicksale unser Interesse zu erregen geeignet scheint, in soferne für die erste Auflage der bekannte Wollen-Apostel Dr. G. Jaeger in Stuttgart, anstatt sie zu widerlegen, Unterdrückung durch Beschlagnahme seitens der Stuttgarter Polizei durchsetzte, weil er persönliche Beleidigung darin zu finden meinte.

In der That gleicht die Broschüre, deren Verfasser der durch populärwissenschaftliche Abhandlungen schon mehrfach bekannte Vorstand des Central-Magazins zum rothen Kreuz, Dr. Lindenmeyer in Stuttgart, einem Stich ins Wespennest. Und es ist kein schlechter Stich, den der Verfasser da in einfacher, leichtfasslicher Sprache in das gewaltige Wespennest der Normal- und Gesundheitsbekleidungs-Wirthschaft gethan hat. Er zerzaust das wissenschaftlich sein sollende Phrasen-Werk Dr. Jaeger's und Genossen gehörig und tritt mit der Devise „Platz für den gesunden Menschenverstand!“ für einen durch praktische Erfahrung bewährten neuen Bekleidungsstoff ein zum Beweis, dass er nicht nur das Tadeln, sondern auch das Bessermachen versteht. Wir glauben die lebendig und frisch geschriebene Schrift Allen empfehlen zu dürfen, die auf gesunde und billige und damit auch vernünftige Bekleidung Werth legen. (Preis 50 Pf.).

Vorstehende, mir aus der Feder eines in meinen Augen urtheilsfähigen Stammlesers schon längst zugegangene Zeilen bring' ich erst jetzt zum Abdrucke, weil ich mich doch auch noch selbst von der Art des darin empfohlenenen „Zeuges“ (wie man's hier wörtlich nennen darf) vergewissern wollte, was aber vollständig erst möglich, nachdem das Gewebe die erste Wäsche überstanden. Nunmehr also muss ich, wenn auch für meine Person an Leinwand als Leibwäsche festhaltend, diesem aus Leinwand und Wolle zusammengewebten Stoff in noch höherem Maasse als ich's seiner Zeit mit dem Lahmann'schen Baumwollenstoffe that, allen denen empfehlen, welche zunächst ihr Hautorgan vom unheilvollen Wollen-Regime entwöhnen wollen und lieber heute als morgen sollten. Doch auch noch nicht von Wolle Angekränkelten wird der Stoff z. B. als Nacht- und Négligé-Hemd behagen. P. N.

52. Weitere Stimmen über die sterilisirte Flaschenkinderkost (Vgl. Hft. IX, S. 280). Nachtrag).

Dr. G. Winckler (Würzburg) erklärt sich (d. d. 12. Aug.) dem Soxleth'schen Verfahren aus folgender Erwägung abgeneigt:

„Ich vergleiche diese Pasteurisirung der Milch mit der bekannten Pasteurisirung des Weins. Auch der Wein ist eine orga-

nische, wie J. Guyot sagt, eine lebende Flüssigkeit. Durch die Pasteurisirung, das lang dauernde Erhizen auf 60° C, wird er, wie die Weinkenner bezeichnend sagen, ein todter Wein. Solcher in der Marine übliche Wein steht ebenso tief unter dem Naturwein, wie die nach Soxhlet pasteurisirte Milch unter der unveränderten Kuhmilch. Dass die Kinder, wie Dr. Wehberg beobachtete, beim Genusse jener sterilisirten Milch nicht gedeihen, wäre denkbar." —

Zu dieser Aeusserung schreibt weiter ein rheinländischer Dr. chemiae und Gährungstechniker (d. d. 31. Aug.) Folgendes:

„Im Princip hat der Mann nicht Unrecht. Durch Erhizung auf 60° C. wird ein Theil der in der Flüssigkeit bis dahin gelösten Eiweissstoffe als flockiger Niederschlag ausgeschieden. Nur müsste noch festgestellt werden, in wie weit diese Stoffe dadurch auch unverdaulich werden. Da jedoch W. die Sterilisirung als höchst wichtig bezeichnet, könnte man nach meiner Meinung den jedenfalls doch nur geringen Verlust an Nährwerth wohl in Kauf nehmen. Doch wird sich die Frage ohne experimentelle Untersuchung kaum entscheiden lassen. Auf die übrigen, den Nährwerth der Milch bestimmenden Substanzen, z. B. Fett, hat nach meiner Erfahrung die Temperatur von 60° C. keinen Einfluss." —

Drittens theilt mir Dr. Gerster (München) noch Folgendes mit: „Im soeben erschienenen Lehrbuch der Hygieine von Dr. Uffelmann (Professor in Rostock) finde ich meine Ansicht vom Nuzen des Soxhlet-Apparates" bestätigt, also hat Dr. Wehberg Recht." —

53. Zum „Sacharin" (Nr. 49 S. 344)

wünscht Dr. Alanus folgende Berichtigung aufgenommen:

S. 345 Z. 18 v. o. lies „als Ersaz für" statt: „an Stelle von Rohr- oder Rübenzucker" und fügt hinzu:

„Die Nahrungsmittelfabrikanten benuzen das Gemisch an Stelle von Zucker, keineswegs aber bringt die Fabrik es unter der falschen Bezeichnung von Rohr- oder Rübenzucker in den Handel. Niemals hab' ich die Firma Fahlberg, List u. Gen. einer Fälschung beschuldigt und es kann ihr selbstverständlich aus dem loyalen Vertriebe ihrer Produkte kein Vorwurf gemacht werden." —

Ich meinerseits erinnere daran, dass ich dieselbe Verwahrung zu Gunsten des Herrn Erfinders ebenda (S. 344 unten) sogleich vorausschickte. Mittlerweile fand ich in „Für's Haus" (Nr. 370), welches den Aufsaz von Dr. Alanus seinem Wortlaute nach abdruckte, in Nr. 371 (d. d. 9. Nov.) eine ebenso ausführliche und, wie gern zugestanden, in manchen Punkten berechtigte Gegenerklärung der Herren Westerhüsener Fabrikanten. Nach beiden

Seiten hin aber hielt sich in diesem Widerstreite unser „Berliner Tageblatt“ (d. d. 26. Okt.) die Hände frei: über dem Striche brachte es Aufzählung der dem Fabrikate auf Ausstellungen zugefallenen Auszeichnungen und sprach von der „werthvollen und grossen Errungenschaft“ — im Feuilleton derselben Nummer aber bekommt man eine Verwerfung mit den Anfangsworten zu lesen: „Es ist nicht Alles Zucker, was süss ist!“ —

Kritik.

Die Mitschuld unseres höheren Schulwesens an der Ueberfüllung in den gelehrten Ständen, von **Otto Perthes.** Gotha, Fr. A. Perthes Verlag. — Besprochen von Professor Witte in Pless.

Das Gründungsfieber der siebenziger Jahre erstreckte sich auch auf das Unterrichtswesen. In einer grossen Zahl von Städten, in welchen eine gute Bürgerschule besser am Platze wäre, wurden um das Jahr 1870 höhere Lehranstalten gegründet, und zwar fast ausschliesslich Gymnasien, weil ein solches erstens mehr Berechtigungen gewährt und zweitens wesentlich billiger zu unterhalten ist, als eine Realschule. Ein vollberechtigtes Gymnasium braucht nämlich nur 6 Klassen zu haben, während eine Realschule mindestens 7 Klassen enthalten muss, und ausserdem stellt der Unterricht in den Realien, im Zeichnen und in den Naturwissenschaften höhere Anforderungen an Lehrmittel und Lehrräume, als der sprachlich-geschichtliche Unterricht des Gymnasiums. Durch die neuen Unterrichtsanstalten wurden viele Eltern in die Lage versetzt, ihre Söhne, für deren Fortkommen eine tüchtige Elementarbildung bessere Dienste geleistet hätte, dem Gymnasium zu übergeben. Auch das Berechtigungswesen führte und führt, wie Jedermann weiss, noch heute dem Gymnasium eine grosse Zahl von Schülern zu, von welchen nicht wenige, obgleich sie ursprünglich gar nicht die Absicht hatten, sich einer der sog. „höheren“ Berufsarten zu widmen, später der einmal eingeschlagenen Richtung treu bleiben.

Als dann später den ursprünglichen Gründern die Erkenntniss kam, dass der Nutzen mancher Gymnasien doch nicht den für sie zu bringenden Opfern entspreche, übernahm der Staat diese Anstalten, und noch heute werden alljährlich Gymnasien, welche wohl besser durch Bürgerschulen zu ersetzen wären, auf die Staatskasse übernommen.

Auch durch vielfache Stipendien werden Kräfte, welche sich sonst einem andern Berufe widmen würden, in die höheren Berufs-

arten gelockt. So hat z. B. der Landtag noch in jüngster Zeit einen nicht unerheblichen Theil des sogenannten Polenfonds zur Unterstützung von Gymnasiasten und Studenten bewilligt.

Und dann wundert man sich über die Ueberfüllung in den „oberen“, den gelehrten Ständen!

Ein Hygieiniker weiss nicht, ob er bei dem gezeichneten Bilde an einen Schlemmer denken soll, welcher durch schwere Speisen und Getränke einen übermässigen Andrang des Blutes zum Kopfe herbeiführt und sich dann über Schwere im Kopfe beklagt, oder an einen rastlosen Kopfarbeiter, welcher die Uebung seiner Muskeln und die Ausbildung seines Körpers andauernd vernachlässigt und darum an Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit leidet.

Das etwa sind die Gedanken, welche mir kommen, wenn ich die Klagen über die gefahrdrohende Ueberfüllung der gelehrten Laufbahnen lese. Viele dieser Gedanken finden sich treffend im vorliegenden Schriftchen ausgeführt. (Vgl. auch H. VIII, S. 255 unten.)

Aus der hygieinischen Briefmappe.

Aerztliche Mittheilungen aus dem Leben im „dunklen Erdtheile“.

Von Dr. P. Bachmann.

Der soeben nach sechsjährigem Wirken als praktischer Arzt in Südafrika zurückgekehrte Dr. P. Bachmann, Bruder des früher (Jhrg. I, S. 389) rühmlich erwähnten Düsseldorfer Malers, richtete von seinem jezigen Aufenthaltsorte in der Provinz Posen ein mir von solcher Seite selten zukommendes Schreiben (d. d. B., 11. Sept.), welchem ich folgende Stelle hier entnehme:

1. Zur Praxis vom Inachtnehmen gegen Erkältung.

„Ich gebe sofort dem Drange meines vollen Herzens nach, indem ich Sie versichere, dass die Lektüre ihrer ärztlichen Sprechstunden in mir sozusagen alle Saiten meines hygieinischen Gemüthes in Schwingungen versezt hat... Von den zahlreichen Punkten, die ich in Uebereinstimmung mit Ihnen zu erfahren Gelegenheit hatte, will ich hier nur einen herausgreifen: Wie es unser Kollege Machaon und der greise Nestor („Sprechstunden“ Bd. III, S. 115), so machte ich es in Südafrika; doch erst als ich mich akklimatisirt hatte. Ich lebte, so erinnere ich mich, im Oktober 1883 erst 3 Monate dort und hatte mich schon an Vieles gewöhnt, u. A. an die ein-

fache Kost und an das enthaltsame Trinken, doch noch überlief mich jedesmal ein kalter Schauer, wenn ich mit meinem Freunde Reverend Faure, dem verehrlichen „Predikanten“ unseres Dörfchens Troe Troe in Clavilliam, vor dessen Hause sass und bei Untergang der Sonne (des „pleasure maker“, wie sie englische Offiziere in Indien zu nennen pflegen) ein eisig kalter Wind einsetzte. Dann knöpfte Faure regelmässig sein baumwollenes Hemd auf (die einzige Bekleidung seines Oberkörpers) und liess mit Wonne den kalten Hauch seine schwitzende Haut abkühlen. Ich bekam damals schon bei dem blossen Anblick einen Schauder. Ebenso thaten es Faure und die jungen Afrikaner, nachdem wir in der kaum etwas gemilderten Hitze des Nachmittags Criquet gespielt hatten. Ich selbst ging damals hinauf in mein Zimmer und holte mir ein dickes wollenes Plaid, um mich darin fröstelnd einzuwickeln. Später allerdings, nach einigen weiteren Monaten, that ich es schon wie die Afrikaner. Und als ich nach 5 Jahren auf meinen Zügen in Pondoland und Natal einen kalten Bergfluss nach dem andern mit meinem Pferde durchschwimmen und durchnässt über die zugige, hohe Wasserscheide reiten musste, da dachte ich wohl, wie vielmal ich hier Gelegenheit hätte, mich „zum Tode zu erkälten“ nach Ansicht der meisten Europäer. Dabei ass ich vielleicht nichts als Abends Kürbis oder Maisbrei und hatte als Getränk kaltes Wasser. Nachts schlief ich unter meiner oft nassen Wolldecke in einer Kaffernhütte, und war froh, wenn ich eine solche erreichte.

Als ich zurückkam, schlief ich noch eine Zeitlang mit Vorliebe so hart als möglich, auf einem Teppich auf der Diele ausgestreckt. Heute zwar dieses nicht mehr, doch noch bin ich gegen Zug unempfindlich, und empfinde ihn sogar als etwas Wohlthätiges, wenn ich erhitzt bin. Und heute noch schätze ich Luft, Sonne und Wasser über Alles!“ — (Vgl. hiezu das luftfreundliche Bekenntniss eines alten Arztes. H. II, S. 58.)

Auf mein hierauf an ihn gerichtetes Dankschreiben nebst Bitte um weiteren Beitrag für Hygieia sandte mir Herr Dr. Bachmann vorläufig noch folgendes launige Stück aus seinem Tagebuche von Intsubana in Pondoland d. d. 14. Oktober 1888:

Kaffern-Pudding mit Kaffernkrieg-Kaffee.

Wenngleich der Wert eines guten Rezeptes. keineswegs darin besteht, dass es „sehr weit her“ ist, so will ich dem freundlichen Leser doch ein solches nicht vorenthalten, welches ich im vorigen Jahre bei meinem Aufenthalte in dem unkultivirtesten Theile Südafrikas südlich des Capricorn, in dem Kaffernreiche Pondoland, kennen

lernte. Ich halte diese Mittheilung auch deshalb für zeitgemäss, weil das Haupt-Ingredienz des unten zu beschreibenden Gerichtes — halbreife Maiskolben — jetzt gerade zu beschaffen sind, und überdies der Mais dieses Jahr auch in unseren Breiten recht gut gediehen zu sein scheint. —

Wie fast alle Südländer, so machen auch die Afrikaner — ob schwarz, braun, gelb oder weiss — in Bezug auf Qualität und Quantität ihrer Speisen keine hohen Ansprüche. Ein Gourmand gehe daher ja nicht nach Afrika! Die Kaffern speziell leben fast nur von Brei aus Negerhirse oder Mais, und von saurer Milch, jahrein jahraus. Wenngleich dem Europäer, der längere Zeit fernab von den wenigen Centren der Civilisation leben muss, wie etwa dem Goldsucher nördlich von Transvaal, manchmal der tägliche dicke Maisbrei (vulgo „pup" statt „pap") im Schlunde stecken bleiben will, so habe ich doch in Pondoland ein ganz königliches Maisgericht kennen gelernt.

Rp.: Wenn die Maiskolben am Halme so weit gediehen sind, dass ihre Körner zwar noch etwas saftig sind, man sie aber nur eben noch zerdrücken kann, dann hobelt man von einigen Dutzenden solcher Kolben (nachdem man natürlich zuerst die grünlich-weissen Hüllen entfernt hat) die Körner herunter, so dass nur die Axe der Kolben als grünweisse Strünke übrig bleiben. Der Haufen halbzerschnittener Maiskörner wird nun in einer Schüssel mittels einer hölzernen Rührkeule recht fein gerieben (in Kafferland nimmt man dazu eine grosse, flache und glatte Steintafel und einen rundlichen, etwa 2 Fäuste grossen Rollkiesel, also eine primitivste Mühle). Dieses feuchte Mehl nun häuft man auf eine Natur-Serviette, welche aus zwei Schichten ausgesucht-saftiger grüner Maisblätter besteht, von denen die eine Schicht quer über die andere zu liegen kommt. Die überstehenden Ränder dieser viereckigen Serviette schlägt man oben zusammen und bindet sie mit einem zusammengedrehten Maiskolben-Hüllblatt (ein sehr guter Bast!) fest. Man achte hierbei darauf, dass der Puddingteig, welcher aber kein Wasser enthalten darf, recht fest zusammen gedrückt sei. Diesen ganzen Sack wirft man dann in einen Topf kochenden Wassers, und lasse ihn darin noch mindestens eine halbe Stunde tüchtig kochen, je nach der Grösse des Puddings. Erst wenn sich die Masse ganz hart anfühlt, ist sie gar und schmackhaft. Dann herausgenommen, kann man sie mit Gabeln oder spitzen Stöcken (ja nicht mit einem Messer!) in Brocken zerlegen, und nachdem man nun recht schöne dicke Milch darüber geschüttet hat, hat man ein Gericht für Götter — für einen fettglänzenden breitmäuligen Hallunken von Kaffernhäuptling jedenfalls viel zu schade. Je nach Geschmack kann man dann noch Zucker und Zimmt beifügen, überhaupt alle

Gewürze und Wohlgerüche Indiens. Wir mussten uns dieselben stets dazu denken.

Um nun dem Leser dazu auch ein passendes „echtes“ Getränk zu verschreiben, so muss ich ihn bitten, erst eine kleine Geschichte anzuhören, die ich von dem weissen Afrikaner Mr. Jürg H. erzählt hörte, der mir einige Zeit bei meinen Forschungen in Pondoland zur Hand ging. Jürg legte also eine frische Kohle auf seine verlöschende kurze Holzpfeife, that einige tiefe Züge daraus, spuckte einige Male ins lodernde Feuer, und erzählte folgender Massen: Mein Vater war ein jüngerer Sohn meines Grossvaters, des Baronet meines Namens. Nach alter englischer Sitte erbte meines Vaters ältester Bruder allein die baronetcy und den estate, mein Vater selbst wurde im englischen Heere als Offizier eingekauft. So kam er nach Südafrika, schlug sich tapfer durch die Kaffernkriege, und als die östlichen Distrikte der Kapkolonie, hauptsächlich mit Hülfe der angeworbenen deutschen „Legionisten“ einigermassen zur Ruhe gebracht waren, erhielt er von der kapischen Regierung als Pension ein grosses Stück Land in jenen Gegenden. Hier wurden wir Kinder geboren, 8 Knaben und 7 Mädchen, und wuchsen zwar ohne Unterricht, aber kräftig und gesund heran. Ein sehr ruhiges Leben war es nicht, denn mehrfach wurden wir von feindlichen Kaffern vertrieben und retteten uns und unser Rindvieh nur mit Not nach King (King Williams Town). Einmal, es war im Jahre 1847, hörten wir, dass die Gaika's heranrückten. Zuerst gelang es ihnen nur, uns von unserem Trinkwasser abzuschneiden, welches wir aus einem etwa 3 Meilen von unserem Farmhause gelegenen kleinen Flusse zu entnehmen pflegten, indem wir ein Fässchen auf schlittenartigem Gestell von vier Zugochsen herbeischleppen liessen.

Die Kaffern hatten es natürlich hauptsächlich auf unser Rindvieh abgesehen. Indessen glücklicher Weise wurde letzteres durch das Abschneiden der Zufuhr frischen Wassers in keiner Weise betroffen, da wir dicht beim Wohnhause eine reichliche Quelle brakischen Wassers hatten, welches das Vieh sehr liebte und sich wohl dabei befand. Die Kühe gaben reichlich Milch, weil das „veldt“ gerade jenes Jahr besonders guten Regen bekommen hatte, und infolge dessen natürlich schöne grüne Weide darbot. So entbehrten wir nichts, da wir unseren Durst mit saurer Mich löschten. Die Essgeschirre wuschen wir mit frischer Milch aus. (NB. Vom Waschen des Körpers sprach der biedere Jürg nicht.) Aber womit den Kaffee kochen? Denn den Kaffee können wir Afrikaner nächst dem Tabak bekanntlich am schwersten entbehren. So kochten wir ihn also auch in Milch, statt in Wasser. Und ich sage dir, Doctor (fügte er strahlenden Blickes hinzu, indem er seine Worte durch einen derben Schlag

auf mein gebeugtes Knie, wie ich neben ihm hockte, bekräftigte) ausgezeichnet! Seit jenem Tage haben wir, wenn wir es irgend haben konnten, unseren Kaffe nur noch in Milch gekocht, und zum Andenken an den Krieg, der dann ausbrach (wir flohen mit unserem Vieh wieder nach King) nannten wir diesen Kaffee stets: „Gaika war Coffee“.

„Jürg,“ sagte ich, „ich glaube dir. Aber wir Europäer müssen alles selbst probieren, wie Du weisst. Also wollen wir mal sofort Gaika war Coffee kochen!“ Und das thaten wir dann auch. Und die ersten Worte, die ich darauf ausrief, waren: „Das ist ja die reine Melange aus dem Café Bauer!“ Aber der Sinn dieser Worte ist dem braven Jürg jedenfalls bis heute ein tiefes Rätsel geblieben.

Meinen Lesern aber, welche als kritische Europäer auch wie ich an der Devise „Selbst probiren“ festhalten, wünsche ich: „Guten Appetit“.

Zusaz. — Darf ich zum ersten Theile dieses dankenswerthen Berichtes noch meinen Senf hinzugeben, so finde ich jene ausgesuchte Art der Bereitung in scharfem Gegensaze zu dem Gerichte stehend, das ich damals („Sprechstunden“ Bd. XVIII, S. 94) als berechtigte Eigenthümlichkeit der ungarischen Mittagstafel kennen lernte, aber selbst zu geniessen mich nicht entschliessen konnte, nemlich den berühmten Kukuruz: die noch nicht ausgereifte, blos in Heisswasser gedämpfte und davon einen widerlichen Geruch verbreitende Maisfrucht, erst zum Nachtisch aufgetragen, von männlichen wie weiblichen Gästen einfach in die Hand genommen und ungefähr wie ein Knochenstück abgeknabbert! —

Grösseren Geschmack gewann ich dem Frühstücks-Imbiss Risi-Bisi (d. Reis mit Erbsen) ab: eine Art Kuchen aus Polentareis zum grösseren und jungen Schoten zum kleineren Theile mit Zuthat von gestossenem Parmesankäse. P. N. —

Hygieinischer Lesetisch.

Schielauge eine Krankheit? — Zu den früher schon (Jhrg. I, S. 260 „Die Doktor- und Apothekersprache vor Gericht“) verzeichneten Beispielen von Streitigkeiten über medizinische Begriffe, wenn dabei der Kostenpunkt eine Rolle spielt, kam nun auch diese Frage zwischen Aerzten einerseits und Kassenverwaltung andererseits zur Erörterung. Herrscht über die „Constatirung“ des Fehlers, und zwar nach der blossen „Gesichtsausdruckskunde (!)“ zwischen beiden Theilen volles Einverständniss, so will der zahlpflichtige Theil doch bloss einen Schönheitsfehler zugestehen, wogegen nach ärztlicher Meinung das fortbestehende Schielauge mit der Zeit die Sehfähigkeit beein-

trächtigen kann. Ich für meinen Theil konnte mich leider von der Heilwirkung der an sich ziemlich harmlosen und wenig schmerzhaften Schieloperation nicht überzeugen, fand auch, dass sich der Fehler bei Kindern noch durch blosse Abgewöhnung beseitigen lässt. (Ausführliches s. „Sprechstunden“ Bd. XII, S. 7). — Noch unsicherer erscheint, was die praktische Durchführbarkeit betrifft, Unsereinem die allerneueste Bestimmung des Reichsgerichtes über

Strafrechtliche Verantwortlichkeit für Krankheitsverschlimmerung (Entscheidungen Bd. XIX, S. 225), von der's heisst: „Es ist nicht verständlich, warum gerade ein Mediziner den vorliegend herbeigeführten Erfolg (der Verschlimmerung der Krankheit) nicht als einen verschuldeten sollte verantworten müssen. Und es würde endlich die Meinung, der Angeklagte sei freizusprechen, weil der von ihm dem Kinde zugefügte gesundheitliche Nachtheil nur ein vorübergehender gewesen sei, zu dem Ergebnisse führen, dass unter dem Vergehen der Körperverlezung nur die Verursachung eines bleibenden solchen Nachtheils verstanden werden könnte. Nur dann würde sonach die Freisprechung des Angeklagten objektiv gerechtfertigt erscheinen, wenn die Verschlimmerung einer bereits vorhandenen Krankheit überhaupt eine körperliche Misshandlung oder Beschädigung der Gesundheit nicht sein könnte. Das ist jedoch nicht zutreffend, wie sich schon daraus unzweifelhaft ergiebt, dass andernfalls die sogar vorsäzliche Beschädigung der Gesundheit eines bereits kranken Menschen straflos gelassen werden müsste. Vielmehr sezt der § 223. Str.-G.-B. keineswegs die Beschädigung einer noch intakten Gesundheit zu seiner Anwendung voraus, sondern er hält den Menschen insoweit für gesund, als er nicht erkrankt ist, und es ist darum die Verschlimmerung seiner Krankheit als eine Beschädigung der Gesundheit anzusehen. Nur für das Strafmass kann es unter Umständen von Bedeutung sein, dass der an seiner Gesundheit beschädigte Mensch bereits erkrankt war, weil die Verursachung nicht weiter zur Strafe gezogen werden kann, als sie reicht.“

Die Misslichkeit dieser Entscheidung durchzudenken, bitte ich folgenden Streitfall als vorliegend zu nehmen: Ein bräunekrankes Kind in hygieinischer Behandlung wird nach unserer Ansicht dadurch kränker, dass die Verordnung, Baden und offenes Fenster nicht befolgt wurde — dagegen nach schulärztlicher Ansicht dadurch, dass kein Brechmittel oder sonstiges Medicament verschrieben wurde — ?! — Ferner bitte ich, die Mittheilung (H. V, S. 154 unten) zu vergleichen, wonach chronisches Brustleiden sich durch Gebrauch der „unsinnigen“ Athemcur „verschlimmert“ haben soll! Wie wollte man andererseits solchen Missethäter überhaupt fassen, wenn die „Verschlimmerung“ nur durch Befolgung seiner gedruckten Rathschläge entstand u. s. w? —

Dr. Daniel Sanders, der allbekannte Sprachforscher und Volkssprachlehrer, feierte, wie wohl ebenfalls durch die Tages- und Illustrationsblätter allgemein bekannt, am 12. November in voller geistiger Rüstigkeit seinen 70. Geburtstag. Von Anfang an im kleinen mecklenburgischen Altstrelitz ansässig und nunmehr dessen Ehrenbürger, behielt der — im körperlichen Sinne — kleine Mann, aber um so stärkere Geist, auch von Anfang an seinen Kopf für sich und trat schon in den 40er Jahren als Philologe der damals fast unumschränkten Autoritätsherrschaft der Gebrüder Grimm in einigen Hauptpunkten freimüthig entgegen, obgleich er einerseits seine bisherige Privaterwerbsquelle eingebüsst, andererseits sich durch diese Opposition den Weg zu academischer Berufung und überhaupt Anerkennung als Facultätsmann verschloss. Jetzt aber, an seinem Lebensabende, sieht er sich von Vol-

kes wegen als Held des Kernspruches gefeiert: „Beharrlichkeit macht unüberwindlich!“ — Natürlich fehlte unter der Schaar der Glückwünschenden auch Hygieia um so weniger, als gerade ihre Mannen sich ihrerseits durch dies Musterbeispiel zu weiterem Ausharren ermuthigt fühlen dürfen. Der Jubilar seinerseits griff noch selbigen Abends zur Feder, um ein Dankrundschreiben aufzusezen, welches mit folgendem Merkspruche beginnt:

Mit siebzig Jahren
Hast du so Manches doch erfahren,
Was Jüngern kann als Richtschnur dienen.
Das Nüzlichste verkünd' es ihnen:

Was dich gelehrt hat Jahr und Tag.
Vor Allem Eins: Das, was man heut zu thun vermag,
Soll man gleich heut auch frisch besorgen
Und nicht verschieben bis auf morgen. —

Auf den Weihnachtstisch schlag' ich für Kinder und kinderfreundliche Grosse das Gedichtbilderbuch des ebenso gemüthstiefen als frohsinnigen Dichters Julius Lohmeyer vor: Lachende Kinder, Reimscherze und Scherzreime zu heiteren Bildern u. s. w. Leipzig, A. Dürr's Verlag. Prachtvolle, aber handliche und dabei dauerhafte Ausstattung. Auf S. 40—43 findet sich mit packender Zeichnung von P. Flinzer die in Hygieia, Heft VII, S. 198, erzählte Parabel mit der Aufschrift „Die Enten-Mutter“ in Reimen, aus denen folgende Schlussprobe hier auszuziehen ich mir nicht versagen kann:

Doch die Kinder hören nicht.
All' ihr Gickern, all' ihr Gackern,
All' das Schelten uns'rer Wackern,
Ach, versteh'n die Kleinen nicht,
Da die Gute „Hühnrisch“ spricht,
Und die Watschel von Natur

Halt versteh'n das „Entsche“ nur,
Folgen drum auch Ententriebe,
Patschen, schwimmen fort geschwind,
Doch der Henne Mutterliebe
Macht die Gute dafür blind,
Dass die Küchlein — Enten sind. —

Ein 104. Geburtstag im Betts-Strasse-Hospital zu Cincinnati, Ohio (Kreuzbandsendung des Cincinnatier täglichen Volksblattes d. d. 9. Okt.). Der 2 Spalten lange Bericht betrifft die am 8. Oktober 1785 in Siedlohn, Kreis Ahausen, Beg.-Bezirk Münster, Westphalen, geborene Frau Elizabeth Schulten, deren ältester Sohn, 80 Jahr alt, in Deutschland, der zweite, 63 Jahre, sowie zwei Töchter, je 50 und 55 Jahre alt, in America leben. Den Glanzpunkt der Feier bildete die Erzählung des noch geistesfrischen Geburtstagskindes, wie sie im Jahr 1808 nach dem Tilsiter Friedensschluss als „bildschönes Mädchen“ den ersten Napoleon in nächster Nähe im offenen Wagen sizen gesehen, sprechen gehört und seinen „geisterhaften“ Blick nie vergessen. —

Der Sct. Marien-Verein zu München unter Schuz Ihrer Kgl. Hoheit Prinzessin Ludwig Ferdinand Maria de la Paz und mit über 1000 Mitgliedern trat in die praktische Lösung der Frauenfrage mit Gründung einer Anstalt in Neuhausen ein, behufs Ausbildung armer oder verwahrloster Kinder zu tüchtigen Dienstboten. Die am 17. April 1883 eröffnete Anstalt konnte sich Dank der reichgeflossenen Baarspenden und den Erträgnissen eines Bazar-Verkaufes bereits erheblich erweitern, sowie Hypothekenlasten abstossen. Bei den nunmehr 60 Zöglingen versieht unser Dr. Gerster unentgeltlich die Stellung als Arzt und hygieinischer Gesundheitswächter, nicht ohne in der weiblichen Leitung, Franziskanerinnen von Maria Stern in Augsburg, verständnissvolle Hülfskräfte in „Pflege des stillen, stetigen Wachsthums“ zu finden. An der Spize des Vorstandes steht gegenwärtig der Kgl.

Kammerherr v. Kramer und bereits seit 2 Jahren liess sich der Verein durch Ueberweisung ausgebildeter Dienstboten an seinen Früchten bestens erkennen (Augsburger Abendzeituug Nr. 228, 2. Beibl.). —

Dr. Richard Volkmann von Halle a. S. gestorben 28. November! — Diesen namhaften Chirurgen kannte ich als Studiengenossen im Jahre 1849 auf der Hochschule wo sein Vater, Alfred Wilhelm V., als Lehrer der Physiologie von seltener Geisteskraft wirkte. Aus dem medizinstudirenden Sohne eines solchen Vaters musste bestimmt „etwas werden." Mütterlicher Seits aus dem für Kunst und Wissenschaft thatkräftig wirkenden Hause Haertel in Leipzig stammend, wuchs er nebenbei im Sinne für schöne Wissenschaften und Tonkunst auf. Auch nachher sass ich mit ihm im Auditorium von B. Langenbek, ohne dass sich jedoch bei der Grundverschiedenheit unserer Naturen ein inniges Verhältniss entwickelte. Immerhin verfolgte ich von Weitem sein äusserlich weit glänzenderes Fortkommen mit Vergnügen, wenn ich auch über die ihm von Schulwesen besonders nachgerühmten Einführung der Lister'schen Antisepsis vom hygieinischen Standpunkte nur getheilt denken konnte. Um so lebhafter begrüsste ich nachher die von ihm unter dem Namen Leander an französischen Kaminen inmitten der Kriegszeit für seine — zahlreichen — Kinder gedichteten und bereits in 14 Auflagen gedruckten „Träumereien" und unterschreibe heute aus vollem Herzen das ihm in einem andern Nachrufe gewidmete Zeugniss: R. Volkmann war ein grosser Arzt, ein edler Mensch und eine durchaus künstlerisch fühlende Natur!" —

„Pfui Teufel! . . . Die Pamphlete der Hygieia gehören . . . auf den ersten besten Düngerhaufen!" — Dies grosse, aber gelassen ausgesprochene Wort einer schönen Seele und Zusammenschreibers eines naturärztlichen Winkelblattes, Namens Ressel (Vgl. Heft III, S. 96 unten) sei hiemit rechtzeitig unseren Stammlesern und Solchen, die's beim Jahreswechsel werden wollten, zu Gemüthe geführt! Meinerseits lieferte ich den Vers darauf mit Bacille Nr. 118. —

Neue Bücher und Druckschriften.

Nichols, T. L., Dr. med., die Kunst, mit fünf Groschen = fünfzig Pfennigen täglich auskömmlich zu leben! Deutsche Ausgabe von E. Normann. 6. Auflage. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (B. Fernau. Pr. 50 Pfg.)

Ein recht billiger „Budget"-Entwurf in dieser Zeit der Klage vom „Kampfe um's Dasein"! — Doch auch wer sich nicht an diesen niedrigsten Saz halten muss oder will, wird sich aus dem Büchlein gern darüber belehren, mit wie Wenigem sich vom nüchternen Standpunkte der Bedürfnissfrage auskommen und sogar „ganz gut leben" lässt. —

„Die Neue deutsche Schule", Monatsschrift für Begründung einer dem Zeitbedürfniss entsprechenden Jugendbildung, herausgegeben von Dr. H. Göring, I. Jhg., Berlin, A. Hofmann & Comp. — Organ des in Berlin am 15. Apr. d. J. gegründeten Reformvereins „Die neue deutsche Schule". —

Hygieinischer Volkskalender für Anhänger der naturgemässen Gesundheitspflege und arzneilosen Heilkunde auf das Jahr 1890. Herausgegeben von Dr. M. Böhm, prakt. Arzt in Wiesenbad i. S. — Mit Beiträgen vom Herausgeber, von Dr. S. Böhm, Gerster, Alanus, Herrn G. Schumann u. A. ausgestattet entspricht dieser Kalender

seinem Zwecke auch über's laufende Jahr hinaus in ebenso praktisch verwerthbarer als geistig anregender Weise. —

Die Hausfrau als Hausarzt. Ein Beitrag zur volksthümlichen Gesundheits- und Heillehre von Georg Schumann, Vorsizender des Vereins für naturgemässe Gesundheitspflege und arzneilose Heilkunde in Chemnitz. Mit einem Vorworte von Dr. M. Böhm. Chemnitz, Tetzer & Zimmer's Verlag. Pr. 1 Mk.

Der Vorsizende einer der grössten und ältesten Vereine bethätigt hier sein berufliches Können, das Lehren, auch auf hygieinischem Gebiete mit den ihm aus ärztlicher Feder vorangeschickten Empfehlungsbrief bestens verdienender Sachkenntniss und zugleich, was anderen Schriften dieser Art oft genug fehlt, durchdachter Besonnenheit. Hygieia ihrerseits begrüsst das Büchlein darum besonders freudig, weil's der auch von ihr in den lezten Heften in die Hand genommenen Lösung der Frauenfrage an seinem Theile ebenso thatkräftigen als herzerwärmenden Vorschub leisten hilft. —

Die Leichenverbrennung und der Feuerbestattungsapparat in Gotha. Für Fremde und Einheimische herausgegeben von H. Wettig, Gotha, C. Gläser's Verlag. Mit fünf Bildern.

Dies Schriftchen bietet eine kurze Geschichte der Leichenverbrennung, sowie Beschreibung des Friedhofsgebäudes, Bestattungsapparates und Columbariums. Dazu alle polizeilichen Sondervorschriften und Statistik, leztere mit folgendem Ergebnisse: Seit 10. Dezember 1878 bis 1. Juli 1889 fanden 663 Verbrennungen statt und zwar von 217 weiblichen, 431 männlichen Erwachsenen und 15 Kinderleichen. Laut brieflicher Mittheilung aber langte man Ende Oktober schon bei 703 an. —

Die Pathogenese, Komplikationen und Therapie der Greisenkrankheiten von Dr. H. Seidel-Berlin. — Berlin und Neuwied, Heuser's Verlag. Pr. 1,20. —

Ueber das Wesen der Homöotherapie, Vortrag, gehalten von Sanitätsrath Dr. Bilfinger am 1. Febr. im grossen Saale des Bürgermuseums. Stuttgart, Zahn & Seeger's Verlag. Pr. 50 Pf. —

Die Gesundheit als Grundlage des menschlichen Glückes, ihre Befestigung und Wiedergewinnung, von Prof. H. Mund. Hannover, Schmorl & v. Seefeld. Pr. 50 Pf. —

Elektrische Kuren in Sagrado (bei Görtz). Besprochen von A. Lill von Lilienbach. Abdr. aus „Grazer Morgenpost“, Sept. — Verlag von Dr. Nino von Alimonde. —

Der Frauen- und Kinderarzt. Zeitschrift für Gesundheitspflege. Rathgeber bei Frauen- und Kinderkrankheiten. Herausgegeben von Dr. med. Schreiber, Frankfurt a. M. — Berlin, Globig & A. Krüger. Die Nr. 20 Pf., viertelj. 60 Pf. —

Praktisches Handbuch der naturgemässen Heilweise von Th. Hahn. 5. Auflage. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau), Pr. 4 M. —

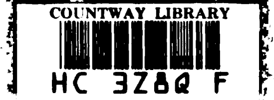
Gesundheits-Bacillen.

114) Wollt Ihr von des Leibes Schmerzen
Heilen allermeist? —
Heilet erst die armen Herzen
Von dem bösen Geist!

Baltzer („Aus meinem Leben“).

115) Wer die Krankheit fürchtet, hat die Gesundheit verloren.

W. A. Securius, Wiesbaden.
(Vegetar. Festschrift.)



3 gal
36



